Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

32101 064469032

Deutsche Revue

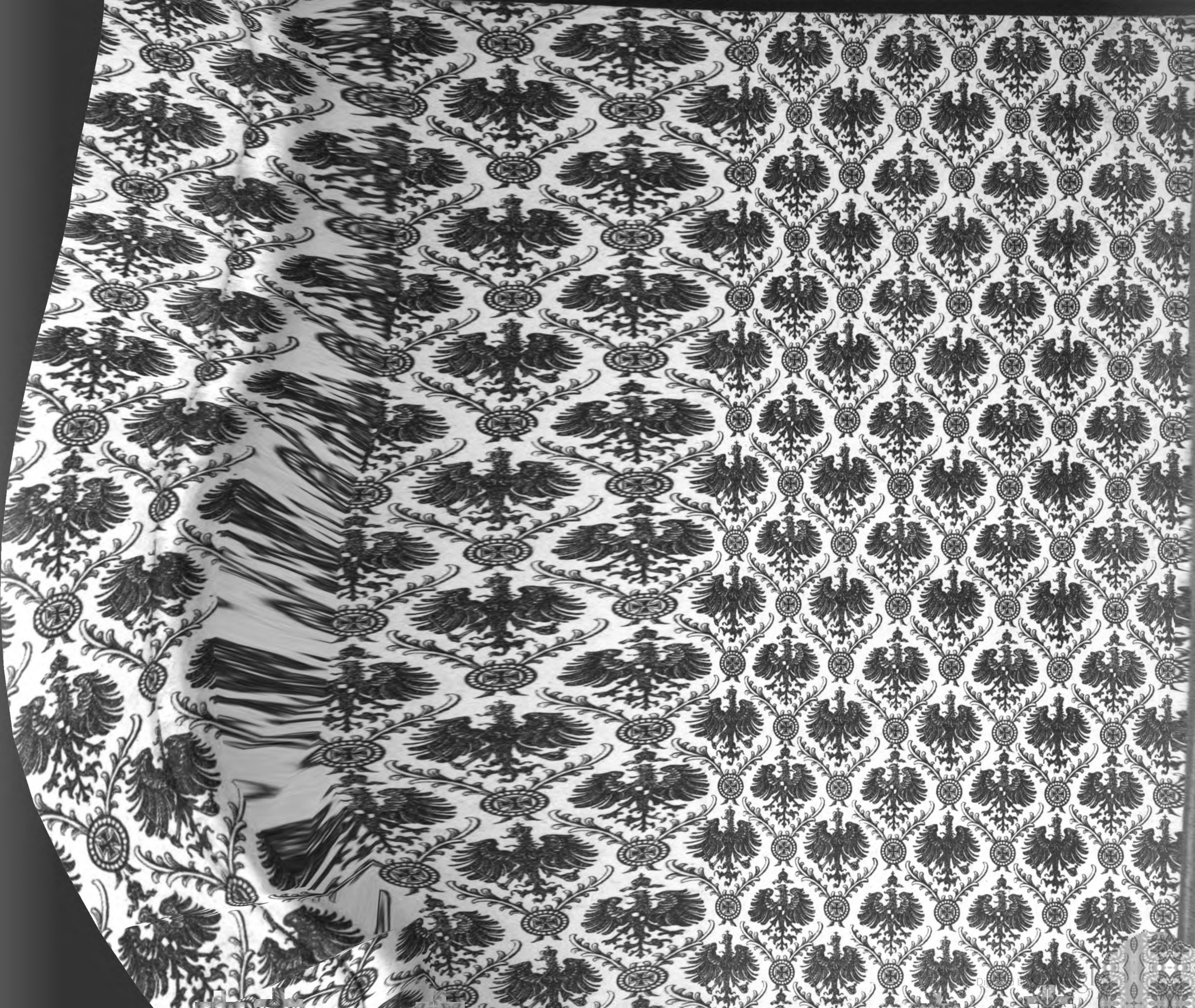
Digitized by Google

0902
2957

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

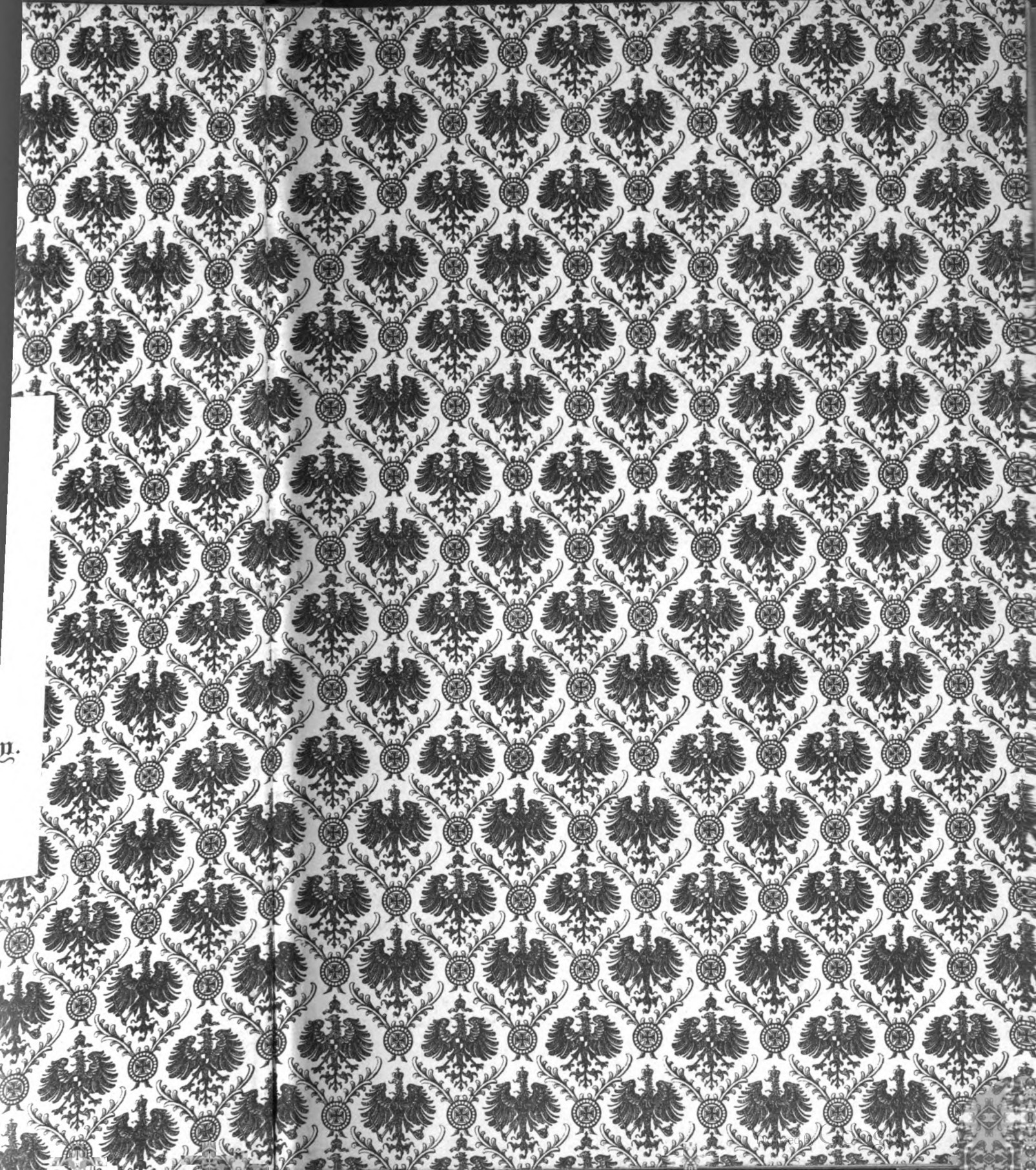


0902
.2957

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.



Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Einundvierzigster Jahrgang. Vierter Band
Oktober bis Dezember 1916

Stuttgart und Leipzig 1916 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.2557
v.41, pt.4
1916

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLI

(Oktober bis Dezember 1916)

Seite

E. E. Lehmann: Die Leistungen der deutschen Diplomatie vor und im Weltkriege. I. 1

R. L. Orchelle: Casement und seine Botschaft 16

Conrad Bornhak: Die Pressel ügen und ihre Diener 28

Friedrich Thimme: Bismarck und Kardorff. Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs. I. II. III. 31. 131. 255

Dr. **J. Lulvès**, Archivrat in Hannover: Die politische Bedeutung des jetzt von England betriebenen Kanaltunnelprojekts 40

Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns 55. 170. 309

Graf Vay von Vaya und zu Luskod E. A. S. M. — A. P.: Von den Küsten des Mittelländischen Meeres (Schluß) 69

Fürst Friedrich Wrede: Ein Ausblick 74

Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. **E. v. Jagemann**: Aus Rudolf v. Gneists Leben und Wirken 77

Aus den Erinnerungen von Eduard Sueß 86

Kathinka v. Rosen, geb. Fabricius: Meine Kriegsfahrten III. Persönliche Erinnerungen 104

John L. Stoddard: Wilson oder Hughes? 121

Julius Baron v. Wlassics, k. ung. Minister a. D., Präsident des k. ung. Verwaltungsgerichtes: Rumänien und die internationale Ehre . 148

Ernst Steinmann: Geraubte Schätze in Paris. I. Die Aachener Säulen. II. Der Löwe und die Rosse von San Marco 154. 282

Freiherr v. Woinovich, General der Infanterie: Zur Psychologie des Völkerkrieges 162

Dr. **Wilhelm Fraknói**: Die Haltung Englands auf der Londoner Botschafterreunion 1912/13 182

Alfred Hillebrandt: Ueber die altindische Erziehung der Prinzen zur Politik 196

Prof. Dr. **Hermann Freiherr v. d. Pfordten**: Deutsche Romantik . . . 203

Wilhelm Cahn, Geh. Legationsrat z. D.: Meine neunundsechzigjährige Fehde gegen den Verlust der Staatsangehörigkeit durch Entlassung 209. 295

579145

Digitized by Google

Seite

Dr. **Freiherr v. Jettel**: Der Schweizerische Bundesrat und die Friedensvermittlung 218

H. Wittmaack: Zur Beschlagnahme deutscher Schiffe in Portugal und in Italien 222

Dr. **Arthur Friedrich** (Berlin): Die schlesische Leinenindustrie und Gerhart Hauptmann 229

Prof. Dr. **Gustav Brünnert** (Erfurt): Die Lügen unsrer Feinde jetzt und 1870 233

E. Dumba, österreichisch-ungarischer Botschafter a. D.: Die Freiheit der Meere als wichtigste Garantie für einen dauernden Frieden . 241

Wilhelm Wundt: Gottfried Wilhelm Leibniz (gestorben 14. November 1716) 248

Conrad Bornhak: Polen und die Teilungsmächte 278

Arnold Sachse: Freie Bahn für alle Tüchtigen! 291

Karl v. Stengel: England, die Neutralen und der Weltbund des Ministers Lord Grey 302

Armenien. Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D. . . 318

Dr. **J. Lulvès**, Archivrat in Hannover: Der gegenwärtige Stand der römischen Frage 325

Justizrat Dr. **Karl Friedrichs** (Düsseldorf): Wie übersetzt man Fremdwörter? 343

Dr. **Eberhard Freiherr v. Danckelman** (Bensberg): Wallenstein und die Besetzung Mecklenburgs im Jahre 1628 348

Kleine Revuen

Literarische Berichte 115. 237. 353

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . . . 120. 239.

Digitized by Google

Die Leistungen der deutschen Diplomatie vor und im Weltkriege

Von

E. E. Lehmann

I.

Am Goldenen Horn

Das Wesen der Diplomatie hat sich, besonders während der letzten fünfzig Jahre, von Grund aus verändert. Ursprünglich beschränkte sich die Aufgabe der Diplomatie auf die Auslegung von bereits vorhandenen und den Abschluß neuer Staatsverträge. In beiden Fällen bestand die diplomatische Kunst in einer geschickten Vertretung der Interessen des eignen Landes, wie das ja auch heute noch der Fall ist. Allein bis zur gegenwärtigen Ausbildung der Verkehrsmittel war diese Aufgabe eine geographisch mehr oder weniger begrenzte und dazu in erster Linie eine rein politische. Je mehr Verkehrsanstalten und Verkehrsmittel die Staaten und Völker einander näherrückten, desto mehr verwandelte sich die rein politische Aufgabe der Diplomatie in eine überwiegend volkswirtschaftliche; ja sehr häufig wurde das volkswirtschaftliche Element der Träger des rein politischen. Politik aber — man kann das nicht oft genug wiederholen, weil es von Nichtfachleuten immer wieder außer acht gelassen wird — ist Geschäft, und zwar das denkbar wichtigste und verantwortungsreichste Geschäft, weil es sich dabei um Wohlergehen und Lebensinteressen vieler Millionen von Menschen und großer Reiche handelt. Daß die Engländer vielleicht als die ersten unter allen modernen Kulturvölkern dieses innerste Wesen jeder wahren Politik begriffen, gab ihrer Diplomatie in früheren Zeiten das große Uebergewicht über die Diplomatie der europäischen Festlandsstaaten. Großbritannien war, sobald es anfing Kolonialmacht zu werden — also seit den Tagen der Königin Elisabeth —, seinem innersten Kerne nach in erster Linie Handelsstaat; seine Kolonien waren für das britische Reich nichts Besseres als großangelegte Handelsfaktoreien zugunsten der Bewohner des britischen Mutterlandes. Die Engländer brachten den fremden, in ihren Kolonien lebenden Völkern jede Art Handel und damit verbunden wirtschaftliche Arbeit und Verdienst; sie bauten Wege, Eisenbahnen, Telegraphen usw.; dagegen ließen sie die geistige Kultur dieser Völkerschaften fast ganz unberührt im Gegensatze zu der

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

erst unlängst begonnenen deutschen Kolonisation, welche nicht nur für den volkswirtschaftlichen Fortschritt der halb oder ganz wilden, in den deutschen Kolonien ursprünglich ansässigen Völkerschaften, sondern auch für ihre sittliche und geistige Hebung durch Anlage von Schulen, Kirchen und allerlei wissenschaftlichen Anstalten Sorge trägt. Diese Beschränkung der britischen Kolonisation auf rein wirtschaftliche Ziele erleichterte die Arbeit der großbritannischen Verwaltung und mit ihr auch eine zweckentsprechende Tätigkeit der englischen Diplomatie. Nicht nur trug sie außerordentlich viel bei zur Konzentration der der englischen Regierung zu Gebote stehenden sehr reichlichen Geldmittel, sie brachte auch mit sich eine recht genaue, auf Selbstsehen gegründete Kenntnis der volkswirtschaftlichen Bedürfnisse in den verschiedenen Teilen des britischen Weltreichs. Die Beamten und vor allem die englischen Konsuln in den englischen Kolonien waren und sind zumeist praktische, von jeder bureaukratischen Schablone freigebliebene Kaufleute. Daher sind auch bis auf den heutigen Tag die englischen Konsularberichte fast ohne jede Ausnahme geradezu mustergültige Arbeiten von hohem volkswirtschaftlichem Werte. Gegenüber der durch Jahrhunderte ausgebauten großbritannischen Verwaltung sind wir Deutschen, ganz abgesehen von dem soeben erwähnten idealen Charakterzug unsrer Kolonisation, junge Anfänger. Der deutsche Kaufmann hatte, nach dem Verschwinden der deutschen Hansa und mehr noch nach dem Zusammensturz des alten Deutschen Reiches, den ihm früher, wenn auch nur innerhalb beschränkter geographischer Zonen, eigen gewesenen Unternehmungsgeist eingebüßt; er fand bei der in Deutschland bis zum Jahre 1870 herrschenden Kleinstaaterei von seiten seiner Regierungen keinerlei Unterstützung für überseeische Unternehmungen. Dadurch war ihm Kaufmannsgeist im großen Stile abhanden gekommen. Die Folgen dieses Zustandes bestehen zum Teil auch jetzt noch, obgleich der Deutsche in Anbetracht seiner noch lange kein halbes Jahrhundert alten neubegonnenen Kolonisation und Ueberseeunternehmungen schon heute geradezu bewundernswürdige Leistungen aufzuweisen vermag. Sogar hervorragende englische Volkswirte und Politiker staunten, wie ich aus persönlicher Erfahrung weiß, die Leistungen der Deutschen in Afrika und Kiautschou an; diese Leistungen erschienen den Briten teilweise geradezu als neue Offenbarungen. Sie waren nur möglich geworden durch die moralische und, soweit die vorhandenen Mittel es gestatteten, durch die tatsächliche finanzielle Unterstützung der deutschen Reichsregierung. Diese aber beruhte wieder auf der Arbeit unsrer Konsuln und unsrer Diplomatie. Dabei hatte die deutsche Diplomatie mit doppelten Schwierigkeiten zu kämpfen: im Gegensatz zu der Diplomatie aller andern Großmächte und vor allem im Vergleich zu der russischen und englischen Diplomatie standen ihr keinerlei ausreichende Gelder für die Beeinflussung der öffentlichen Meinung zur Verfügung. Dazu kommt, daß die Gehälter unsrer Gesandten und Botschafter fast überall unzureichend sind. Beispielsweise hat der immer noch mit am besten dotierte deutsche Botschafter in London ein Gehalt von nicht mehr als 150000 Mark. Das scheint in deutschen Augen eine sehr große Summe, ist es jedoch für den höchsten staatsmännischen Ver-

Digitized by Google

treter des Deutschen Reiches in Großbritannien durchaus nicht bei den großen, ja ungeheuren finanziellen Ansprüchen, welche teils direkt, teils indirekt mit seiner hohen Stellung verknüpft sind. Schlimmer noch als etwa in London, Paris und Rom macht dieser Uebelstand in St. Petersburg und im nahen Orient sich geltend.

Unter diesen finanziellen Voraussetzungen muß man die Leistungen der deutschen Diplomatie auch während des gegenwärtigen Krieges beurteilen.

Am Goldenen Horn hatten schon während des Jahres 1912 die hier kurz gekennzeichneten Verhältnisse politisch sehr greifbare Folgen. Einem Diplomaten der Entente war es, dank den ihm zu Gebote stehenden Mitteln, gelungen, das Kabinett des Komitees für „Einheit und Fortschritt" zu stürzen; das infolgedessen ans Ruder gelangte Kabinett Mukhtar entsprach noch keineswegs den Bestrebungen der komiteefeindlichen Kreise; hielten diese Kreise doch alle Karten des Balkanbundes zu dem Zwecke in der Hand, die Status-quo-Politik über Bord zu werfen, welche jahrelang für die Türkei die Richtung gegeben hatte! Das bis dahin für unantastbar geltende Dogma der territorialen Unverletzlichkeit des türkischen Reiches wurde in diesen Kreisen schon zu Anfang der Feindseligkeiten des Balkanbundes nur noch zum Schein aufrecht erhalten. Außerdem war die „Entente" vollkommen, schon bei Beginn des Krieges (1912—1913), von den Zielen des Balkanbundes unterrichtet. Die auf die Zertrümmerung des türkischen Reiches ausgehende Politik der Entente erreichte denn auch ihren höchsten Triumph, als der schwache Großwesir Ghasi Mukhtar-Pascha durch den längst erprobten Kiamil-Pascha als Großwesir ersetzt wurde, denn Kiamil bekannte sich offen als Anhänger der Entente. Kiamils größter Anhänger war der erste Dragoman der britischen Botschaft, Fitzmaurice. Fitzmaurice und seine Freunde machten aus ihrem Jubel über diese Wendung auf der Hohen Pforte keineswegs ein Geheimnis. Zu ihnen gesellten sich eine Anzahl von Politikern, die unter Führung von Madame Bompard, der geschäftstüchtigen Frau des französischen Botschafters, äußerlich zu einer Vereinigung zusammengetreten waren, genannt „die Freunde von Stambul". Sie gaben vor, für die Erhaltung der historischen Altertümer in der Türkei zu sorgen, um dadurch den Türken gesellschaftlich und politisch näher zu kommen. Sobald der Balkanbund an die Türkei den Krieg erklärt hatte, zeigten diese „Freunde der Türkei" ganz offen ihr wahres Gesicht: Sie beglückwünschten sich gegenseitig in den Botschaften Englands, Frankreichs und Rußlands sowie in den mehr oder weniger vornehmen Klubs der türkischen Hauptstadt. Mit geradezu zynischer Offenheit sprachen sie von der Niederlage, welche sie nach ihrer Meinung der Politik des Deutschen Reiches bereitet hatten. Die Türkei hielt man in diesen Kreisen für vollkommen „erledigt". Daß sie dem vierfrontigen Ansturm der Heere des Balkanbundes nicht würde standhalten können, galt als durchaus sicher.

Die bald darauf eintretenden kriegerischen Ereignisse in Thrazien schienen den Ententefreunden recht zu geben und sie der vollen Erfüllung ihrer Hoffnungen nahe zu bringen. Das Kabinett Kiamil-Pascha wurde durch den von

Digitized by Google

der Entente ausgeübten Druck gezwungen, die besten der jungen Türkei verfügbaren Männer auszuschalten. Heerführer und Staatsmänner wie Mahmud Schefket-Pascha wurden rücksichtslos kaltgestellt. Ihre dringenden Wünsche für Erlangung eines Armeekommandos, um auf dem Schlachtfelde ihrem Vaterlande ihr Bestes zu geben, wurden mit frivolem Achselzucken und entschiedener Ablehnung beantwortet. Andre, wie den tüchtigen und zuverlässigen Izzet-Pascha, hielt man entfernt als Chef des Operationsheeres im Jemen. Auch die der türkischen Heeresverwaltung zur Verfügung stehenden deutschen Reformoffiziere blieben entweder ganz unberücksichtigt oder zur Untätigkeit verurteilt; nur auf sehr kategorisches Drängen hin fanden einzelne von ihnen Verwendung, und dann auch nur an Stellen, wo sie so wenig wie möglich nützlich wirken konnten.

Die herben Enttäuschungen, welche der Winterfeldzug von 1912 den durch jahrelange Feldzüge schon vorher hart geprüften und damit außerordentlich geschwächten osmanischen Truppen brachte, hatten selbstverständlich ein neues Frohlocken der Ententemächte zur Folge. Die für die Türken unglücklichen Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze führten Ende Januar 1913 zu Präliminarverhandlungen für einen der Türkei höchst ungünstigen Frieden. Doch während dieser Verhandlungen empörte sich das durch Kiamil-Pascha und dessen ausländische Freunde gewaltsam unterdrückte Volksbewußtsein der Türken mit elementarer Gewalt. Die dadurch hervorgerufene Volksbewegung führte zu dramatischen Vorgängen im türkischen Ministerrate, gerade als dort der für die Türkei so besonders ungünstige Friedensvertrag zur Beratung stand. Der diesen Vertrag befürwortende Kriegsminister Nasim-Pascha mußte seine Schuld und Unfähigkeit mit dem Leben bezahlen. Wenige Stunden später hatte das Kabinett Kiamil-Pascha zu regieren aufgehört. An die Stelle von Kiamil trat der bedeutende Staatsmann und Feldherr Mahmud Schefket-Pascha. Mahmud Schefket griff mit eiserner Energie nicht nur in die militärische, sondern auch in die Zivilverwaltung ein, um dem durch die Ententemächte begünstigten Verfall des türkischen Reiches Einhalt zu tun. Er fand für diesen Zweck die nachdrücklichste Unterstützung bei dem damaligen deutschen Botschafter Herrn v. Wangenheim. Das von einem tiefen Verständnis für die wahren Interessen der Türkei beseelte enge freundschaftliche Verhältnis der beiden Staatsmänner sollte bald die besten Früchte tragen, denn Mahmud Schefket verstand es, Wangenheim für seine Lieblingsidee, die Reorganisation des türkischen Heeres, zu gewinnen.

Das bis dahin befolgte System, *einzelne* Reformer in Heer und Verwaltung aus Deutschland oder auch, wenn es die augenblickliche politische Konjunktur durchaus erheischte, auch aus andern Ländern heranzuziehen, hatte sich nicht bewährt. Nur zu oft wurden diese fremden Hilfskräfte, der inneren politischen Lage der Türkei entsprechend, kaltgestellt, ja gänzlich beiseite geschoben. Daher wollte Mahmud Schefket die zur Erstarkung der Türkei notwendige Heeresreform durch eine möglichst unabhängige Militärmission im großen Stile bewerkstelligen lassen. Die Verhandlungen über diesen Punkt nahmen Wochen, ja Monate in Anspruch. Zwar waren Mahmud Schefket und Wangenheim von der Not-

Digitized by Google

wendigkeit eines radikalen Eingriffs in die bisher geübte Praxis voll durchdrungen; allein sie fürchteten von der Minierarbeit der im Solde der Entente stehenden Kreise Widerstände, welche über das Maß ihrer eignen Machtmittel hinausgehen würden. Dennoch ließen sie nicht locker; mit unermüdlicher Zähigkeit kämpften sie für die von ihnen vertretene Auffassung. Im Laufe dieser äußerst schwierigen und in ihren Einzelheiten niemals näher bekannt gewordenen Verhandlungen traf den großen Staatsmann und Reorganisator Mahmud Schefket die sichere Kugel eines gedungenen Mörders. Es unterliegt keinem Zweifel: Mahmud Schefket war der Entente verhaßt geworden. Instinktiv fühlten die Ententeleute, daß dieser Mann, der schon einmal im April 1909 an der Spitze des Befreiungsheeres die Türken von einem schweren Alpdruck befreit hatte, vor einer Beseitigung der dem neuen Organismus noch anhaftenden Schlacken nicht zurückschrecken würde. Für den Gemordeten in die Bresche trat der noch heute als Großwesir waltende Prinz Seid Halim. Zugleich übernahm der unterdessen aus dem Jemen zurückgekehrte Izzet-Pascha das Kriegsministerium. Beide Männer hielten treu zu den von dem ermordeten Mahmud Schefket befolgten Grundsätzen, so daß die deutsche Diplomatie den bei Schefkets Mord fallen gelassenen Faden nach ganz kurzer Zeit wieder aufzunehmen vermochte. Endlich gediehen denn auch, nachdem Izzet-Pascha als Kriegsminister zurückgetreten und durch Enver-Pascha in diesem Posten ersetzt worden war, die eingehenden Verhandlungen über die Berufung einer deutschen Militärmission zu endgültigem Abschluß. Kurze Zeit darauf traf diese Mission unter Führung des Generals Liman von Sanders in Konstantinopel ein. Sofort nahm sie ihre mit größter Spannung erwartete und von den größten Hoffnungen begleitete Tätigkeit auf. Der Beginn der Tätigkeit der deutschen Militärmission, die gleichzeitig an mehreren Punkten des türkischen Reiches einsetzte, wurde zum Signal eines alle früheren Erfahrungen übertreffenden Intrigenspiels von seiten der Ententediplomatie. Niemals vorher wurde von dieser Diplomatie mit so viel Zynismus und Machiavellismus gekämpft; nicht einmal in der an Ränken so überreichen türkischen Geschichte. Um jeden Preis sollte die Militärmission wieder beseitigt werden. Die offizielle Ententediplomatie schob sofort Rußland in die erste Linie vor. In allen Tonarten versuchte man die Pforte einzuschüchtern und zu bedrohen. Sogar der Zar persönlich trat in die Schranken. Als trotzdem alle diese Bemühungen vergeblich blieben, wurde das Geschütz eines Ultimatums aufgefahren; jedoch auch das änderte an den festen Vorsätzen der türkischen Regierung nicht das geringste. Die türkischen Staatsmänner begriffen, daß das Spiel um Sein oder Nichtsein des Osmanenreiches in ein für die Türkei außerordentlich ungünstiges Stadium treten mußte, sobald sie die ihnen von deutscher Seite gebotenen neuen Waffen aus den Händen gaben. Die deutsche Militärmission schritt, unbekümmert um das sie umgebende Toben, in ihrem reichen Arbeitsprogramm stetig vorwärts. In diesem von seiten der Entente mit vergifteten Pfeilen geführten Kampfe ihren türkischen Freunden das Rückgrat zu stärken, war in jenen Tagen die keineswegs leichte Aufgabe der deutschen Diplomatie, zumal

Digitized by Google

die französische Diplomatie alle Hebel in Bewegung setzte, durch ein fein ausgesonnenes Finanzarrangement die schon lange für Ostanatolien geplanten Eisenbahnverkehrswege in ihre Hände zu bekommen. Diese Bahnen sollten nach einer mit St. Petersburg getroffenen geheim gehaltenen Abmachung in die Hände der Russen gespielt werden. Bei der schlechten Finanzlage des türkischen Staatsschatzes wurde es der von der Pariser Hochfinanz ins Schlepptau genommenen französischen Diplomatie nicht schwer, in Stambul einen recht empfindlichen Druck auszuüben. Auch in dieser Sache gelang es der deutschen Diplomatie, freilich nur durch Aufbietung all ihrer Kraft, zunächst einen Aufschub der für die ganze Zukunft der Türkei möglicherweise ausschlaggebenden Verhandlungen zu erreichen. Die Auslieferung der ostanatolischen Verkehrswege an die französisch-russische Vereinigung wäre auf einem leicht erkennbaren Umwege eine starke Bedrohung der Meerengen geworden, für Konstantinopel nicht weniger gefährlich als die direkte Bedrohung auf dem Seewege. Schon während der ganzen letzten Jahre hatten der Zar und mit ihm seine Regierung, besonders seit dem Italienisch-Türkischen Kriege, die Sperre der Meerengen als schwere Fessel empfunden. Sie hinderte das mächtige russische Reich in seiner Bewegungsfreiheit und beeinträchtigte seine Stellung als Weltmacht. Immer leidenschaftlicher wurde in Rußland das Verlangen nach Sprengung dieser Fessel. Daher sah Rußland in einer etwaigen militärischen Erstarkung der Türkei eine ernsthafte Erschwerung für die Verwirklichung seiner dahin zielenden Pläne. Oftmals schien es geradezu eine Sisyphusarbeit, die häufig unsichtbaren, die politische Lage verwirrenden Fäden auseinander zu halten sowie in diesem Labyrinth von Intrigen und Lügen einigermaßen sich zurechtzufinden. Trotzdem war das für jede tatsächliche Stellungnahme durchaus nötig. Den Intrigen der moskowitischen Diplomatie zur Seite arbeitete oder wütete, besser gesagt, der französische Einfluß auf Hintertreppen. Dazu verschrieb man sich zu Beginn des Jahres 1914 die schlimmsten Reporter der französischen Hetzpresse, um ein ganzes Netz von Unwahrheiten und Entstellungen vom Goldenen Horn bis zur Seine zu spinnen. Erst als bei den dabei folgenden Auseinandersetzungen von diesen Helden der Feder einmal ritterliche Satisfaktion verlangt wurde, verstummten sie nach und nach und verstanden bald darauf, ganz und gar zu verschwinden. Auf gleicher Höhe mit diesem französischen Gebaren stand das der Russen. Fast gleichzeitig mit dem eben erwähnten französischen Treiben hatte in Konstantinopel eine dem russischen Ministerium des Innern angegliederte Spionagegesellschaft sich etabliert. Ihr Haupt war Alexander Tschernogortschewitz, eine im höchsten Grade skrupellose Persönlichkeit. Die Hauptaufgabe dieser Leute bestand in der Ueberwachung der Mitglieder der deutschen Militärmission; sie sandten mit durchaus unwahren Angaben gespickte Berichte über ihre Beobachtungen an die russischen Zeitungen, in denen sie auch die deutsche Diplomatie zu diskreditieren suchten. Dieser „russischen Mission" standen sehr bedeutende Geldmittel zur Verfügung; ebenso sehr einflußreiche Verbindungen, für die weniger der russische Militärattaché, General Holmsen, als dessen Gattin, die Tochter des ermordeten

Digitized by Google

Generalgouverneurs von Finnland, Bobrikoff, Sorge zu tragen wußte. Durch ihren gesellschaftlichen Anhang zu Konstantinopel und in fast allen Kreisen der levantinischen Gesellschaft zählte sie zu den gefährlichsten Werkzeugen, über welche die Ententediplomatie verfügte. Doch alle diese Machenschaften zerschellten an dem eisernen Willen der türkischen Regierung. Die Hohe Pforte war entschlossen, das nunmehr begonnene Werk der Wiedergeburt des osmanischen Reiches weiter fortzuführen. Die maßgebenden Männer der türkischen Regierung wurden, trotz der sie umtosenden feindlichen Brandung, täglich mehr in ihrem Vertrauen zur diplomatischen Vertretung des Deutschen Reiches bestärkt. Es war nicht nur Zufall, daß zu Beginn des Frühjahrs von 1914 die türkische Regierung sich entschloß, auf solider Grundlage freundschaftliche Beziehungen zu dem bulgarischen Nachbarstaate zu schaffen. Sie fand dabei die vollste Unterstützung der deutschen Diplomatie, deren Vermittlung sie sich bediente für Anbahnung eines Verhältnisses, welches anderthalb Jahre später in dem gegenwärtigen Weltkriege so sichtbare und bedeutungsvolle Früchte tragen sollte.

Im Gegensatze dazu wurde die Ententediplomatie sehr bald die Ergebnislosigkeit all ihrer Anstrengungen gewahr, zumal sie auf einen Systemwechsel bei der straffen Organisation des jungtürkischen Komitees nicht hoffen konnte. War doch die Partei für „Einheit und Fortschritt" durch ihre kurz vorher mit der Entente gemachten Erfahrungen gewitzigt! Die Ententediplomatie versuchte deshalb auf einem andern Wege ihre Ziele zu erreichen. War es bisher nicht mit Gewalt gegangen, so sollte jetzt das Gegenteil zur Anwendung kommen.

Seit den Maitagen 1914 weilte Nikolaus II. mit seiner Familie in Livadia. In früheren Jahren war es üblich gewesen, gelegentlich des russischen Hoflagers in der Krim eine türkische Begrüßungsdeputation an den Zaren zu senden; doch vermied man es stets, diese Deputation aus politisch hervorragenden türkischen Persönlichkeiten zusammenzusetzen. Im übrigen wurde die Nominierung der Deputationsmitglieder durchaus den Türken überlassen. Es rief daher in amtlichen türkischen Kreisen nachdenkliches Staunen hervor, als diesmal von Petersburg der Wunsch ausgesprochen wurde, diese Begrüßungsdeputation unter Führung des türkischen Finanzministers Djavid Bey in Livadia zu sehen; der Zar würde sich besonders freuen, die Deputation zu empfangen. Wie später einwandfrei festgestellt wurde, war dieser Vorschlag dem Minister Sasonow von dem russischen Botschafter in Paris, Herrn Iswolski, suggeriert worden; die Hohe Pforte war bereit, dem ihr höflich kundgegebenen Wunsche zu entsprechen, erklärte jedoch zugleich ihren Finanzminister für nicht abkömmlich. Darauf sprach der russische Botschafter in einer offiziellen Unterredung den weiteren Wunsch aus, daß der Großwesir Prinz Seid Halim an die Spitze der Abordnung zur Begrüßung des Zaren gestellt würde. Auch dieser Anregung wurde nicht Folge gegeben, zumal Prinz Seid Halim sich persönlich durchaus ablehnend dazu verhielt. Schließlich stellte man den Minister des Innern, Talaat-Bei, an die Spitze der Deputation. Sasonow begab sich darauf mit einem ganzen Stabe von Gehilfen in das kaiserliche Hoflager, um bei Ankunft der türkischen Gäste

Digitized by Google

anwesend zu sein. Mit großen, sonst nur Souveränen zukommenden Ehren wurde Talaat-Bei empfangen. Der Zar war während des dreitägigen Aufenthaltes der Türken im Schlosse zu Livadia von bestrickender Liebenswürdigkeit, ebenso seine Umgebung. Die türkische Abordnung wurde mit Orden und prächtigen Geschenken überhäuft. Sie sollten von den Gestaden der russischen Riviera das Gefühl mitnehmen, daß der jahrhundertelange Erbfeind in einen aufopferungsvollen Erbfreund der Türkei sich verwandelt habe. In den politischen Unterhaltungen zwischen dem Zaren, Sasonow und Talaat-Bei, die zweimal mehrere Stunden hindurch geführt wurden, wurde russischerseits das sehnsüchtige Verlangen nach einem neuen Balkanbunde — selbstverständlich unter der Aegide Rußlands — und nach Beitritt der Türkei zu solchem Bunde ausgesprochen. In diesem Falle sicherte Rußland der Türkei die Rückgabe der Inseln Mytilene, Chios und Lemnos sowie neue ausgiebige finanzielle Unterstützung zu. Außerdem versprach es, vertragsmäßig der Türkei die Integrität des türkischen Besitzstandes zu verbürgen. Schwierigkeiten wurden damals in Livadia nur von seiten Bulgariens vorausgesehen; dagegen glaubten die russischen Staatsmänner Rumäniens sicher zu sein. Man schlug sogar dem einflußreichen Talaat vor, falls er mit den russischen Plänen grundsätzlich einverstanden sei, nach Rumänien zu gehen und in Bukarest die türkisch-rumänischen Verhandlungen einzuleiten; die Türkei dürfe dabei auf Rußlands weitestgehende Unterstützung rechnen. Griechenlands und Serbiens war man gleichfalls sicher; was aber Bulgarien anbetreffe, so gäbe es für diesen Staat kein Entrinnen mehr, wenn zwischen der Türkei, Rumänien, Griechenland und Serbien die ersehnte Einigkeit unter russischem Patronat erzielt sei.

Talaat-Bei nahm die Vorschläge des Zaren und Sasonows mit angeborener Höflichkeit entgegen; er versprach, diese Vorschläge nach seiner Rückkehr in Konstantinopel einer baldigen ernsten Prüfung zu unterziehen. Wohlweislich unterließ er es jedoch, irgendwelche bindenden Zusicherungen zu machen.

Anfang Juni kehrte Talaat von dieser geschichtlich denkwürdigen Reise nach Stambul zurück. Sie blieb ohne Einfluß auf die Entschlüsse der türkischen Regierung. Schon damals sah die Hohe Pforte mit großer Weitsichtigkeit in diesen Vorschlägen des Zarenreiches den letzten Versuch einer verschlagenen Diplomatie, auf einem neuen Schleichwege zum Ziele zu gelangen und die Türkei von ihrer historischen Aufgabe durch einen bald aller Welt sichtbaren Ruck für alle Zukunft abzudrängen.

*

Beim Nahen der großen Katastrophe konnte Deutschland ohne Besorgnis nach dem Orient blicken. Die durch Freiherrn von Wangenheim in Konstantinopel errungene, auf gegenseitiges Vertrauen gegründete Stellung sicherte dem Deutschen Reiche bei seinem Existenzkampfe fürs erste zum mindesten die wohlwollende Neutralität der türkischen Regierung und zugleich die Sympathien der großen Mehrheit des türkischen Volkes.

Digitized by Google

Aus dieser Sachlage erwuchs für die deutsche Diplomatie bei Eintritt in den Weltkrieg zunächst die Aufgabe, von der früher erlangten Stellung am Goldenen Horn nichts preiszugeben, sondern vielmehr diese Stellung zu festigen sowie gegen den zu erwartenden Ansturm der feindlichen Diplomatie so widerstandsfähig als nur immer möglich zu machen. Weiter mußte, wenn erreichbar, ein aktives Eingreifen des Osmanischen Reiches an unsrer Seite vorbereitet werden. Der Eintritt der Türkei in den Krieg als unser Bundesgenosse mußte, abgesehen von dem Zuwachs an Bajonetten, in erster Linie deshalb ein Ziel der deutschen Politik bilden, weil der von uns angestrebte Bestand eines starken und selbständigen Osmanischen Reiches nur durch gemeinsames Vorgehen der Türkei mit den Zentralmächten gesichert werden konnte. Somit entsprachen die türkischen Interessen, wohl verstanden, völlig den unsrigen. Es galt daher, der türkischen Staatsleitung deutscherseits diese Interessengemeinschaft klarzumachen und etwa auftauchende Bedenken vor dem Wagnis, welches ein Krieg gegen unsre mächtigen Gegner für die Türkei in sich barg, zu zerstreuen. Erleichtert wurde diese Aufgabe durch den Umstand, daß eine von glühendem Patriotismus erfüllte, weitblickende und mutige Regierung an der Spitze der Türkei stand; erschwert dagegen durch das verzweifelte Gegenspiel der Ententediplomatie, die sich rücksichtslos all und jeder ihrer zahlreichen recht beträchtlichen Machtmittel bediente, um die deutschen Hoffnungen zu vereiteln. Der Voraussicht und Tätigkeit unsrer Vertretung in Konstantinopel ist es gelungen, in diesem mit großer Hartnäckigkeit geführten Kampf für Deutschland den Sieg zu erringen.

Die Vorteile dieses diplomatischen Erfolges sind schon heute schwerwiegender Art. Es sei hier nur auf die Sperrung der Meerenge hingewiesen, welche die Versorgung Rußlands mit Kriegsmaterial ungeheuer erschwerte, Rumänien an einer Ausfuhr seiner Getreidemassen nach der See zu verhinderte und infolgedessen zwang, seinen Ueberfluß an Brotfrucht nach Zentraleuropa zu liefern. Dazu kommt die Ausfuhr von Kriegsrohstoffen aus der Türkei nach Mitteleuropa, durch welche die Gefahr des Knappwerdens gewisser wichtiger Stoffe beseitigt wurde.

Am 10. August 1914 liefen die deutschen Kriegsschiffe „Göben" und „Breslau" in die Dardanellen ein. Ihr Erscheinen erregte bei unsern Gegnern Bestürzung, lebhafte Befriedigung dagegen im türkischen Volke; denn man sah in der Abtretung so bedeutender deutscher Kampfmittel in der Zeit unsrer eignen Bedrängnis einen Beweis wahrer Freundschaft. Der dadurch hervorgerufene günstige Eindruck wirkte um so nachhaltiger, als die Ueberlassung der deutschen Schiffe im wirkungsvollsten Gegensatz stand zu dem Verhalten Großbritanniens, welches am 3. August der Pforte die Beschlagnahme des mit den Sparpfennigen des türkischen Volkes bezahlten, bei Armstrong im Bau befindlichen türkischen Schlachtschiffes „Osmanie" hatte ankündigen lassen. Inzwischen hatte die Tätigkeit der amtlichen Vertreter der Entente zu Konstantinopel noch vor Ausbruch der Feindseligkeiten in Zentraleuropa mit aller Macht eingesetzt. Das Bestreben der Entente ging zunächst auf die Wahrung einer unbedingten Neutralität von

Digitized by Google

seiten der Türkei. Von Petersburg her wurde unter der Hand am Goldenen Horn sondiert, ob die Türkei gegen angeblich wichtige russische Zugeständnisse geneigt sein würde, mit Rußland ein Defensivbündnis zu schließen. Dem mußte die deutsche Diplomatie entgegenarbeiten. Diese Bestrebungen wurden in Frage gestellt, besonders seit dem Eintreffen der deutschen Kriegsschiffe, durch Einschüchterungsversuche der Gegner, die, getragen von dem alten und großen Prestige der drei feindlichen Großmächte, ihren Eindruck auf die türkischen Staatsmänner gelegentlich nicht verfehlten.

Bezeichnend ist die Instruktion, welche der russische Minister des Aeußeren am 10. August 1914 dem russischen Botschafter in Konstantinopel zugehen ließ. Es heißt darin: „Versuchen Sie, unter voller Wahrung des freundschaftlichen Charakters in Ihren Erklärungen den Türken beizubringen, daß die Türkei ihre Existenz aufs Spiel setzt, wenn sie etwas unternehmen sollte, was nicht unsere Sanktion erhält; daß sie aber nicht imstande wäre, uns einen empfindlichen Schaden zuzufügen" (russisches Orangebuch II, 16). Die Drohung mit dem „Ende des türkischen Reiches", falls die Hohe Pforte ihre Hand gegen die Mächte der Entente erheben sollte, wurde in den amtlichen Erklärungen der drei Ententebotschafter immer häufiger und eindringlicher, je mehr Boden die Bemühungen der deutschen und der österreichisch-ungarischen Vertretung zu gewinnen schienen. Der erste energische Protest der uns feindlichen Botschafter erfolgte nach dem Einlaufen der beiden deutschen Kriegsschiffe in die Dardanellen (Orangebuch II, 22). Als dieser Protest und die gleichzeitig gestellte Forderung nach Desarmierung der Schiffe erfolglos blieben, verlangte die Entente unter stillschweigender vorläufiger Anerkennung des Verkaufs der deutschen Schiffe an die Türkei umgehende Entlassung der deutschen Schiffsbesatzungen. In der Erreichung dieses Zieles erblickten unsre Gegner die Vorbedingung für die Möglichkeit der Ausschaltung der türkischen Gefahr; wußten sie doch, daß ohne die eingearbeiteten deutschen Besatzungen die Schiffe auf absehbare Zeit schlechthin nutzlos sein würden! Die Bemühungen des Herrn v. Wangenheim gingen deshalb dahin, die türkische Regierung von der Notwendigkeit der Belassung der deutschen Besatzung auf beiden Schiffen zu überzeugen. Diese Bestrebungen wurden bekämpft durch den britischen Admiral Limpus, den Führer der englischen Marinemission, deren Mitglieder auch sonst ihren Einfluß in ausgiebigster Weise benutzten, um gegen uns, die Feinde Englands, Stimmung zu machen. Trotzdem gelang es am 15. August Herrn v. Wangenheim, bei der türkischen Regierung die Entbindung des Admirals Limpus und seiner sämtlichen Offiziere von dem Dienst zur See durchzusetzen; die Engländer wurden in einer Scheinmarinekommission weiter beschäftigt.[1]) Damit war ihre Sendung unschädlich

[1]) Die vollkommene Mattsetzung der englischen Marinemission war der von der türkischen Regierung der deutschen Diplomatie zugestandene Preis für den Rücktritt des deutschen Generals Liman v. Sanders vom Kommando eines türkischen Armeekorps, nicht aber Sanders' Rücktritt von der Leitung der deutschen Militärmission. Die vom Grafen Ernst v. Reventlow in seinem sonst sehr lesenswerten Buche: „Deutschlands auswärtige

Digitized by Google

gemacht; nur noch kurze Zeit vegetierte die englische Marinemission in Konstantinopel, bis dann von London her aus freien Stücken ihre Abberufung erfolgte.

Bis Mitte August hatte die Entente in Konstantinopel also nur Enttäuschungen erlebt. Im weiteren Verlauf des diplomatischen Kampfes beschränkte sie sich indessen keineswegs auf Drohungen und Proteste, sondern versuchte es auch mit Lockungen und Versprechungen.

So erging am 16. August an den englischen Geschäftsträger die Weisung, er solle, sobald der französische und der russische Botschafter die gleichen Instruktionen erhalten hätten, der türkischen Regierung erklären: England, Frankreich und Rußland würden, falls die Türkei vollste Neutralität bewahre, Unabhängigkeit und Integrität des Osmanischen Reiches gegen jeden Feind gewährleisten, der immer sich anschicke, die Verwicklungen in Europa zu benutzen, um die Türkei anzugreifen. Dieser Auftrag wurde vom englischen Botschafter am 18. August ausgeführt (vgl. englisches Weißbuch, „Correspondence respecting events leading to the rupture of relations with Turkey", Seite 5 Nr. 17, Seite 6 Nr. 20). Eine ähnliche Erklärung gab Sir Edward Grey dem türkischen Botschafter gleichzeitig in London. Dabei stellte Grey erneut die Bedingung, daß „Göben" und „Breslau" durch Entlassung der deutschen Besatzung völlig türkisch gemacht und zu gleicher Zeit den britischen Handelsschiffen alle nur möglichen Erleichterungen gewährt werden müßten (vgl. Weißbuch Seite 7 Nr. 21). Neben diesen amtlichen Versprechungen kamen nichtamtliche, auf vertraulichem Wege übermittelte Zusagen. Am 17. August überbrachte der englische Admiral Limpus dem türkischen Kriegsminister Enver-Pascha eine vertrauliche Botschaft des damaligen englischen Marineministers Winston Churchill, worin Churchill den Kriegsminister an ihre alte Freundschaft erinnerte, ihn des ferneren Wohlwollens Großbritanniens für die Türkei versicherte und seinem Bedauern wegen der durch die Verhältnisse geboten gewesenen Schiffsbeschlagnahme Ausdruck gab. Zugleich erklärte er, nach Beendigung des Krieges werde man der Türkei die beschlagnahmten Schiffe *schenken*. Die Türkei möge nicht vergessen, so mahnte der englische Marineminister weiter, daß die Flotten Englands, Frankreichs, Rußlands und Japans die Welt beherrschten. Man möge die in türkischen Diensten stehenden Deutschen entlassen; die gekauften Schiffe dagegen solle man behalten. Nach dem Kriege würden englische Mannschaften zur Verfügung gestellt werden. Zur selben Zeit erschien auch der russische Militärbevollmächtigte bei Enver-Pascha; er bot in unverbindlicher Form ein Bündnis mit Rußland an und stellte dabei Schadloshaltung der Türkei in Thrazien und in der Insel-

---

Politik 1888—1914" (Berlin 1916, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, 4. Auflage) gegebene Darstellung über diesen Punkt ist irrig, ebenso wie vieles andre in diesem Werke. Nicht die Drohung Englands und der Ententemächte ließ die deutsche Diplomatie auf Liman v. Sanders' Kommando verzichten, sondern die Erwägung, daß die Beseitigung der britischen Marinemission für die deutschen Interessen wertvoller sei als ein deutsches Kommando über ein türkisches Armeekorps. D. V.

Digitized by Google

frage in Aussicht. Dabei wies er auf die unerschöpflichen Machtmittel Rußlands hin und warnte vor den in Konstantinopel anwesenden zahlreichen Deutschen: vor allem bedürfe das von der Türkei übernommene Marinekontingent der Ueberwachung; das beste wäre die baldige Beseitigung der deutschen Offiziere und Seeleute. Gegenüber diesen Drohungen und Lockungen der Entente hatte die Diplomatie der Zentralmächte einen schweren Stand. In der Erkenntnis, daß es notwendig sei, der deutschfreundlichen türkischen Regierung durch eine gleiche Stimmung im türkischen Volke den Rücken zu decken, ließ Herr v. Wangenheim durch die deutschen Konsulate in der Türkei eine umfangreiche aufklärende Tätigkeit entfalten; sie hatte an erster Stelle den Zweck, den Verleumdungen der deutschen Absichten entgegenzutreten, die wahre Lage auf den Kriegsschauplätzen zur allgemeinen Kenntnis zu bringen und die Freundschaft des Deutschen Reiches für die mohammedanische Welt glaubhaft zu machen.

Im türkischen Kabinett bestand damals über die zu befolgende Politik keineswegs volle Einigkeit. Während einzelne Elemente den deutschen Wünschen günstig gestimmt waren, schienen andre zaghaft, ja sogar entschlossen, einem Bruche mit den Ententemächten entgegenzuarbeiten. Die letztgekennzeichneten Elemente traten mit den Vertretern der Entente in Verbindung wegen Gewährung gewisser von der Türkei erstrebter Zugeständnisse; sie verlangten die Abschaffung der Kapitulationen als Gegenleistung für strikte Neutralität der Türkei. Diese Anregung wurde von den uns feindlichen Ententediplomaten sofort aufgenommen. Am 22. August erhielt der englische Botschafter die Weisung, sobald der französische und russische Botschafter entsprechende Instruktionen empfangen haben würden, der Hohen Pforte folgende Mitteilungen zu machen: „Entläßt die türkische Regierung sofort die deutschen Offiziere und Mannschaften der „Göben" und der „Breslau", und gibt sie zugleich eine schriftliche Zusicherung, daß alle Erleichterungen für die friedliche und ungestörte Durchfahrt von Handelsschiffen gewährt werden sollen, verpflichtet sie sich des ferneren, die Neutralität während des Krieges strengstens zu beobachten, dann sind die drei verbündeten Mächte bereit, bezüglich der Kapitulationen auf ihre exterritoriale Rechtsprechung zu verzichten, sobald ein den modernen Anforderungen entsprechendes System der Justizhandhabung in der Türkei geschaffen ist. Die Entente ist außerdem bereit, eine gemeinsame schriftliche Garantie dafür zu geben, daß sie die Unabhängigkeit und Integrität der Türkei respektieren wird; des ferneren wollen die Ententemächte sich verpflichten, daß kein Punkt der Friedensbedingungen am Ende des gegenwärtigen Krieges der Unabhängigkeit und Integrität des osmanischen Reiches Abbruch tun soll (Weißbuch Seite 9 Nr. 28). Der russische und der französische Botschafter wurden am 23. bezüglich 24. August zu einer gleichen Erklärung ermächtigt (Orangebuch II, Nr. 34 und 35).

Um die durch die Beschlagnahme der türkischen Kriegsschiffe in der Türkei erzeugte Mißstimmung zu besänftigen und gleichzeitig eine Macht über die Regierungspolitik auf einem andern Wege zu gewinnen, wurde der englische Botschafter am 25. August mit der Uebermittlung einer persönlichen Botschaft des

Digitized by Google

Königs von England an den Sultan beauftragt, dahin lautend, daß der König sein tiefes Bedauern über die Betrübnis des türkischen Volkes wegen Zurückhaltung der beiden türkischen Kriegsschiffe durch England ausspreche und nochmals betone, nur die Interessen der großbritischen Reichsverteidigung hätten zu dieser Maßnahme geführt; auch sei es die Absicht seiner Regierung, die Schiffe der türkischen Regierung nach Beendigung des Krieges zurückzuerstatten, für den Fall der Wahrung der strikten Neutralität seitens der Türkei, ohne Begünstigung von Englands Feinden, wie sie gegenwärtig von der Pforte beliebt würde. Der britische Botschafter wurde jedoch erst am 21. September vom Sultan empfangen; konnte also seinen Auftrag erst etwa einen Monat nach dessen Eingang ausführen.

Die deutsche Vertretung hatte all diesen Machenschaften gegenüber die von der Türkei oft genug am eigenen Leibe erfahrene Unzuverlässigkeit der Versprechungen unsrer Gegner zu betonen; sie konnte auf die alten und nie aufgegebenen Hoffnungen des russischen Feindes für den Besitz von Konstantinopel sowie auf die englischen und französischen Bestrebungen in der asiatischen Türkei hinweisen. Weiter konnte sie darauf hinweisen, daß die Türkei an unsrer Seite die Befreiung von den Fesseln erringen könne, in welche die Ententemächte das Osmanische Reich geschlagen hatten; endlich, daß die Türkei aus dem Ringen an unsrer Seite als ein Staat hervorgehen würde, welcher, den andern Großmächten gleich, für alle Zukunft seine Geschicke selbständig bestimmen würde.

Um die Türkei bei ihrem Eintreten in den Krieg gegen etwaige Angriffe noch andrer Gegner zu schützen, wurden von der deutschen Regierung Verhandlungen in den verschiedenen dabei in Betracht kommenden Hauptstädten geführt. Kriegsmaterial und technisch gebildete deutsche Mannschaften wurden nach und nach möglichst unbemerkt nach Konstantinopel geleitet. Admiral v. Usedom mit den nötigen Begleitoffizieren wurde nach den Dardanellen entsandt mit dem besonderen Auftrag, der Türkei bei der Verteidigung der Meerengen beizustehen. Gegen diesen Zuzug deutscher Mannschaft, welcher den Ententeleuten nicht unbekannt geblieben war, erhoben die Ententebotschafter von Tag zu Tag heftiger werdende Proteste. Die Gesandten der drei uns feindlichen Mächte nahmen dabei die Mitglieder des türkischen Kabinetts einzeln ins Gebet und versuchten ihnen vorzureden, daß Deutschland darauf ausgehe, die Türkei ganz in seine Hand zu bekommen und sie zum Werkzeug seiner eignen Interessen zu machen. Deutschland wolle die Türkei gegen ihren eignen Willen in Kriegsabenteuer stürzen. Besonders diese letzte Unterstellung mußte bei dem stets wachen Argwohn der Türken wegen Bedrohung ihrer freien Selbstbestimmung großen Eindruck machen. Es gelang den Ententebotschaftern auch wirklich, zeitweise durch diese Taktik bei einigen Mitgliedern der türkischen Regierung Argwohn gegen uns zu erwecken und damit unsre Bestrebungen zu hemmen. Dank jedoch der aufklärenden Tätigkeit der deutschen Politik, die immer wieder die Interessengemeinschaft Deutschlands und der Türkei betonte, wurde jeder nachhaltige Erfolg der Ententeintrigen vereitelt.

Digitized by Google

Die beiden Kriegsschiffe „Göben" und „Breslau" hatten seit ihrer Einfahrt in die Dardanellen zunächst einige kleine Schäden auszubessern und dann tatenlos unter dem Schutz der Meerengen vor Anker gelegen. Diese Untätigkeit entsprach nicht der Absicht, welche uns bei der Ueberlassung der Schiffe an die Türkei geleitet hatte. Die Erhöhung der maritimen Bedeutung und Kampfkraft der Türkei, die wir dabei im Auge gehabt, konnte nur dann vor aller Welt sich offenbaren, wenn die den Türken zur Verfügung gestellten Schiffe auch außerhalb der Dardanellen ihre Flagge zeigten. Nach Westen zu versperrte die überlegene englisch-französische Flotte, welche nach den abgegebenen amtlichen Erklärungen der Entente die beiden Schiffe als feindliche zu behandeln entschlossen war, die Ausfahrt. So blieb nur die Möglichkeit einer Ausfahrt nach dem Schwarzen Meer.

Unsre diplomatische Vertretung setzte sich deshalb dafür ein, daß den jetzt türkischen Schiffen die Ausfahrt durch den Bosporus gestattet wurde; sie stieß jedoch dabei auf lebhafte Bedenken bei den Türken. Gleichzeitig ließ, wie nicht anders zu erwarten war, auch die Entente alle ihre Künste gegen die vom deutschen Botschafter erstrebte Ausfahrt der türkisch-deutschen Flotte ins Schwarze Meer spielen. Schon am 27. August warnte Sir L. Mallet den Großwesir dringend davor, diese Ausfahrt zu gestatten. Das gleiche taten der russische und französische Botschafter. Die deutsche Vertretung betonte ihrerseits der türkischen Regierung gegenüber, daß es dem deutschen Admiral, welcher jetzt einen Teil der Streitmacht der Türkei bilde, nicht zugemutet werden könne, sich in den Meerengen zu verstecken. Außerdem müsse er durch Abhalten von Uebungen sein Personal auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit erhalten. Auch sei es im eigensten Interesse der Türkei, ihre Flagge mit der ganzen ihr zu Gebote stehenden Macht auf dem Schwarzen Meer zu zeigen. Diese Form der Betonung ihrer Souveränität und ihrer Stärke sei um so unbedenklicher, als die türkische Flotte nach Eintreffen der „Göben" und „Breslau" der russischen Schwarze-Meer-Flotte gewachsen sei. Außerdem walte ja zwischen Rußland und der Türkei keinerlei Kriegszustand. Deshalb habe auch Rußland nicht das geringste Recht, irgendwelche Einwendungen gegen die Ausfahrt der Schiffe zu erheben. In Beantwortung dieser Vorstellungen des Freiherrn v. Wangenheim gab die türkische Regierung der Besorgnis Ausdruck, das Auslaufen der Schiffe aus dem Bosporus könne zu einem feindlichen Zusammenstoß mit den russischen Seestreitkräften führen. Diese Befürchtung wurde von Herrn v. Wangenheim dadurch zerstreut, daß man deutscherseits dem deutschen Admiral die Verpflichtung auferlegte, keinerlei feindselige Handlungen gegen die russische Flotte zu unternehmen. Es gelang denn auch, die Zustimmung der türkischen Regierung zum Auslaufen der Schiffe zu erlangen. Die erste Ausfahrt der „Breslau" erfolgte am 20. September, und am folgenden Tage lief auch die „Göben" zum erstenmal ins Schwarze Meer aus. Dadurch wurde der Entschluß der Türkei, ihre Souveränitätsrechte zu wahren sowie ihre dazu vollkommen ausreichende Macht vor aller Welt dokumentiert. Am 26. September wurde nun ein von

Digitized by Google

einem deutschen Seeoffizier geführtes türkisches Torpedoboot vor den Dardanellen durch ein englisches Torpedoboot angehalten. Im Auftrage der englischen Admiralität wurde dem deutschen Kommandanten eröffnet, die englische Regierung habe befohlen, jedes türkische Kriegs- oder Handelsschiff, welches die Dardanellen verlasse, als Feind zu behandeln. Die Folge davon war die Schließung der Dardanellen durch die türkische Regierung. Den protestierenden Ententebotschaftern wurde geantwortet, die Sperrung würde wieder aufgehoben werden, sobald die englisch-französische Flotte bis in die Gegend von Lemnos sich zurückgezogen haben würde. Da die englische Regierung an die Zurückziehung der Flotte die Bedingung der Entlassung der deutschen Schiffsbesatzungen knüpfte, von der selbstverständlich keine Rede sein konnte, blieben die Meerengen bis auf weiteres gesperrt.

Für die Türkei brachte die Sperrung der Durchfahrt die schon lange ersehnte Sicherheit gegen die Gefahr einer plötzlichen Ueberrumpelung. Die Sperrung hatte aber darüber hinaus noch eine andre Bedeutung: sie enthielt einen weiteren sehr wichtigen Schritt in der Richtung des Abrückens der Türkei von den Ententemächten und schuf dadurch zu gleicher Zeit einen auf die Dauer nicht haltbaren Zustand; wurde dieser letzte Schritt der türkischen Regierung nicht rückgängig gemacht, so mußte er zum Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen der Türkei und unsern Gegnern führen. Da die Entente bisher die von ihr an die Türkei gestellten Forderungen nicht zu erreichen vermochte, begannen ihre Vertreter ihre Aufgabe lediglich in der Verzögerung des Ausbruches direkter Feindseligkeiten zu sehen. Schon am 25. September berichtete der englische Botschafter: „I am still strongly of opinion, that unless some act of gross antagonism has taken place, we should maintain policy of reserve and abstain from making categorical demands ... continuing to devote all our efforts towards preventing Turkey from taking active part in hostilities“ (Weißbuch 31, Nr. 94). (Ich bin immer noch ganz und gar der Ansicht, daß, wenn nicht ein Akt ausgesprochener Feindschaft kundgegeben wird, wir eine reservierte Politik verfolgen und davon abstehen sollten, kategorische Forderungen zu stellen ... zugleich sollten wir fortfahren, alle unsere Bemühungen dahin zu richten, die Türkei von aktiver feindseliger Beteiligung abzubringen.) Darauf antwortet am 11. Oktober Sir Edward Grey: „... I entirely share your view that His Majesty's government should avoid giving even a plausible cause of offence to Turkey“ (Weißbuch 40, Nr. 116). (Ich teile durchaus Ihre Meinung, daß Seiner Majestät Regierung jeden plausiblen Angriffsgrund für die Türkei vermeiden sollte.) Die Vertreter der Entente waren somit völlig in die Defensive gedrängt. Sie sahen ihren Einfluß am Goldenen Horn täglich mehr schwinden, während unsre eigne Vertretung dank der persönlichen Beziehungen des Freiherrn v. Wangenheim zu den leitenden türkischen Staatsmännern ihr Einvernehmen mit den Türken von Tag zu Tag mehr befestigen konnte.

Selbstverständlich lag es nicht in deutscher Absicht, diese bevorzugte Stellung dazu auszunutzen, die Türkei gegen ihren Willen in den Krieg hineinzu-

Digitized by Google

ziehen. Unsre Aufgabe bestand einzig und allein darin, die türkische Staatsleitung davon zu überzeugen, daß ihr eignes Interesse ein aktives Mitgehen mit uns erforderte, und das jetzt mehr als je vorher, nachdem die Türkei in den Augen der Gegner bereits kompromittiert war. Des ferneren war es Pflicht der deutschen Reichsregierung, der Türkei für den Eintritt in den Krieg alle nur möglichen Erleichterungen zu gewähren. Vor allem fehlte es der Türkei zum Losschlagen an den nötigen Geldmitteln. Es wurden deshalb beträchtliche Summen in Gold von Deutschland nach der Türkei befördert und der türkischen Regierung für den Fall ihres Eintrittes in den Krieg zur Verfügung gestellt. Damit waren alle Vorbedingungen für das Wagnis des großen Wurfes gegeben, sobald der Zeitpunkt dafür gekommen war. Noch kurz vorher suchten die Ententemächte die Hohe Pforte um jeden Preis vom Kriege zurückzuhalten. So bot der russische Minister des Aeußern dem türkischen Geschäftsträger in St. Petersburg neben der Garantie des bisherigen Besitzstandes der Türkei auch die sofortige Aufhebung der Kapitulation an, gegen welche Rußland sich bis dahin immer gesträubt hatte; ja sogar die Befriedigung der türkischen Wünsche in der Inselfrage versprach er nach dem Kriege. Auch die Vertreter gewisser neutraler Staaten waren eifrig bemüht, die türkischen Staatsmänner vor der Verbindung mit den Zentralmächten zu warnen. Alle diese Bemühungen konnten keinen Erfolg mehr haben. Der Gang der Ereignisse enthob unsre türkischen Freunde der Notwendigkeit, den Bruch mit den Ententemächten selbst herbeizuführen. Wie bekannt, eröffnete am 28. Oktober die russische Flotte ihre Feindseligkeiten gegen die türkischen Seestreitkräfte. Es kam zum Kampf; eine Beschießung feindlicher Häfen durch die türkische Flotte folgte gleich darauf. Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen und die Abreise der Vertreter der Ententemächte aus Konstantinopel war nach wenigen Tagen die weitere Konsequenz davon. Die Türkei befand sich mit unsern Feinden im Kriege.

Casement und seine Botschaft

Von

R. L. Orchelle

Die volle Bedeutung der Mission Sir Roger Casements, die Macht und die Wirkung der Botschaft, die er der Welt brachte, sind bis jetzt noch wenig erkannt worden.

Sein Tod hat jetzt mehr Klarheit geschaffen. Die Visionen und Ideale des irischen Patrioten gestalten sich heute zu mehr als nur leidenschaftlicher Sehnsucht. Wir erkennen heute neben dem Seher im leuchtenden Gewand der Prophezeiung den Märtyrer in der schwarzen Kappe des Henkertodes.

Digitized by Google

Der Blick dieses Träumers war tiefer und klarer als der seiner Zeitgenossen, und heute kann man seine Worte nicht lesen, ohne einen Hauch von dem Genie und der staatsmännischen Weisheit dieses großen Irländers zu verspüren.

Seine Botschaft war wahrlich mehr als eine Botschaft — sie war eine Offenbarung, nicht nur für die Irländer, sondern für die ganze Menschheit.

Das Wirken Casements war die logische Entwicklung seiner Prinzipien; es war ein stetiges Streben nach dem von ihm gesuchten Ziel. Seine Arbeiten am Kongo und im Putumayogebiet waren nur Marksteine auf dem Wege zu dem größeren Ziele, der Befreiung seines irischen Volkes, der Befreiung der Meere von englischer Tyrannei und damit der Befreiung der Welt.

Das Schafott, auf dem sich sein Schicksal vollzog, so wie er es selbst vorausgeahnt hatte, ist das politische Golgatha Irlands geworden, und die Gedanken, die England mit dem Manne selbst zu vernichten hoffte, leben weiter, umstrahlt von der Gloriole des Märtyrers.

In Deutschland hat man heute die volle Bedeutung Casements für die deutsche Sache vielleicht noch nicht ganz eingesehen. Casements abgeklärte Weisheit zeigte ihm, daß die Sache Deutschlands mit der Sache Irlands untrennbar verknüpft ist. In Deutschland ist Irlands Verhältnis zu England eigentlich nie richtig erkannt worden, wie auch die wirkliche Geschichte Irlands in Deutschland unterdrückt worden ist durch die von England aus verbreitete Geschichtsfälschung. Casement ist in Deutschland leider nur zu sehr mit englischen Augen angesehen worden, und seine Loyalität gegenüber dem eignen Volke ist in unfreundlichen Gegensatz gebracht worden zu der Tatsache, daß er dem Buchstaben nach Verrat an den Unterdrückern seines Landes übte. Selbst jetzt, wo die ganze Welt über die Ermordung dieses edlen Mannes trauert und alle wirklichen Gegner Englands den Verlust eines starken und weisen Führers beklagen, scheint man in Deutschland immer noch Zweifel zu haben über die große moralische Unterstützung, die er der deutschen Sache gab.

Sein öffentliches Eintreten für Deutschland, seine Identifizierung der deutschen mit der irischen Sache hatten für Deutschland den Wert eines Bündnisses mit Irland. Daß Deutschland nicht Irland zu bekämpfen hat, ist allein Sir Roger Casement zu verdanken. Man sollte nicht vergessen, daß Irland immer von England als eine der Hauptstützen seines Imperialismus benützt worden ist. Der irische Widerstand hat die englische Heereskraft mehr geschwächt als alle Niederlagen, die sie im Felde erlitten hat. Man könnte diese Schwächung auf wenigstens 500 000 Mann schätzen — die englischen Truppen, die in Irland festgehalten werden, eingeschlossen. Und durch diesen Widerstand ist die moralische Stellung der britischen Regierung in viel gefährlicherer Weise unterminiert worden als durch alles, was Deutschland zu seiner Verteidigung gesprochen oder veröffentlicht hat.

Als die englische Regierung leichtfertig das Land in den Krieg stürzte, war es Sir Roger, der verkündete, daß Englands Krieg weder Irland noch die Irländer etwas angeht.

Digitized by Google

Er war damals in Neuyork, um Mittel und Waffen für die irischen nationalen Freiwilligen zu beschaffen — jene Freiwilligen, die er zur Abwehr der Armee Carsonscher Freiwilligen organisieren half. Als die Kriegserklärung kam, klang sofort seine Stimme über das Weltmeer — er beschwor seine Irländer, in Irland zu bleiben und sich nicht an dem Beutekriege Englands zu beteiligen. Nie wieder sollten die Söhne Erins ihr Blut für die Interessen Englands vergießen. Er warnte sie, den englischen Verleumdungen über die Deutschen Glauben zu schenken, und erinnerte sie daran, wie unter englischen Verleumdungen das irische Land schon gelitten hatte.

Er veröffentlichte Artikel und Broschüren zur Aufklärung seiner Landsleute daheim und in Amerika, und alle diese Arbeiten sind erfüllt von jenem Geiste historischer Wahrheit, politischer Einsicht und zwingender Logik, die jede seiner Schriften kennzeichnen. Wenn man diese Aufsätze jetzt wieder liest, muß man immer wieder staunen, wie klar Casement die Entwicklung der Dinge voraussah. Diese Aufsätze und jene, die Sir Roger nach Ausbruch des Krieges in Deutschland schrieb, halte ich für ein politisches Vermächtnis, dessen Wert für das deutsche Volk gar nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Der erste Erfolg Casements in Amerika war der Zusammenschluß der amerikanischen Iren zu einer mächtigen Phalanx gegen jene irischen Führer im englischen Parlament, die an den Kriegswagen der englischen Liberalen gebunden waren, nachdem sie Irland für ein Linsengericht an die englische Regierung verkauft hatten. Dieses Linsengericht war die fragmentarische Homerule-Bill, die zwar Gesetz, aber nicht Tatsache wurde.

Die Irisch-Amerikaner wurden die festen Kameraden der Deutsch-Amerikaner in deren schwerem Kampf gegen die unneutrale Stellungnahme Washingtons. Es ist sicher, daß ohne den Kampfgeist und den politischen Einfluß der gutorganisierten und stammesgetreuen Irisch-Amerikaner die Proteste der friedlichen und duldsamen Deutsch-Amerikaner völlig wirkungslos verklungen und die Versuche der Yankee-Tories, die Vereinigten Staaten in einen Krieg gegen Deutschland zu stürzen, von Erfolg gekrönt worden wären. In keinem neutralen oder pseudo-neutralen Lande ist ein grimmigerer oder entschlossenerer Antagonismus gegen England entstanden, als gerade bei den Iren in Amerika. Als Irland erdrosselt dalag, stieg der Schrei nach Rache für das jahrhundertlang erlittene Unrecht aus Tausenden von Kehlen der Kinder Irlands in der Neuen Welt auf. Hunderte von öffentlichen Versammlungen wurden abgehalten, und kampffrohe Zeitungen wie „The Irish World“ und „The Gaelic American“ bezeugten, daß die Sympathie der irischen Amerikaner für Deutschland eins war mit ihrem Hasse gegen England.

Gibt es in Deutschland Politiker, die den ungeheuren Wert dieser moralischen Unterstützung zu unterschätzen vermögen? Auch hier kann man moralische Werte in materielle umsetzen, denn die irische Opposition in Amerika war zweifellos der Anker, der das Schiff des amerikanischen Staates von dem Maelstrom der

Digitized by Google

Intervention fernhielt. Auch dieses große Verdienst ist der Aufklärungsarbeit Sir Roger Casements zu verdanken.

Im Herbst 1914 reiste Casement von Neuyork nach Deutschland, um eine offizielle Versicherung der friedlichen Absichten Deutschlands Irland gegenüber von der deutschen Regierung zu erhalten. Er war zur Einsicht gekommen, daß seine Briefe an die Iren zu Hause und an die nationalistischen Zeitungen — beide zum größten Teil von der britischen Regierung konfisziert — nicht genügten, um der Flut von Lügen, Verleumdung und Böswilligkeit, die aufgeboten waren, um die unglücklichen Iren in Britanniens Schlachthaus zu treiben, entgegenzutreten. Wie Sir Roger selbst schrieb:

„Mein Zweck war ein friedlicher, nicht ein kriegerischer.

Ich habe nicht, wie einige meiner unwissenden Kritiker versichert haben, danach getrachtet, einen Aufstand in Irland zu erregen, sondern Irland und die Iren möglichst dem Kriege fernzuhalten, indem ich ihnen eine klare autoritative Erklärung der deutschen Ziele vorlegte, die sich der Flut der Verdrehungen entgegenstellen ließe, mit denen Irland unaufhörlich von der britischen Regierung überschwemmt wurde. Ich glaubte, wenn ich Deutschland erreichen könnte und diese Dinge der deutschen Regierung darlegte, so würde ich gewiß einen Teil meiner Absichten und Hoffnungen erfüllen.

Ich hoffte, daß die deutsche Regierung sich bewegen ließe, ihre friedlichen Absichten gegen Irland kund zu tun, und daß die Wirkung einer solchen Kundgebung in Irland selbst mächtig genug wäre, um die Iren von ihrer Bereitwilligkeit zu einem Kriege abzuhalten, der ihre Vaterlandsliebe und ihre Ehre nichts angeht.

Mit diesem Ziel vor Augen kam ich im November 1914 nach Deutschland und hatte Erfolg in der Sache, die ich mir vorgenommen.

Die deutsche Regierung erklärte ihr Wohlwollen für Irland offen und in überzeugenden Ausdrücken.

Am 20. November 1914 wurde eine offizielle Erklärung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht, die von meiner Aufwartung bei der Kaiserlichen Regierung und von der Antwort, die der Reichskanzler mir geben ließ, in folgenden Ausdrücken berichtete:

„Der bekannte irische Nationalist Sir Roger Casement, der kürzlich aus den Unionstaaten nach Berlin gekommen war, wurde im Auswärtigen Amt empfangen. Casement wies darauf hin, daß in Irland anscheinend von der britischen Regierung autorisierte Darlegungen des Inhalts veröffentlicht würden, ein deutscher Sieg werde dem irischen Volke einen großen Schaden zufügen, sein Land, seine Wohnstätten, Kirchen und Priester auf Gnade und Ungnade einem Heere von Eindringlingen preisgegeben sein, das nur Raub und Eroberungssucht leitete. Neuerliche Aeußerungen Mr. Redmonds gelegentlich seiner Rekrutierungsreise

Digitized by Google

durch Irland sowie mannigfache Auslassungen der britischen Presse in Irland über diesen Gegenstand hätten, betonte Sir Roger, weite Verbreitung gefunden und unter den Iren natürlich Befürchtungen hervorgerufen bezüglich der Haltung Deutschlands gegen Irland im Falle eines deutschen Sieges. Sir Roger bat um die Abgabe einer überzeugenden Erklärung über Deutschlands Absichten Irland gegenüber, die seine Landsleute in der ganzen Welt, besonders in Irland und Amerika, angesichts der beunruhigenden, von verantwortlicher britischer Seite stammenden Darlegungen wieder zu beruhigen vermöchte.

Der stellvertretende Staatssekretär des Auswärtigen Amtes gab darauf im Auftrage des Reichskanzlers folgende amtliche Erklärung ab:

„Die Kaiserliche Regierung weist die böswilligen Absichten, die ihr in den von Sir Roger angeführten Darlegungen untergeschoben werden, auf das entschiedenste zurück und benutzt die Gelegenheit, um die kategorische Versicherung abzugeben, daß Deutschland nur Wünsche für die Wohlfahrt des irischen Volkes, seines Landes und seiner Einrichtungen hegt.

Die Kaiserliche Regierung erklärt in aller Form, daß Deutschland niemals mit der Absicht der Eroberung oder Vernichtung irgendwelcher Einrichtung in Irland einfallen würde.

Sollte im Verlaufe des Krieges, den Deutschland nicht suchte, das Waffenglück jemals deutsche Truppen an die Küsten Irlands führen, so würden sie dort landen nicht als eine Armee von Eindringlingen, die kommen, um zu rauben und zu zerstören, sondern als Streitkräfte einer Regierung, die vom guten Willen gegen ein Land und ein Volk beseelt ist, dem Deutschland nur nationale Wohlfahrt und nationale Freiheit wünscht."

Der Wortlaut dieser kaiserlichen Erklärung ließ wenig zu wünschen übrig. Einer englischen Erklärung von Krieg und Haß gegen Deutschland hatte man auf mein Ersuchen eine deutsche Erklärung von Frieden und Freundschaft für Irland entgegengestellt.

Ich hatte das Hauptziel erreicht, das ich mir gesetzt hatte, als ich von Amerika auf eine Reise fuhr, von der ich wohl wußte, daß sie sehr gefährlich für mich werden mußte und einen unwiderruflichen Schritt und ein Aufgeben von sehr vielem bedeutet, das mir teuer war.

Mein übriger Aufenthalt in Deutschland war und ist nur die notwendige Folge meines Beginnens."

Es gelang ihm, einen Vertrag mit der deutschen Regierung zu schließen, und auf diesen Erfolg war er sehr stolz, da er ihn als ein Bündnis der Freundschaft zwischen Deutschland und Irland betrachtete. Irland hatte jetzt wenigstens einen Freund in der Welt.

Während des Aufenthalts Casements in Deutschland stand ich über ein Jahr lang mit ihm in engster Verbindung. Wir kamen häufig zusammen und führten

Digitized by Google

eine regelmäßige Korrespondenz miteinander. Ich wurde mit ihm gut befreundet und gewann einen tiefen Einblick in seine Gedankenwelt. Er sprach zu mir von den Idealen, für die er kämpfte und für die er am Ende mit der Ruhe eines Märtyrers gestorben ist. Wenn einst die Geschehnisse, die jetzt Europa erschüttern, vorüber sind und die Seufzer der sich in fiebernder Nacht zerfleischenden Völker nicht mehr gehört werden, wird eine Gestalt, die Casements, sich in Erhabenheit vor den Augen der Generationen erheben.

Um die volle Bedeutung Casements zu verstehen, muß man die merkwürdige Klarheit kennen, mit der er die strategische Wichtigkeit Irlands erfaßte. Er hat wirklich das Rätsel der Sphinx gelöst, das Geheimnis ergründet, auf dem die Weltherrschaft Englands beruht. Er hat die Achillesferse dieser Macht entdeckt, die Stelle, wo der Todesstoß gegen das Weltreich geführt werden könnte, jenes Reich, in dem „die Sonne nie untergeht" — und das Licht nie auf.

Casement wußte, was selbst Napoleon zu spät erfaßte, daß nicht England den natürlichen westlichen Seewall Europas bildet, sondern Irland. In England hatte man dies schon vor Jahrhunderten erkannt und deshalb beschlossen, Irlands keltische Bewohner auszurotten. Die eingeborene Bevölkerung sollte durch englische Ansiedler ersetzt werden, wie es in der Grafschaft Ulster auch geschehen ist. Irland durfte nicht in die Hände einer fremden Macht geraten. Das europäische Gleichgewicht konnte zu Englands Gunsten nur aufrechterhalten werden, wenn Irland nicht in der Schale wog.

Sir Roger Casement sah voraus, daß weder Irland noch die Welt sich von dem Druck Englands befreien könnten, ehe Irland wieder zu Europa zurückgegeben wurde.

England hat stets konsequent jede direkte Verbindung zwischen der Grünen Insel und der äußeren Welt abgeschnitten. Die letzte Maßregel dieser Art bestand darin, daß der Cunard-Dampfer-Linie verboten wurde, ihren Passagierdienst von dem irischen Hafen Queenstown weiter zuzuführen. Auch wurde der Hamburg-Amerika-Linie, auf die die Iren so viel Hoffnung setzten, diese Erlaubnis verweigert. So ist Irland mit seinen vierzig prächtigen Häfen schon seit vielen Jahren durch eine papierene Blockade erdrosselt worden.

Darum wurde die Wiederherstellung eines befreiten Irlands das Grundprinzip des Kreuzzuges, den Casement führte. Mit dieser Frage war naturgemäß auch die allgemeine Frage der Freiheit der Meere, zu denen Irland der Schlüssel war, unzertrennbar verbunden. England war in Europa, doch nicht von Europa.

In seinem Aufsatz: „Das Problem des nahen Ostens" schrieb Casement 1913:

> „Die Freiheit der Meere und ihre Offenhaltung für alle europäischen Anstrengungen auf gleichem Rechte, das ist die ferne westliche Frage. In beiden Fragen aber bleibt der Widerpart Europas, die nichteuropäische Macht, dieselbe. Der Fehdehandschuh Europas muß England hingeworfen werden, und der Vorkämpfer Europas kann und darf nur Deutschland sein. Kein andres europäisches Volk hat die

Digitized by Google

Macht, die Stärke des Geistes, das Zielbewußtsein und die Kraft des Armes, um diese große Befreiungstat zu vollbringen. Europa, zu lange schon blind gegen seine eigensten, vitalen Interessen, solange es uneinig war, muß nunmehr unter der Führung des geeinten Deutschlands dem Problem der Befreiung der Meere entschlossen ins Auge sehen.

Dieser Krieg um die Meere ist unabwendbar. Er mag auf einem Festlande ausgefochten werden, mag in den Lüften wüten — er muß auf den Meeren zur Entscheidung kommen und entweder die Befreiung der Meere oder den dauernden Ausschluß der Europäer von den Weltangelegenheiten bringen. Er bedeutet für Europa die Zukunft, ja das Bestehen der europäischen Zivilisation im Gegensatz zum Angelsachsenweltreich. In diesem Kriege wird Deutschland als Vorkämpfer Europas nicht allein stehen; es wird kämpfen für die Freiheit der Welt.

Als Irländer habe ich keine Furcht hinsichtlich der Folgen eines deutschen Triumphs für Irland. Ich bete für ihn. Denn mit dem Kommen dieses Tages wird die für britische Politiker so „teure" irische Frage eine europäische, eine Weltfrage."

In seinem berühmten Aufsatz „The Keeper of the Seas" schrieb Casement im Jahre 1911:

„Das britische Reich ist nicht auf der britischen Bibel oder den britischen Dreadnoughts, sondern auf Irland gegründet. Das Reich, das auf einer Insel begann — einer geschändeten, verwüsteten, ausgeplünderten Insel —, wird auf einer Insel enden, „von der man kaum wissen kann, aber doch sehr fürchten muß, ob aus dem Genius des Bodens, dem Einfluß der Sterne, oder weil der Allmächtige die Zeit noch nicht für gekommen erachtet, oder daß er sie in diesem unruhigen Zustande noch für eine künftige Geißel aufhebt, die durch Irland über England kommen soll". Also sprach Edmund Spenser vor 340 Jahren, Spenser, dessen Muse Nutzen aus einem irischen Landsitz zog (eine der Früchte des Reiches), und dem als Dichter genug Einbildungskraft geblieben war, um zu erkennen, daß einst der Tag der Abrechnung kommen muß und die zuerst Beraubten vielleicht auch die zuerst Heimzahlenden sein könnten. Das von Heinrich und Elisabeth Tudor in Irland gegründete Reich ist mächtig angewachsen. England nimmt wieder seine natürlichen Proportionen an, die eines starken Königreichs, sobald es Irlands verlustig geht. Solange es noch im Besitze Irlands bleibt, ist es immer ein Weltreich. Denn wie Großbritannien die Torwege des nördlichen und westlichen Mitteleuropa verriegelt, um den Handel nach Belieben aufzuhalten und die Seehäfen vom Baltischen Meer bis zur Bucht von Biskaya blockieren zu können, so steht Irland zwischen Britannien und den Ozeanen des Westens und schließt für England die Straßen der See. Ein starkes, unabhängiges und auf sich selbst angewiesenes Irland,

Digitized by Google

als Mitglied der europäischen Völkerfamilie und seinen Artgenossen wiedergegeben, würde die sicherste Bürgschaft für eine gesunde Entwicklung der europäischen Interessen in jenen Gegenden sein, wo sie heute durch die antieuropäische Politik Englands ausgeschlossen sind.

Das Verhältnis Irlands zu Großbritannien ist bisher auf dem Festlande keineswegs verstanden worden. Seit Jahrhunderten war es Englands Politik, die wahre Quelle seiner Versorgung zu verbergen und jede Revision seiner Geschäfte mit der entfernteren Insel zu hintertreiben. Schon während der Regierung der Elisabeth Tudor war dieses Abschließen Irlands von jeder Berührung mit Europa ein fester Grundsatz englischer Politik. Die drei „Deutschen Edlen" („German Earls"), die mit Geleitbriefen der Königin Dublin 1572 besuchten, wurden durch den Lord-Statthalter davon abgehalten, über die Stadtmauer hinaus irgend etwas mit eignen Augen zu sehen.

Seit es eine moderne Diplomatie gibt, gehört es zum Grundstock von Englands diplomatischem Arsenal, diese irische Insel als ein verelendetes Land darzustellen, bevölkert von einem aufsässigen und unwissenden Menschenschlag, den das gute England mit unbelohnter Fürsorge aufzurichten, zu zivilisieren und zu erziehen bemüht war. Den ganzen Handel Irlands an sich zu ziehen und auf England allein zu begrenzen; jede direkte Verbindung zwischen Europa und dieser zweiten (westlichen) Insel Europas abzuschneiden, bis kein andrer Durchgang außer durch England blieb; die entsetzlichste politische und ökonomische Knechtung aufzubürden, die je ein Volk einem andern auferlegte; alle natürlichen irischen Hilfsquellen, Ländereien, Häfen, Menschen, Reichtümer, sogar seine Religion, in der Tat alles, was Irland besaß, mit Beschlag zu belegen, „zum ausschließlichen Vorteil und zur Förderung Englands", und die Buchführung ganz allein zu besorgen und jede Rechnungsrevision zu verhindern: das ist von jeher die geheime, aber bestimmte Politik Englands gewesen ...

Die Macht der britischen Flotte kann niemals auf die Dauer lahmgelegt werden, bis Irland an Europa zurückgegeben wird. Deutschland ist notwendigerweise der Vorkämpfer europäischer Interessen geworden, im Gegensatz zur Weltherrschaft Englands und der englisch redenden Menschheit. Heute ist Deutschland ein Damm, ein großer Behälter, der sich schnell mit menschlichem Leben füllt, das eines Tages einen Abfluß finden muß. Anstatt vorschauend Kanäle für den Ueberfluß zu graben, hat England, wie Pharao, sein Herz verhärtet und hofft es zu verhindern oder den Strom so abzulenken, daß er verloren und aufgesogen wird vom durstigen Sande eines immer weiter ausgreifenden Angelsachsentums. Deutsche Gesetze, deutsche Sprache, deutsche Kultur sollen keinerlei Boden zum Ansäen, keine Erde zum Befruchten und Bereichern finden."

Digitized by Google

Casement war es, der zuerst das jetzt begeisternde Wort von der „Freiheit der Meere“ gebrauchte, das jetzt auch von neutralen Ländern verstanden wird, die durch die Fangarme des gigantischen britischen Marinismus gequält, beherrscht, zerdrückt und ausgeraubt werden.

Die Hoffnung auf die Freiheit der Meere ist jetzt, man darf sagen, das Ideal der ganzen Menschheit geworden. Mehr und mehr bricht sich die Einsicht Bahn unter den Nationen, daß die Straßen des Ozeans das Eigentum der Welt sind und nicht das privilegierte Eigentum einer einzelnen Macht. Dieses Verlangen ist so gerecht, so klar, so unwiderlegbar, daß selbst die Bigotterie und enge Staatsmannskunst Lord Greys ihn nicht davon abhielt, in einem unvorsichtigen Moment einzugestehen, daß diese Frage nach dem Kriege zur Diskussion offen liege — ein Zugeständnis, das einzig in der Geschichte der britischen Diplomatie dasteht! Die Freiheit der Meere ist der einzige Pfad zur Freiheit der Nationen, die einzige Garantie für einen dauernden Frieden.

Sir Roger hielt früher an dem Glauben fest, daß es möglich sein würde, eine deutsche Armee in Irland zu landen, eine Armee, die vom irischen Volke begeistert empfangen werden würde, eine Armee, die Irland von den englischen Fesseln befreien würde. Später erkannte Casement, daß die Durchführung dieses Planes vorläufig nicht zu erwarten sei, und seitdem drückte die Sorge um sein geliebtes Vaterland wie ein Alp auf seinem Gemüt.

Den Versuch, ihn durch Meuchelmord zu beseitigen, der von dem britischen Gesandten Findlay in Christiania unternommen worden ist, ein Versuch, der klar die Gemeinheit der englischen Politik zeigt, machte tiefen Eindruck auf die feinfühlende Seele Casements. Er weigerte sich, über die Sache zu sprechen — auch als gewisse Zeitungen ihm große Summen dafür boten. Seinen offenen Brief an Sir Edward Grey schrieb er nur, um seinen Namen vor den englischen Verleumdungen zu schützen. Man hat die Geschichte des versuchten Meuchelmordes viel angezweifelt, doch sind die Beweise und Dokumente unbestreitbar — sie sollten jene Leute, die noch die Niedertracht der englischen Politik anzweifeln, gründlich überzeugen.

In Deutschland verbrachte Sir Roger seine Zeit meistens in Bayern, das er sehr liebte. Er kam oft nach Berlin, auch verbrachte er viele Stunden mit den irischen Gefangenen in Zossen, mit denen er großes Mitleid hatte. Er war sehr oft auf Besuch in meinem Hause, und wir hatten viele interessante Gespräche zusammen. Er schrieb sehr viel, unter seinem Namen und auch anonym. Selbst in seinen ernsten politischen Aufsätzen leuchtete sein goldener irischer Humor durch seinen schwungvollen Stil. Ich besitze mehrere kurze satirisch-politische Parabeln aus seiner Feder — bunte Schriften, die den ganzen Zauber der keltischen Volksmärchen besitzen.

Jene Deutschen, die die Engländer stets zu ernst oder nicht ernst genug nahmen, könnten mit Nutzen den Rat Sir Rogers annehmen: „Der beste Weg, die Engländer schwer zu treffen,“ schrieb er mir einst, „ist, sie zum Gespött zu machen. Sie nehmen sich und ihre Ueberherrschaft so ernst, daß es sie geradezu des Atems beraubt, wenn man sie bespöttelt.“

Digitized by Google

Am 30. September 1915 erhielt ich von ihm einen Brief mit einem Sonett von ihm auf Parnell, den großen irischen Führer, dessen legitimer Nachfolger er selbst war. Er schrieb mir: „Am 6. Oktober ist der vierundzwanzigste Jahrestag von Parnells Tod. Ich schrieb dieses Gedicht als junger Mann mit brennendem Herzen und bitterm Schmerz — am Tage nach seinem Tode — und behielt es verborgen in meiner Seele für viele Jahre. Heute möge es endlich gesprochen werden:

IN MEMORIAM CHARLES STEWART PARNELL

(Gestorben am 6. Oktober 1891)

Still! Keinen Laut — taub ist das Ohr der Zeit
Vom Kampfe, der den Helden uns genommen!
Stolzes Gedenken kann allein uns frommen,
Des edlen Lebens Glanz und Herrlichkeit.

Als Führer unerreicht, in Dunkelheit
Verschlungnen Pfade ist er emporgeklommen,
Hieß Lästrung und Verräterfold willkommen:
Er fiel, als schon der Sieg für ihn bereit.

Doch durch die Bresche, die er uns gemacht,
Zur Freiheit hin geht Erin einst die Bahn
Und kürt ihr Los. Dem Leib, zur Ruh gebracht,

Wagt nun kein rauher Vorwurf mehr zu nahn,
Der Todesengel steht am Tor; ein Wille,
Gewalt'ger als der Tod, gebietet Stille.[1])

Am 6. Oktober selbst schrieb er mir in Ausdrücken, die für seine sonstige Sprache außerordentlich derb waren: „Heute ist der Todestag Parnells — heute ist es vierundzwanzig Jahre her, seit England das Leben eines der größten Iren, eines der größten Männer aller Zeiten, vernichtete. Mögen die Indier, die Aegypter, die Zulus, die Ghurkas, die Iren und alle die geplünderten, ausgebeuteten und demoralisierten Rassen, die es besiegt und verdorben hat, auf Englands Leichnam mit Füßen treten und ihm ins tote Antlitz speien! Und möge es mir vergönnt sein, ihm einen starken, gerechten Faustschlag zu versetzen, während es noch lebt — direkt auf die Stirn!"

Sein Herz, so unerbittlich es war gegen die Verbrechen einer ruchlosen Regierung, blieb doch stets mitleidsvoll für die armseligen Werkzeuge der englischen Politik. Von Feldafing schrieb er mir am 31. August 1915:

„Obgleich diese Hekatomben braver Männer auf Gallipoli herzzerreißend sind, bleibt doch das infamste dabei die Tatsache, daß die Schurken, die diese Konflikte hervorriefen — die Asquiths, Greys und deren Herren, die Geldklique, die England regiert —, nicht die Kosten bezahlen, sondern die Jungen, die

[1]) Uebersetzt von Geh. Regierungsrat Prof. Alfons Kißner, Göttingen.

Digitized by Google

Getreuen, die Loyalen und Tapfern hinausschicken, um zu töten und getötet zu werden für eine nutzlose Sache. Könnte man Harmsworth und noch ein paar, die ich kenne (den Erzbischof von Canterbury eingeschlossen), auf sechs Monate an die Front schicken zu einer Ration Büchsenfleisch und Bajonett (a ration of beef and bayonet), würde es für mehr als sechzig Jahre keinen britischen Angriffskrieg mehr geben."

Oft drückte er mir gegenüber seinen Abscheu aus gegen Amerika und die Rolle, die es in diesem Krieg spielt. Seine Briefe glühen vor Entrüstung über die Unterwürfigkeit Amerikas und seines Präsidenten, Briefe, die ich als geborener Amerikaner vielleicht einmal zum Vorteil meines Landes veröffentlichen werde. Er war der Ansicht, daß der englische Einfluß auf Amerika nur zu dessen Verderben wirken könne. Schon vor Jahren warnte Sir Roger vor dem englisch-amerikanischen Bündnis — oder Komplott. Oft sprachen wir über den völligen Zusammenbruch des christlichen Geistes, über das absolute Versagen der Demokratie — die erschreckende Wirkung, die auf die Gedanken und die Moral der Menschheit durch die Herrschaft der Lüge, der Brutalität, der Heuchelei und des Verbrechens ausgeübt wurde. Er sah die Welt erfüllt von teuflischen Mächten, überall der Triumph der Lüge und der Unvernunft.

Casement besaß Freunde in Deutschland, aber trotzdem fühlte er sich sehr einsam, und zuzeiten überfiel ihn eine tiefe Melancholie, die seine Gesundheit untergrub und ihn aufs Krankenlager warf.

Oft sagte er mir, daß er nicht lange zu leben habe, es auch überhaupt nicht wünsche. Etwas Traumhaftes, Mystisches und Unweltliches kam oft über ihn — etwas Prophetisches, das durch seine blasse Gesichtsfarbe, die blauen Augen, den schwarzen Bart, die hagere, aszetische Gestalt und die sanfte, schön modulierte Stimme noch verstärkt wurde. Dann sah ich in ihm eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den überlieferten Christusdarstellungen, und wahrlich, in der Stimme, in den Augen und in dem kindlichen Herzen des großen Irländers lebte der echte Geist der Selbstopferung. Er war der erhabene Führer einer verzweifelten Sache — einer verlorenen Sache, der man nur durch Selbstaufopferung dienen konnte. Selten lachte er, obgleich sein Lächeln mild und voller Reiz war.

Nur wenige verstanden sein visionäres Wesen zu deuten, manche hielten ihn für irrsinnig, andre sahen sogar in ihm einen besoldeten Agenten Deutschlands.

Während der letzten Wochen vor seiner Fahrt nach Irland war er oft in merkwürdiges Nachsinnen vertieft — als wenn er einen letzten und entscheidenden Schritt erwäge. Ich fühlte, daß er entschlossen war, sich zu opfern. „Nur die, die für Irland sterben, leben für Irland", war eines seiner Worte. Wenn er mit seinen Freunden über seinen „Hochverrat" sprach und über sein Schicksal, so erhellte sich sein Gesicht und er sagte: „Ach! glaubt ihr wirklich, daß sie mich hinrichten werden? Dann würde ich morgen gehen!"

Wegen seiner Gesundheit fürchtete er eine lange Gefängnishaft — aber der Tod für Irland erschien ihm als ein glorreiches Ende.

Digitized by Google

Im Dezember 1915 schrieb er mir aus Zossen:

„Ich bin sehr unsicher, was meine Bewegungen betrifft, und es kann sein, daß ich bald eine Reise machen werde. Ich hoffe es, da ich diese lange Untätigkeit und Müdigkeit des Geistes nicht mehr ertragen kann — man versteht nicht, wie schwer es für mich ist. Meine Stimmung und meine Gesundheit sind angegriffen. Meine armen irischen Soldaten sind in derselben Lage — sehr niedergeschlagen und unglücklich."

Am Tage des heiligen Patrick — dem großen irischen Nationalfeiertag — versammelten wir uns abends in einer stillen Weinstube in Berlin — Sir Roger, drei Amerikaner und ein Deutscher. Unser irischer Ritter war sehr fröhlich an diesem Abend, sein Mutterwitz glänzte. Es wurden kurze Reden gehalten — ich brachte einen Toast auf ihn als ersten Präsidenten der irischen Republik aus, und er hielt darauf eine schöne und ergreifende Rede.

Als die Nachricht von Casements Gefangennahme die Welt überraschte, dachten viele, er sei der Urheber der irischen Revolution in Dublin gewesen. Das ist ein schwerer Irrtum — gerade das Entgegengesetzte ist die Wahrheit. Einer der Hauptgründe, weshalb er sich nach Irland begab, lag in der Hoffnung, daß es ihm gelingen würde, den Aufstand zurückzuhalten. Er hielt die Zeit für ungeeignet. Dieser Punkt ist selbst von den Engländern zugegeben. Nach seiner Verhaftung bei Tralee sagte Sir Roger einem irischen Priester, Vater Ryan:

„Ich ersuche Sie, den Freiwilligen in der Stadt und anderswo zu sagen, daß sie sich völlig ruhig halten sollen. Sagen Sie ihnen, daß ich gefangen bin und daß die Rebellion ein trauriger, hoffnungsloser Mißerfolg sein muß, da die erwartete Hilfe nicht eintreffen wird."

Doch die Revolution nahm ihren Verlauf, und Blut und Feuer zogen über Dublin, bis die Briten wieder einmal die Fackel der Freiheit in dem Blut irischer Patrioten und Kämpfer erstickt hatten.

Um 9 Uhr am Morgen des 3. August 1916, einen Tag weniger als zwei Jahre nach der Schicksalsstunde, in der England seinen Krieg gegen Deutschland erklärte, läutete die Glocke des düsteren Gefängnisses in Pentonville Road im Norden Londons. Etwa dreißig oder vierzig irische Männer und Frauen fielen auf ihre Knie und beteten. Sie beteten für den Mann, der im Gefängnishof sein Leben ließ — ein Mann, der einer der edelsten Helden der Humanität aller Zeiten gewesen ist, ein ungekrönter König unter den Menschen, dessengleichen heute nicht zu finden wäre. Ein großer Mann hatte sich für eine große Sache hingegeben. England hatte wieder einen edlen Helden auf der schwarzen Tafel seiner Verbrechen einzutragen, Irland wieder einen neuen Märtyrer anzubeten — und zu rächen.

Die Unterzeichnung des Todesurteils gegen Sir Roger Casement war eine neue Kriegserklärung Englands, nicht nur gegen Irland, sondern gegen die ganze Menschheit.

In seinem Tode wie in seinem Leben hat der große Irländer seinem Vaterland gedient, nicht weniger aber auch Deutschland und der Welt. Sein Tod

Digitized by Google

warf ein grelles Licht auf Englands Charakter, und in diesem Lichte erstarb mancher Irrtum und manche Lüge. Die Größe dieses Mannes wird einst von allen Nationen anerkannt werden, und das Ziel, für das er kämpfte, wird erreicht werden durch jene langsame, aber unwiderstehliche Kraft, mit der ein lebenskräftiger Gedanke seinen Weg durch die Zeiten macht. In Sir Roger Casement ist die stärkste individuelle geistige Kraft aus dem ganzen Panorama des Weltkrieges dahingegangen.

Die Presselügen und ihre Diener

Von

Conrad Bornhak

Die Lüge muß wohl mit der Presse in einer besonders engen Verbindung stehen. Denn es ist doch kein Zufall, daß Lügen wie gedruckt ein sprichwörtlicher Ausdruck geworden ist. Niemals haben aber die Lügen der Presse eine so große Rolle gespielt wie in diesem Weltkriege. Die gedruckte Lüge ist geradezu die fünfte europäische Großmacht, die gegen uns im Bunde steht und mit allen Kräften bekämpft werden muß. Denn mit Meisterschaft versteht es England, das älteste Land einer auf Grund der Preßfreiheit emporgewachsenen Presse, diesen Verbündeten der Preßlüge für sich auszubeuten.

Besonders erstaunlich ist es, wie es England gelungen ist, durch diese Preßvergiftung, für die es in den meisten Ländern Europas gehorsame Diener findet, das Kriegsziel von sich abzulenken und ihm eine für England unschädliche Richtung zu geben.

Klar liegt es für jeden, der überhaupt sehen will, vor Augen, daß England der eigentliche Urheber des Krieges ist. Niemals hätten Rußland und Frankreich, von Italien und den Kleinen ganz zu schweigen, losgeschlagen, wenn sie nicht der englischen Hilfe gewiß gewesen wären. Dafür dürfen nun auch Englands Bundesgenossen bluten, solange England will. Wie England der Hauptfeind Deutschlands ist, so richtet sich der Kampf Deutschlands auch hauptsächlich gegen England oder sollte es wenigstens.

Statt dessen sehen wir, wie England durch eine geschickte Verfälschung der Presse den Krieg in der Richtung eines Festlandskrieges zu erhalten sucht. Schon vor dem Kriege spielte das englische Heer, das in Belgien landen sollte, eine Rolle. Aber England begnügte sich damit nicht, was es seinen Verbündeten zugesagt. Es kam der Werbefeldzug, das Millionenheer Kitcheners, schließlich sogar die allgemeine Wehrpflicht. Alles dies mit dem nötigen Geschrei ins Werk gesetzt, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen und den Anschein zu erwecken, als wolle England nun wirklich für den Festlandskrieg selbst etwas tun. Ja selbst in Archangel landen englische Truppen, mehr kann man doch

Digitized by Google

zur Belebung des russischen Mutes nicht tun. Und schließlich soll nun, da das Millionenheer da ist, auch der große englische Angriff kommen, der alles zermalmt.

Wenn man nun nach den wirklichen englischen Leistungen fragt, so sind diese herzlich gering. Allenfalls werden Inder, Kanadier und Australier geopfert, aber der wirkliche Engländer hält sich bescheiden zurück. Das hat namentlich der letzte große Angriff im Westen gezeigt, wo die Franzosen anfangs einige örtliche Erfolge erzielten, die Engländer nichts erreichten, so daß auch die Franzosen keine Lust mehr zeigten, allein vorzugehen. Und daß die in Archangel gelandeten Engländer jemals an die Ostfront kommen, glaubt kein Mensch.

Alle englischen Maßnahmen, die stets in ausgedehntestem Maße die Oeffentlichkeit schon vorher beschäftigen, ehe sie ins Werk gesetzt werden, laufen lediglich darauf hinaus, den Mut der Bundesgenossen zur Fortsetzung des Krieges auf dem Festlande zu beleben. Wie man begonnen, so treibt man es weiter. Einzig und allein durch die in Aussicht gestellte Hilfe Englands ließen sich Rußland und Frankreich zum Kriege bestimmen. Die großen Anstrengungen Englands für den Festlandskrieg, die demnächst ganz gewiß kommen sollen, veranlaßt sie, vorläufig noch einmal selbst weitere Opfer an Gut und Blut zu bringen, bis England sich mit ganzer Kraft einsetzt. Darauf wartet man und wartet weiter.

In diesem Sinne arbeitet die ganze englische Presse und beeinflußt auch die in den verbündeten Ländern.

Eine große Leistung im Festlandskriege hat England allerdings aufzuweisen, die freilich wieder in übertriebener Bescheidenheit verschwiegen wird, allerdings nicht eine Leistung gegen den deutschen Feind, sondern gegen den französischen Verbündeten — es hat die Kanalküste von Dünkirchen bis Boulogne, die zum Teil schon einmal vor Jahrhunderten in englischem Besitze war, sich so fest angeschlossen, daß die Franzosen dort nichts mehr zu sagen haben. Schwerlich wird jemals das geschwächte Frankreich aus eigner Kraft sich wieder in den Besitz dieses Kanalgebietes setzen können. Die Engländer haben eben nicht das peinliche Bedenken, sich um Himmels willen nur keine national fremdartige Gebiete anzugliedern, wenn sie ihrer militärisch oder wirtschaftlich bedürfen. Solche Gebiete werden eben Untertanenländer, bis sie einmal national amalgamiert sind, und kein Mensch denkt daran, ihnen etwa eine Vertretung im englischen Parlamente zu gewähren.

Während dieser englische Festlandserfolg im stillen bleibt, ertönen immer wieder englische Pressestimmen, die erste Voraussetzung zum Frieden sei, daß Deutschland Belgien räumen und das an Belgien begangene Unrecht, das ja der Reichskanzler in jener ersten Reichstagssitzung nach Kriegsausbruch zugestanden, wieder gutmache. Nebenbei bemerkt, würde England selbst gegen einen deutschen Besitz Belgiens nichts einzuwenden haben, wenn es selbst dafür die französische Kanalküste behielte.

Den ganzen Krieg zum Festlandskriege zu stempeln und damit von England abzulenken, das war einzig und allein das Ziel der englischen Presse und ihrer gehorsamen Diener in England selbst und außerhalb.

Digitized by Google

Es ist nun eine alte Erfahrung, daß eine mit dem Brusttone der Ueberzeugung wiederholte Lüge schließlich Glauben findet, da man sich sagt: So kann doch niemand lügen. Erst glauben es die Belogenen, dann auch andre, und endlich hat es sich der Lügner sogar selbst eingeredet. So ist es auch hier gegangen. Alle Welt glaubt, daß der Festlandskrieg die Entscheidung bringen müsse.

Der kann noch lange dauern. Bei der bisherigen Kriegführung kann es England trotz aller deutschen Siege aushalten, wie einst in den Napoleonischen Kriegen. Schwere deutsche Niederlagen und Verluste wären allerdings für England das Angenehmste. Wenn das aber nicht sein kann, ist das militärische und wirtschaftliche Verbluten von Frankreich und Rußland, die gleichzeitig in immer schwerere englische Schuldknechtschaft geraten, auch nicht zu verachten. Dafür kann man wohl, um den Schein zu wahren, auch einige tausend Inder, Kanadier, Australier und englische Proletarier opfern. Nur von einem ebenbürtigen Halunken ist England erkannt worden, von Japan. Das macht es ebenso wie England und ist ihm sogar noch überlegen, indem es seine geriebenen Bundesgenossen übers Ohr haut.

Der Krieg wird eben so lange weiter gehen, solange die englische Lüge vom Festlandskriege, die durch die Macht der Suggestion sogar bei uns Wurzel geschlagen hat, weiter geht, und man glaubt, der Krieg könne jemals auf dem Festlande erledigt werden.

Nein, der Krieg ist seinem Wesen nach kein Festlandskrieg. Dieser bildet nur eine Begleiterscheinung, und über ihr droht das Wesen der Sache verloren zu gehen. Die stetig wiederholte englische Preßlüge hat es meisterhaft verstanden, vom Wesen der Dinge zugunsten Englands auf Nebensachen abzulenken.

Der Krieg ist in seinem Kernpunkte ein solcher zwischen Deutschland und England. Will Deutschland den Sieg gewinnen, und soll der ganze Weltkrieg nicht ausgehen wie das Hornberger Schießen, so muß England selbst getroffen werden und um Frieden bitten.

Selbstverständlich können wir hier nicht militärische Maßnahmen erörtern, wie man es in England so gern mit breiter Behäbigkeit im voraus tut, eben weil doch alles nicht recht ernstlich gemeint, sondern Lüge ist. Aber zu behaupten, daß England heute nicht mehr auf einer unnahbaren Insel sitzt, heißt kein militärisches Geheimnis verraten. Denn Zeppeline und Unterseeboote haben bewiesen, daß auch England in seinem innersten Lebensnerv zu treffen ist. Daß damit unsre neuen Kriegsmittel nicht erschöpft sind, zeigt das unterseeische Handelsboot.

Der Festlandskrieg bedeutet eine fortgesetzte Verschleppung im Interesse Englands. Gerade deshalb legt England auf ihn so großen Wert. Das deutsche Interesse ist genau das entgegengesetzte. Erst wenn der Krieg gegen die britischen Inseln geht, nähern wir uns seinem Endziele und dem Frieden.

Unmögliches gibt es in dieser Hinsicht für die deutsche Heeres- und Flottenleitung nicht.

Digitized by Google

Bismarck und Kardorff

Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs

Von

Friedrich Thimme

I.

Als Wilhelm v. Kardorff am 21. Juli 1907 im Alter von 79 Jahren nach einer mehr als vierzigjährigen erfolgreichen parlamentarischen Tätigkeit im Reichstage und im Abgeordnetenhaus die Augen schloß, da ist es in den meisten der zahlreichen Nekrologe, die rückschauend seine Persönlichkeit und seine Wirksamkeit zu würdigen suchten, zum Ausdruck gebracht worden, daß er allezeit einer der getreuesten Anhänger und Verehrer des Fürsten Bismarck, nicht nur in den Jahren seiner Macht, sondern auch nach seiner Entlassung, ja über den Tod hinaus gewesen sei. Aber wenige wußten doch nur, in welchem Maße Kardorffs ganze politische und parlamentarische Laufbahn von ihren ersten Anfängen an sich gleichsam um die Achse Bismarck gedreht hat. Vollends ahnten wenige, daß Kardorff in diesem Verhältnis keineswegs immer nur der Empfangende und Ausführende, sondern nicht selten auch der Gebende, Ratende und Fortreißende war. Nicht einmal das hat die raschlebige Zeit festgehalten, wie sehr gerade Kardorff zu jener großen Wandlung beigetragen hat, die sich um die Mitte der siebziger Jahre in den wirtschaftspolitischen Ansichten des Reichskanzlers vollzogen hat. „Man ist heute wohl geneigt," so schrieb der Reichstagsabgeordnete Georg Gothein am 26. Juli 1907 in der ‚Hilfe', „den Einfluß, den Kardorff auf die Umkehr in der Zollpolitik gehabt hat, zu unterschätzen, und doch ist er es gewesen, der sie mit seiner Broschüre ‚Wider den Strom' eingeleitet, der durch eine umfangreiche organisatorische und agitatorische Tätigkeit sie propagiert, und der im Gespräch mit Bismarck auf diesen eine große Einwirkung ausgeübt hat. Gewiß bei letzterem wirkte viel zusammen, um ihn zu seiner Schwenkung zu veranlassen, für ihn war wohl das fiskalische Motiv das stärkste, das für Kardorff ein durchaus Nebensächliches war; aber fast alle menschlichen Handlungen sind von verschiedenen Beweggründen diktiert, und man wird die, welche Kardorff Bismarck suggerierte, nicht unterschätzen dürfen."

Die Wahrheit ist, daß Kardorff nicht nur in den Jahren der Abkehr von der Freihandelsära, sondern auch früher und später einen starken Einfluß auf den Fürsten Bismarck gehabt hat. Es ist jammerschade, daß Kardorff nicht dazu gekommen ist, seine Bismarckerinnerungen zu veröffentlichen; wie aufschlußreich hätte ein solches Werk aus der Feder des hervorragenden Politikers, der schließlich zu den Intimsten Bismarcks zählte, werden müssen! Als der bekannte Bismarcksammler Heinrich v. Poschinger im Herbst 1894 Kardorff drängte, doch seine Erinnerungen niederzuschreiben, antwortete dieser, er komme

Digitized by Google

immer mehr zu der Ueberzeugung, daß er das Meiste und Interessanteste davon nicht veröffentlichen dürfe, weil noch zu wenig Zeit vergangen sei; auch sei ihm die selbstgefällige Art, in der einzelne Abgeordnete die Schilderung ihres Verkehrs mit Bismarck dazu verwerteten, um ihre eigene Bedeutung in das hellste Licht zu stellen, außerordentlich widerlich. Später, als Bismarck gestorben war, hat Kardorff in der Tat Bruchstücke seiner Erinnerungen niedergeschrieben. Aus ihnen hat Heinrich v. Poschinger im Jahrgang 1908 dieser Zeitschrift[1]) einige Abschnitte, die sich um Bismarck und seine Politik drehen, veröffentlicht: sie beziehen sich auf Kardorffs Jugendbekanntschaft mit Bismarck aus dem Jahre 1850, auf die ersten persönlichen Beziehungen des jungen Abgeordneten zu dem Kanzler, die im Jahre 1868 durch die Frage des hannoverschen Provinzialfonds geknüpft wurden, und schließlich auf eine Unterredung, die Kardorff in späteren Jahren mit Bismarck wegen der Polenpolitik hatte. Wenn diese Einzeldarstellungen noch keine Schlüsse auf das Maß des Einflusses zulassen, den Kardorff mit den Jahren auf den Kanzler gewann, so ist um so ergiebiger der vertraute Briefwechsel, den Kardorff seit dem Beginn seiner parlamentarischen Tätigkeit im Jahre 1866 mit der daheim in Schlesien weilenden Gattin geführt hat. Die Briefe Kardorffs, die mit großer Frische und Lebendigkeit geschrieben sind und gleichsam einen fortlaufenden Kommentar über die parlamentarischen und politischen Verhältnisse in Berlin während des Menschenalters von 1866 bis 1907 bilden, sind eine höchst wertvolle Fundgrube für den Historiker. Sie in vollem Umfange zu veröffentlichen, ist auch heute noch nicht möglich, da sie zahlreiche scharf zugespitzte Urteile und drastische Schilderungen, namentlich auch aus den Tagen nach Bismarcks Entlassung enthalten, mit deren Wiedergabe gerade Kardorff selbst am wenigsten einverstanden sein würde. Wohl aber erscheint es angängig, aus den Briefen Kardorffs an seine Gemahlin alles Wesentliche herauszuheben, was sich auf den Fürsten Bismarck und sein Werk bezieht, und es mit dem, was die hinterlassenen Papiere, die Schriften und Reden Kardorffs sonst noch über den gleichen Gegenstand bieten, zu einer größeren Veröffentlichung: „Bismarck und Kardorff" zu verschmelzen. An dieser Stelle mögen als ein Vorläufer der künftigen Veröffentlichung, die im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt erscheinen wird, eine Anzahl Schriftstücke, teils aus den Briefen Kardorffs an seine Gemahlin, teils aus dem sonstigen Nachlaß zusammengestellt werden, die die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Bismarck und Kardorff von den ersten Anfängen der gegenseitigen Beziehungen bis zu der hingebenden Treue, mit der Kardorff das geistige Erbe des großen Toten und Freundes hütete — mit Recht ist er der politische Testamentsvollstrecker des ersten Kanzlers genannt worden —, illustrieren, und die uns gleichzeitig erkennen lassen, wie viel uns eine Persönlichkeit von der Art und der geistigen Bedeutung Kardorffs auch heute noch zu sagen hat.

---

[1]) Aus den Denkwürdigkeiten Wilhelm v. Kardorffs. Von Heinrich v. Poschinger. „Deutsche Revue" 1908, Bd. 2, S. 152—160.

Digitized by Google

Aus den Veröffentlichungen Poschingers ist bereits bekannt, wie früh der junge Kardorff den politischen Genius Bismarcks erkannt hat. Ihm war schon bei der Berufung Bismarcks zum Minister (1862) vollkommen klar, daß wenn es überhaupt möglich wäre, den in der inneren wie in der äußeren Politik festgefahrenen Staatswagen wieder in das richtige Geleise zu bringen, Bismarck als der einzige geeignete Mann für ein solches Unternehmen zu erachten sei. Kardorff hat diese Ansicht von Anfang an mit allem Nachdruck auch gegen solche Mitglieder der konservativen Partei vertreten, die die von Bismarck befolgte Politik der Loslösung von Oesterreich, der Annäherung an Frankreich und später an Italien vom Standpunkt des Legitimitätsgedankens mit steigendem Mißbehagen ansahen. Das Jahr 1866, das der Politik Bismarcks den ersten großen epochalen Triumph brachte, gab Kardorff auch den ersten Anlaß, öffentlich für den Ministerpräsidenten einzutreten — es war, soweit sich sehen läßt, überhaupt das erstemal, daß er sich in die Arena der Oeffentlichkeit begab. Am 8. Mai war der berühmte Artikel des „Rundschauers" der „Kreuzzeitung", des Präsidenten Ernst Ludwig v. Gerlach, über „Krieg und Bundesreform" erschienen,[1]) der unter den heftigsten Ausfällen auf Bismarck die unbedingte Aufrechterhaltung des österreichisch-preußischen Dualismus als des „lebendigen Grundcharakters der realen Basis der deutschen Verfassung" und den gemeinsamen Kampf der beiden deutschen Vormächte gegen den „Revolutionsschwindel" als die wahre konservative und legitime Aufgabe Preußens hinstellte und in dem bekannten Antrag Preußens auf Bundesreform und Einberufung eines deutschen, mittels des allgemeinen Stimmrechts erwählten Parlaments einen „grundrevolutionären Versuch" erblicken wollte. Ihm trat Kardorff mit voller Namensnennung in einem in der Beilage zu Nr. 108 der „Kreuzzeitung" (vom 12. Mai) veröffentlichten Aufsatz entgegen, dessen Hauptsätze so charakteristisch für Kardorffs politische Grundauffassungen sind, daß sie im folgenden wiedergegeben sein mögen. Eindringlich hielt er Gerlach vor: wie könne ein Vorkämpfer der konservativen Sache so in einem Augenblicke gegen Bismarck auftreten, in dem alle konservativen Gemüter so ziemlich einig darin sein würden, daß nach aller menschlichen Berechnung die Person Bismarcks schwerlich durch irgendeinen andern Staatsmann ersetzt werden könne. Geschickt knüpfte er dann an einen Ausspruch Carlyles über wahren Konservativismus an:

„Nichts verderblicher, nichts weniger konservativ, sagt Carlyle — und es liegt eine tiefe Wahrheit in diesem Ausspruche —, als für Formen und hergebrachte Dinge zu kämpfen und sich zu begeistern, die im Laufe der Zeit ihren Inhalt, ihre Bedeutung verloren — nichts lohnender, nichts gesunder, nichts wahrhaft konservativer, als der Kampf gegen solche Schatten und Unwirklichkeiten. Nun, ich frage, welches der beiden, Oesterreich oder Preußen, kämpft für Schatten, welches für Wirklichkeit? Noch heute sucht Oesterreich, wie der Rundschauer treffend bemerkt, das Hauptfundament seiner Regierung über Madjaren, Tschechen,

[1]) Neuerdings gedruckt Bismarck-Jahrbuch IV, 175 ff.

Digitized by Google

Kroaten und Italiener in dem Nimbus, welchen ihm seine Erinnerungen aus der deutschen Kaiserzeit und eine bevorzugte Stellung im Deutschen Bunde verleihen — gut, solange dies eben der Fall, kann es nimmer zugeben, daß Preußen die Machtstellung in Deutschland einnimmt, zu welcher es berechtigt ist, berechtigt durch das 1813 und 1814 vergossene Blut seiner Söhne, berechtigt durch die einfache Tatsache, daß es nahezu 10 Millionen deutsche Einwohner mehr zählt als Oesterreich. — Für jenen schattenhaften Nimbus kämpfend und ringend, hat Oesterreich die Lombardei verloren gegeben, hat es sich finanziell ruiniert; immer nur jenen schattenhaften Nimbus im Auge, hat es jahrzehntelang alle Versuche Preußens, die Kräfte der Mittelstaaten in erhöhtem Maße für die allgemeine deutsche Wehrverfassung heranzuziehen, die napoleonische Souveränität der kleinen Fürsten auf ein richtiges Maß zurückzuführen, paralysiert; immer nur irgendwelche preußische Machtvergrößerung befürchtend und ganz außer acht lassend, welche reale Machtstärkung für Oesterreich selbst in einer Neugestaltung des Bundes gewonnen werden konnte.

Und ein ebenso schattenhaftes unklares Ding ist allmählich auch die gesamte Bundesverfassung geworden. Mögen immerhin die Mittel- und Kleinstaaten und deren Fürsten und Minister den Bund als das Palladium eines fünfzigjährigen Friedens preisen (sie haben allerdings Ursache genug dazu, nachdem Oesterreich in diesen fünfzig Jahren seinen finanziellen Ruin begründet hat und Preußen vor gleichem Schicksal nur durch die Wohltaten der Steinschen Gesetzgebung, durch die Intelligenz seiner Bureaukratie und die Arbeitsamkeit seiner deutschen Bevölkerung bewahrt geblieben ist — während die kleinen Länder in Muße und Frieden zum Teil zu dem beneidenswerten Zustande gekommen sind, so gut wie gar keine Steuern zu zahlen). Aber eine Sachlage, bei welcher Sachsen oder eventuell noch kleinere Länder von Bundesexekutionen gegen Preußen sprechen und ernsthaft sprechen können, ist eine unreale, eine schattenhafte und bleibt eine solche — und Preußen hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, diesen schattenhaften, unrealen Zustand schlimmstenfalls mit dem Schwerte umzustürzen.

Mag ein solcher deutscher Bruderkrieg grauenhaft genug sein: wir kämpfen für eine gute, wirkliche Sache, nicht für Schatten und leere Formen, und die Folgen stehen in der Hand des Allmächtigen und entziehen sich menschlicher Vorausberechnung, auch der des Rundschauers, in solchem Grade, daß es völlig müßig erscheint, sie jetzt in irgendwelcher Weise andeuten zu wollen."

Auf den Gerlachschen Vorwurf, daß Bismarck die konservative Partei durch seine Politik zersetze und das Land der Revolution entgegentreibe, hielt es Kardorff nicht für nötig einzugehen, er begnügte sich mit dem schlagenden Hinweis, daß „die Demokratie, ich meine jene wilde Ultrademokratie, welche den politischen Meuchelmord feiert und heilig hält" — just am Vorabend des Gerlachschen Aufsatzes hatte das Blindsche Attentat auf Bismarck stattgefunden — „am Ende doch vielleicht besser weiß, wer ihr gefährlichster Gegner ist, als der Herr Rundschauer selbst".

Digitized by Google

Bei solchen Auffassungen kann es nicht wundernehmen, daß es Kardorff, der Anfang Juli 1866 in das Abgeordnetenhaus gewählt wurde, auf die Dauer nicht in den Reihen einer Fraktion litt, die auch nach der gewaltigen Umwälzung des Jahres 1866 wenig Verständnis für die Bismarcksche Realpolitik und womöglich noch weniger Verständis für die innerpolitische Versöhnungspolitik bekundete. So schloß er sich nach einigen Monaten der „Freien konservativen Vereinigung" an, die alsbald nach der Einberufung des Landtags Ende Juli erst als eine Gruppe innerhalb der großen konservativen Partei, dann als selbständige „freikonservative" Partei zusammentrat.[1]) Bald wurde Kardorff einer der einflußreichsten Wortführer der neuen Partei, im Abgeordnetenhause wie im Reichstage, in den er im Sommer 1868 eintrat. Hier wie dort suchte er, wie er sich später einmal selbst ausgedrückt hat, nach seinen besten Kräften die Politik des Mannes zu unterstützen, der nach seiner individuellen Auffassung „ein Staatsmann solchen Kalibers war, wie sie im Laufe der Jahrhunderte nur ausnahmsweise den Nationen geschenkt werden".[2])

Einen wesentlichen Dienst vermochte er Bismarck Anfang 1868 in der durch den Widerstand der Konservativen zu einer cause célèbre aufgebauschten Frage des hannoverschen Provinzialfonds zu leisten, wo ein von ihm im Einverständnis mit dem Ministerpräsidenten eingebrachter Kompromißantrag schließlich eine weit größere Majorität fand, als er Bismarck in Aussicht gestellt hatte.[3]) Dabei wahrte Kardorff doch durchaus seine Selbständigkeit gegenüber dem Gewaltigen. Es kam vor, daß er dem Ministerpräsidenten entgegentrat, wie etwa in der Frage der Branntweinsteuer.[4]) So mancher Antrag des jungen Abgeordneten zeigt, welche Fülle selbständiger und freudiger, vorwärtsdrängender Initiative in ihm steckte. So stellte er Anfang 1869 den Antrag, der Staatsregierung zur Erwägung zu geben, ob es sich nicht im allgemeinen politischen Interesse empfehlen dürfte, die Zusammensetzung des preußischen Abgeordnetenhauses in bezug auf Abgrenzung der Wahlbezirke, Wahlmodus und Zahl der Abgeordneten mit der des Reichstags in Einklang zu bringen und damit eine nähere organische Verbindung der beiden Körperschaften anzubahnen. Bis an sein Lebensende hielt Kardorff den Gedanken fest, eine solche nähere organische Verbindung zwischen diesen parlamentarischen Körperschaften herbeizuführen, nur suchte er das Ziel später auf dem Wege einer gegenseitigen Annäherung beider Wahlsysteme zu erreichen. Jener erste Versuch einer preußischen Wahlrechtsreform hatte ja keine Folge. Auch Bismarck fand eine einfache Identifizierung der Abgeordneten

---

[1]) Ueber die Anfänge der Freikonservativen Partei vgl. August Wolfstieg in der „Delbrück-Festschrift" (1908), S. 313 ff.

[2]) Kardorff in Nr. 14 des „Deutschen Wochenblattes" vom 6. April 1893.

[3]) Vgl. die von Poschinger veröffentlichten Aufzeichnungen Kardorffs in „Deutsche Revue" 1908, Bd. 2, S. 155 ff., und die zuerst in der „Deutschen Revue" (1889 ff.) veröffentlichten „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls v. Roon", II, 368 ff.

[4]) Vgl. Bismarcks Rede vom 26. April 1869. „Reden Bismarcks", ed. H. Kohl, IV, 207 f.

Digitized by Google

des preußischen Staates in beiden parlamentarischen Körperschaften nicht tunlich. Aber es ist doch bemerkenswert, wie entgegenkommend er die Anregungen Kardorffs aufnahm; aus seiner Abneigung gegen das Dreiklassensystem hat er auch bei dieser Gelegenheit kein Hehl gemacht.[1]) Noch mehr näherte er sich Kardorffs Anschauungen in den wichtigen Fragen der Selbstverwaltung und der Dezentralisation; am 5. Februar 1868 identifizierte er sich geradezu mit Kardorff gegenüber den skeptischen Ansichten des Ministers des Innern, Grafen Fritz zu Eulenburg, hinsichtlich der Bereitwilligkeit zur Uebernahme unbesoldeter Ehrenämter.[2])

Einer der größten Erfolge Kardorffs lag in der Ausgestaltung der wichtigen Kreisordnungsvorlage vom Jahre 1869, die in einer vorbereitenden Kommission wesentlich nach den Vorschlägen Kardorffs fertiggestellt wurde. Noch jahrelang wurde die Kreisordnung, die freilich erst nach wiederholter Beratung und schweren parlamentarischen Kämpfen am 13. Dezember 1872 zustande kam, von ihren konservativen Gegnern schlechthin als das „freikonservative Gesetz" bezeichnet.

Einige Auszüge aus Kardorffs Briefen an seine Gemahlin mögen belegen, wie rasch sein Ansehen und sein Einfluß in den Parlamenten wie bei Bismarck in den Jahren 1866—1869 stieg.

Berlin, den 3. September 1866.

Wir haben sehr interessante Debatten im Hause gehabt, wo Vincke[3]) und Wagener[4]) namentlich brillant sprachen. Ich werde möglicherweise noch in der Reichstagswahlgesetzdebatte reden, vielleicht aber auch nicht. Ich habe sehr weise getan, mich nicht zu früh an den Debatten zu beteiligen, denn fast alle Neulinge, die gesprochen haben, sind so gut wie durchgefallen, bis auf einen Geheimrat Achenbach,[5]) der mit gutem Erfolge sprach. Wedemeyer,[6]) Gerlach[7]) und andre von der Rechten haben ebenso unglücklich geredet wie die Neulinge aus allen andern Parteien; sie kannten alle das Terrain nicht, auf dem sie sich bewegten, und wenngleich ich eitel genug bin, um anzunehmen, daß ich mich takt- und maßvoller geäußert haben würde, so ist es entschieden richtig, daß ich mich nicht zum Worte gedrängt habe und erst reden will, wenn ich etwas Bedeutendes zutage zu fördern vermag.

Ich bin gestern in die erste Kommission gewählt worden, die Invalidenpensionsgesetz-Kommission (durch die Liebenswürdigkeit der Fortschrittler).

*

[1]) Vgl. Bismarcks Rede vom 28. Januar 1869. „Reden", IV, 94.

[2]) Vgl. Bismarcks Rede vom 5. Februar 1868. „Reden", III, 450 f.

[3]) Der bekannte liberale Abgeordnete Georg v. Vincke.

[4]) Hermann Wagener, Redakteur der „Kreuzzeitung", konservativer Abgeordneter.

[5]) Der spätere preußische Minister für Handel und Gewerbe, Heinrich Achenbach, damals Vortragender Rat im Handelsministerium.

[6]) Dr. v. Wedemeyer-Schönrade, konservativer Abgeordneter.

[7]) Der vorhin erwähnte Präsident Ernst Ludwig v. Gerlach.

Digitized by Google

18. November 1867.

Heute wird die Präsidentenwahl entschieden; ich hoffe, es werden gewählt Forckenbeck,[1]) Bethusy[2]) und Eulenburg,[3]) aber die Unterhandlungen sind sehr schwierig und langwierig, weil die Rechte einen eignen ersten Vizepräsidenten haben will; ich habe entschieden jede Kandidatur abgelehnt, weil ich im Falle der Wahl hierbleiben müßte.

*

24. November 1867.

Ich habe sehr viel zu tun und arbeite den ganzen Tag; sehr unrechterweise hat man mich in die Unterrichtskommission gewählt, die sehr wichtig ist und an deren Arbeiten ich in Zukunft nicht werde teilnehmen können.

*

Ohne Datum (Ende 1867).

Im Abgeordnetenhause werde ich mit der Zeit vielleicht eine Stellung und Einfluß gewinnen, da eine große Anzahl der jüngeren Mitglieder des Hauses auf meine Meinungen gerne hört und ihnen auch folgt. Ich rede in den Abteilungen gehörig, und die bedeutenderen Fortschrittler, v. Unruh, Lette usw., sind ungewöhnlich artig gegen mich.

*

16. Januar 1868.

Wir werden greulich geschunden; jeden Tag von morgens 10 Uhr bis nachmittags 1/2 5 Sitzung, und darauf folgt regelmäßig des Abends um 7 Uhr Fraktionssitzung, die manchmal bis 11 Uhr dauert. Die Beratungen über den Etat des Ministeriums des Innern sind nicht sehr amüsant bis jetzt — ich habe mich fast täglich zum Wort gemeldet, bin abet bis jetzt immer präkludiert. Bethusy sprach gestern recht gut, obschon er nicht sonderlich frisch war. Vielleicht rede ich morgen noch ... Morgen wird Vincke reden, hoffentlich gut. Der Minister Eulenburg blamiert sich täglich einigermaßen;[4]) man weiß nur noch

---

[1]) Der bekannte liberale Abgeordnete Max v. Forckenbeck, der in der Tat zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt wurde, später Oberbürgermeister von Breslau und Berlin.

[2]) Graf Eduard Georg v. Bethusy-Huc, der eigentliche Begründer der Freikonservativen Partei. Unter Kardorffs Aufzeichnungen befindet sich ein mit großer Wärme geschriebener Aufsatz über den ihm nahe befreundeten Grafen Bethusy, der eine Veröffentlichung verdiente.

[3]) Landrat Graf zu Eulenburg, konservativer Abgeordneter.

[4]) Ueber Friedrich Albrecht Graf zu Eulenburg, der von 1862 bis 1878 das Ministerium des Innern bekleidete, vgl. A. Lotz in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 55, S. 743 ff. Mit den Klagen über Eulenburgs Amtsführung, insbesondere über seine Untätigkeit, steht Kardorff keineswegs allein; kein Geringerer als Fürst Bismarck hat sie in seinen „Gedanken und Erinnerungen" mehrfach unterstrichen. Vgl. z. B. I, 300, wo Bismarck gesteht, unter dem Mangel an Arbeitsamkeit und Pflichtgefühl seines Freundes Eulenburg mitunter schwer gelitten zu haben, und II, 179.

Digitized by Google

nicht, wer ihn ersetzen könnte. Bennigsen nicht; der ist heute noch nicht möglich, obschon er möglicherweise der Nachfolger Bismarcks in soundso vielen Jahren werden wird.[1])

*

20. Januar 1868.

Gestern hatte ich eine interessante Audienz bei Bismarck; sie betraf den hannoverschen Provinzialfonds, und wir haben uns hoffentlich zu gegenseitiger Befriedigung über eine Stunde sehr nett unterhalten. Er sprach in einer Weise offen und rückhaltlos, die reizend war, blitzte dann und wann mit wahrhaft großartigen staatsmännischen Ideen hervor und schimpfte wacker auf Eulenburgs Faulheit und seinen Mangel an organisatorischen Talenten. Ich war gerade zu ihm gebeten, als ich zum Etat im Hause sprechen sollte; ich mußte mich daher aus der Rednerliste streichen lassen, was mir in andrer Beziehung leid tat, da ich guter Laune war und der Zuversicht, daß ich gut gesprochen haben würde. Indessen war die Audienz bei Bismarck doch besser.

*

11. Februar 1868.

Eben ist in Sachen des hannoverschen Provinzialfonds mein Antrag glücklich mit 200 gegen 168 Stimmen (Aeußerste Rechte und Fortschritt) durchgegangen. Der König war gestern auf dem Hofball sehr gnädig gegen mich und sprach eine ganze Weile mit mir; Bismarck desgleichen. Die letzten Debatten waren furchtbar aufregend. Vincke hat sich für ziemlich lange Zeit selbst eliminiert. Zu meinem großen Amüsement dient es, zu sehen, wie infolge meiner letzten Rede und des Durchgehens meines Antrags alle Großwürdenträger höflich gegen mich sind.

*

28. Februar 1869.

In der Kreisordnungskommission[2]) habe ich die Genugtuung, daß meine Vorschläge durchweg gegen die Stimmen der großen Rechten adoptiert worden sind.

*

1. März 1869.

In der Kreisordnungskommission habe ich meine Vorschläge sämtlich durchgesetzt bis jetzt, worauf ich einigermaßen stolz bin; an die wichtigsten Dinge kommen wir aber erst. Bismarck ist gar nicht ganz wohl, er hat wieder eine Art Hexenschuß gehabt und soll sehr schlechter Laune sein wegen der Abwicklung der Frankfurter Geschichte, wo Bismarck dagegen war, der Stadt 3 Millionen

---

[1]) Vgl. dazu Bennigsens Brief an seine Gemahlin vom 17. Januar 1868, H. Oncken, Rudolf v. Bennigsen, II, 125. Später hat Bismarck tatsächlich Bennigsen gerade als Nachfolger Eulenburgs ins Auge gefaßt. Vgl. „Gedanken und Erinnerungen", II, 180.

[2]) Bei der „Kreisordnungskommission" handelt es sich nicht um eine Kommission des Abgeordnetenhauses; wurde die Vorlage doch erst im September 1869 eingebracht. Kardorff hat Verhandlungen im Auge, die die Regierung schon vor der Einbringung der Vorlage in kleinerem Kreise mit Vertrauensmännern aus beiden Häusern des Landtags pflog.

Digitized by Google

zu geben, und der König deshalb 1 Million aus seinem Privatvermögen hergegeben hat.

Minister Eulenburg zeigt sich in der Kreisordnungskommission in einer lächerlichen Weise unfähig. Er ist namentlich außerstande, sich in die einfachsten Vorschläge der andern hineinzudenken, und es bedarf immer stundenlanger Auseinandersetzungen, um ihm die Sache begreiflich zu machen.

*

Ohne Datum, Anfang März 1869.

Die große Rechte ist wieder einmal in der allerboshaftesten Wut gegen Bismarck und uns. In der „Kölnischen Zeitung" habe ich als Minister des Innern gestanden; ich habe mich aber weit mehr darüber gefreut, daß das neueste, sehr bedeutende Werk von Gneist[1]) genau dieselben Organisationen wissenschaftlich begründet, die ich vorgeschlagen, zum Teil sogar mit denselben Worten. Die Kreisordnungsvorlage ist wegen Eulenburgs Krankheit noch verzögert, wird aber kommen.

*

21. April 1869.

Es ist hier sehr eklig in Berlin, obschon ich jetzt ganz toll fetiert werde: Morgen großes Diner beim Bundeskanzleramtspräsidenten Delbrück[2]) und Soiree bei Bismarck. Bismarck ist sehr nett gegen mich, hat mit mir gestern eine Stunde über alle möglichen Dinge verhandelt und war reizend.

*

28. April 1869.

Wir haben morgen Kommissionssitzung über den Antrag Hagen (betreffend die kommunale Besteuerung der Offiziere), wo ein ziemlich ernster Konflikt droht, der hoffentlich durch meine Bemühungen beseitigt werden wird. Meine Maischsteuerrede wird in allen Blättern sehr günstig beurteilt. Sie schlug in der Tat im Hause durch, und das hatte Bismarck unangenehm berührt, der nach aller Meinung ziemlich ohne Grund gereizt antwortete. Ich erwiderte ihm nachher in einer glücklich gelungenen persönlichen Bemerkung schlagend, und wie ich denke, zu seinem eignen Vergnügen, wenigstens lächelte er ganz freundlich.[3])

*

---

[1]) Gemeint ist Rudolf Gneists 1869 erschienenes Werk: „Verwaltung, Justiz, Rechtsweg, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung nach englischen und deutschen Verhältnissen, mit besonderer Rücksicht auf Verwaltungsreformen und Kreisordnungen in Preußen."

[2]) Rudolf v. Delbrück, seit 1867 Präsident des Bundeskanzleramts und 1868 preußischer Staatsminister, vertrat Bismarck sowohl im Bundestag wie im Reichstag; am 1. Juni 1876 erhielt er seine Entlassung.

[3]) Kardorffs Reichstagsrede über die Branntweinsteuer vom 26. April 1869 findet sich in den Stenographischen Berichten 1869, S. 583 ff., Bismarcks Erwiderung das. S. 586, Kardorffs Replik S. 602.

Digitized by Google

23. Mai 1869.

Gestern sehr glücklich gesprochen;[1]) es wurde mir von allen Seiten gratuliert. Den Abend war ich bei Bismarck, und war derselbe sehr liebenswürdig. Die ganze politische Situation ist aber sehr faul; von der Heydt geht, das haben wir glücklich zuwege gebracht;[2]) aber Bismarck ist, wie es scheint, sehr abgeneigt, auf größere organische Veränderungen in der Bundesverwaltung und auf Wechsel in den andern Ministerien einzugehen. Vielleicht kann er es auch beim Könige nicht durchsetzen. Ohne derartige Konzessionen ist aber die Unmöglichkeit vorhanden, Geld bewilligt zu erhalten, weil die preußischen Abgeordneten des Reichstags sagen: Wir können nicht große Einnahmen aus Zöllen und indirekten Steuern bewilligen, denn das würde das Bewilligungsrecht des Abgeordnetenhauses völlig lahmlegen. Der Landtag, dessen sehr zeitige Einberufung nicht außerhalb der Möglichkeit liegt, wird umgekehrt sagen: Wir können und wollen die direkten Steuern nicht erhöhen. Aus dieser Lage ist nur herauszukommen, wenn den Reichstagsabgeordneten die Befugnisse des Preußischen Landtags übertragen werden und gleichzeitig ein verantwortliches Bundesministerium etabliert wird . . .[3]) Heydts Nachfolger wird wahrscheinlich Camphausen werden; wenn er annimmt, eine sehr glückliche Wahl, denn er ist spezieller Freund von Delbrück und steht auf demselben gesunden politischen Standpunkt. (Fortsetzung folgt)

Die politische Bedeutung des jetzt von England betriebenen Kanaltunnelprojekts

Von

Dr. J. Lulvès (Archivrat in Hannover)

I. Die Schicksale des Projektes vor dem Jahre 1913.

Die einzige Verbindung zwischen dem vom Meer umbrandeten England und dem europäischen Kontinent, zwischen Dover und Calais, bildet noch heute, trotz aller Erfindungen und technischen Errungenschaften, der Schiffsverkehr auf den tückischen Wogen des Meeres.

---

[1]) Gemeint ist Kardorffs Reichstagsrede vom 22. Mai über die Braumalzsteuer.

[2]) Freiherr August von der Heydt, preußischer Finanzminister seit 5. Juni 1866, erhielt erst am 26. Oktober 1869 die erbetene Entlassung. Sein Nachfolger wurde, wie Kardorff schon im Mai richtig voraussah, der liberale Abgeordnete Präsident der Seehandlung Otto Camphausen.

[3]) Den Antrag auf Einführung verantwortlicher Bundesministerien hatte bereits der Abgeordnete v. Bennigsen im März 1867 bei der Beratung der Bundesverfassung gestellt; er war aber nicht damit durchgedrungen. Vgl. H. Oncken, Rudolf v. Bennigsen, II, 50 ff. Auch Graf Bethusy-Huc hatte damals, obwohl er ausdrücklich erklärte, Sympathien und Wünsche nach der Errichtung eines Reichsministeriums zu haben, gegen den Antrag Bennigsen gestimmt.

Digitized by Google

Das soll jetzt endlich anders werden! Wenigstens nach bestimmt und mit einzelnen näheren Daten auftretenden Zeitungsnotizen ist die Durchführung des Projektes eines Tunnels unter dem Kanal La Manche seitens Englands endgültig gesichert. Das Projekt hat eine große technische, aber auch eine große politische Bedeutung, die letztere ist jederzeit ausschlaggebend gewesen, besonders jetzt.

Das Projekt ist alt und hat schon eine lange Geschichte hinter sich. In seiner ersten Gestalt hat sich der größte und weitblickendste Gegner Englands mit ihm beschäftigt: Napoleon I. Im Frühjahr 1802, zur Zeit des Friedens von Amiens, als wenigstens die damalige öffentliche Meinung an den Beginn einer Friedens- und Freundschaftsära zwischen Frankreich und England glaubte, legte der französische Ingenieur Mathieu-Favier († 1835) dem Ersten Konsul den Plan eines unterseeischen Tunnels für den Diligenceverkehr vor. Von der Idee wurde auch der englische Staatsmann Charles James Fox unterrichtet; er war von ihr dermaßen entzückt, daß ihm der Ausspruch entschlüpfte: „Die Verbindung Frankreichs und Englands muß die Welt regieren."

In seiner damaligen Form erschien der Vorschlag, der den Ausbau der Sandbank von Varnes mitten im Kanal zu einer Inselstation für zwei Tunnels voraussetzte, sicher mit Recht dem großen Realpolitiker Frankreichs zu phantastisch. Napoleon trug sich ja schon mit der Idee, „die Macht, die Frankreich seit sechs Jahrhunderten unterdrückt hatte", auf ihrer stolzen Insel selbst heimzusuchen.[1])

Mehr als ein halbes Jahrhundert, gekennzeichnet durch bahnbrechende Arbeiten und umwälzende Entdeckungen in der Technik, mußte dahingehen, bevor minder phantastische, eher verwirklichungsfähige Projekte allgemeinere Beachtung finden konnten. Wohl gemerkt, war es vorerst wieder ein Franzose, der an den Gedanken der Erbauung eines submarinen Tunnels für den Eisenbahnverkehr anknüpfte: Thomé de Gamond (1856). Dem Projekte, das er nach fast zwanzigjährigen, verschiedenartigen Experimenten schließlich der Oeffentlichkeit vorlegte, ward die Anerkennung des Prinz-Gemahls Albert und der Königin Viktoria, vor allem Napoleons III. zuteil. Der französische Kaiser besaß gerade für technische Fortschritte ein seiner Zeit vorauseilendes, weitausschauendes Verständnis; dabei war er bestrebt, Verkehr und Absatz seines Landes, besonders durch eine engere Verbindung mit England, großzügig zu beleben.

Anders dachte der englische Premierminister Lord Palmerston. Er fertigte Gamond mit dem Bescheid ab: „Wie können Sie von uns verlangen, daß wir eine Entfernung verringern sollen, die uns heute schon zu kurz erscheint?" Damit war die für die Zukunft des Projekts so fatale Invasionsfurcht von jenem Prototyp des beschränkten Insulaners erstmalig zum Ausdruck gebracht.

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz: „Weshalb konnte Napoleon I. England nicht direkt angreifen?" im vorhergehenden (September-) Heft der „Deutschen Revue", S. 255.

Digitized by Google

Erst mit dem Röhrenprojekt James Chalmers (1867), das auf eine ältere Idee seines Landsmanns W. Coppet zurückging, traten auch englische Ingenieure, teils in Konkurrenz, teils in Verbindung mit französischen, an die Kanaltunnelidee heran. Inzwischen und besonders hernach vielfach erörterte Brückenprojekte empfahlen sich schon wegen der bedeutend höheren, etwa vierfachen Kosten nicht.

Nachdem, vornehmlich auf Veranlassung Sir John Hawkshaw's, zum Teil in Verbindung mit dem Ingenieur James Brunlees, das Gestein der Küsten beider Länder und des dazwischen liegenden Meeresbodens durch Geologen untersucht und für das Unternehmen außerordentlich günstig befunden worden war, bildete sich 1867 auf Grund von Vorschlägen des Minentechnikers William Law ein Komitee zur Ausführung eines englischen Tunnelprojekts; es fand aber bei der französischen Regierung nicht die erhoffte finanzielle Unterstützung (im März 1869).

Nach einer durch den Deutsch-Französischen Krieg gebotenen Pause erfolgte 1872 die Begründung der „Channel-Tunnel-Company" unter Beteiligung der französischen Nordbahn und des Pariser Hauses Rothschild. Die von Lord Richard Grosvenor präsidierte Company plante, in England und Frankreich getrennt vorzugehen.

Wichtig für die Entwicklung des ganzen Unternehmens mußte die Stellungnahme des Foreign Office erscheinen. Die Unterhandlungen zwischen den beiden Regierungen hatten bereits im April 1870 begonnen durch ihre Vertreter Lord Clarendon und Marquis de Lavalette. Am 24. Oktober 1874 erklärte auf eine Anfrage des französischen Botschafters Grafen Jarnac der englische Minister des Auswärtigen, der Earl of Derby: „An der Nützlichkeit des in Frage stehenden Werkes, wenn es erfolgreich vollendet wird, zu zweifeln, besteht kein Grund, und Ihrer Majestät Regierung würde ihm daher keinen Widerstand entgegensetzen, vorausgesetzt, daß sie nicht um einen Zuschuß oder Anleihe oder Garantie in Verbindung damit angegangen wird."[1]) Bereits 1872 hatte das englische Oberhaus sich für die Herstellung des Kanaltunnels auf Grund seiner technischen Durchführbarkeit und wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit ausgesprochen. Keiner der beiden Instanzen war der Gedanke an eine Gefahr für die Sicherheit Großbritanniens irgendwie bei den aufmerksamen Prüfungen des Projekts zum Bewußtsein gekommen. Am 30. Mai 1876 wurde dann zwischen den Kommissaren der beiden Nationen ein Verständigungsprotokoll über den Tunnelbau unterzeichnet, das auch gewisse Vorsichtsmaßregeln berücksichtigte.

Für die am 1. Februar 1875 unter dem Vorsitz des Nationalökonomen Michel Chevalier begründete „Compagnie Française du Tunnel", aus der die spätere „Association du chemin de fer sous-marin entre la France et

[1]) Monatsschrift „Weltverkehr und Weltwirtschaft" (Verlag H. Paetel, Berlin), III (1913/14), S. 11. Vgl. auch Ph. Forchheimer, Englische Tunnelbauten (1884), S. 50 ff. und Ad. v. Gabriely in der „Deutschen Revue", X, 3 (1885), S. 297 ff.

Digitized by Google

l'Angleterre" hervorgehen sollte, erteilten die dortigen Kammern am 3. August 1875 die Konzession zu Vorarbeiten von der französischen Küste aus im Betrage von 2 Millionen Franken auf 5 bzw. 8 Jahre bei einer Konzessionsgewährung auf 99 Jahre vom Tage der Betriebseröffnung an. Das Komitee begann seine Tätigkeit mit zwei Bohrungen in Sangatte bei Calais. Ende 1878 schlossen sich daran Abteufungen von Schächten. Mit Energie und großer Liebe zur Sache betrieb auf der französischen Seite die Compagnie die Arbeiten. Anders in England!

Dort hatte allerdings die „Channel-Tunnel-Company", ebenfalls im Jahre 1874, für Expropriationen von Ländereien an der St.-Margareten-Bai Vollmacht erhalten, zum Zweck der Vornahme von Bohrversuchen und sonstigen Vorarbeiten im Betrage von 20000 Pfund Sterling. Da aber die Summe nicht aufkam, hauptsächlich weil das Oberhaus seit 1876 plötzlich gegen den Kanalbau Widerstand erhob, so konnten die Arbeiten tatsächlich erst beginnen, nachdem die Südostbahngesellschaft (South-Eastern-Railway-Company) mit der „Channel-Tunnel-Company" in Verbindung getreten war. Sie teufte 1880 am Fuße der Abbotsklippe westlich von Dover ab, erwarb 1881 zu weiteren Bohrungen die an der Shakespeare-Klippe liegenden Grundstücke.

Alle diese Bohrungen bestätigten vollkommen die vielversprechenden Ergebnisse der Untersuchungen Hawkshaw's: Die untere graue Kreideschicht der Küstenfelsen auf beiden Seiten des Kanals, in einer Stärke von ungefähr 50 Metern, zeigte sich durch ihre vollkommene Wasserdichtigkeit und durch ihre leichte Bearbeitungsfähigkeit für den Durchstich sehr geeignet. Ueber dieser eine Schicht poröse weiße Kalkmasse, unter ihr wasserführende Schichten älterer Kreide. Als Endpunkte des Tunnelbaus ergaben sich die nur um 40 Kilometer in der Luftlinie entfernten Städte Dover und Calais, die Ausgangsplätze für die beim Bau interessierten Eisenbahnen.

Am 8. Dezember 1881 wurde eine „Submarine-Continental-Railway-Company" gebildet.

Man war mit dem Hauptstollen bereits ziemlich weit unter den Meeresgrund gelangt, da wurde dieser von der englischen Regierung als Staatseigentum erklärt, die bohrenden Gesellschaften bei Fortführung der Arbeiten mit Prozessen bedroht.

Das war die Folge eines ungünstigen Umschwungs der öffentlichen Meinung in England, den zwei strategische Autoritäten plötzlich herbeigeführt hatten, nämlich der durch den Zulukrieg bekannt gewordene General Sir Garnet Wolseley durch eine eingehende Denkschrift vom 10. Dezember 1881 — die vom Präsidenten des Handelsamts, Chamberlain, am darauffolgenden 3. Februar dem Kriegsministerium zusammen mit anderen Gutachten überreicht wurde — und der Admiral Sir Cooper Key durch ein öffentliches Schreiben an Lord Northbrook vom 31. Januar 1882. Dort hatte der Admiral die alarmierende Frage aufgeworfen: „Was soll eine Armee von 200000 Franzosen, sobald sie durch den Tunnel nach Dover gelangt ist, daran hindern, nach London zu marschieren, während unsere Flotte — in aller Pracht von Kraft und Stärke — hilflos zusieht?" Vor-

Digitized by Google

nehmlich Wolseleys gewichtiges Wort faszinierte derartig die öffentliche Meinung Großbritanniens, daß kein Vernunftsgrund dagegen aufkommen konnte. Das einzige, worauf sich Wolseley noch eingelassen hätte, wäre der Verbindungsweg durch eine Brücke über den Kanal gewesen.

Noch am 11. Februar 1882 hatte die Generalversammlung der Aktionäre der „Submarine-Continental-Railway-Company" den mit der Südostbahngesellschaft abgeschlossenen Vertrag betreffend Bau und Betrieb der Kanaltunnelbahn bestätigt, die Direktoren mit weiteren Vollmachten zu dem Zwecke versehen.

Aber schon zwölf Tage später — gerade in dem Augenblick, als die Unterhandlungen mit Frankreich wegen eines Handelsvertrags endgültig gescheitert waren —, am 23. Februar, hielt es der Staatssekretär der Kriegsangelegenheiten für angebracht, einer Kommission von Technikern und Militärs die Frage vorzulegen, durch welche Mittel ein unterseeischer Tunnel mit Sicherheit unbenutzbar gemacht werden könne. Das war der erste, noch behutsame Schritt auf der Bahn abwärts.

Die Kommission gab wohl verschiedene Methoden für den angesprochenen Zweck an; sie konnte aber nicht verhehlen, daß unbedingt sicher keins der angegebenen Mittel wirke!

Zudem ward die Stimmung des englischen Publikums immer erregter, die Angst vor der möglichen Invasion Englands vom Festland her immer größer und allgemeiner. Da erteilte am 5. April die britische Regierung die Weisung, den Tunnelbau einzustellen, bis jene im März von ihr eingesetzte Kommission nach der wissenschaftlichen und militärischen Seite hin ihr Gutachten abgegeben hätte.

Am 5. August 1883 traf das Unterhaus die erste Entscheidung. Es setzte die bereits am 16. Mai vertagte Kanaltunnelfrage von der Tagesordnung ab. Dementsprechend war auch das Blaubuch gestaltet, welches die Regierung am 10. Oktober veröffentlichte. Auf 368 Folioseiten gab dieses die Gutachten der Kommission und zahlreicher sonstiger militärischer Autoritäten; sie waren ziemlich einstimmig gegen das Projekt.

Der Kanaltunnelverteidigungs-Ausschuß unter dem General Sir Archibald Alison betonte in seinem Bericht die Gefahr der Sorglosigkeit, welche eine lange Friedens- und Ruheperiode erzeugen könnte. Gegen eine Ueberrumpelung könnten selbst die umfassendsten Anstalten, den Tunnel „absolut unbrauchbar für einen Feind in jeder nur denkbaren Eventualität" zu machen, nicht schützen.

Aehnlich pessimistisch lautete das Gutachten des Generalleutnants Sir John Adye. Im Interesse der Sicherheit Englands erklärten sich deshalb Wolseley und der Höchstkommandierende, Feldmarschall Herzog George von Cambridge — ersterer in einer voluminösen zweiten Denkschrift vom 16. Juni 1882, die im „Blaubuch" 27½ Foliodruckseiten umfaßt — unbedingt gegen die Anlage des Tunnels überhaupt; dabei berief sich Wolseley auf einen angeblichen Ausspruch Moltkes, „er könne sich wohl ein Dutzend Wege denken, auf denen eine Armee nach England gelangen könnte, aber nicht einen einzigen, auf dem sie wieder herauskäme. Dieser einzige wäre nun der Tunnel gewesen".

Digitized by Google

Die Arbeiten wurden auf englischer Seite, nach Prozeßverhandlungen mit der Regierung, 22. Juli 1882 endgültig eingestellt, auf französischer Seite im März des folgenden Jahres; dort war die Bohrung um 1800 Meter vorgedrungen, hier sogar auf 1849, und zwar zum Teil bereits unter dem Meeresgrunde.[1])

Die dem ganzen Unternehmen so verderblichen Erörterungen waren durchaus nicht bloß Erzeugnisse theoretischer Grübeleien; sie hatten vielmehr einen sehr realen politischen Hintergrund. Die ägyptische Frage war aufgerollt. Unter Wolseleys Oberbefehl hatten die braven Engländer mit der allen Verträgen hohnsprechenden Besetzung des alten Pharaonenlandes rücksichtslos begonnen. Somit wurde das frühere dortige Kondominat Frankreichs und Englands beseitigt.

Frankreich schien jedoch durchaus nicht gewillt zu sein, es in Aegypten auf diese Weise bei einem ausschließlichen Protektorat Englands bewenden zu lassen. Daher das gewaltige Unbehagen der Briten, ihr angsterfüllter Argwohn dem französischen Nachbar gegenüber, vor dem sie kein reines Gewissen hatten. Im Bewußtsein der schwachen militärischen Kräfte, die gegen eine französische Invasion völlig ungenügend waren, verlangte deshalb die öffentliche Meinung in England immer dringlicher, daß Regierung oder Parlament die Fortsetzung der Tunnelarbeiten geradezu verbiete. Am 24. April 1883 begann eine parlamentarische Kommission, zusammengesetzt aus fünf Lords und fünf Mitgliedern des Unterhauses, unter Vorsitz des Lord Lansdowne's, eine eingehende Prüfung des Projekts mit der Vernehmung der Sachverständigen.

Unter ihnen erhoben sich gewichtige Stimmen für die Fortsetzung des monumentalen Baues. Der Urheber des Projekts, Sir Edward Watkin, schildert die Vorzüge in glänzenden, absolut hoffnungsfreudigen Farben. Er berechnete die Fahrtdauer auf eine halbe Stunde, den täglichen Verkehr auf 250 Personen- und Güterzüge, die Steigerung des Reiseverkehrs von damals 464000 Passagieren auf mindestens $4^1/_2$ Millionen bereits im ersten Betriebsjahre bei wesentlich verbilligten Fahrpreisen. Die Gesamtbauausgaben schätzte er auf höchstens 3 Millionen Pfund Sterling ein; auf Kosten der Aktionäre sollte zur Verteidigung des Tunnels nach dem Meere zu ein großes Fort erbaut werden.

Seine und die des berühmten Ingenieurs Sir F. Bramwell Versuche, die wunderliche, aber epidemisch gewordene Furcht vor der Invasionsgefahr zu beschwören, blieben fruchtlos. Die parlamentarische Kommission erklärte sich mit 6 gegen 4 Stimmen für eine Verhinderung des Unternehmens. Bezeichnend war es für die auf Ausländer besonders komisch wirkende Situation, daß die Kommission sich über die Gründe des Beschlusses nicht einigen konnte! Ausschlaggebend erschien das allgemeine dunkle Gefühl, daß der Tunnel die Sicherheit Englands beeinträchtige.

---

[1]) Noch heute sollen die Bohrmaschinen unbeschädigt an ihren letzten Arbeitsplätzen stehen, ohne daß Feuchtigkeit zu ihnen gedrungen wäre.

Digitized by Google

Das war am 10. Juli 1883 unter dem Ministerium W. E. Gladstones, der, von Hause aus ein Freund des Projekts, dieses 1876 und 1879 lebhaft befürwortet hatte.

Tags darauf, am 11. Juli, trug er dem Unterhaus bittere Beschwerden über die Franzosen in Madagaskar vor. Sie hätten sich bei der Besetzung des dortigen Hafens Tamatave am 22. Juni so schwere Ausschreitungen und Vergewaltigungen gegen den englischen Konsul und gegen englische Staatsangehörige zuschulden kommen lassen, daß darüber Erklärungen von der französischen Regierung verlangt worden seien.

Die Nachrichten waren, wie sich bald herausstellte, übertrieben, aber sie wirkten in dem gewünschten Maße auf die zunehmende Gereiztheit der öffentlichen Stimmung gegen Frankreich. Schon schien zwischen beiden Nationen der Ausbruch eines Konflikts zu drohen. Allmählich trat eine Beruhigung der Gemüter ein, das schöne Kanaltunnelprojekt war aber, wenigstens auf englischer Seite, endgültig begraben.

Endgültig, wohlverstanden unter den gegebenen Verhältnissen!

Daran änderte nichts die immer erneut zum Ausdruck kommende Begeisterung der Franzosen für das Projekt. Die von 1883 bis 1894 in jeder englischen Parlamentssession eingebrachten Anträge auf Genehmigung zur Fortführung der Tunnelarbeiten blieben ergebnislos. Erst im Frühjahr 1906, bald nach Fertigstellung des Simplontunnels, des bis dahin größten Tunnels der Welt (19,73 Kilometer lang), ward die Kanaltunnelidee zu neuem Leben erweckt. Der Untergang des Kanaldampfers „Berlin" bei Hoek van Holland, einer der furchtbarsten Seeunglücksfälle der letzten Jahre, hatte die Veranlassung dazu gegeben. Es entstand die „New Statutary Channel Tunnel Company", daneben eine „Französisch-Englische Kanaltunnelgesellschaft". Auf französischer Seite wurde die Wiederaufnahme des Bauprojekts mit Freude begrüßt. Das verletzende Mißtrauen, welches die Invasionsangst Englands gegen Frankreich enthalten hatte, schien beseitigt zu sein, seitdem durch König Eduards VII. Bemühungen zwischen beiden Nationen eine Entente cordiale angebahnt worden war. Aus den englischen Handelskreisen — an ihrer Spitze der Abgeordnete Sir William Henry Holland, Präsident der britischen Handelskammern — mehrten sich die Stimmen für das gewaltige Unternehmen. Mit größten Hoffnungen sah man besonders in Frankreich der bevorstehenden Stellungnahme des englischen Parlaments entgegen. Da setzte von neuem der Widerstand militärischer Kreise ein, an ihrer Spitze auch diesmal General Wolseley, der das Unternehmen als „wahnsinnige Idee" bezeichnete. Die Presse, allen voran die „Times", aber sogar entschieden liberale Blätter folgten. Um sich griff von neuem die alles nationalen Selbstvertrauens bare Angst vor dem Versagen der Absperrungsmittel im entscheidenden Augenblick einer etwaigen Ueberrumpelung.

Vergeblich war der Hinweis darauf, daß die Trasse des Tunnels auf beiden Seiten vom Lande aus zunächst abfallen würde, so daß ein Teil des Tunnels durch Schleusen leicht unter Wasser gesetzt werden könne; bei einer 10- bis

Digitized by Google

12000 Mann starken Garnison in Dover unter tüchtiger Führung wäre somit eine Ueberrumpelung so gut wie ausgeschlossen. Dabei begann schon die Furcht vor einer deutschen Invasion in zunehmender Stärke mitzusprechen, mit Rücksicht auf Calais' Nähe zur Grenze Belgiens, das einem deutschen Angriffe nicht gewachsen sei. Die Ansicht brach sich Bahn, daß der Tunnelbau erst verwirklicht werden könne, nachdem durch Einführung der allgemeinen Dienstpflicht Englands Militärmacht derjenigen der einzelnen Kontinentalnachbarstaaten einigermaßen ebenbürtig geworden sei.

Der dem Parlament Ende Dezember 1906 vorgelegte Gesetzentwurf projektierte den Bau von zwei in 15 Meter Abstand nebeneinander laufenden, miteinander in Verbindung stehenden Paralleltunneln von $5^1/_2$ bis 6 Metern Durchmesser mit je zwei Geleisen in der Gesamtlänge von 54 Kilometern, von denen 48 auf die submarine Strecke kämen; daneben ein Entwässerungskanal, an beiden Tunnelausgängen große Kraftstationen. Die Durchfahrt sollte bei elektrischem Betriebe 40 Minuten betragen, die Strecke London—Paris wäre in $5^1/_4$ Stunden zurückzulegen!

Der Bau von beiden Seiten (von Hougham, 4 Kilometer westlich von Dover, und von Sangatte, nahe Kap Gris Nez, 7 Kilometer westlich von Calais) gleichzeitig und gleichmäßig durch die beiden Gesellschaften in den beiden Ländern mit einem Gesamtkapital von 16 Millionen Pfund Sterling ausgeführt, war auf sieben bis zehn Jahren berechnet.

Die neue Bahnlinie sollte von der Linie Paris—Boulogne bei Marquise abzweigen; bei dem Dorfe Wissant, 38 Kilometer von der englischen Küste entfernt, würde die eigentliche Tunnelfahrt beginnen, zuerst in Schleifen, wie auch nachher beim Austritt, hier sollte der Dampfbetrieb in den elektrischen übergehen.

Die ungünstige Stimmung im Publikum und Presse — daneben diesmal die bedenkliche Aussicht auf Nachteile für die Schiffsreedereien, für gewisse Zweige der inländischen Erzeugung und Herstellung, wie von Molkereiprodukten, Gemüse und Obst bei zunehmender Konkurrenz der entsprechenden französischen Artikel, ferner die befürchtete Schädigung der englischen Handelshäfen hinsichtlich des kolonialen Verkehrs zugunsten von Bordeaux und Marseille, vor allem die Opposition des Kriegssekretärs Haldane, der Armee und der Flotte, des fast durchweg konservativen Oberhauses brachte den vielverheißenden Gesetzentwurf zu Fall. Am 21. März 1907 erklärte sich im Ober- und im Unterhause die Regierung gegen das Projekt „aus Rücksicht auf das allgemeine Wohl und auf das Gefühl der Unsicherheit im ganzen Lande, das in der Forderung nach Vermehrung der Land- und Seestreitkräfte zum Ausdruck kommen würde. Dieses Unruhegefühl würde auf Politik und Handel höchst nachteilig wirken, ohne entsprechende Vorteile für Handel und Industrie. Empfehlenswerter wäre die Herbeiführung einer besseren Verbindung mit dem Kontinent durch Schaffung von Fähren".

Es sei hierbei nur daran erinnert, daß der Vorschlag einer Kanalfähre — durch John Fowler, den Erbauer der Forthbrücke, gemacht — am 10. Juli 1872 im Oberhause abgelehnt worden war, gerade unter Hinweis auf

Digitized by Google

die Zweckmäßigkeit eines Kanaltunnels, gegenüber der geringeren Sicherheit und den um fast ein Drittel höheren Kosten einer Fähre.

Die widerstrebende Haltung der Regierung sollte, wenigstens von ihrer Seite, die letzte Konzession an die Anschauungen der alten Zeit sein. Sicherlich wurden mit der englischen Furcht vor einer militärischen Ueberrumpelung auch tiefergehende handelspolitische Sorgen verhüllt!

II. Englands Absichten bei der Wiederaufnahme und Ausführung des Kanaltunnelprojekts.

Englands Interessenrichtung nahm allmählich eine andere Bahn, je näher in den folgenden Jahren die auf das geschickteste vorbereitete große Abrechnung mit Deutschland heranrückte. Die von Eduard VII. eingefädelte „Entente cordiale" hatte sich 1912 zu militärischen Vereinbarungen zwischen England, Frankreich und Belgien verdichtet. Es traten neue, ausnehmend wichtige Lebensinteressen für die britische Nation in den Vordergrund; in ihrem Zusammenhang ward auch die Kanaltunnelfrage in den Vordergrund gerückt. Zuerst ward sie in mehr privater Form ventiliert.

Im Mai 1913 tagte die erste Versammlung der britisch-französischen Reisevereinigung (Franco-British Travel-Union). In einem längeren Vortrage über die Tunnelfrage gab der Präsident der „Channel-Tunnel-Company", Baron d'Erlanger, einen Ueberblick über ihre Geschichte, über Konstruktionsfragen und über die Kosten — die sich auf 320 Millionen Mark stellen, bei 8,4 Millionen Betriebskosten und etwa 30 Millionen Einnahmen pro Jahr —, über die nunmehr in Aussicht stehenden Annehmlichkeiten für die englischen Reisenden auf der Fahrt nach Nizza, Monte Carlo, Aegypten und Indien. Er prophezeite eine riesige Zunahme des Reise- und Warenverkehrs, hielt sich aber noch für verpflichtet, ein Viertel seines Vortrags den strategischen Sicherheitsmaßregeln zu widmen.

Ergänzende Angaben und Daten, besonders nach der technischen Seite der Frage, legte in derselben Sitzung der Ingenieur Sir Francis Fox vor; zum Schluß berührte er nur die hohe Bedeutung der Korn- und anderen Lebensmittelzufuhr nach England durch die Tunneleisenbahn, gedachte aber auch der Möglichkeiten, die dem Kommandanten von Dover in die Hand gegeben wären, im Kriegs- oder Ueberrumpelungsfall den Tunnel sofort zu zerstören oder mindestens unter Wasser zu setzen.

Unverhüllter und deutlicher traten die wahren Gründe für den Umschwung in den Anschauungen der Engländer, ihre wirklichen Ziele und Zwecke in der Angelegenheit erst in einer Petition zutage, welche im Namen von neunzig Mitgliedern aller Parteien des englischen Parlaments, der unionistischen sogut wie der liberalen, durch achtzehn aus ihrer Zahl — darunter Russel Rea, T. P. O'Connor, J. Parker und Oberst Yate — dem englischen Ministerpräsidenten Asquith am 5. August 1913 überreicht wurde.

Digitized by Google

Der Sprecher der Deputation, Mitglied des Unterhauses Arthur Fell, führte an markanter Stelle aus: „Meine Kollegen denken, daß die Frage der Zufuhr von Lebensmitteln in Kriegszeiten heute für unser Land viel wichtiger ist als vor dreißig Jahren. Ich habe die Berichte aus jener Zeit durchblättert und bemerkt, daß die Frage der Zufuhr von Lebensmitteln damals überhaupt gar nicht aufgeworfen wurde und daß niemand die öffentliche Aufmerksamkeit darauf lenkte, wie dieser Tunnel eine mächtige Hilfe für uns sein könnte, da er eine verstärkte Lebensmittelzufuhr ... im Fall des Krieges mit jedem Lande möglich machen würde, Frankreich ausgenommen ... Von den strategischen Gründen, welche vor dreißig Jahren mit Erfolg dem Bau des Kanals entgegengestellt wurden, will ich nicht sprechen, aber ich weiß, daß die Meinung der militärischen Autoritäten sich in dieser Hinsicht sehr geändert hat ..."

Interessant ist da schon die Kritik der Antikanaltunnelbewegung von 1882/83. Der wahre Grund für die jetzige Aktion lediglich Englands Interesse: Englands Versorgung mit Lebensmitteln, vor allem mit Getreide, unbeschadet der Gefahren, die die deutsche Flotte und die deutschen Luftschiffe in einem Kriege gegen Deutschland bringen müssen. Vor allem will und muß England verhüten, daß es gegen sich die furchtbare Waffe gerichtet sehe, mit der es selbst mit Vorliebe kämpft, die Aushungerung!

Aus entsprechenden Erwägungen fiel Asquiths Antwort wohlwollend und günstig aus. Unter anderm sagte er:

„Es liegen neue Tatsachen vor, ich gebe es zu ... Gemäß den Befürchtungen Lord Wolseleys und derer, die seine Meinung angenommen haben, war Frankreich allein der Feind, dessen Verteidigungs- und Angriffskraft durch die Anlegung des Tunnels gesteigert werden konnte. Die Möglichkeit einer derartigen Feindschaft hat sich seit 1904 verloren. Es gibt andere, neue Faktoren; so die neuen Arten des maritimen und militärischen Kampfes und die Verproviantierungsfrage."

Mit diesen Worten ließ auch der Ministerpräsident bei aller Vorsicht erkennen, worauf es den Briten ankommt. Der Invasionshorror schien allmählich der Angst vor einer Aushungerung im Kriege Platz zu machen; sie wurde ebenfalls von der „Morning Post" — neben der leichteren Möglichkeit, Truppen nach dem Kontinent zu schaffen — als Grund für den Tunnelbau hervorgehoben.

Die Zusicherungen, welche Asquith der Deputation gab, konnten nur die besten Hoffnungen für die nunmehrige Verwirklichung des Planes erwecken; er deutete sogar an, daß bereits eine Prüfung der Frage von seiten der Regierung im Reichsverteidigungsausschuß (The Committee of Imperial Defence) begonnen habe, an dem übrigens unter anderen Lord Kitchener, der kanadische Landwirtschaftsminister Burrell und der kanadische Finanzminister White zeitweise teilnahmen.

Auch von französischer Seite ward der Bauplan jetzt wieder eingehend für die Oeffentlichkeit behandelt, vor allem durch den rührigen Albert Sartiaux,

Digitized by Google

den ersten Ingenieur der französischen Nordbahn.[1]) Er wies dabei nach, daß der englisch-französische Verkehr im Verhältnis zu der gleichzeitigen Zunahme des deutsch-französischen und französisch-belgischen Verkehrs arg zurückgeblieben sei. Ebenso hatte der französische Ministerpräsident Barthou bereits am 17. Juli, unter den Nachwirkungen des Präsident Poincaré'schen Besuchs in London, sich im günstigsten Sinne für das Unternehmen, „ein Werk des Friedens und der Zivilisation", ausgesprochen.

Trotzdem wußten die nachgerade hysterisch erscheinenden Angstbeklemmungen vor einer Invasionsgefahr sich doch noch — auch ohne Wolseley, der inzwischen gestorben war — wieder geltend zu machen. Ihr Hauptorgan waren abermals, wie schon früher, die „Times", die Mitte September 1913 alle Gründe für den Bau und die aus ihm erhofften Vorteile gewandt zu widerlegen wußten und für unentwegte Wahrnehmung der rein britischen Interessen plädierten. Ihr militärischer Beobachter zeigte sich bekümmert über die Verschlechterung der englischen Landmacht gegenüber den Fortschritten der kontinentalen Armeen, über den Rückgang in der Vorherrschaft der englischen Seemacht, gegenüber der angeblich noch bestehenden Ueberrumpelungsgefahr, warnte auch, ähnlich wie „ein sehr hochstehender englischer Offizier" in der französischen Zeitung „Excelsior", vor der Möglichkeit, daß Calais in die Hände einer dritten Macht, nämlich Deutschlands, geraten könnte. „Auch ist zu erwägen," hieß es in den „Times" weiter, „daß Frankreich in bezug auf die Heeresmacht seine letzte Karte ausgespielt hat und mit jedem Jahrzehnt verhältnismäßig schwächer wird, vielleicht auch weniger widerstandsfähig gegenüber der Versuchung eines Nachbars, sich mit ihm gegen uns zu verbünden."

Das sagte das große englische Blatt bereits ein Jahr vor Ausbruch des großen Krieges, der erst durch die furchtbaren Menschen- und Geldopfer Frankreich auf Jahrzehnte hin völlig schwächen sollte!

Wohl ward in jenem Zusammenhange der eventuelle Vorteil zugegeben, daß Lebensmittel durch den Durchstich unterirdisch zugeführt werden könnten; jedoch wurden die Bedenken gegen den Ueberlandsverkehr durch Frankreich betont, da man sich auf die französische Flotte für den Schutz der britischen Schiffahrt im Mittelmeer um so weniger verlassen könnte, als sie mit dem Schutz der eignen Interessen dort genug zu tun hätte. Zum Schluß gaben die „Times" der Hoffnung Ausdruck, daß die gewichtigen englischen Stimmen gegen den Tunnelbau ohne Zweifel wieder einmal durchdringen würden.

Zu einer wirklichen Entscheidung ist es in dem Jahre, das noch bis zum Beginne des gegenwärtigen Weltkrieges verstrich, nicht gekommen. Das Bauprojekt lag einer Kommission des englischen Parlaments unter Vorsitz von Arthur Fell vor. Die Minister schienen sämtlich für die Ausführung des Projekts zu sein, nur das Komitee für die Reichsverteidigung leistete Widerstand.

---

[1]) In einem eingehenden Aufsatz der „Revue des deux mondes" (1. Oktober 1913); vgl. auch seinen früheren in der „Revue politique et parlementaire" (10. Juli 1906).

Digitized by Google

Nachdem die Parlamentskommission in einem Anfang Mai 1914 ausgegebenen Berichte den Beginn der auf sieben Jahre berechneten Bauarbeiten für 1915 als möglich dargelegt hatte, unterbreitete Lord Sydenham, der lange Zeit Sekretär des Ausschusses für die Reichsverteidigung gewesen war, einer beim englischen Kriegsminister zusammengetretenen Konferenz von Vertretern beider Nationen, Ministern und Diplomaten, einen eingehenden Plan für den Schutz und die Verteidigung des Tunnels im Kriegsfalle, durch Legung der britischen, in eine unterirdische Schleife ausgehenden Tunnelmündung unter das Geschützfeuer der Festung Dover und der Kriegsschiffe ihres Flottenhafens und in den Bereich von Schleusen, deren Wassergewalten von der Festung aus zu dirigieren wären. Die gesamte elektrische Kraftstation, besonders zur Auslüftung und Auspumpung, die Vorkehrungen zur eventuellen teilweisen Zerstörung des Tunnels, zu seiner Ueberschwemmung oder Anfüllung mit giftigen Gasen, sollten einzig auf englischem Boden ruhen usw. Kurz, der Tunnel und seine Benutzungsmöglichkeit und damit im Grunde die eigentliche Verwaltung der Tunnelgeschäfte, sollten vollständig in englischen Händen und dem Willen der französischen Regierung entzogen sein.

Würde diese eine derartige Ausschaltung, die sie so gut wie völlig England auslieferte, sich wirklich ruhig gefallen lassen?

Jedenfalls werden die Tunnelschleifen an den Ausgängen sowie die sonstigen Sicherheits- und Vorbeugungsanlagen — darunter auf französischer Seite ein offener, von der See her beschießbarer Viadukt — ein Denkmal bilden zur Verewigung der lächerlichen, einer großen Nation unwürdigen Angst der Briten vor dem Invasionsgespenst. Gerade diese, von ihren französischen Verbündeten mit solchem Vergnügen bespöttelte[1]) Angst beweist, daß in dem englischen Volke kein Zug von heldenhafter Tapferkeit und hochherziger Ritterlichkeit mehr vorhanden, sondern daß es zu einem eigner Kraft mißtrauenden Krämervolk degeneriert ist. Der Bau der viel schwerer unbrauchbar zu machenden Mont-Cenis-, Gotthard- und Simplontunnel hat bei keinem Italiener, soweit es in der Oeffentlichkeit bekannt geworden ist, eine derartige Besorgnis vor einer strategischen Gefahr wachgerufen.

Nach der dereinstigen Vollendung dieses gewaltigen, wahrhaft epochemachenden Werkes, das im Verhältnis zu jenen großen Alpentunneln relativ leicht und einfach, durch weiche Kreide, statt durch Granit hindurch, herzustellen ist, werden zweifellos viele sich erstaunt fragen, wie war es möglich, daß das Werk nicht schon längst ausgeführt worden ist. —

Ehe es zur endgültigen Entscheidung über die Kanaltunnelfrage kam, brach der Weltkrieg aus. Jetzt scheint die Entscheidung wirklich gefallen zu sein — in England! Denn von daher dringt die Kunde zu uns, daß die Durchführung des Tunnelprojekts dort endlich beschlossen sei.

---

[1]) Besonders durch G. Valbert, „L'agitation anglaise contre le Tunnel de la Manche" (1882).

Digitized by Google

Vergegenwärtigen wir uns die Gesamtsituation, die ebenso wie 1882/83 wieder für das Schicksal des Plans ausschlaggebend ist. Da erscheint schon ein Symptom auffallend. Bei den Franzosen war ja stets eine dem Unternehmen geneigte Stimmung vorhanden. Mehr noch als früher, seit 1907, gerade in französischen Militärkreisen. Durch den Tunnel konnten rechtzeitig, viel rascher als beim Seetransport, beträchtliche Massen von Hilfstruppen aus dem verbündeten England herangezogen werden, selbstverständlich nur gegen den nunmehr gemeinsamen deutschen Feind; sie konnten eventuell Belgien, dessen Neutralität ja vor allem von Englands Gnade abhing, besetzen und dadurch den linken Flügel und die linke Flanke der französischen Heere wesentlich schützen und stärken. Vornehmlich die Militärkreise in Frankreich hatten die Ablehnung des Kanaltunnelgesetzentwurfs seitens der englischen Regierung sehr bedauert.

Und heute?

Wozu ist es gerade jetzt nötig, durch einen Vortrag im Pariser „Conservatoire des arts et métiers", durch Hinweis auf eine demnächst mögliche Einfuhr von 60000 Tonnen Waren aller Art täglich aus England diese Stimmung zu heben, zum wenigsten sie zu sichern?

Liegt etwa die Gefahr vor, daß die für den Kanaltunnelbau günstige Stimmung den Franzosen abhanden kommen könnte? Jetzt, im Krieg?

Wäre es vielleicht möglich, daß hinsichtlich jener Frage die Ansichten im Publikum nicht bloß in England, sondern auch in Frankreich heute denen von 1882/84 genau entgegengesetzt sind? Daß wir im Gegensatz zu jener Periode heute die Engländer als Kanaltunnelenthusiasten anzusehen hätten, dagegen bei den Franzosen Beklommenheit feststellen müßten?

1882 und 1916!

Damals fürchteten die Engländer eine Invasion auf ihre Insel von seiten Frankreichs. Heute haben sie unter dem Deckmantel der Freundschaft und des Schutzes eine Invasion in Frankreich vollzogen. Sie haben sich in Calais und in den anliegenden Teilen des ehemals französischen Küstenstriches festgesetzt, eingenistet! Calais und die umliegenden Ortschaften, welche sie einst mehr denn zwei Jahrhunderte als Teile ihres Reiches, zu Frankreichs Schmach, innegehabt hatten, besitzen sie wieder. Die Erinnerung an diese traurige Epoche der staatlichen Ohnmacht Frankreichs ist von neuem lebendig geworden!

Wer die Geschichte jener englischen Eroberung auf französischem Boden kennt, wer sich vergegenwärtigt, wie nach der plötzlichen Rückgewinnung Calais' durch den kühnen Handstreich des Herzogs Franz von Guise im Jahre 1558 die englische Politik noch jahrhundertelang dieses Eingangstor Frankreichs sich zurückzuholen trachtete — nur als charakteristische Beispiele seien hier die hartnäckigen Versuche und Unterhandlungen der größten Herrscherin Englands, Elisabeth (1558—1603), mit den Königen Frankreichs oder ihren Gegnern im Lande erwähnt —, wer so auf die geschichtlichen Tatsachen zurück-

Digitized by Google

geht,[1]) der wird bald dessen inne werden, daß der britische Löwe die lang und heiß zurückersehnte Hafenstadt nicht wieder aus seinen Krallen lassen wird.

Die Engländer sind bereits dazu übergegangen, Calais auf der Landseite, also gegen Frankreich, stärker zu befestigen, die Forts auszubauen — deren Betreten den Einheimischen verboten sein, zweien sogar längere Gefängnisstrafen eingetragen haben soll —, ferner das französische Geschützmaterial zu entfernen und durch englisches zu ersetzen. Die Stadt mit ihrer Umgebung steht schon jetzt fast vollkommen unter englischer Verwaltung.

Das hat die Franzosen, bei aller Kriegsbegeisterung für die englischen Verbündeten, nun doch stutzig gemacht, mehr noch, als nach dem Fall Antwerpens eine Aeußerung Lord Balfour's zu Churchill bekannt wurde: „Antwerpen ist ein schwerer Verlust, aber kein unersetzlicher. Solange wir Calais behaupten, können wir Antwerpen entbehren." Daraufhin Interpellierung des französischen Ministerpräsidenten durch den Deputierten von Calais (am 21. März 1916), wiederholte Bemühungen der französischen Regierung bei der britischen um Abgabe einer bestimmten Erklärung, daß Calais und der von ihren Truppen besetzte Teil Frankreichs nach Friedensschluß auch wirklich wieder geräumt würde.

Die britische Regierung erklärte aber hierauf durch ihren Botschafter, „nicht in der Lage zu sein, bestimmte Erklärungen über notwendige Maßnahmen nach dem Kriege zu geben. Immerhin sei es nicht unmöglich, daß England in die Lage versetzt werden könnte, seine Truppen so lange auf dem Kontinent zu lassen, bis sämtliche kontinentale Fragen gelöst seien und keine Möglichkeiten mehr beständen, daß Calais zur Operationsbasis gegen England benutzt werden könne".

Was besagt dieser verklausulierte Bescheid? Nichts anderes, als daß England unter dem angegebenen, alle Fälle erschöpfenden Vorwande Nordwest-Frankreich mit dem Brückenkopf Calais einfach behalten wird, angeblich als Faustpfand, um dauernd die französische Politik nach seinem Willen zu beherrschen.

Jetzt gewinnt der Kanaltunnel, die Wiederaufnahme des Bauprojekts durch England, das sich bisher gegen seine Ausführung so gesträubt hatte, eine ganz andere Bedeutung. Der Kanaltunnel wird nicht zwei verschiedene Länder miteinander verbinden, er hat keinen internationalen Charakter, keine internationale Bedeutung mehr, sondern er wird nunmehr ein rein englisches Binnenlandunternehmen sein. Durch ihn, durch die in ihm dahintosenden Eisenbahnzüge, werden nur zwei englische Landesteile aneinandergekettet. Bald wird der Brite jederzeit in der Lage sein, seine um Calais auf dem englischen

[1]) Vgl. meinen Aufsatz: „Calais unter englischer Herrschaft (1347—1558)" in der „Deutschen Revue", Juli 1916, S. 35—51.

Digitized by Google

Teil des Kontinents stehenden Truppen rasch und unauffällig durch hinreichende neue Nachschübe in geeigneter Weise zu vermehren.[1])

An diese erhebende Aussicht haben die französischen Militärkreise in ihrer Naivität und in ihrem einseitig verbohrten deutschfeindlichen Revanchedrang nicht gedacht.

Ueber dem in seiner wahren militärischen Bedeutung erst jetzt beurteilbaren Tunnel flutet und braust der Aermelkanal, von den Engländern „The English Channel" programmatisch genannt.[2]) Der tiefe Sinn des Namens wird jetzt zur Geltung kommen.

Was sich dann für den internationalen Verkehr im „English Channel" an Konsequenzen ergeben dürfte, wird britischer Findigkeit noch vorbehalten bleiben, zum Erstaunen der übrigen Welt, Gegnern und Freunden.

Die Wehrpflicht, die als Begleiterscheinung bei Verwirklichung des Tunnelprojekts befürchtet wurde und diesem starken Abbruch tat, ist ohnehin Tatsache geworden.

Erfüllen wird sich dann Ferdinand v. Lesseps' prophetisches Wort: „Der Tunnel wird gebaut werden, und die Engländer werden daraus ebenso den größten Nutzen ziehen, wie aus dem Suezkanal." Und jenen Suezkanal hat der obengenannte Lord Palmerston einst, im Juli 1857, vor dem englischen Oberhause als „das größte Schwindelprojekt des Jahrhunderts" bezeichnet!

Zu der wunderlich anmutenden Angst vor einer Invasion der Franzosen haben die heutigen Besitzer von Calais keine Veranlassung mehr! Der Franzosen Unruhe und Bedrohung ist ihnen anderseits völlig gleichgültig; Frankreich erscheint in den Augen der Engländer nur noch als sekundärer Staat, finanziell und militärisch vollkommen von ihnen abhängig.

Der bekannte Schriftsteller Alfred Capus bemerkte kürzlich im „Figaro" bei Betrachtungen über den Krieg und die Friedensziele u. a.:

„In voller Ruhe, schlecht vorbereitet, haben wir Franzosen zuerst nur an die Verteidigung gedacht, dann aber sehr rasch begriffen, daß es sich für Frankreich darum handelt, entweder zu siegen oder als freie Nation zu verschwinden."

Diese Frage ist schon jetzt entschieden; das zweitgenannte Ziel ist glücklich erreicht, dank der Hilfe des alten Erbfeinds England, der heute die Maske des Freundes und Verbündeten trägt. Dazu hat Frankreich nicht mehr nötig, neue Hekatomben seiner Landeskinder, das letzte Aufgebot seiner männlichen Volkskraft, hinopfern oder, besser gesagt, hinschlachten zu lassen!

---

[1]) Die Möglichkeit, daß Calais während des Krieges in deutsche Hände fallen könnte, ziehen die Briten jetzt nicht in Betracht; wir haben auf diesen Fall hier nicht näher einzugehen.

[2]) Schon seit König Eduard I. (1274—1307).

Digitized by Google

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Eichhorn an Amalie

Bornstaedtel ohnweit Herrnhuth d. 10. Septbr. 13.

Eben meldet mir ein schlesischer Landrath, daß er nach Breslau reist. Ich benutze diese Gelegenheit, Dir, meine geliebte Amalie, zu sagen, daß ich wohl und gesund bin und vorgestern durch den ersten Brief von Dir aufs höchste beglükt worden. Nach so langem Harren so süß liebende Worte, worinn sich mir Deine ganz himmlische, von Liebe zu mir und von Frömmigkeit erfüllte Seele spiegelte! Ein solcher Spiegel und ein solches Bild darinn wird mir in der unruhigen Bewegung, worinn jetzo mein Leben sich fortgerissen sieht ohne an etwas haften oder festhalten zu können, selten gebothen. Ich hab' ihn gelesen, Deinen Brief, und wieder gelesen. Deine zarte Sorge um mich, Deine Wünsche, Träume, Gebete! Ich fühle ganz mit Dir die eiserne Gewalt, die so fest verschlungene Seelen, die immer in der innigsten Mittheilung und Umfangung von einander jede nur ihr Leben und alle Freude ihres Daseyns finden können, auseinander gezogen. Doch was sag' ich auseinander gezogen. Das sind wir nicht. Die Gewalt der äußeren Verhältnisse will Dich nur mir entreißen. Aber unsere Arme dehnen und strecken sich troz der zwischentretenden Gewalten, mehr und mehr halten wir uns fest, deutlicher und klarer sagt uns das Gefühl, wie wir uns lieben und einander gehören, und daß dieses Gefühl im Kampfe gegen das Geschick, welches uns auseinander halten will, hervortritt, das ist nur der Schmerz, der unserer Liebesseeligkeit zugegeben ist, aber ohne Furcht und Angst, daß wir uns verlieren.

Den Mantel hättest Du mir so gerne nachgesendet. Ich hab' ihn mit Fleiß zurükgelassen, und in der That, ich schäme mich jetzo der Ursache, um welcher willen, Gott weiß in welcher Verwirrung, ich es gethan. Der Mantel ist so schön und neu, und im Schmuz des Campagnelebens wird er so leicht zu Grunde gerichtet. Darum ließ ich ihn zurük, ohne zu bedenken, daß ich ohne ihn noch eher aufgerieben werden kann, und daß er indeß zur Motten Lust zu Hause bleibt. Alles ist man entschlossen zum Opfer zu bringen, sich selbst und sein Leben, und mit einem elenden Mantel macht man Umstände, als sey er zu zart und gut für den Krieg. Hier hab' ich die Grenze, wo Sparsamkeit und Geiz, der verblendet, einander berühren, übersprungen. Nimm ein Beyspiel, geliebte Amalie, an meinem Fehler und laß Dich nicht versuchen, aus zu ängstlicher Sorge für die Mittel des Lebens, dem Leben selbst und seinem gedeylichen Genuß Abbruch zu thun.

Digitized by Google

Mein langer Kragen hat bis jezt statt eines halben Mantels gedient; die andere Hälfte hat die meistens gute Witterung zugethan, und so bin ich ziemlich heil und gut bis jezt davon gekommen. Wird die Jahreszeit strenger, so werde ich auf andere Weise Rath schaffen. Aufs Nachschicken des Mantels laß Dich nicht ein; die Posten sind gar zu unordentlich, und er würde mir gewiß nicht zukommen.

Von allen Seiten ist seitdem Großes geschehen, unendlich viel Blut vergossen und in der Sache doch noch wenig gewonnen. Der größte Gewinnst ist jedoch der, daß wir durch die bisherigen Erfahrungen zum Gefühl unserer Kraft, zu größeren Entschlüssen und zu festerer Zuversicht ohne Übermuth gelangt sind. Dieß macht mich ruhig und sicher. Der Krieg hat uns im Ganzen unendlich weniger gekostet als den Franzosen, obgleich auch manch theures Haupt als Opfer gefallen. Wilhelm Roeder's Tod wirst Du schon wissen, und von tiefer Trauer darüber erfüllt worden seyn. Mir ging sein Tod sehr nahe; Du weißt in welchem Verhältnisse ich zu ihm stand. Denke ich mir seine Frau und seine Kinder, so wird mir das Herz schwer. Zwar wird sie nicht durch Sorgen der Nahrung leiden; was hilft ihnen aber alles Wohlsein ohne den Genuß der Liebe des Gatten und Vaters. Er ist aber in dem heiligen Kampfe für das Vaterland, im edelsten und schönsten Berufe gefallen. Welche Quelle der Erhebung und des Trostes in diesem Gedanken! Ihn zu denken und diese Quelle darin zu finden, dazu traue ich der Wittwe alle Fähigkeit zu.

Mit dem Major von Golz,[1]) dessen Frau und Kinder Du zum Theil kennst, hatt' ich eine eigene Überraschung! Nach der Schlacht bey der Kazbach suchte ich ein zweytes Pferd. Man wies mich in ein Quartier, wo Tags zuvor ein Stabsofficier gestorben sey, der mehrere Pferde hinterlassen. Ich trete in die Stube, wo mir der todte Officier in voller Montirung gezeigt wird, und erkenne den Major von Golz. Ein Stück einer Granate hatte ihn in der Schlacht am Kopfe verwundet. Er war nicht gleich todt, verfiel aber frühzeitig in irre Phantasien von seiner Familie, seinem Regiment, das er wie noch in der Schlacht commandirte und anfeuerte, und verschied nach $1^1/_2$ Tagen, ohne sein Bewußtsein wieder gewonnen zu haben.

Vom Hauptquartier behalt' ich mir eine Schilderung vor, da der Landrath auf schleunige Abfertigung dringt. Nimm denn einen heißen, innigen Kuß, geliebtes Weib, und gedenke immer in Liebe, aber auch mit Ruhe und Fassung

Deines Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 10ten Sept. 1813. Abends.

Gestärkt durch den Anblick meines ruhig schlummernden Kindes, und durch den Aufblick zum gestirnten Himmel im Glauben mich emporgehoben, ergreife ich die Feder, süß hoffend, Du Geliebter empfangest noch diese Zeilen, Du seiest mir nicht verloren in dieser blutigen Zeit. Ja nun ist sie da, die Stunde der

[1]) Kommandeur des 12. Reserve-Infanterieregiments.

Digitized by Google

Rache, mit ihr alle Schrecknisse der Erde, jeder fühlt's, daß sie da ist, der am Meisten, dem sie gleich uns so nahe tritt. Der Anfang des Krieges hat schon ein Opfer in unsrer Familie gekostet. Deinem fühlenden Herzen wird es auch sehr nahe gehen neben allen andern Wunden. Alberthal[1]) ist bei Jüterbock geblieben. Eine Kanonenkugel hat in dem Augenblick, da er seine Schwadron kommandirte, ihm den ehrenvollen Tod gebracht. Säheſt Du jetzt den Engel, die Tante! Niederfallen vor dieser Frau, und ihr den Saum des Kleides küssen mögte ich immer, wenn ich sie sehe. Schon durch das Unglück (immer und immer wiederkehrend) eine Heilige, wird sie es völlig durch ihren immer gleich bleibenden hohen Charakter. Ganz innigst betrübt über den Verlust des einzigen Sohnes, ganz Liebe, auch noch mitempfindende Trauer mit der hinterlassenen Frau, blickt sie, ich möchte sagen, freudig umher. Man sieht es ihrer verklärten Miene an, was sie vorzüglich hierbei hält: daß es dieser Tod ist. O! ich könnte Dir ewig hievon sprechen, mein Theurer! ich möchte so gern hinan an diese Erhabenheit der Seele, ach! ich kann, ich kann nicht; ich habe mit dem schweren Sinn zu kämpfen! mit der zu gewaltigen Liebe — ja, sie ist meine Schwäche, gewiß ich sagte es Dir oft, daß es zu weit ginge mit dieser Anhänglichkeit an einem Herzen. Doch warum quäle ich Dich hiemit; aber diese Tage regen das ganze Gemüth auf, alle Empfindungen; Du glaubst nicht, welch eine Trauer umher herrscht. Überall Tod — — die Familien zerstört. Die Alberthal zeigt auch einen sehr hohen Sinn. Sie ist ganz thränenlos, ihr Zustand scheint mir exaltirt. Da ich ihr Inneres nicht so genau kenne, als das volle Liebende der Tante, so kann ich nicht völlig ihr Betragen erklären; aber es kann nicht anders als Bewunderung einflößen durch seine würdevolle Haltung. Mir ist von jeher eine Trennung ehelicher Bande in der Blüthe der Jahre das Entsetzlichste gewesen, eine junge Wittwe war mir immer ein jammervolles Wesen. Tief, tief erschüttert sind wir alle durch diesen Fall. Es ist ja aber Krieg, wen es heut nicht trifft, den trifft es morgen. Es ist als sollte die erwachsene Generation, die leben bleibt, in Gram ihr künftiges Dasein hinbringen, nur die Kinder, die Kinder geben Freude, wiegen die müde Seele in sanfte Ruhe. Du wirst über mich zürnen, guter Mann! daß ich mich nicht mehr der freudigen Stimmung hingebe, da es Alles so herrlich mit der großen Sache steht, und da mein Eichhorn, wenn er lebt, gewiß viel hohes glückliches Gefühl neben aller tiefen Empfindung des Leidens der Welt in seiner Seele hat. Auch meine Seele ist von dieser erhabenen Freude nicht verlassen, ich habe sie, ja ich finde hieran, in diesem großen, allgemeinen Auffassen aller Erscheinungen, der ganzen Welt, oft meine Beruhigung in der Angst. Aber ich bin ein Weib, ich mögte in meiner, meiner Welt Ruhe, Friede, Freude, Liebe, Glückseeligkeit haben!! Sie kommt mir noch! —

---

[1]) Sohn von Amalies Tante Luise Spalding aus deren erster Ehe, Rittmeister bei der Berliner Landwehrkavallerie. Er wird mehrfach erwähnt in den Briefen Karl Friedrich Eichhorns.

Digitized by Google

Aber so hoch müssen wir uns stellen, daß wir ganz über wegsehen über das Einzelne, immer nur auf das Ganze, das Große. Da ist mir wieder die herrliche Tante so ein schönes Muster. Sie empfindet ganz mit dem Leidenden, sie geht ganz in das Einzelne und verliert sich nie, hat immer einen Halt, immer unter allen, allem Schwachen doch ein freudiges Herz. Sie ist so lieb auch gegen mich, sie tröstet mich so viel, sie nimmt so Theil jetzt noch, da sie auch das Letzte verloren hat. Es sagte ihr Jemand: „nun werden Sie nicht die Freude haben über den guten Fortgang!" Etwas beleidigend lächelnd antwortete sie stolz: „o! warum nicht — aber mit ganzem Herzen werde ich nun dabei sein, werde ich für eine Sache empfinden, der ich mit voller Zustimmung ein solches Opfer gebracht habe und es nicht zu schwer finde!" Ist das nicht eine deutsche Frau! Sie sorgt dabei für die Verwundeten aufs Thätigste, für Jeden, der sie umgiebt, immer an Andre denkend. Es ist als wenn jeder neue Verlust sie noch veredelte. Ist es das Höchste, und es ist es, geliebt zu werden und zu lieben, so hat sie es wiederum im reichen Maße bei allen Verlüsten: denn jeder neue Verlust erwirbt ihr wieder vielfach immer neu sich gestaltende Verehrung und Liebe.

Am 16ten Septem. 1813.

Seit dem Briefe vom 27ten Aug. noch bis heute keine Zeilen wieder in Händen von Dir, Geliebter. Hast Du es versäumt und mir nicht geschrieben (das kann nicht sein), aber nicht mehrmals, so muß ich Dich schelten und innigst bitten, doch immer recht oft wenn auch nur ganz kurz mir von Dir Nachricht zu geben. Es ist ja mein einziges Glück, Alles was ich noch von Dir habe. Zuweilen kommen in dieser stumpfen Zeit Anwandlungen vom Landecker Zustand, aber starker Wille un[ter]drückt sie und wendet meine angeregte Fantasie auf hellere Punkte. Die Unregelmäßigkeiten der Posten, Dein wechselnder Aufenthalt und manches andere kann Schuld sein, daß ich Deine Briefe bis jetzt nicht empfangen habe, so will ich glauben — Nun sind wir schon einen Monat getrennt und noch habe ich keine Antwort auf meine 5 Briefe an Dich. Dieß ist der Sechste. Ach, wie mag es Dir gehen, Du theurer Mann. Du kannst mir nicht so fern sein, und doch weiß ich so gar nichts. Du stehst wohl jetzt vor Dresden? Vor Dresden habe ich eine große Furcht!

Seit 8 Tagen ist es hier recht still, nun wird wohl bald wieder etwas losbrechen. Man spricht besonders viel vom Blücherschen Corps, es sei vorgerückt, habe Bautzen mit Sturm genommen[1]) und dgl. m.

Die vergangenen Tage, mein geliebter Eichhorn, waren voller Trauer für mich: erstlich der Tod Alberthals erschütterte mich tief, dann aber haben die trefflichen Reimers einen Verlust erlitten, der für diese guten Menschen sehr schmerzhaft ist. Der liebliche Heinrich ist in Zeit von 2 Tagen gesund und todt. Denke Dir den Schmerz der Mutter, den des entfernten Vaters. Ich war beim

---

[1]) Macdonald hatte am 12. September Bautzen geräumt, das Blüchersche Hauptquartier wurde am 15. dorthin verlegt.

Digitized by Google

Sterben des Kindes. Welch ein Leiden, nie werde ich das vergessen. Der blühende Junge geht einen Abend mißmuthig zu Bette, am andern Morgen finden sie ihn besinnungslos: aus diesem Zustand wozu sich Krämpfe gesellten, erwachte er nicht wieder. Meier hielt es für eine Verletzung des Gehirns, beim Seciren fand es sich aber, daß er sich irrte: es war ein Nervenfieber, was auf dem Gehirn lag — genug, der Engel ist hinüber. Auch dieses Irrdische wie vergänglich, wie Alles! Alles, alles geht dahin! Mein Hermann blüht immer kräftiger auf, o Gott! erhalte ihn uns! Wie beständig denke ich an Dich, wenn ich mich an dem Kinde erfreue. Die Ausbildung seiner physischen Kräfte rückt sichtbar vorwärts. Er paukt und packt um sich her, daß es nur so eine Art hat, dabei hat er eine tüchtige Stimme und eine solche Kraft mit Arm und Bein, daß er Einem ordentlich schon wehe thun kann. Er will immer schon die Füße setzen, und ist immer glücklich und vergnügt, des Nachts ist er sehr unruhig; so bald er einen Zahn hat, werde ich ihn entwöhnen, da doch meine unruhige Milch ihn mit unruhig macht. Es ist wahr, mein Eichhorn, der Junge ist über Erwarten gut gerathen. Ich weiß, was Du dabei denkst -- aber ich bitte Dich, schreibe ihn mir auch etwas zu. Er wird mir auch immer ähnlicher, sagen Andre.

Sonnabends, am 18ten Sept. 1813.

Obgleich ich auch heute keinen Brief von Dir empfangen habe, will ich doch den Meinen fortschicken, damit Du nicht eine gleiche Besorgniß um mich hast, wie mir das Ausbleiben Deiner Briefe verursacht. Wenn ich mir auch Alles auf's Beste zu erklären suche, es will doch nicht gehen, daß mich das ganz beruhigt. Seit 3 Wochen (denn Dein letzter war vom 27ten) weiß ich nicht, ob, wie und wo mein theurer, heißgeliebter Eichhorn lebt. Laß es doch niemals Deine Schuld sein, Du lieber Mann, wenn Du mir auch nur 2 Zeilen zuschickst, und frankire die Briefe nicht, sie gehen sichrer. Die Stülpnagel erhält jetzt alle Tage Briefe von ihrem Mann und auch die Reimer und Grollmann so oft. Mine sagt mir eben, die hier ist, ich sollte Dir nicht so jämmerlich schreiben, da gewiß, ehe Du diesen Brief empfängst, ich Einen von Dir in Händen habe. O gebe es Gott! Hätte ich heute Einen bekommen nach so viel Geduld schon, ich hätte Dir recht heiter geschrieben, aber so kann ich es nicht. Schicke mir doch, lieber Mann, ja die Anweisung auf Dein Gehalt, bis jetzt haben sie es noch nicht gezahlt, weil sie sagen, sie müßten wissen, ob Du lebst.

Diese Nacht träumte ich, Du hättest mir einen recht guten Brief geschrieben, aus dem ich Hoffnung schöpfte, Dich bald wieder zu sehen. —

Hast Du nichts von mir durch den G. R. Krüger bekommen und durch Hueser? Durch ersteren schickte ich Dir schon vor 3 Wochen Brief und Pack, darauf könnte ich so gut schon Antwort haben, es kann ja so weit nicht sein. Nun, vielleicht morgen! Leb wohl und sei vergnügt, Du theurer Mann, getrost will ich sagen, vergnügt kann man jetzt nicht sein. Gebrauchst Du nicht vielleicht Hemden und dgl. m.? Wie es Dir nur im Körperlichen geht? Es ist heute so trübes Wetter, wie hätte mich ein Brief erheitert. Nach dem 26ten ist doch gewiß

Digitized by Google

schon Manches wieder bei Euch vorgefallen, schon am 29ten, und ich weiß nicht, wie es Dir ergangen ist.

Hermann streckt seine Ärmchen nach Dir hin und Dein Weib drückt Dich tausendmal mit voller Liebe an ihr Herz. Amalie.

Von Karl haben wir vom 4ten Sept. einen Brief, sehr heiter geschrieben. Er hat den Dir mitgegebenen empfangen. Schleiermacher hat am vergangenen Sonntag eine herrliche Predigt gehalten, beim Siegesdankfest. Sie enthielt Betrachtungen über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und reihte sich an den Text: Wohl dem, den Du, Herr, züchtigest und lehrest ihn durch Dein Gesetz, daß er Geduld habe, wenn es übel gehet, bis dem Gottlosen die Grube bereitet werde. Denn der Herr wird sein Volk nicht verstoßen, noch sein Erbe verlassen. Denn Recht muß doch Recht bleiben, und dem werden alle frommen Herzen zufallen.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 19ten Sept. 13.

So schnell wechselt Freud und Leid, geliebter Mann! Eben habe ich hier bei den Eltern Deinen Brief vom 10ten September aus Bornstaedtel bei Herrnhuth empfangen. O welche Last ist heute von meinem Herzen! Gott sei gelobt! Es ist das fürchterlichste Regenwetter, und doch bringt mir die gute Dörte selbst voller Freuden den lieben Brief! Ich hatte auf heute noch gehofft, doch war ich recht betrübt; ich suchte mich zu erheben durch Lesung in der Bibel, das half auch und dann der liebe lachende Junge. Deine lieben Zeilen sagen mir, daß Du gesund bist, das ist genug, doch warst Du auch nicht wegen Unpäßlichkeit zurückgeblieben? — mir däucht, Eure Armee hätte schon mehr vor sein müssen. Man ist in diesen Tagen recht ängstlich wieder über die Stille, besonders daß man nichts vom Blücherschen Corps hört: wie bald kann es kommen!

Ich machte mir schon allerlei Gedanken von Gefangenschaft und Wasser Unglück, aber um die lieben Briefe muß man sich nicht wieder ängstigen. Der Auftritt mit M. v. Golz muß erschütternd gewesen sein. O, es ist Krieg! Wann wohnen die lieblichen Bilder wieder einheimisch im Gemüth! Jetzt sind sie wie Fremdlinge in der Welt. Wilhelm Roeder soll so herrlich gestorben sein, so in voller Ahnung seines Todes, so christlich heldenmüthig. Der Frau traue ich viel Fassung zu: daß es dieser Tod ist, giebt, aber nimmt auch wieder Stärke — denn wie gut, wie liebenswert muß der Geliebte sein, wenn er so dahinsinkt.

Gestern schickte ich Dir durch die Post einen langen Brief, den Du vielleicht später erhältst als diesen. Du findest darin auch den Tod eines unserer näheren Angehörigen: Alberthal ist bei Jüterbock geblieben. Wie trefflich sich die Seinigen dabei nehmen, sagt Dir der erwähnte Brief. Heute kann ich nur kurz sein. Der gute Simon bietet mir die Gelegenheit durch einen Feldjäger an. Wie väterlich sorgt Simon für mich, das ist ein recht wahrer Freund. Meine kleinen Angelegenheiten können in keinen besseren Händen sein. Die Eintreibung des Gehalts will er schlechterdings haben und ist deswegen eingekommen. Mein gestriger

Digitized by Google

Brief sagt Dir, daß sie Schwierigkeiten machen, da sie keine Anweisung von Deiner Hand vom September haben.

Warum hast Du aber noch keinen Mantel? Kaufe Dir doch ja gleich Einen. Sei unbesorgt, daß ich geizig bin, ich bin es nicht mehr, Du hast wie manches Andre keimend Unlautre auch dieß aus meiner Seele leise hinweggeschafft. Die Freude über Deinen Brief hat mich ordentlich ganz ergriffen, ich schreibe mit zitternder Hand. Die Wittwe des M. v. Golz ist sehr zu bedauern: sie hatte den Tod ihres Mannes gar nicht geahnet, liebt ihn sehr und ist ganz ohne Vermögen mit 5 noch teils unerzogenen Kindern.

Du hast, mein Lieber! doch erst recht spät wieder geschrieben, vom 27ten bis 12ten September. Da ist zu lange, mache es künftig besser! aber wie lange ist mein Brief auch unterwegs geblieben, nun wirst Du schon Mehrere von mir haben. Wo warst Du an dem 29ten und 30ten Aug., wo Blücher die glänzenden Resultate seines Siegs errang?[1]) Was wirst Du zu Moreau sagen, zu dem Unglück in Böhmen? zu der glorreichen Wiederherstellung bei Culm? Ich glaube, wir sind hier immer noch nicht wieder sicher vor den Feinden — obgleich es still genug ist. Viel, viel könnte ich noch mit Dir schwatzen, aber das Schreiben wird mir ordentlich sauer. Weißt Du nichts von Eckardt?[2]) Seine Verwandten erkundigten sich bei mir, da sie seit dem 10ten August keine Nachricht von ihm hatten. Nun noch tausend Küsse dem besten, besten Mann — und viele Grüße von Vater, Mutter, Geschwistern und Freunden Amalie.

Scheel ist wieder verreist, ich weiß nicht wohin.

Mine läßt Dir sagen, es wäre nichts übertrieben, was ich von Hermann sagen könnte.

Eichhorn an Amalie

Herrnhut den 12. Septbr. 13.

Ich benutze den Stillstand unsres Hauptquartiers im hiesigen Orte, um mit meiner geliebten Amalie die Unterhaltung, welche ich vorgestern in Bornstaedtel angefangen und plözlich abbrechen mußte, fortzusetzen. Noch eine andere Veranlassung wendet mir Herz und Gedanken zu Dir hin. Es ist heute der zwölfte, der Tag im Monath, wo unser Herrmann geboren wurde. Der Tag ist ein Tag der Feier, wo Du mit besonders liebenden Blicken auf dem Kinde ruhst, das Dir geschenkt ist, und der Verkündigung der besseren Zeit, die mit seiner Geburt begann, und aller Freuden und Schmerzen, die Dir seitdem durch und mit ihm geworden sind, mit tiefer Bewegung gedenkst. Eine Trauer ist nur, ich weiß es, in Deiner Seele, daß der Vater nicht da ist und nicht an allem

[1]) Es sind das die vor allem beim Korps Langeron erfolgreichen Kämpfe, durch welche die Ergebnisse des Sieges an der Katzbach vervollständigt wurden.

[2]) Ein naher Freund von Eichhorn, der in den folgenden Briefen mehrfach vorkommt, kgl. Stadt-Justizrat und Oberbergamtsassessor, Leutnant im Jägerdetachement des Brandenburgischen Husarenregiments, gestorben am 24. Oktober 1813 an seinen bei Möckern erhaltenen Wunden. Er wird genannt in dem Brief Eichhorns an Gneisenau vom 12. März 1813 (Pick, a. a. O., S. 249 f.). Auch mit Arndt war er eng befreundet.

Digitized by Google

Theil nehmen kann. Ich schreibe grade in der Stunde, wo Du immer noch schliefst und wo ich gewohnt war unsern Liebling, wie er sich zum ersten Erwachen regte, in seiner Wiege zu belauschen, und ihn so lange zu beschauen und mit halben Küssen zu berühren, bis er erwachte und mir freundlich zulächelte. In Gedanken stehe ich nun auch an der Wiege, halte mir aus Deinem zweyten Briefe, den ich von Dir, Herrliche, seitdem erhalten, das frische und lebendige Bild unsers Herrmann vor, wiederhole träumend die alten Szenen, wie ich ihn und Dich belausche, Ihr beide erwachet, und überfließe von süßer, wehmüthiger Empfindung der Liebe und Sehnsucht. Gott wird uns den Knaben erhalten, der unsere Freude ist und, wie Du in Deinem lezten Briefe schreibst, Dein wohlthätigster Trost. So, meine himmlische Amalie, wie Du den Zustand Deines Gemüths und Dein Leben mir beschreibst, so hab' ich es gewünscht und so kann ich allein ruhig und zufrieden sein. Was mich betrifft, so fühle ich die Kraft in mir, die Dinge mögen kommen wie sie wollen, mich festzuhalten und mich nicht zu verlieren. Die eine Sorge, die mich verfolgte, war immer, die zarte Seele meiner geliebten Amalie möge den Andrang all des Bösen und Übels, welches die Zeit bereitet, nicht ertragen können und in Unruhe und Angst sich verzehren. Ich sehe Dich aber gerüstet und stark, und nun ist nichts mehr, was das Gleichgewicht meiner Seele stöhren könnte. Der Canonendonner, welcher seit Wiedereröffnung des Feldzugs dort nicht aufgehört, hat Dich wohl schon an den Krieg und sein Furchtbares gewöhnt, daß Du nicht immer erschrekst und das Schlimmste fürchtest. Der Himmel wollte bisher Euch wohl, und wenn es erlaubt ist, aus den bisherigen Ereignissen den Gang der Vorsehung weissagen zu dürfen, so fürchte ich auch nichts für Euch. Nicht auf einmal sollen wir erlöst werden, sondern durch viel Blut und Wunden. Glük und Unglük haben bisher gewechselt, ersteres, damit wir nicht verzagen und aufrecht stehen bleiben, letzteres, weil unsere Heilung noch nicht vollendet ist und wir in dem Guten noch nicht stark geworden sind. Von allen Ländern scheint mir aber, daß Berlin und die Mark durch die Vorbereitung, welche die Gemüther gewonnen, durch die Anstrengungen, welche dort die Einwohner beweisen, durch die Ruhe und Umsicht, womit die Dinge geleitet werden, am gesichertsten und dem Wechsel des Vorwärts- und Rükwärtsgehens am wenigsten unterworfen sey. Darum fürcht' ich für Euch am Mindesten. Ich lobe aber Deine Stimmung, daß Du auf alles, was Ihr dort voraus habt, nicht sicher wirst, weil doch alles anders kommen kann.

Seit der kleinen Excursion nach Schweidnitz für meine nothdürftige Equipirung hab' ich zuerst in der Annäherung an Herrnhuth und in der kurzen Ruhe seit vorgestern Erinnerungen an den Frieden u. friedliche Verhältnisse gehabt. Auf dem ganzen Zuge, welchen die Armee von Jauer bis in die hiesige Gegend genommen, sahe man nur an den Landstraßen todte Pferde u. hin u. wieder todte Menschen, in den Dörfern und Städten überall Brandstätten, alle Dörfer menschenleer, die Häuser offenstehend und darinn der Hausrath von der durchsuchenden Raubgier des fliehenden Feindes wüst zerstöhrt u. durcheinander

Digitized by Google

geworfen, keine Spur von Vieh, zwischen, unter diesen Trümmern und Oeden Canonendonner und Tirailleurfeuer, Verwundete und Sterbende. Du kannst Dir denken, wie das Gemüth von allen diesen Szenen hingerissen u. nur Krieg und seine Zerstöhrungen denken konnte.

Von Lauban, als wir das lezte Mahl dort waren, machte unsere Armee die vorgehende Bewegung seitwärts, und da kamen wir durch Gegenden bis hieher, welche den Krieg noch wenig oder garnicht gesehen hatten. Die Felder waren noch unverwüstet, die Dörfer hatten noch alle ihre Bewohner. Mit freundlicher Neugier, die mancherley Soldaten u. Montirungen des Hauptquartiers zu sehen, kamen sie an Thür und Fenster, den furchtbaren Verderbern die Hand biethend; die Leute waren zum Theil an ihrer Arbeit, Kinder, die sonst überall verstekt waren, spielten auf der Straße. Wie süße Musik drang dieser Anblick in meine Seele. Die nächst vorhergegangene Stimmung war noch nicht entflohen, neben ihr erfüllte mich die neue, und indem meine Seele zwischen Bildern des Krieges und des Friedens hin und her sich bewegte, ergriff mich eine Sehnsucht nach dem Frieden und ich konnte mich nur dadurch beruhigen und ins Gleichgewicht zurükkehren, daß mir wieder klar war, wir hätten bis jezo keinen Frieden gehabt und auch keinen zu hoffen wie durch die Schläge und Stürme des Krieges. Je ernstlicher und kräftiger diese sind, desto gründlicher und befestigter wird der Frieden, desto freyer, lebendiger und in desto größerem Umfange dessen Genüsse und Seegnungen. Darum will ich fortan durch die Ruhe des Friedens und alle Bewegungen und Verheerungen des Krieges ziehen, vor den lezteren mich nicht entsezend, nicht einsinkend in eine Sehnsucht nach dem ersteren, den festen Blick auf die Glorie der Erlösung gerichtet und die Seele von ihr erfüllt, in welcher Krieg und Frieden ihre Versöhnung finden.

Hier in Herrnhuth hab' ich öfters schon dem Gottesdienst beygewohnt. Einer religiös gestimmten Seele ist auch der äußere Gottesdienst anregend und erhebend. So sezt' ich mich über die Nüchternheit des Verstandes, die statt einer Mystik des Herzens in den Reden, welche gehalten wurden, zu den Zuhörern sprach, hinweg und fand doch, was ich suchte. Der erste Gottesdienst, dem ich hier beiwohnte, war ein te deum, welches auf unsere Veranlassung von der hiesigen Gemeine für den am 6. d. M. von dem Kronprinzen von Schweden[1]) erfochtenen Sieg gesungen wurde. Das Bethaus war voll, und ein Prediger sprach vor dem Gesange über die Veranlassung der Feyer und verband damit ein Dankgebet. Nach der Feyer sagten mir mehrere, es wäre ihnen eigen ums Herz gewesen. Denn grade vor vier Wochen hätte die Gemeine den Geburtstag von Napoleon, des Verbündeten ihres Koenigs dienstlich begehen müssen. Es ist arg, wenn sogar in gottesdienstliche Dinge so grober Zwang und Lüge sich eindrängt.[2])

---

[1]) Bei Dennewitz.

[2]) Der Aufenthalt des Hauptquartiers in Herrnhut ist auch geschildert bei Karl v. Raumer, Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814. Stuttgart 1850, S. 29 ff.

Digitized by Google

Eben erhalt' ich Deinen Brief vom 7. d. M., habe Dank für den Fleiß, mit welchem Du mir schreibst. Deine Briefe sind mir immer von dem köstlichsten Genuß. Ueber den Canonendonner, der Dich beim Schreiben erschrekt haben mag, bist Du nun völlig beruhigt. Ich erkenne es mit Rührung, daß meine Freunde sich Deiner so annehmen. Dank' ihnen allen, besonders Simon, Beelitz u. Balau. Es ist recht, daß Du Zerstreuungen von der Art suchst wie Du mir mittheilst. Werde Du mir nur nicht zu wild, damit Du von dem Herrnhuther, der ich jetzo bin, nicht losreißest. Ich möchte den Scherz zurücknehmen, Dein ängstliches Gemüth möchte einen Anstoß daran nehmen. Nein, herrliche Amalie, alles was Dir Vergnügen macht, das suche auf, denn Deine Seele kann doch nur in dem Freude und Genuß finden, was edel und schön ist. Die Geschwister alle, Mine, Caroline und Lotte, die sich so liebend um Dich bemühen, grüße aufs freundlichste von mir, und danke ihnen für mich, weil sie mir erzeigen, was sie Dir thun. Was macht mein alter, lieber Fritz? Ich sehe wohl, ich werde ihm Unterricht in der Reitkunst geben müssen, daß er Euch nicht wieder so erschrekt. Auch ihn grüße auf das herzlichste. Innige Grüße an Vater und Mutter.

Die gewünschte Anweisung leg ich Dir bei. Dein Eichhorn.

Ich schicke Dir noch beykommende Abschrift eines aufgefangenen Briefs eines französischen Officiers zur Kurzweil für Dich, Fritz u. Mueller. Theil ihn auch an Schleiermacher mit. Der arme de Vaucaux! Will Schleyermacher ihn abdrucken lassen, so muß der Name unterdrükt werden.[1])

Simon an Eichhorn

Berlin den 20 Sept. 1813.

Mein innigst geliebtester braver Eichhorn. Nur eine Tugend giebt es, nach der Stoa, und dies bewährt sich wieder in Dir. Wer brav, wirklich brav am grünen Tisch ist, wird es auch im grünen Felde seyn. Deine Amalie hat uns Deine Briefe aus Schweidnitz die Affaire an der Katzbach betreffend mitgetheilt. Wie innig dankte ich Gott, daß er Dein Leben und Deine Gesundheit geschützt hatte. Er sorge ferner für Dich, und erhalte Dich der guten Sache und den Deinigen, wohin ich sub- und obiective mich rechne. —

Viele Edeln sind schon hier in den Tagen bey Groß Beeren und Jüterbook gefallen. Quistorp, Künau, Alberthal, Busch. — Irion lebt. — Daß der Kronprinz schon Dessau sich nähert, wirst Du bei der eröffneten Communication Eures Corp mit Tauenzien wissen. — Unsre Berliner — der Rasse nach — haben sich diesesmahl gut genommen. Viel größer war die Gefahr als vor dem Waffenstillstande. Ein Heer von 70 Tausend, auf Mord und Mordbrand sinnende Tyrannenknechte, mit tausenden sächsischen Bauern, um das geplünderte Guth

[1]) Im „Preußischen Correspondenten" ist kein derartiger Brief erschienen. Vermutlich ist die Veröffentlichung deshalb unterblieben, weil Schleiermacher am 1ten Oktober die Herausgabe der Zeitung niederlegte.

Digitized by Google

wegzuschaffen, stand schon $1^1/_2$—2 Meilen; allein wenig Elende ausgenommen, keine Furcht, kein Zweifeln. — Der Kronprinz hat sich bewährt. Einige Krittler behaupten, er hätte mehr thun können;[1]) allein ich bin es überzeugt, daß seine Operationen wohl überdacht im beständigen Zusammenhange mit den Nachrichten von der großen Armée und Eurem Corp waren. — Gott erhalte unsern Gneisenau. —

Von der Commission zur Organisation der Landwehr hört man gar nichts mehr. Auch der Landsturm erscheint, seinem eigentlichen Wesen nach, ein kurzer Sommertraum — die guten Folgen können die Herrn Nicht-Stürmer nicht ganz unterdrücken. — Die Bezirke halten fortwährend, überall wo es auf etwas gutes ankömmt, näher zusammen. Dies hat sich z. B. bei der Verpflegung der Kranken gezeigt.[2]) So ist z. B. unser Bezirk zu einer Zeit, wo die Noth am größten war, zusammengetreten, und hat ein Bezirks Lazareth für verwundete Krieger errichtet. 31 Familien (zu welchen auch ich gehöre) geben nach der Reihe täglich das Essen. Ein Bezirks Mitglied giebt die Wohnung (eine ganze etage) und außerdem werden monathlich im Bezirke 130 Th. Cour. aufgebracht zur Unterhaltung dieses Lazareths. — Ein Gemein Geist den wir Dir und Savigny danken. Die allgemeinen Anstalten in dieser Hinsicht waren wieder so schlecht, daß ich ohne Erbitterung nicht daran denken mag. —

Meine geliebte Marianne grüßt Dich herzlich. Kein Tag geht über, da wir nicht Dein gedenken, und für Dich beten. — Wenig habe ich bis jetzt für Deine gute Amalie thun können. Aber sey versichert, daß jeder Dienst, zu dem sie mir Gelegenheit geben will, mir die größte Freude macht. Verlasse Dich in dieser Hinsicht auf mich. Deine Gattin ist meine Schwester, Dein Herrmann mein Sohn. — Gestern bot sich mir diese schöne Gelegenheit dar, Dir diese Zeilen durch den H. Oberjäger Krüger, welchen Bl.[ücher] als Courier zum Kronprinz gesandt hatte, und welcher jetzt zu Euch zurückkehrt, zu senden. — Suche doch meinen Bruder Ludwig auf. Er ist Lieutenant im ersten Bataillon der Breslauer Landwehr, Compagnie Kopp. — Ich empfehle ihn Dir. — Leb wohl geliebter Eichhorn.

In Leben und Todt Dein treuer Simon.

Eichhorn an Amalie

Bautzen den 20ten Septbr. 13.

Diesen Morgen war ich ganz in Unruhe, daß ich so lange, seit Deinem Brief vom 7ten keine Nachricht von Dir, geliebte Amalie erhalten habe. Ich dachte auf und nieder, schikte nach der Post, ob nichts für mich angekommen

[1]) Die Frage nach Bernadottes Verhalten bei Dennewitz ist bekanntlich bis heute noch strittig.

[2]) Die genaue „Festsetzung des Wirkungskreises für die Mitglieder der den einzelnen Militair-Lazarethen zur Seite stehenden Wohltätigkeits-Vereine" vom 14. September ist abgedruckt bei v. Pflugk-Harttung: „Das Befreiungsjahr 1813". Berlin 1913, S. 330 ff.

Digitized by Google

sey — und erhalte Deinen Brief vom 23ten v. M. mit den Ueberhosen. Meine Unruhe ist nun zwar nicht gehoben, da ich schon mehrere spätere Briefe von Dir empfangen habe. Die Zeilen kommen aber von Dir, sie waren mir neu, mitten unter den Prüfungen des Schrekens vor der Annäherung der Franzosen waren sie geschrieben, so rührend sprechen sie Deinen Glauben, Dein Festhalten an dem, was Dir das Theuerste ist, alle schönen Empfindungen der Liebe aus, daß ich mich an ihnen erbauen will, bis neuere Nachrichten von Dir allen Grund der Unruhe mir benehmen. Wir hörten hier Euere Angst und Unruhe vor den Franzosen zugleich mit der Nachricht des ersten, vom Kronprinzen erfochtenen Sieges.[1]) Ohne diese Siegesbothschaft würd' ich wegen Deiner sehr in Sorgen gewesen seyn. Doch seh' ich aus Deinem Briefe, wie Du Dir zu helfen weißt. Also das Blech mit meinem Namen hast Du abgenommen! Wolltest Du die äußere Erinnerung an mich vertilgen? Hofftest Du, durch diesen Kunstgriff unten durchzukommen? Meine dumme und jute Amalie! Glaubst Du, daß wenn die Franzosen in der That mir etwas anhaben wollen, daß sie so einer äußeren Erinnerung an mich bedürfen und darauf warten? Gott sey gelobt dafür, ihre Hasser sind nicht mehr Einzelne, die hinter dem Vorhange des Geheimnisses ihnen Verderben zu bereiten gesucht haben. Auf alle ist der Haß ausgegossen und überall durchgedrungen, seitdem unser Land mit ihnen in offener Fehde steht. Da sie alle zu bekämpfen gezwungen sind, achten sie nicht darauf, einzelne noch vorzuziehen und sie die Märtyrerkrone verdienen zu lassen.

In der Übersendung der Ueberhose erkenne ich Deine liebende Sorgfalt, so wenig ich auch von den Hosen Gebrauch machen kann. Hat mich der Ehestand so gepflegt und dick und fett gemacht, daß sie mir zu eng sind? Auch würde ich in den Hosen als Soldat aus jener Zeit erscheinen, welche das Jahr 1806 verschüttet hat. Denke Dir solche Hosen um die Lenden eines Helden von der Kazbach! Da sie in ihrer Art unverbesserlich waren, so hab' ich sie meinem Reitknecht gegeben, dem alte Zeit ist wie die neue, und der wird dann ganz stattlich darin aussehen. Du fragst nach meiner äußeren Lebensweise? Das Hauptquartier teilt gerne alles Ungemach des Kriegs mit den übrigen Truppen, nur darin hat es einen großen Vorzug, daß es nichts vom bivouacquiren weiß. Wir liegen oft in den jämmerlichsten Dörfern, auf bloßer Streu, aber dennoch unter Dach und Fach. Ich werde einquartiert so gut oder schlecht, als es sich nach den Umständen eines jeden Orts läßt. Zu Mittag esse ich bei Gneisenau, Abends gar nicht oder in meinem Quartier. Ich habe 2 Pferde mir angeschafft, eins, worauf ich reite, ein zweites für einen Knecht, der zugleich in einem kleinen tuchenen Mantelsack, welchen ich in Schweidnitz mir machen lassen, einen gedrängten Auszug meiner nothdürftigen Habseeligkeiten trägt. Das große lederne Felleisen geht mit der Bagage, die oft über 8 Tage von uns getrennt ist. Der Knecht, den ich habe, wird von mir gelohnt, monathlich

[1]) Bei Großbeeren.

Digitized by Google

mit 6 Th. Anfänglich hatte man mir die Lieferung eines Knechts aus dem Lande versprochen; es ist bis jetzt aber nicht geschehen, und ich mag nicht gerne darum betteln. Außer den 6 Th. kostet mir der Knecht aber auch gar nichts, denn er wird immer einquartiert, wo ich bleibe. Auch zu den 6 Th. trägt noch ein andrer[1]) bey, für den mein Knecht die Montierung des Pferdes übernommen.

Krank bin ich noch nicht gewesen. Die bisherigen Strapatzen hat meine Gesundheit tüchtig ausgehalten, aber das hab' ich weg, daß ich den Bogen bis zum Bivouacquiren in jetziger und noch späterer Jahreszeit nicht, ohne ihn zu zerbrechen, spannen dürfte. Sey deshalb, geliebte Amalie, über diesen Punkt außer Sorgen. Ich werde mir nie mehr zumuthen, als meine Gesundheit in der Tat aushalten kann. Es wäre ja lächerlich und ich würde mich als ein Kind vor mir und andern schämen müssen, wenn ich mich in ein dauerndes Verhältnis begeben wollte, wozu mir die physischen Kräfte fehlen. Aber auch eine zarte Gesundheit vermag viel, wenn man sie richtig behandelt und nur immer zur rechten Zeit die vorkommenden Forderungen an sie macht. Alles zu thun, was man nur irgend kann, das gebiethet aber der hohe Beruf der Zeit. Wegen der andern Gefahren, die im Gefolge des Kriegs sind, wollen wir, geliebte, theuere Amalie, auf Gott vertrauen, daß er mich schützen und uns einander erhalten wolle.

Schreibe ja in allen Briefen recht viel von unserem Herrmann, damit er nicht aufhöre vor meinen Augen aufzuwachsen. Wenn er nicht immer munter ist, so laß Dir dies keine Sorgen machen und denke, daß es mit allen Kindern in seinem Alter so ist. Eine beunruhigende Nachricht hat mir Haxthausen,[2]) welcher gestern aus England über Berlin hier angekommen ist, mitgebracht, der kleine Hinz Reimer sey gestorben. Ich will hoffen, daß es ein Mißverständniß und Hinz vielleicht mit dem jüngst geborenen Kinde verwechselt ist. Sey nicht zu hart, geliebte Amalie, gegen unsern Reimer, daß er sein Haus nicht so bestellt verlassen hat, als es zu wünschen war. Hast Du vergessen, wie er immer von der Noth des Vaterlandes ergriffen gewesen ist, wie sein Denken oft gleichsam zum Wahnsinn über dem allgemeinen Verderben sich fixirt, wie er nimmer Ruhe gefunden hat? Seine Theilnahme an dem Vaterlande war eine Flamme der Leidenschaft. Leidenschaft soll nicht seyn, weil sie das Gleichgewicht der Seele stöhrt. Laß uns aber gegen eine solche gerecht seyn, die nicht aus einem eitlen, irdischen Triebe oder Verdruß sondern aus dem innersten Grunde des Gemüths, das sich in allem, was es als das heiligste und höchste achtet, angegriffen fühlt, emporgewachsen ist. Wir wissen, wie Reimers Seele voller Liebe und Gefühl für Freunde und Kinder, auch für seine Frau —

[1]) Dieser andre war Karl v. Raumer, wie aus dessen „Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814" (Stuttgart 1850), S. 119, hervorgeht.

[2]) In der Spenerschen Zeitung vom 21. September 1813 wird ein englischer Kapitän, Baron v. Haxthausen, als Kurier erwähnt. Auch bei Arndt und in andern zeitgenössischen Denkwürdigkeiten kommt der Name häufig vor ohne nähere Angaben.

Digitized by Google

dieß hab' ich bei unserem Zusammenseyn in Wien und bey seinem lezten Weggang von Berlin unverkennbar wahrgenommen — sich immer gezeigt hat! Seine Wirthschaft ist hauptsächlich durch die Wirkungen des Kriegs, den Ausfall der lezten Leipziger Messe und durch das Unglük in Hamburg herbeygeführt worden. Wer wüßte, wenn Dein Eichhorn nicht neben seiner besonnenen, leise mahnenden Sammelsie gestanden hätte und seinem Drängen und Treiben unbewußt gefolgt wäre, ob er sich nicht gleiche Verdammniß mit R. zugezogen hätte? Wer fühlt, wie im besten Thun und Denken man auf die Weise fortgerissen werden kann, der wirft keinen Stein auf den andern.

Neues kann ich Dir von hier nicht melden. Die verbündeten Arméen sind nun einander ganz nahe gerükt und in enge Verbindung miteinander getreten. Die eine kann für sich nichts mehr thun, ohne gleich die andren mit hereinzuziehen. Darum thut es Noth, daß jeder Marsch und jede Bewegung im gemeinsamen, engen Einverständniß geschehe. Die nächste Zeit wird zur Reife bringen, was in den Tagen der Ruhe, die wir zu Herrnhuth und hier zugebracht haben, vorbereitet worden ist. Man muß sich bald wieder auf große Schläge gefaßt machen. Gott, der sichtlich bisher mit uns gestritten hat, wird sein Gedeyhen geben. Hoffnung und Muth ist die Seele des frommen Kriegers, der diesem Kampfe entgegengeht. Bleibe auch Du, theueres Weib, in der Stärke, welche Dir Gott auf Dein Gebet beschceret hat. Unserem Carl wird es auch schon gut gehen. Vor einigen Tagen gieng Nauck hier durch zur Armée des Kronprinzen; er hatte Carl wohl und gesund in der Nähe von Toeplitz, nach den fürchterlichen Tagen von Dresden und des Rükzugs nach Boehmen, verlassen und überbringt einen Brief ans väterliche Haus. Grüße Vater und Mutter, Geschwister und Freunde, küsse recht herzlich unsern kleinen Herrmann und gedenke stets mit Liebe, wie Deiner gedenkt Dein Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin, am 21ten Sept. 1813.

Eben schickt der G. S. Sack zu mir und läßt mir sagen, daß ein Courier nachmittag um 3 Uhr einen Brief von mir mitnehmen könnte; ich habe Dir zwar gestern erst durch einen Feldjäger geschrieben, aber was thut das! können wir uns ja aussprechen! Mein geliebter Mann, Dein Brief vom 12ten wirkt immer noch wohlthätig auf mein Gemüth, das durch denselben wieder von Neuem Ruhe und Stärke empfangen hat. Was ist es für greuliches Wetter — die armen, armen Truppen! welche Schwierigkeiten, welche Drangsale haben sie zu bekämpfen. In Böhmen, in dem Lehmboden muß es am Erschrecklichsten sein, — auch Du, geliebter Mann! wirst manches körperliches Ungemach erdulden müssen, indessen Deine starke Seele überwindet dieses so leicht, möge dieselbe nur immer mehr vor geistigem Ungemach bewahrt bleiben. Deine letzten Zeilen drücken mir nicht genug Zuversicht für den baldigen glücklichen Fortgang der guten Sache aus, aber ich verstehe Dich doch, ich weiß doch, daß Du den Glauben nicht verlierst.

Digitized by Google

Die gestrigen Extrablätter haben uns wieder gute Nachrichten gebracht,[1]) das Ganze übersehend kann man es nicht anders als vortrefflich finden, dünkt mich: nur Dresden, Dresden! ist meine Furcht. Das Blücherſche Corps hatte sich weislich etwas zurückgezogen, daher schriebst Du aus einem Ort, wo ich glaubte, Du seiest allein zurückgeblieben. Jetzt sollt Ihr in Bautzen sein. Benutze doch auch, mein Geliebter, jede Gelegenheit noch außer der Post, mir einige Zeilen zuzuschicken, besonders nach einer Schlacht, Gott, Gott beschütze Dich! Hermann will Dir auch schreiben, er macht mir die entzückendste Freude, ich und Alle die Meinigen sind wohl, und gedenken nur der Abwesenden mit liebender Besorgniß. Karl und Du, mein Theuerster! —

In meinem Häußlichen geht es mir auch ganz gut, die Leute machen mir keinen Verdruß. Nun werde ich in 8 Tagen ausziehen, das wird eine gute Zerstreuung sein. Der gute Simon brachte mir gestern 150 Reichsthaler als Abschlag Deines Gehaltes vom Kammergericht, worunter noch für August und gar keine Treſorſcheine waren. Ich habe eine Interimsquittung darüber ausgestellt. Du siehst also, ich bin gut versorgt, und lasse mir auch nichts abgehen. Wenn ich nur eben so wüßte, daß Dir nicht alles körperliche Wohlsein entginge, Du hast doch nun einen recht warmen Mantel? Es tröstet mich, daß der Feine nicht warm genug gewesen wäre. — Ich denke mir, daß Dir eine Tasse Chocolade zuweilen nicht übel bekommen kann, und vielleicht versteht Einer oder der Andre sie zu kochen. Daher will ich versuchen, ob der Courier 1 ℔ wohl mitnehmen will, es könnte aber sein, daß es nicht anginge, dann erhältst Du sie ein anderes Mal mit einer warmen Jakke.

Mein ganzes inniges Gefühl drückt sich Dir mit einem innigen Kuß aus, geliebter, theurer Mann. (Fortsetzung folgt) Amalie.

Von den Küsten des Mittelländischen Meeres

Von

Graf Vay von Vaya und zu Luskod E. A. S. M. — A. P.

(Schluß)

III.

Kulturgeschichtliches

Die drei ersten Zeitalter nach unsrer Zeitrechnung müssen als die glänzendsten jener Gegenden betrachtet werden. Die bemerkenswerten Denkmäler, welche sich in ganz Tunesien finden, verdanken ihren Ursprung dieser fern liegenden Epoche. Teils waren es schöne Bauwerke, die irgendein großes Ereignis verherrlichten, teils Wasserleitungen mit schlanken Säulenhallen. Ein derartiges weithin sichtbares Monument in der Ebene wurde von Hadrian während

[1]) Gemeint ist wohl das zweite Gefecht bei Kulm vom 17. September.

Digitized by Google

seines zweiten Besuches in den Kolonien errichtet. Bei dieser Gelegenheit ließ er auch die alte römische Straße anlegen, welche zu beiden Seiten mit prächtigen Bauwerken geziert war, wie die Via Appia.

Das größte Interesse bei einem längeren Aufenthalt wendet sich den zahlreichen antiken Erinnerungen zu. Niemand sollte versäumen, Ausflüge nach den Orten wie Dugga, Sufetula oder Zaguan und ähnlichen zu machen, wo die Ruinen noch in ihrer ganzen Schönheit erhalten sind. Das Theater von Dugga mit seiner feinen Säulenhalle gehört zu den schönsten Ueberresten des römischen Altertums. Zaguan, das am Eingang einer Schlucht wie an einem Felsen hängt, nimmt unsre Phantasie durch seine malerische Lage gefangen Wasserwerke, welche das Wasser nach Karthago führten, waren kunstvoll errichtet. Der große Fischteich, von Säulen umgeben, ist heute noch zu sehen und ebenfalls ein hervorragendes Denkmal der Kunst, eine Art Nymphäum mit Nischen, Bildsäulen, Wasserfällen und Springbrunnen. Sufetula in seiner weiten Ausdehnung zeigt uns die vollständigen Reste einer römischen Stadt. Das Forum, das Prätorium, Triumphbögen, alles noch vorhanden, geben uns eine sichtbare Probe, wie zu damaliger Zeit die Römer in Afrika lebten.

Das wertvollste altertümliche Denkmal in Nordafrika ist das Amphitheater von El Djem, im Umfang kaum geringer als das Kolosseum in Rom. Es wurde inmitten einer weiten Ebene erbaut. Die Wirkung, welche es in dieser Riesensteppe in der unendlichen Einsamkeit hervorbringt, ist geradezu unvergleichlich. Leider wurde es unter arabischer Herrschaft stark beschädigt, teilweise sogar durch Waffen zerstört, weil die Rebellen die Steine dazu benutzten, um Zitadellen zu errichten und elende Dörfer zu bauen, von denen es noch heute umgeben ist.

Thysdrus war im Altertum auch ein ansehnlicher Ort, der von Plinius und Ptolemäus erwähnt wird. Hier wurde Gordianus, ein Greis von achtzig Jahren, zum Kaiser ausgerufen.

Die Cäsaren kamen übrigens in jener Zeit oft nach Afrika; einige von ihnen wurden sogar hier geboren. Septimius Severus erblickte das Tageslicht in Leptis Magna, dem tripolitanischen Lebda. Macrinus folgte auf Caracalla, den er ermordete.

Diese Tatsachen zeigen uns, daß gegen Ende des Kaiserreiches das Uebergewicht der Nation jenseits des Mittelmeeres lag. Die jungfräuliche und fruchtbare Erde brachte eine unerwartete Tragfähigkeit und mehr noch als dies eine feurige Generation hervor.

Ohne Unterbrechung dauerten die Kämpfe unter Diokletian, Maximian und Konstantin fort. Zuweilen stand ganz Afrika unter den Waffen. Stämme aus dem Innern bedrängten und bedrohten die römischen Kolonien. Wenn wir die Beschreibungen dieser fortgesetzten Feldzüge lesen und uns fragen, in welcher Lage das Land damals gewesen sein muß, so werden wir uns mit Recht ein Bild der Verwüstung vorstellen. Um so erstaunter sind wir, heute

Digitized by Google

noch hier prächtige Denkmäler zu finden, welche gerade in jenen kriegerischen Jahren errichtet wurden, und aus Inschriften Berichte von allgemeiner Zufriedenheit zu lesen, welche zur selben Zeit Zeugnis von einer hohen Kultur geben.

Aber hat nicht zu allen Zeiten die Menschheit Freude am Schaffen und Zerstören zugleich gehabt? Heute dröhnt der Boden unter den Pferdehufen und dem Waffengeklirr, das Blut tränkt die Erde, und morgen zieht der Landmann wieder seine Furchen und wirft den Samen aus. Noch ist man für die Fortsetzung des Krieges, und auf der andern Seite macht man eifrig Propaganda für einen ewigen Frieden. Wahrscheinlich sind beide Gefühle aufrichtig, hier zu vernichten, dort Neues zu schaffen. Ebenso war es damals in Afrika. Leider berichtet uns die Geschichte meistens nur von Kriegstaten. Die soziale Tätigkeit kommt seltener in Betracht.

Man fragt sich unwillkürlich, ob man sich nach zweitausend Jahren auch für die Waffentaten unserer Epoche interessieren wird, die trotz aller Friedensbestrebungen in den verschiedenen Ländern und ihren Kolonien leider noch zahlreicher als im Altertum sind. Welches wird wohl die Ansicht der Nachwelt einst sein über unser Zeitalter, das man sich schmeichelt, das gebildete zu nennen?

Bei den Römern, wie bei allen Völkern des Weltalls, gingen Kriege und Kulturarbeiten stets nebeneinander her. Die Kolonien wurden somit trotz unausgesetzter Streitigkeiten ein wahres Eden, und der Reichtum der Städte nahm stetig zu. In jener Zeit waren die Afrikaner die reichsten Bürger des Kaiserreiches. Der Luxus, den sie sich gestatteten, übertraf noch den von Rom. Die Schätze, welche man später beim Nachgraben fand, beweisen am besten, auf welche Stufe das tägliche Leben gestiegen war.

Im vierten Jahrhundert wurden die beiden Teile des Reiches, sowohl der Osten wie der Westen, unter Constantins Zepter miteinander vereinigt, und Afrika mit Italien und den Inseln des Mittelländischen Meeres bildete eine der vier großen Präfekturen. Nach seinem Tode fielen bei der Teilung die Mittelmeerbesitzungen Constans zu und wurden damit aufs neue allerhand Wechselfällen ausgesetzt. Alle Anstrengungen des Honorius, welcher Kaiser von Byzanz und Rom wurde, die allgemeine Ordnung durch ein neues Verwaltungssystem in Afrika wiederherzustellen, waren von geringer Wirkung. In Abwesenheit der Kaiser machten sich die Feldherrn und hohen Beamten mehr und mehr unabhängig und schalteten und walteten nach ihrem eignen Wohlgefallen.

Inmitten dieser Schwierigkeiten erfolgte von Spanien aus die Annäherung der Vandalen, und am Horizonte tauchte der wilde Geiserich auf. Dieser unerschrockene Kriegsheld ohne Gesetz, ohne Glauben, beherrschte durch seine bedeutende Persönlichkeit den größten Teil des fünften Jahrhunderts. Nachdem er 439 in Afrika gelandet war, nahm er nach und nach alle Provinzen in Besitz, unter den wilden Eingeborenen viele Anhänger findend. Zehn Jahre später sehen wir ihn in Karthago eingesessen. Sein Feldzug gegen Italien, sein Sieges-

Digitized by Google

einzug in Rom, die berüchtigte Plünderung durch sein Heer sind allbekannte Ereignisse. In Afrika blieb er Gebieter bis zu seinem Tode, indem er überall seine Macht befestigte. Hundert Jahre verflossen, ehe das orientalische Reich sein altes Erbteil wieder erlangen konnte. Nur geringe Erinnerungen knüpfen sich an das, was die Vandalen in diesem langen Zeitraum geschaffen haben. Man bemerkt hier und da einige Befestigungen, die sie errichteten, oder Ueberreste der alten, zerstörten Städte. Grausame Niedermetzelungen sind das einzige, was die Geschichte uns von Tunesien in dieser Zeit berichtet. Anderseits weiß man, daß diese Unholde inmitten der alten Zivilisation sich wohl fühlten. Sie schätzten außerordentlich den Luxus und die verfeinerte Lebensweise der Römer. Die Menschen, welche aus dem rauhen Norden gekommen waren, atmeten mit Wonne die südlichen Sonnenstrahlen, bis die Entnervung nicht ausbleiben konnte, der vollständige Niedergang die unvermeidliche Folge sein mußte.

Belisar ist der große Mann, welcher der vandalischen Raubherrschaft ein Ende machte. Der letzte ihrer Könige wurde im Triumph nach Konstantinopel geführt. Byzantinische Truppen besetzten die kleinen Landstädte; wo früher die Römer ihre Niederlassungen hatten, setzten auch sie sich fest. Während meiner langen Wanderung durch das Innere des Landes hatte ich reichlich Gelegenheit, byzantinische Arbeiten auf römischer Grundlage zu finden. Zuweilen stehen sie nebeneinander in schönster Harmonie und zeigen uns, wie sehr die Kultur beide Reiche verband. Als nach Jahren der Verfall Roms unausbleiblich war, erhielt sich sein Geist in Konstantinopel frisch, und in den alten Kolonien inmitten der Trümmer finden wir noch immer seine unauslöschlichen Spuren.

Sufetula, diese saharische Metropole, bietet uns in der Beziehung das staunenswerteste Beispiel. Von den Römern gegründet, entwickelte sich ihr Wohlstand ohne Unterbrechung. Auch während der Herrschaft der Vandalen blieb sie der wichtigste Ort des Innern. Die Byzantiner ihrerseits haben sie bedeutend weiter ausgebaut, und ihre Werke werden noch bis heutigestags bewundert. Der Triumphbogen des Konstantin, welcher sich wie eine Erscheinung einstiger Größe in der Wüste erhebt, führt uns nicht nur den Ruhm des Kaisers vor die Augen, sondern auch die hohe Bedeutung der Stadt zu jener Zeit. Oeffentliche Gebäude, Kasernen, Tempel, Bäder- und Wasseranlagen zeugen von dem damaligen Wohlstand und den ausgesucht luxuriösen Gewohnheiten. Trotz den furchtbaren Kriegen, den unaufhörlichen Empörungen scheinen das Privatleben und die sozialen Verhältnisse in der von den Römern überlieferten glänzenden Weise unverändert weitergegangen zu sein.

Indem ich, zwischen diesen archäologischen Resten umherwandernd, die wunderbaren Trümmer bestaunte und einige Inschriften entzifferte, sah ich, wie unrichtig die Vorstellungen sind, die man sich im allgemeinen in unserm Zeitalter von der Vergangenheit macht. Das Ende des römischen Reiches und die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung werden als eine ganz unkultivierte und verderbte Periode hingestellt, als Zeiten, in welchen die Menschheit nur Interesse

Digitized by Google

für das rein Materielle, das Niedrige und das Schlechte hatte, in denen man nur von wilden Schlachten und Empörungen hörte und alle gesellschaftlichen Bande vollkommen gelöst waren.

Allerdings ist das wahr; aber dennoch bestand zugleich ein sehr entwickeltes geistiges Leben. Ein großer Teil der Bevölkerung suchte, von allem Häßlichen, das sie umgab, angeekelt, in einem moralischeren Bestreben Trost. Man trachtete die Lage des Volkes zu verbessern, den Bedürftigen zu helfen und suchte in edlen Bestrebungen Befriedigung. Ein Studium der Literatur jener Zeit offenbart uns deutlich, wie die hervorragenderen Schriftsteller, angewidert von der geringen Literatur, welche die Fächer der Buchläden füllte, und die Notwendigkeit einer gesünderen geistigen Nahrung empfindend, in ihren Werken darauf bedacht waren, auf eine höherstehende Moral hinzuwirken. Die geistige Richtung wurde sozusagen Mode. Gewiß entsprang sie aufrichtiger Ueberzeugung, aber wohl ebenso häufig Selbstgefälligkeit. Es gehörte eben damals zum guten Ton, als gebildet und gelehrt zu gelten.

Die Arena mit ihren blutigen Kämpfen, das Stadion mit seinen tollen Wettrennen vermochten eine zahllose Menge anzuziehen, aber anderseits gefiel sich die Elite der Gesellschaft darin, als Kunstkenner und Bücherliebhaber betrachtet zu werden.

Vom Geistesleben bis zum Spiritismus aber bedurfte es nur eines Schrittes, und so bemerken wir denn auch bald, wie sehr man sich mit metaphysischen und transzendenten Fragen und Problemen beschäftigte. Der Mystizismus und die okkulten Lehren waren kaum je mehr in Blüte als damals. Die merkwürdigsten Anschauungen und der sonderbarste Kultus fanden leicht Anhänger; je verschrobener eine Theorie war, um so sicherer hatte sie Erfolg.

Unglaubliche Zaubermittel aller Art, zahlreiche, an den Totenstätten und heiligen Orten gefundene Fetische weisen eine unerschöpfliche Verschiedenheit von mystischen Gegenständen auf. Seltsam ist auch der Wortlaut der phantastischen Beschwörungsformeln, deren es für alle Lebensverhältnisse gab. Alle Augenblicke wurden die Geister herbeigerufen, bei wichtigen Ereignissen wie bei täglichen Vorkommnissen, zur Vollführung guter Werke, wie Verbrechen bediente man sich irgendeiner übernatürlichen Macht, bis der christliche Glaube kam, um die irrende Menschheit zu retten.

Die Lehre Christi wurde in diesen Zeiten im ganzen Norden von Afrika verbreitet. Wie der Same des Senfkornes auf steinigem Boden im Gleichnisse aufging, so entfaltete sich dort die Kirche. Ueberall finden wir die Reste von großartigen Kathedralen und umfangreichen Basiliken, an deren Spitze hervorragende Persönlichkeiten, wie ein Tertullian, St. Cyprian und der heilige Augustinus standen, die durch ihre großen Tugenden und ihren heiligen Lebenswandel uns davon zeugen, zu welcher idealen Höhe sich Afrika unter dem Zeichen des Kreuzes erhoben hat.

Seitdem ist viel Zeit dahingegangen, und manche Dinge haben sich gewandelt. Afrika hat ein ganz andres Aussehen bekommen, die Völker haben sich in mancher

Digitized by Google

Beziehung geändert. Die verschiedensten Eroberer folgten einander unaufhörlich Weit entfernt von einer Befestigung der Verhältnisse, scheinen noch manche Veränderungen bevorzustehen. Alles geht offenbar den unerforschlichen Weg der geschichtlichen Umwälzung.

Für den Augenblick erhebt sich die Frage, ob die unter europäischer Macht stehende starke Bevölkerung fähig sein wird, die Fremdherrschaft abzuschütteln. Das römische Reich, so mächtig es war, mußte sich doch eines Tages zurückziehen. Das gleiche Schicksal erlebten die andern Eroberer. Nach längerer oder kürzerer Dauer verschwanden sie stets wieder. Nur die Eingeborenen sind geblieben — bis zu unsern Tagen, die eigentlichen Bewohner des Landes.

Ein Ausblick

Von

Fürst Friedrich Wrede

Das Wort vom Zusammenbruch des Völkerrechtes läuft lärmend durch das Land.

Wäre es zutreffend, so täten wir klüger, die philosophischen Fakultäten zu schließen, die Ehe abzuschaffen und unsere Volksschulen nach spartanischem Muster in Kadettenkorps umzuwandeln. Alle Kräfte der Nation müßten restlos auf Hebung der Wehrkraft eingestellt, die Worte Gesittung, Fortschritt und Kunst bis auf weiteres aus dem deutschen Sprachschatze ausgemerzt werden. Kurz, wir wären in der Tat zu jener Struktur der Volkspsyche gezwungen, die unsre Gegner zu bekämpfen vorgeben und mit dem Schlagworte Militarismus bezeichnen.

Zum Glück verhält es sich nicht so. Eine dilettantische Begriffsverwechslung ist unterlaufen und hat die Verwirrung angezettelt. Nichts wäre törichter, als bestreiten zu wollen, daß während des mitteleuropäischen Krieges gegen die Bestimmungen des Völkerrechtes zu wiederholten Malen schwer gesündigt wurde. Allein die Uebertretung einer Vorschrift beweist ebensowenig ihren Zusammenbruch, als die Unkenntnis eines Gesetzes Straflosigkeit sichert. Gesetzesverletzungen muß tunlichst vorgebeugt werden. Dies ist jedoch Sache der Sicherheitsorgane, nicht die des Rechtes. Aufgabe des Rechtes ist es, lediglich allgemeingültige Normalien aufzustellen und für den erfolgten Rechtsbruch nachträglich Sühne zu schaffen.

Gelang es, den Buchstaben des Gesetzes zwar zu befolgen, seinen Geist trotzdem gröblich zu verletzen, so ergibt sich die Notwendigkeit einer strengen Formulierung. Denn die Quelle allen Rechtes ist letztens der der Allgemeinheit zufließende Nutzen.

Digitized by Google

Einen Schulfall in diesem Sinne liefert die hinterlistige Kriegserklärung Rumäniens an die österreichisch-ungarische Monarchie.

Als in der Nacht vom Montag den 8. Februar zum Dienstag den 9. Februar 1904 zehn japanische Torpedoboote die sorglos vor Port Arthur liegende russische Flotte, ehe eine Kriegserklärung erfolgt war, aber immerhin sechsunddreißig Stunden nach Abbruch der Verhandlungen, angriffen, wurde dieses Vorgehen vorerst recht milde beurteilt. Kaum war indes der Kriegsrausch und die schlecht verhohlene Schadenfreude verraucht, da meldeten sich schon Bedenken zum Wort. Der Gedanke lag nahe, daß dergleichen schneidige asiatische Sitten Nachahmer finden könnten. Das Gewissen Europas begann sich zu regen. Das Institut de Droit International in Genf nahm 1906 eine Resolution an, in der es dem Interesse aller Völker für entsprechend bezeichnet wurde, daß Feindseligkeiten nicht ohne vorher ergangene Kriegserklärung erfolgen dürfen und der Beginn der Kriegsoperationen vom Ablaufe eines gewissen Zeitraumes, von ihrer Notifikation an gerechnet, abhängig zu machen sei. Deutscherseits erhoben zwei bedeutende Männer — General von Lignitz 1906, Professor Nippold 1907 — in der „Deutschen Revue" die Forderung einer Regelung dieser Frage. Und in der Tat wurde auch die Forderung des Institut de Droit International auf Frankreichs Vorschlag zum Teil in das Haager Abkommen von 1907 aufgenommen. Nur zum Teil — denn der wichtige Nachsatz, die Befristung der Wirkung der Kriegserklärung betreffend, wurde von den Delegierten der Konferenz mit Rücksicht auf große militärische Interessen abgelehnt.

Den Buchstaben des Gesetzes hat also Rumänien Oesterreich-Ungarn gegenüber nicht verletzt. Wohl aber hat es den einwandfreien Beweis erbracht, daß seine Regierung zu jenen gehört, derentwegen die Bestimmungen des Völkerrechts dringend einen strafferen Ausbau erheischen — ein Ruhmestitel, den wir dem Kabinett Bratianu neidlos überlassen.

Seine Handlungsweise wird aufs beste durch die Ausführung des vormaligen französischen Ministers des Auswärtigen, Emile Flourens,[1]) gekennzeichnet: „Wenn diese summarische Art des Vorgehens auch in vielen Fällen den Waghalsigen, die skrupellos genug sind, ihre Zuflucht dazu zu nehmen, unbestreitbare Vorteile verschafft, so ruft sie doch bei den unparteiischen Zeugen eines solchen Mißbrauchs der List und der Macht eine allgemeine Mißbilligung hervor."

Daß die Resolution des Institut de Droit International nur in verstümmelter, ihren Zweck von vornherein illusorisch machender Form auf der zweiten Haager Konferenz durchgesetzt werden konnte, hatte, wie bereits erwähnt, seinen Grund in militärischen Bedenken, die auf die Vorteile der größeren Schlagfertigkeit und der schnelleren Mobilisierung nicht Verzicht leisten zu dürfen wähnten. Durch die Stilisierung des Abkommens würden — ich zitiere die offizielle Publikation des österreichischen k. u. k. Ministeriums des Aeußern —

[1]) „Deutsche Revue", April-Heft 1912.

Digitized by Google

die Wünsche der Heeresleitung und die Interessen der österreichisch-ungarischen Wehrmacht in jeder Hinsicht gewahrt.

Und hier liegt der wunde Punkt aller völkerrechtlichen Stipulationen. Das militärische Interesse auf einem Friedenskongresse ist genau besehen an und für sich eine contradictio in adjecto, ein Widerspruch im Beiwort, der in der Logik von alters her in üblem Rufe steht.

Völkerrechtliche Abmachungen sollen dem Nutzen der Allgemeinheit dienen. Es liegt auf der Hand, daß kein großes Ganze erreicht werden kann, solange jeder der Kontrahenten mit der feststehenden Absicht, für sich einen Sondervorteil zu ergattern, den Sitzungssaal betritt.

Diese Klippe zu umschiffen, die Neuformulierung des Völkerrechtes von einem die Einzelinteressen überragenden Gesichtspunkt aus vorzunehmen, wird Aufgabe der kommenden Jahre sein. Eine reinliche Scheidung zwischen internationalem Völkerrecht und nationaler Staatskunst wäre empfehlenswert. Ansätze dazu liegen bereits vor. Die „Deutsche Revue" hat den Gedanken einer internationalen Hochschule des Völkerrechtes angeregt und propagiert. Wissenschaft und diplomatische Instruktion gibt einen schlechten Reim. So hat das Projekt, die Probleme, ehe der rauhe Sturm des Interessenkonfliktes eines Kongresses über sie hinwegfegt, erst in stillen Gelehrtenstuben ausreifen zu lassen, viel Bestrickendes an sich. Die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen, daß der Gedanke wieder aufgegriffen und in absehbarer Zeit sogar zu ungeahnter Bedeutung gelangen wird.

Denn es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, der mitteleuropäische Krieg werde durch den Waffensieg der einen oder der andern Mächtegruppe mit einem Schlage beendet sein. Die Geister der Gefallenen werden vielmehr, wie es uns die Sage von der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern berichtet, nach Friedensschluß noch lange erbittert weiterkämpfen, das Menschenleben wird wieder höher bewertet und für jedes unnütz vergossene Blut Rechenschaft gefordert werden. Wir hegen die frohe Zuversicht, daß unseren Generalen auch in diesem Streite der Sieg beschieden sein wird.

Aus dem festen Gestein dieser Ueberzeugung quillt unser unerschütterlicher Glaube an den endgültigen Triumph des Völkerrechtes, mag es gegenwärtig auch im argen liegen.

Der lange Weg von Hugo Grotius' Schrift „De jure belli ac pacis" bis zur zweiten Haager Konferenz verlief ja nicht in stets aufsteigender Linie. Ehegestern Errungenes wurde gestern verloren und dann wieder in reichlicherem Maße zurückgewonnen. Das Völkerrecht ist so wenig tot, daß selbst sein mächtigster Feind, der Krieg, seine langsame aber unaufhaltsame Entwicklung nicht zu hemmen vermag. Das kürzlich zwischen der deutschen und der französischen Regierung erfolgte Abkommen betreffs Aussetzung der Strafvollstreckung bei Kriegsgefangenen bekräftigt diesen Optimismus. Der Vertrag gewinnt an Bedeutung, da wir ja durch Professor Lammasch[1]) wissen, daß das Zusammen-

[1]) „Deutsche Revue", Februar-Heft 1915.

Digitized by Google

gehen des Deutschen Reiches mit Frankreich in kriegsrechtlichen Fragen bereits auf den Haager Konferenzen geradezu charakteristisch war. Aus der harten Not der Zeit geboren, wird es vielleicht in den sicheren Hafen bleibenden Rechtes gerettet werden können.

Voraussetzung ist freilich, daß das Abkommen von beiden Kontrahenten in gleich gewissenhafter Weise befolgt wird. Daß dies seitens Deutschlands geschehen wird, dafür bürgt ohne weiteres der ritterliche Sinn unseres Kaisers. Anderseits wäre es pharisäisch, die fides publica einer großen Nation, die ihre Bündnispflicht ohne Zögern erfüllte und deren Tapferkeit von unserer Heeresleitung bei jedem Anlaß rückhaltlos anerkannt wird, in Zweifel ziehen zu wollen.

So besteht alle Hoffnung, daß das Völkerrecht aus dem blutigen Ringen nicht zertrümmert, sondern vielmehr erweitert hervorgehen wird.

Aus Rudolf v. Gneists Leben und Wirken[1])

Von

Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. E. v. Zagemann

Zwischen den Waffen schweigen die Gesetze." So lautet ein altes Wort des Mißbrauchs. Aber für uns Deutsche gilt es nicht. Im innern Deutschland schreitet das Leben auch zur Kriegszeit weiter in den Bahnen von Gesetz und Gesetzesermächtigung und mit rechtsgleichen Regelungen; Behörden und Bevölkerung verfahren willig danach. Und wenn draußen unsre Schwertfaust Feindesgebiete erfaßt, greift sie dann baldigst zur Feder und schafft Rechtsordnungen. Der polnischen Hauptstadt Warschau bescherte die deutsche Befehlshabung sogar die erste bürgerliche Selbstverwaltung.

All dies kommt nicht von ungefähr, auch soweit es uns selbstverständlich erscheint. Es ist die Erziehungsfrucht an geistigen Vorstellungen und Gewöhnungen vom nächstvergangenen Menschenalter her, und niemand verkennt, daß Rudolf v. Gneist darin ein wirksamster Apostel des Rechtsstaats war. Diesen Sinn für Gesetz und Recht, der an sich weder in der altständischen, noch in der modernen Gesellschaft gegeben sei, verlangte und erhoffte er als den „notwendigen sozialen Zwischenbau des Rechtsstaats".

---

[1]) Nachstehendes gibt eine in der Berliner Universitätsaula am 13. August 1916 gehaltene Gedächtnisrede wieder. Die Zentenarfeier daselbst war von einem Ausschuß veranstaltet, dem auch die Staatsminister des Kultus, der Justiz und des Innern sowie der Staatssekretär des Reichsjustizamts, neben einer Reihe hervorragender Personen sonst angehörten. Archivar Dr. Kolshorn hatte die Geschäftsführung. Eine Gneist-Biographie aus seiner Feder wird bei J. Springer (Berlin) erscheinen.

Digitized by Google

So gebührt ihm auch während Kanonendonners und Waffengeklirrs eine Jahrhundertfeier. Denn der Sinn solcher Feiern ist ja, sich an Männern dankbar zu erheben, sie zu ehren, welche über ihre Zeit hinaus nachwirken. Gerne und pietätvoll erwecken wir an solchem Tage das entschwundene Lebensbild: Persönlichkeit und Arbeitskreis, Wesenszüge, Ziele und Erfolge des Wirkens. Aber die Schlußfrage geht dennoch wieder auf das Unvergangene davon. Einem Schüler und Verwandten, fiel mir die Ehre zu, dies Bild zu zeichnen und damit weißen Haares an derselben Stelle mitzuwirken, wo ich die studentische Zentenarfeier Alexander v. Humboldts vor fast fünfzig Jahren zu leiten hatte. Aber trotz jener Beziehung ist außer einigen persönlichen Erinnerungen neues an Tatsachen und Auffassungen nicht zu bieten. Denn geschichtlich steht Gneists Wesen fest und außer Streit. Gleich irr ginge, wer seinem Ruhm hinzuschmücken oder hinwegschmälern wollte.

Sein persönliches Bild zunächst ist ein Vorbild. An Güte und Humanität, Arbeitsfleiß und Vielseitigkeit, Härte gegen sich selbst, Geduld, religiösem und vaterländischem Sinn. Alle Prüfungen des Lebens ertrug er ungebeugt. Er lebte eigentlich nie sich selbst, sondern stets der Allgemeinheit. Nicht nach dem Gelehrtenwort: „Bene vixit, qui bene latuit“, sondern Tatkraft drängte ihn stets lebhaft neben und aus dem Wissen zu dessen praktischen Werten. Manchmal betonte er die ersprießliche Bedeutung seiner Vorschulung. So der justitiellen für das Lehramt, in welcher er bis zur Hilfsarbeit beim Geheimen Obertribunal mitgearbeitet hatte. Ebenso des neunzehn Jahre langen Harrens in den Vorhöfen zur ordentlichen Lehrkanzel; dieses sei gut zur Absiebung minderer Kräfte, bei vollem Beruf machten alle Mühsale nur strebsamer und vollwichtiger.

Ein Berliner, am 13. August 1816 im alten Kammergerichtsgebäude geboren, zählte er sich doch auch von Köslin her, wo seine hochverehrte Mutter als Witwe lebte, etwas zu den Pommern. Und mit der Lutherstadt Eisleben, später lange ein getreuer Wahlkreis, verflochten ihn viele Jugenderinnerungen; der Vater, auf den er die tiefe Pflichtdurchhaltung als Erbe zurückführte, war lange dort als Landgerichtsrat tätig gewesen. Süddeutsche Beziehungen waren ihm gegeben durch seine besonders liebenswerte Gefährtin, die Tochter August Böckhs, bekanntlich im Ursprung aus Baden.

Der äußere Arbeitskreis Gneists hatte eine außerordentlich große Umspannung. Das Lehramt war ja, trotz der Vielheit darin gepflegter Gebiete, nur ein Teil seines Wirkens; seit Savignys Rücktritt 1842 mit dem Schwerpunkt auf den Pandekten, viel später auf dem öffentlichen Recht; auch die Kriminalfächer behandelte er. Den von vielen sonst so schwer verstandenen Zivilprozeß machte er leicht faßlich und voll anschaulich. Durch die Synopsis der Gaius- und Justiniansinstitutionen gewann er manche für die Quelleneinsicht. Allen war er verständlich, weil er nicht aprioristisch lehrte und jeder Rechtseinrichtung kurze geschichtliche Grundlagen und die tatsächliche Wirkung beigesellte. Seine Einschreiblisten zählten über 40000 Hörer als Beweis seiner Beliebtheit. Er suchte gerne auch in den Augen, ob er verstanden sei, versammelte auch erheb-

Digitized by Google

liche Mengen Studenten seminaristisch und gesellschaftlich, fand viel bleibenden Anhang und Nachwuchs und förderte viele persönlich; so bekanntlich auch den Studenten Grafen Herbert Bismarck gegenüber einer gewissen Unbefriedigung seines Vaters.

Ebenso reich war die parlamentarische Arbeit. Ein Mandat in den Bewegungsjahren, denen er skeptisch gegenüberstand, hatte er zwar abgelehnt. Aber Preußischer Landtag, Norddeutscher und Deutscher Reichstag und ebenso die Berliner Stadtverordneten zählten ihn dann längsthin zu den fleißigsten und einflußreichsten Mitgliedern. Schon Fülle und Stoffbedeutung seiner Berichterstattungen zeigten es. Trotz Parteizugehörigkeiten und -freundschaften war er kein Parteimann strenger Ordnung. Hat er doch selbst in Würdigung der Denkschriften des Freiherrn vom Stein, dessen hohe Objektivität rühmend, das mahnende Urteil abgegeben: „Ihm fehlte die Schärfe des Parteistandpunktes, die dem konstitutionellen Staatsmann aus dem Kampf gesellschaftlicher Gegensätze unvermeidlich zurückbleibt."

Nur eiserne Gesundheit und regstes Sachinteresse konnten solch reiche Leistung ermöglichen. Aber dazu noch ward er bald ein fruchtbarster Schriftsteller. Zuerst, auf dem juristischen Gebiet, wandte er sich römisch-rechtlichen Stoffen und dem Schwurgericht zu, dann Politik und Recht literarisch vermählend, ergründete und verbreitete er unermüdlichst verfassungs- und verwaltungsrechtliche Stoffe oder erweckte und beleuchtete Reformfragen seiner Zeit.

Dazu kommt endlich noch — seinem starken sozialen Sinn entsprechend — viele, meist leitende Mitarbeit im Vereinsleben. Schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nahm er sich des Arbeiterstandes an, auch Handwerksvereine besuchend. Im Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klasse folgte er 1869 Lette im Vorsitz. Den Verein für Sozialpolitik hat er 1873 mitbegründet, dann geführt. Das Viktorialyzeum und die Allgemeine Deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen erfreuten sich seiner besonderen Förderung.

Alle diese Gebiete des Schaffenskreises anzudeuten, erheischt das Gesamtbild. Die Darstellung der Wesenszüge und Ziele der Lebensarbeit selbst darf dagegen wohl beschränkt werden, insoweit besonderen Vertretern gewisse Stoffe angemessenerweise vorzubehalten sind.[1])

[1]) Der Gedächtnisrede waren seitens des Rektors Exzellenz v. Wilamowitz-Möllendorf Begrüßungsworte vorangegangen, voll Anerkennung für den Gefeierten als einen preußischen und deutschen Patrioten, der die Wege mitgezeigt habe, auf welchen unser Volk die sich jetzt bewährende Kraft fand. Der Gedächtnisrede selbst folgten Ansprachen des juristischen Dekans Geh. Justizrats Prof. Dr. Seckel über Gneist als Jurist, des Staatsministers a. D. v. Hentig über die sozialkaritative Tätigkeit und des Geh. Kommerzienrats Kopetzky über die Verdienste Gneists um die Verbesserung der Berliner Kleinwohnungen. Dr. Kolshorn, namens des Gneist-Ausschusses, kam nochmals auf die politische Tätigkeit und sprach allen Förderern der Feier Dank aus, vor allem Seine Majestät den Kaiser einschließend, der ihm durch das Zivilkabinett habe mitteilen lassen, mit großem Interesse von der Gedenkfeier Kenntnis genommen zu haben, doch ermögliche die Lage es nicht, sich durch einen der kaiser-

Digitized by Google

Von den inneren Wesenszügen steht einer voran, der dem juristischen Gelehrtentum ziemlich fremd gewesen war: Das starke Verbinden der Lehre mit dem Tatsächlichen, überhaupt das Zusammenfassen der real zusammengehörigen Dinge.

Ich glaube noch nach langen Jahren Worte nachzuhören gegen die „Reinzucht des Begrifflichen". Wie selbst in seinen Pandekten die allgemeinen Lehren das Schlußfazit bilden, so baut sich auch in rechtspolitischen Werken stets das Gewollte auf den zuvor gegebenen Rechts- und Tatsachenstoff. Sehr richtig schreibt er einem Staatsrecht voran, für wieviel Gebiets- und Menschenumfang der Erde es gelte. Neben dem Staat — der zur öffentlichen Herrschaft berufenen, ausgleichenden und bleibenden Verkörperung des Gesamtwillens eines Volkes — schaut er stets auf die Rivalen; also auf die gesellschaftlichen Interessengruppen in Besitz und Erwerb, auf ihre Sonderbestrebungen, Kämpfe und Veränderungen. Er folgt hierin Lorenz Steins Gesellschaftslehre. Freilich ging in der Sphärenabscheidung zwischen Staat und Gesellschaft die Entwicklung nicht immer seinen Weg. Das Wahlwesen hat viel weiteren Umfang und andre Formen angenommen als er wünschte. Schon geheime Wahlabstimmungen erachtete er als Ueberflutung des Staates durch die Gesellschaft; ein atomisiertes Wahlwesen (statt Zusammenfassung nach örtlichen und ständischen Verbänden) stellte ihm die Verwirklichung der Eigeninteressen über das Staatsinteresse. Im Verhältnis zwischen Staat und Individuum stand er entschieden auf seiten des Staats, der letzteres aber nützen und zur freien Betätigung führen solle. Als das Fundament im Organisationswerke des Freiherrn vom Stein bezeichnete er geradezu die Charakterbildung des Volkes durch den Staat. Sonst kein Philosoph, wird er hier zum Staatsethiker mit einer Wärme, die an die Großen aus der Zeit der Befreiungskriege mahnt.

Eine besondere Verbindungsweise lag auch darin, mit staatsrechtlichen Perspektiven in Stoffe hineinzuleuchten, welche sonst allzu leicht als technische aus engem spezialistischem Gesichtspunkte behandelt zu werden pflegen. Es wiegt dabei vor der Gedanke an die richtige Rollenverteilung bei den Staatsaufgaben, namentlich an die Mittätigkeit der freien Kräfte, richtig abgemessen nach dem modernen Kulturstand. So behandelte er 1867 die Frage der freien Advokatur sofort als einen ersten Anfang der Justizreform überhaupt und skizzierte dabei bereits die Rückwirkungen und Anforderungen eines neuen Systems für den Richterstand selbst. Und als 1874 das Reichskanzleramt sein Gutachten über die neue Strafprozeßordnung forderte, so antwortete er: Ganzheit statt Halbheit in Anklageprozeß, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit. Aber dazu sei ein dreifaches Ordale zu bestehen: die Amtsgewohnheiten, die Entfremdung der Juristen vom öffentlichen Recht und der mangelnde Rechtssinn der Zeit überhaupt. Vier be-

---

lichen Söhne vertreten zu lassen, da die Prinzen zurzeit sämtlich an der Front sind. Mit dem Hinweis auf die Kämpfer draußen und der Wiedergabe eines Gedichts E. v. Wildenbruchs auf Gneist endigten Schlußwort und Feier.

Digitized by Google

kannte Fragen schlossen sich an. Die erste begehrte die Zulassung der Popularklage als Element der Selbstverwaltung des Rechts und zur Freistellung des Anklageweisens von politischen Einengungen. Gegenüber linksrheinischen Irrtümern wird entschieden die Bindung der Geschworenen an das Gesetz betont.

Die letzteren Gedankengänge waren vermittelt durch einen weiteren Wesenszug. Es ist Gneists tiefes Eindringen in das englische Recht. Sein Studium wurde hier zu einem großen Lebenswerk und begründete seinen Ruhm. Seine Bücher wurden in drei Sprachen übersetzt, seine Beziehungen zum Ausland überhaupt bereicherten sich.

Er sagt selbst, kein einheitlicher wissenschaftlicher Plan habe vorgelegen. Es bewegte ihn eine realpolitische Erkenntnis: Sogenannte philosophische Konstruktionen im Staatsrecht haben ihren Hauptgrund im Mangel positiver Kenntnis der Dinge selbst. So erwuchs ihm das Bedürfnis zur Umschau. Zunächst nur, um anderwärts Recht und Unrecht von Feudalismus und Demokratie unbefangen zu untersuchen. Seine erste Schrift: „Adel und Ritterschaft in England" (1853) hatte Erfolg. Er ermunterte ihn in den „Gang in den Urwald". So bezeichnete er sein Studium des englischen Verwaltungsrechts. Denn literarisch bestand es aus einem antiquarischen Chaos der um Blackstones Darstellungen aus dem achtzehnten Jahrhundert aufgesammelten Materialien.

Gneist ward für England selbst der Schöpfer wissenschaftlicher Ordnung hierüber. Trotzdem bekannte er sich von Stufe zu Stufe unzufrieden über Unvollkommenheiten seines Werkes, formte und erweiterte den Stoff ständig; die große Zahl der Schrifttitel zeigt die Vielheit der Schächte, in die er einstieg. Den Gewohnheiten deutscher Leser rückte am nächsten ein Werk von 1884: „Englisches Verwaltungsrecht der Gegenwart in Vergleichung mit den deutschen Verwaltungssystemen"; es war eine nach deutscher Systematik umgestaltete Auflage. Anderseits bietet in der Rechtsvergleichung zwischen Deutschland, Frankreich und England ein früheres Werk mehr Umfassung. Es war 1868 August v. Bethmann-Hollweg zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum gewidmet und bezeichnet sich: „Verwaltung, Justiz, Rechtsweg, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung". Ein geplantes Werk über englisches Parlamentsrecht wurde mehrfach verschoben; das Parlament, sagte Gneist, sei der bekannte, das Verwaltungsrecht der unbekannte Teil der englischen Verfassung.

Keinerlei Anglomanie führte ihn übers Meer. Doch stellte er die flachen, nivellierenden romanischen Rechtsgedanken stets in scharfen Gegensatz zu den ihm kongenialen germanischen. Er stand auch in persönlicher Beziehung zum amerikanischen Botschafter Bancroft, lenkte gerne den Blick selbst über den Ozean und hat auch die andre Welthälfte beschritten. Aber die Selbständigkeit jeder Staatsentwicklung betonte er entschieden; so in seiner Rektoratsrede von 1873 über „die Eigenart des preußischen Staats": Das deutsche Staatswesen sei jedem andern ebenbürtig, ja überlegen durch die harmonische Entwicklung der Gesellschaft und durch die Tüchtigkeit unsrer Mittelstände und arbeitenden Klassen. Auch galt ihm gerade der englische Fortgang seit der Reformbill von 1867 als

Digitized by Google

ein Anfang innerlicher Auflösung, und seine Auseinandersetzungen mit Stuart Mill sind ein Kampffeuer für den Staat gegen die überflutende Gesellschaft.

Aber auch „nicht, um gelehrte Bücher zu schaffen", schrieb er so gründlich über englisches Recht. Vielmehr wegen bestimmter Staatsziele. Die staatsrechtliche Vergleichung sollte auf die Lücken und Unvollkommenheiten des heimischen Rechts und folgeweise zur Reform desselben führen. Er war ein Amalgam von Wissen und Staatskunst, ein staatsmännischer Gelehrter, ein gelehrter Staatsmann. Nicht spekulativ aus den Sternen, sondern einschauend in die Wirklichkeiten erzeugender Geschichte, bestehender Gegenwart, bedürfender Zukunft. Wer ihm Lehrsätze ohne die damaligen Zeit-, Stoff- und Zweckumstände entnähme, hat ihn nicht verstanden. Spätere Kritik sollte aber auch nicht vergessen, daß er an Ort und Stelle schaute und hörte; freilich vor einem halben Jahrhundert, so daß nachher manches sich geändert hat, oft ohne Aenderung der geschriebenen Normen.

Seinem Wirklichkeitssinn gemäß wendet er sich gegen den deutschen Grundfehler der Verallgemeinerung einzelner Grundsätze. Sie sei die Quelle der meisten politischen Irrtümer und Mißverständnisse. Ebenso mit Satire gegen im Wort nur bestehende Konkordienformeln. Von der ihm teuersten Selbstverwaltung sagt er, als sie noch nicht gestaltet war, Beamtenstand und politische Hauptrichtungen seien einig in der Vortrefflichkeit der Selbstverwaltung, freilich verständen aber die drei darunter dreierlei ganz verschiedene Dinge.

Die Staatsziele selbst anlangend, steht eine allgemeine Erkenntnis obenan: Ein auf dem Absolutismus erwachsener Staat, mit dem rein beamteten Unterbau noch darin steckend, ohne einen die Gesellschaft heranziehenden Zwischenbau und nur darüber eine konstitutionelle Kuppel — das ist ein widerspruchsvolles Ding. Noch so gut und gerecht verwaltet, trägt es nicht das Gedeihen in sich. Es muß sich umformen von unten her durch den Ausbau mittels Gesetzen für alle wichtigen Teile des Hauses. Es muß mitausgefüllt werden im ganzen durch eine die freien Kräfte entfaltende Selbstverwaltung. In unzähligen Wendungen betont er, daß das Staatsleben ein Leben nach Gesetzen und durch Gesetze sei, daher weder ein Regiment persönlichen Beliebens, noch eine Parlamentsherrschaft sein könne; auch das Parlament sei an die Gesetze gebunden und die Regierungsgewalt die Quelle der Staatstätigkeit. Anläßlich des Sozialistengesetzes mahnte er auch zaudernde Wählerschaften an ihre Mitverantwortlichkeit für den Schutz des Staates. In entschiedenstem Gegensatz zum welschen Ideal der Volkssouveränität preist er die Monarchie als den verkörperten Träger der Staatsidee, nach eignem höchsten Recht, herausgehoben über die Interessen der Gesellschaft, die Stabilisierung der Gesamtheit und Einheit der Aufgaben. Dazu das Gesetz als Regulator, das Gericht als Schranke der Staatstätigkeit. Nur bei allseitiger Einfügung und Eingewöhnung in solche Rechtsverteilung werde eine neue Harmonie, ein wahrer Rechtsstaat erwachsen.

Unter den Einzelzielen führten ihn zeitweise zwei in Spannung mit Gliedern der Staatsregierung. Das eine betraf den Umfang des Budgetrechtes

Digitized by Google

gegenüber der 1862 entstandenen Heeresfrage und fand den versöhnenden Abschluß durch das Indemnitätsgesetz von 1866. Das andre (1869) bezog sich auf die von ihm angefochtene Rechtsbeständigkeit der Verwaltungspraxis bezüglich der konfessionellen Schule. Aber wie er bezüglich des Militärwesens stets die allgemeine Wehrpflicht als eine Grundsäule des Staates pries, so sah er in der einheitlichen, konfessionell ungetrennten geistigen Bildung aller Kinder eine Stütze für die innere Kraft und Einheit der Nation. Er verfocht darum noch öfters, letzmals 1892, „die möglichste Schulvereinigung" der beiden Hauptbekenntnisse.

Für andre, größere Ziele, die Gneist öffentlich vertrat, bestand grundsätzliche Uebereinstimmung mit den Inhabern der zuständigen Regierungsgewalt. So wurde diesen selbst Gneists Mitarbeit von der Parlamentsseite her sehr wertvoll. In einer Aufzeichnung über Beziehungen zum Bismarckschen Hause, wo er zuweilen auch an Geburtstagen und intimsten Kreisen teilnahm, hebt er seine Bewunderung der treffenden Urteile des Kanzlers hervor und erzählt, derselbe habe bei Vorarbeiten zur Kreisordnung und auch in der Zeit der Maigesetze (1873) eingehende Erörterungen mit ihm gepflogen; Gneist war im Abgeordnetenhause Berichterstatter über deren Gesamtheit. Schon 1869 hatte er sich für die obligatorische bürgerliche Ehe ausgesprochen, jedoch nur als eine Notwendigkeit bei gemischtem Bekenntnisstand, mit entschiedener Verehrung für die Heiligkeit des kirchlichen Bandes. Für die Maigesetze knüpfte er in manchen Begründungen an das ihm besonders liebe preußische Landrecht an und vertrat entschieden die staatliche Kirchenhoheit, war dann auch Mitglied des staatlichen Gerichtshofs in Kirchensachen. Einheitliches Ehe- und Familienrecht, einheitliche Erziehung und sichere Umgrenzung des Aufsichtsrechts waren ihm die drei zusammengehörigen Pfeiler einer richtigen deutschen Kirchenpolitik, aufgebaut im übrigen auf rechtliche Parität, das Ganze im Sinn und Ziel innerer Friedensbewahrung.

Das günstige Verhältnis zur Staatsregierung, insbesondere auch zum damaligen Minister des Innern, Grafen Friedrich zu Eulenburg, wurde sodann für diejenigen Ziele sehr fruchtbringend, die Gneist am nächsten berührten. Für die preußische Kreisordnung (1869) und später für die Landgemeindeordnung (1892), dazwischen für die großen Verwaltungsreformen von 1875 und 1883 konnte er wichtigen Einfluß nehmen und zum Teil in Entwürfen mitarbeiten. Es erfüllte sich, was er erstrebt hatte: Gesetzliche Normen wurden weithin für die Landesverwaltung festgestellt, Selbstverwaltung und Verwaltungsrechtspflege eingerichtet, und er hatte die Freude, in die höchste Instanz der letzteren als Stellvertreter des Präsidenten einzutreten, unbeschadet seines Lehramts. Langhin konnte er diese Schöpfungen segensvoll wirken sehen.

Aber sein Tun beschränkte sich auch dann nicht auf diese geradezu als Lebensziele zu bezeichnenden Fortschritte. Es gab vielmehr überhaupt wenige staatspolitische Fragen, denen er sich nicht zuwandte, als ein bei Regierung und Parlament einflußreicher Förderer. Darum ist unbeschadet der höchsten Wertung, welche der Arbeit der Ministerien selbst gebührt, schlagend Otto v. Gierkes Wort

Digitized by Google

von der Unermeßlichkeit des Erfolges der rechtspolitischen Arbeit, es habe vielleicht noch nie ein Gelehrter, ohne in leitender Stellung des Staatslebens zu stehen, in gleichem Maße der Gesetzgebung seines Landes den Stempel seines Geistes aufgedrückt.

Reiches Ansehen machte ihn viel geehrt und viel begehrt: Drei deutsche Kaiser, auch manche fremde Herrscher haben ihn ausgezeichnet. Seine Majestät Kaiser Wilhelm I. beauftragte ihn mit der Einführung seines Enkels, unsers jetzigen heldenhaften Kaisers, in das Staatsrecht. Bei Bildung des Staatsrats (1888) — einer Körperschaft, für deren Schaffung er öfters eingetreten war — berief man ihn als Mitglied. Der Vorschlag zum stimmfähigen Ritter des Ordens Pour le mérite fand die allerhöchste Billigung. Der Adelstand wurde ihm 1888 verliehen, die Würde des Wirklichen Geheimrats 1894.

Wurzelte seine Arbeit auch im preußischen Boden, so sandte sie ihre Strahlen doch über ganz Deutschland und darüber hinaus, wie die kontinentale Staatsrechtsentwicklung überhaupt im einzelnen zeigt. Insbesondere wirkte er weithin auch durch die Tätigkeit im Reichstag und durch das zwanzigjährige Präsidium der Oesterreich mitumfassenden deutschen Juristentage. Dorthin hatte ihn auch 1873 die Leitung eines Ausschusses, unter kronprinzlichem Protektorat, zur Förderung des Besuchs der Wiener Weltausstellung durch Gewerbetreibende und Arbeiter geführt.

Auch bestanden zu einzelnen Gliedstaaten des Reiches Beziehungen. So schätzte Gneist das Werk August Lameys, dessen Zentenarium kürzlich stattfand, nämlich die badische Verwaltungsorganisation, schon von 1863, mit Selbstverwaltung und Rechtsweg. Großherzog Friedrich I. hat Gneist verschiedentlich ausgezeichnet. In einem Dankschreiben des letzteren findet sich die bemerkenswerte Anführung, welches Glück für Deutschland die innere Kohärenz sei, bestehend in den Landeszentren und im Zusammenwirken der Gliedstaaten, während anderwärts das ganze Staatsleben von einer Stadt erschüttert werden könne.

Von einem unsrer neuen Verbündeten, von der Türkei, wurde Gneist zum Schiedsrichteramt in Fragen der Balkanbahn berufen. Häufig waren die Bitten um sein zündendes Wort. Ob er das Berliner Steindenkmal enthüllte oder das Gedächtnis Huttens und Sickingens auf der Ebernburg feierte, ob er jenseits des Ozeans die Deutschen bei der Gründungsfeier der Nordpazifikbahn vertrat oder in der Reichsstadt für die Berliner Juristengesellschaft die rechtsverständigen Mitglieder des ersten Deutschen Reichstages mit einer Rede über den Gesamtzustand des deutschen öffentlichen Rechts begrüßte — immer waren es Erzeugnisse hochgeistiger, zusammenfassender, manchmal überraschender, stets interessanter, erleuchteter Auffassungen!

Welch unermüdliche Arbeitskraft, welche Fülle des Schaffens als Reformer, welche Eignung als ein Hochlehrer, wie für die Jugend, so für das ganze Volk, auf wichtigste Ziele des Staats zu weisen!

Und so war es, bis — für eine neue mäßige Spanne Zeit noch — auch über ihn Beschwerden des Alters kamen und dann im Sommer 1895 der von

Digitized by Google

parlamentarischer Arbeit ihm befreundete Prediger Richter zum Abschied am Sarge rückschauend das Johanneswort sprach:

„Ich muß wirken die Werke dessen, der mich gesandt hat, solange es Tag ist. Denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann."

*

Was ist an Gneists Werk nun das Unvergangene, das alle Nacht überdauert hat?

Der ausgegossene Geist belebt und beherrscht weiter. Die einseitig privatrechtlichen Gedankengänge der Juristen sind vielfach wenigstens überwunden. Die Erwerbung neuer Liebe und Pflichtgefühle für den Staat, Belebung der Staatsrechtswissenschaft, Rechtsvergleichung und Rechtsgesetzgebung, Ablenkung von den französisch-belgischen Schablonen — all dies ist freilich Arbeit nicht eines Einzelnen, sondern eines ganzen Kulturstroms. Aber es steht fest, daß Gneist in vieler Hinsicht zuerst ihn aufgestaut, aus den Schleusen entsandt und besonders praktisch verwertet hat.

Seine Gesamtstaatsauffassung von der überragenden Hoheit und Bedeutung des Staatsganzen webt auch heute noch in den besten und reifsten Geistern. Nicht das Nehmen vom Staat, nicht die Individualrechte stehen im Vordergrund, sondern das Pflichtensystem, insbesondere bezüglich Schule, Wehr, Steuer, Amtsleistung. Die oberste Frage ist das Wohl des Staatsganzen, und Gneist hat trotz aller Schatten der Klassenkämpfe, für den jetzigen Krieg weit vorausseh end und -sagend, die Zuversicht bekundet, unser Volk sei dasselbe wie 1813 und 1870 geblieben; für den inneren Streit aber rechne er auf die Macht der Intelligenz und politischen Wahrheitsliebe, die größer sei als anderwärts.

Bezüglich der Selbstverwaltung insbesondere erneuern sich stets die von ihm erhofften guten Früchte: Erweiterung der Gesichtspunkte, Bewußtsein der Gemeinnützigkeit und Rechtsausgleichung, Vermittlung der Ständeunterschiede durch Zusammenarbeit, Milderung der politischen Programme, Schaffung von Kohärenzen statt der unseligen Parteitrennungen. Auch blieb seine Lehre vielfach wenigstens praktisch bewährt: „Das Amt gehört dem König, obrigkeitliche Befugnisse können auch in der Selbstverwaltung nicht Privateigentum, noch Wahlgegenstand sein."

Der Rechtsstaat ist und bleibt aufgerichtet, grundsätzlich und in einer Fülle von Einzelnormen; behördlich eingehalten, verwaltungsgerichtlich geschützt, getragen auch vom heranerzogenen Rechtssinn der Bevölkerung. Kuppel und Unterbau sind harmonisiert, die Zwischengeschosse ausgefüllt, das Streiten um Verfassungsfragen überwunden, die Teilnahme berufener freier Kräfte an den Staatsaufgaben reichlich betätigt.

Mit Recht betonte Gneist oftmals, gerade diese Mitwirkung sei der Grad-messer wirklicher politischer Freiheit, zugleich aber im Grundgedanken nur ein Ausbau auf den Stein-Hardenbergschen Fundamenten und daher ein echt preußisches Werk. Er stellte einander gegenüber die Machtlosigkeit eines

Digitized by Google

Staates, in dem sich das staatliche Tun, Denken und Pflichtgefühl auf eine abgeschlossene Beamtenkaste konzentriert, und umgekehrt den machtvollen Aufschwung, wo weite Schichten zum persönlichen Dienst für Gemeinde und Staat wirken. Er sieht den Gegensatz geschichtlich eingetreten im Zusammenbruch von 1806 und sodann im Erfolg jener beiden geistigen Heroen und ihres königlichen Herrn, dessen goldenes Wort damals lautete: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat."

Friedrich Wilhelm III., der erste der von Gneist erlebten fünf preußischen Könige, bekundete es bei Stiftung dieses Hauses hier, das später eine Hauptarbeitsstätte auch Gneists wurde. In der Tat nun: zu den in jener weit schwereren Kriegszeit für alle Folge aufgerufenen Kräften hat auch der Gefeierte des heutigen Hundertjahrtags gehört. Denn er trug wirksamst und nachhaltigst bei durch Wissenschaft und Staatskunst zur geistigen und sittlichen Hebung, damit aber zur Mehrung des deutschen Reichtums an höchsten und unvergänglichen Gütern. Sein Andenken bleibe gesegnet!

Aus den Erinnerungen von Eduard Sueß

Die Donauregulierung — Die Eröffnung des Suezkanals[1])

August bis Dezember 1869

Es war am 5. Februar 1862. Ich wohnte in der Praterstraße, unweit vom Karl-Theater. Meine Frau rief mich zum Fenster. Flüchtende Menschen eilten über die Straße, und hinter ihnen schritt in breiten Wellen majestätisch die aus ihren Ufern getretene Donau einher. Sie ergoß sich in die Keller, in die ebenerdigen Verkaufsgewölbe und Geschosse. Bald kam in Verwirrung eine Herde weißer ungarischer Ochsen, prächtige Tiere mit weit ausragenden Hörnern, durch das nur wenige Fuß hohe Wasser daher. Sie konnten auf dem nassen Granitpflaster nicht festen Stand finden. Bald stürzte hier einer, bald dort. Endlich ertranken zwei dieser schweren Tiere mitten in der Praterstraße vor unsern Augen.

Dieses plötzliche Hochwasser von 1862 wurde die Veranlassung zur neuerlichen Aufnahme der alten Pläne für Regelung des Stromes. Auch jetzt dauerte es noch sieben Jahre, bis vom Staate, dem Lande Niederösterreich und der Stadt Wien eine Kommission gebildet wurde, um einen dieser Pläne zu verwirklichen, und als die Gemeinde den Bürgermeister Felder, den Vizebürger-

[1]) Aus den demnächst bei S. Hirzel, Leipzig, erscheinenden „Erinnerungen" des am 26. April 1914 verstorbenen Professors der Geologie an der Universität Wien, Präsidenten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und angesehenen deutsch-liberalen Politikers Dr. Eduard Sueß bringen wir mit Erlaubnis des Verlags das XII. Kapitel des interessanten Werkes hier zum Abdruck.

Digitized by Google

meister Newald und mich in diese Kommission sandte, durfte ich als ein Vertreter des zunächst betroffenen Bezirks Leopoldstadt die neue Pflicht nicht zurückweisen.

Wien war oberhalb des rechten Steilufers der Donau am Hof, dem Hohen Markt und bis an den Rand bei St. Ruprecht als Festung gegründet worden. Seine Vorstädte Roßau, Leopoldstadt und Erdberg hatten sich, namentlich seit dem Jahre 1683, der zweiten Türkenbelagerung, weit über die flachen Alluvien des großen Stromes unterhalb des Steilufers ausgebreitet.

Der Strom tritt zwischen den Höhen des Leopoldsberges und des Bisamberges bei Nußdorf in das Weichbild der Stadt. Ein kleinerer Arm, seit seiner Regelung unter Kaiser Rudolf II. der Kanal genannt, folgt noch heute dem Steilrande. Ein zweiter, im Jahre 1810 als Neufahrt benutzt, war das S-förmig gekrümmte Kaiserwasser. Ein dritter Arm griff in weitem Bogen gegen Nord und hieß die große Donau; heute nennt man seine Reste die alte Donau. Ein Labyrinth von kleinen, zum Teil versumpften Armen dehnte sich zwischen der großen Donau und Wien aus. Zwei mächtige Holzbrücken führten von der Taborstraße über das Kaiserwasser und die große Donau, wie man damals sagte, „ins Reich". Zwei ähnliche Holzbrücken dienten später der Nordbahn. Nicht selten wurden sie durch Hochwässer zerstört, und dann blieb die Hauptstadt durch einen oder einige Tage vom ganzen Norden der Monarchie getrennt.

Schon im Jahre 1811 hatte ein tüchtiger Fachmann, Schemerl, einen Durchstich am Kaiserwasser beantragt, um den Strom mit Ausnahme des Wiener Kanals in ein einziges Gerinne zu vereinigen und um eine dauernde Brücke möglich zu machen. Andre Vorschläge beschäftigten sich, im Gegensatz zu Schemerl, mit dem Abschlusse des Kaiserwassers und der Befestigung des bestehenden bogenförmigen Laufes der großen Donau. Auch jetzt, nach 1862, standen zwei Ansichten sich gegenüber, nämlich Beharrung bei dem bogenförmigen Laufe der großen Donau oder Herstellung eines Durchstichs, der, allerdings in weit größerem Maßstab als Schemerl meinte, etwa 7 Kilometer lang werden und in seiner Mitte das rechte Ufer um mehr als 2 Kilometer näher an die Stadt heranbringen sollte.

Der Bürgermeister Felder setzte sich mit Feuereifer für den zweiten Vorschlag ein. Auswärtige Autoritäten wurden einberufen. Als im Jahre 1869 die Kommission gebildet wurde, lag ihr ein Antrag der Staatstechniker vor, welcher auf Herstellung des Durchstichs im Sinne Felders lautete.

Der Konstituierung der Kommission war ein ziemlich heftiger Kampf vorangegangen, indem die Regierung die Hintangabe des ganzen Unternehmens mit allen Lasten und allen Vorteilen an eine Privatgesellschaft im Auge hatte. Die Regierung fürchtete, zu große Auslagen bei dem damaligen Stande der Finanzen zu übernehmen, und darum vertrat Giskra als Ministerdes Innern diesen Plan. Das führte mich gleich anfangs in Widerspruch gegen diesen Minister. Endlich einigte man sich dahin, daß je ein Dritteil der Kosten vom Staate, vom Land und von der Stadt zu tragen seien. Der Minister des Innern war der Vorsitzende; die

Digitized by Google

Berichterstattung über rechtliche und finanzielle Fragen wurde v. Wiedenfeld, über administrative v. Czedik und über technische Fragen mir übertragen. Als Leiter des Baues wurde Oberbaurat Wex berufen.

Gustav Wex war ein hochgewachsener, schlanker Herr von mehr als fünfzig Jahren, polnischer Abkunft, mit glattrasiertem, gut gefärbtem Gesicht und mit kurzgeschnittenem, weißem, starr aufragendem Kopfhaar. Er hatte viel praktische Erfahrung gesammelt und Studien über die Abnahme der Niederschläge in Europa sowie über Durchflußgeschwindigkeiten gemacht. Er besaß die seltene Eigenschaft, fremde Meinungen vorurteilsfrei zu prüfen, und es war ein Vergnügen, mit ihm zu verkehren. Wir näherten uns einander sehr rasch, und schon in den ersten Stunden vertrauten Umganges gestanden wir uns die schwere Sorge der Sachlage.

Die uns vorgelegten Vota, betreffend den Durchstich, waren nicht einmütig abgegeben worden.

Vier auswärtige Fachmänner waren gefragt worden. Von diesen hatten sich zwei, Abernetsy (London) und Sexauer (Karlsruhe), für den Durchstich und zwei, Hagen (Berlin) und Tostain (Paris, damals Generaldirektor der Südbahn in Wien), gegen den Durchstich und für Beibehaltung des alten, bogenförmigen Laufes ausgesprochen.

Hierauf waren die Gutachten fünf einheimischer Experten vorgelegt worden. Von diesen stimmten drei, und zwar Waniek, Wex und der Direktor der Dampfschiffahrtsgesellschaft Cassian, für den Durchstich; zwei, v. Eichler und Professor v. Meißner, lieferten ein Minoritätsgutachten gegen den Durchstich.

Obwohl Wex für den Durchstich votiert hatte, verhehlte er mir durchaus nicht seine schweren Zweifel und Besorgnisse in betreff der Art der Ausführung.

Die Donau hat in der gesamten in Frage kommenden 7380 Klafter (14 Kilometer) langen Strecke ein Gefälle von nicht weniger als 17 Fuß 3 Zoll (5,53 Meter) bei Nullwasser. Ein so reißender Strom gestattet keinen Vergleich mit Elbe oder Rhein und ist immer geneigt, zu verwildern. Er bewegt in seinen Tiefen nicht geringe Mengen von Geschieben. Bei stiller Nacht kann man deutlich das Knirschen vernehmen, welches die gegenseitige Reibung der Steine verursacht. Dort, wo sekundäre Strömungen sich treffen und kompensieren, oder in der Konkavität des Stromstriches, erheben sich die Geschiebe um ein geringes über Niederwasser. Dann siedeln Weiden sich an und Gräser. Der Strom trübt sich bei Hochwasser, und die Trübung, d. i. das Materiale, welches fein genug ist, um schwebend herbeigetragen zu werden, haftet an dieser Vegetation oder fällt infolge der gleichen Kompensation sekundärer Strömungen zu Boden. So bilden sich Inseln, die unter Mittelwasser aus Schotter und über Mittelwasser aus Schlamm und Silt bestehen. Das ist auch die Zusammensetzung der ganzen Alluvialflächen; jeder Hausbrunnen der Leopoldstadt zeigt es.

Der Durchstich sollte bis 10 Fuß unter Null und 1200 oder 1000 Fuß breit hergestellt werden. Davon wollte man aber vom oberen Ende (dem Rollerdamm) abwärts nur eine Strecke von 4800 Fuß in den vollen Maßen aus-

Digitized by Google

führen, dann eine trichterförmige Verengung folgen lassen, und die ganze übrige Strecke statt 1000 nur 420 Fuß breit und statt 10 Fuß nur 6 Fuß tief ausheben. Die weitere Arbeit sollte der Strom selber ausführen. Diese Aushebung sollte längs des künftigen rechten Ufers vollzogen werden.

Es war aber unsre Ueberzeugung, daß der Strom diese Arbeit nicht ausführen, sondern teils im alten Bett verbleiben und teils in der oberen Decke der Alluvien, dem beweglichen Silt, verwildern und die Schiffahrt unmöglich machen würde. Auch hatte Hagen (Berlin) mit Recht gesagt, diese Art der Ausführung setze eine mindestens teilweise Absperrung des Hauptstromes voraus, dabei werde aber für die Stadt ein sehr gefährlicher Zustand erzeugt, denn ein Hochwasser würde nach keiner Richtung freien Abfluß finden.

Unter diesen Umständen war es nicht sehr schwer, Wex davon zu überzeugen, daß die vorgeschlagene Methode überhaupt unausführbar sei und daß ein Strom wie die Donau nur bezwungen werden könne, indem man ihm ein fertiges neues Bett bietet oder, mit andern Worten, indem man die volle Breite und Tiefe des Profils auf die ganze Länge aushebt. Das bedeutete die Erhöhung des Aushubes von etwa 6,2 Millionen Kubikmeter auf 12,7 Millionen, und hiedurch wurde der Einheitspreis für den Kubikmeter des Aushubes unter Wasser zu einer Lebensfrage für die ganze Unternehmung.

Diese verantwortungsvollen Fragen lasteten auf mir als dem technischen Berichterstatter im Sommer 1869, gerade nach meiner Rückkunft von der Begegnung mit dem Grafen Hohenwart in Linz, und ich gestehe, daß mir während des ganzen Baues der Hochquellenleitung in technischer Beziehung kein Augenblick so sorgenvoll geworden ist wie dieser Sommer durch die Regulierung der Donau. Dort lag eine von der Natur selbst vorgezeichnete Aufgabe vor; hier hatten wir es mit widersprechenden Gutachten zu tun, und die angeratene Arbeitsmethode konnte nicht befolgt werden.

Wex und ich waren nun einig. Unsre Schlußfolgerungen führten nicht nur zu weit größerem Aushube, sondern auch zu viel größeren Grundankäufen zum Zwecke der Ablagerung des Aushubes, dabei allerdings auch zur Herstellung eines größeren Ausmaßes verwertbarer Baugründe.

Eine Erleichterung ergab sich, als die Kommission zur Sicherung der Stromtiefe im Interesse der Schiffahrt die Strombreite auf 900 Fuß herabminderte, aber trotzdem vergrößerte sich die Aufgabe sehr wesentlich. Jetzt wurde die Offerte an Bauunternehmer für das Los II, die für den Durchstich, ausgeschrieben und den Bedingungen ein Vorbehalt eingefügt, demzufolge die Kommission befugt blieb, zur rascheren Ausbildung des Durchstichs größere Mengen ausheben zu lassen. Wir rechneten auf die neuesten Fortschritte in Baggerung unter Wasser.

Am 1. Oktober 1869 waren zehn Offerten eingelaufen. Die zweitniedrigste stammte von Castor, Couvreux, Watel und Hersent, den Ingenieuren des Suezkanals. Dort hatte die Baggerungstechnik die größten Fortschritte gemacht; die dortigen Arbeiten gingen zu Ende; der verfügbare Apparat bot die billigsten

Digitized by Google

Einheitspreise, und dieses Offert wurde angenommen. Die Ziffer betrug 6,8 Millionen Gulden gegen den von Wex ausgearbeiteten Voranschlag von 7,3 Millionen.

Mitten in diesen Sorgen erhielt ich im Herbste, als eben meine Vorlesungen beginnen sollten, eine Einladung zur Eröffnung des Suezkanals. Zehn Oesterreicher erschienen als die Vertreter unsrer Regierung; zwanzig weitere Karten waren für Gäste des Vizekönigs zur Verfügung gestellt. Erst nach vielen Jahren, nachdem Hasner und Glaser schon lange tot waren, erfuhr ich durch einen Zufall, daß ich meine Einladung ihrem Vorschlage zu danken hatte und daß sie als eine Art von Anerkennung für meine Verdienste als Landesschulinspektor gedacht war.

Am 5. November verließ ich Wien in Begleitung meines alten Freundes Franz Charvath, eines der Vertreter des Handelsministeriums. Charvath war eine scharf gezeichnete, einflußreiche, doch selten genannte Persönlichkeit. Er war als armes Studentlein von einer Schwarzenbergschen Herrschaft im südlichen Böhmen nach Wien gekommen, hatte durch Jahre das Mittagessen bei dem Portier des fürstlichen Palastes erhalten und sich dann das tägliche Brot dadurch verdient, daß er im Beginn der vierziger Jahre meine nachmalige Frau Hermine lesen und schreiben lehrte. Darum blieb er der Freund des Hauses und der tägliche Teilnehmer an dem Kartenspiele meines Schwiegervaters Dr. Strauß, dem auch ich als junger Ehemann Hekatomben kostbarer Arbeitsstunden opfern mußte. Ja, mußte. „Das Roß darf auch nicht bis in die Nacht im Geschirr stehen," sagte der alte Doktor, und da gab es keine Widerrede.

Charvath war in amtlichen Dingen von der äußersten Schweigsamkeit, und nie, während der Jahrzehnte, durch welche ich mit ihm vertraulich verkehrt habe, ist ein Wort über Politik oder über sein Amt von ihm gesprochen worden, mit einer einzigen Ausnahme. Das war nicht sehr lange vor dem Kriege von 1866. Mitten in einem Spiele sagte er: „Die Herrschaften werden morgen mit dem Strohmanne spielen müssen. Ich bin mit der Leitung des Eisenbahnbetriebes im Festungsvierecke beauftragt und gehe heute nacht nach Verona." Niemand wagte eine Frage, und das Spiel ging ruhig weiter. So ist dieser arme Student, pflichteifrig, schweigsam und unnahbar, zu dem Vertrauensmanne einer ganzen Reihe von Handelsministern geworden. Nach dieser Vertrauensstellung am Kriegsschauplatze ist er schrittweise aufgestiegen bis zur Vertretung des Ressortministers im Abgeordnetenhause.

In Triest fanden wir einen großen Teil der Reiseteilnehmer versammelt. Da war Baron Winterstein, der mir viele Gefälligkeiten erwies und mir auf der „Minerva" eine Kajüte auf Bord mit ihm, General v. Ebner und dem unter dem Namen Hoven bekannten Komponisten Vesque v. Püttlingen sicherte. Da waren ferner mein ehemaliger Professor am Polytechnikum, jetzt Nordbahndirektor, Stummer, der Schriftsteller Hackländer, Admiral Wüllerstorf, Baron Kalchberg junior und mit ihnen viele andre ausgezeichnete Landsleute, insbesondere zu meiner größten Freude auch Wex.

Digitized by Google

In der Nacht vom 6. verließen wir Triest. In Korfu brachte man Körbe voll von Schnepfen in unsre Küche; vom Südwinde auf ihrer Wanderung aufgehalten, fallen die armen Tiere ermüdet zu Boden. Am 9. feierten wir an Bord ein kleines Schillerfest; am frühen Morgen des 12. erreichten wir bei ruhiger See Alexandria. Zuerst sah man bei Sonnenaufgang einen rotbraunen Dunststreif; in diesem wurden die Spitzen der Minaretts und die Maste im Hafen kennbar, über sie aufragend links die Säule des Pompejus, etwas vor dieser der Pharos und weiter rechts die schwere Masse des Fort Caffarelli. Wir passierten die ägyptische Kriegseskader und viele große Schiffe andrer Nationen. Endlich warf die „Minerva" Anker. Gelbe, braune und schwarze Kerle, Aegypter, Araber und Neger, kletterten an Bord und boten unter wüstem Geschrei ihre Dienste an. Dann kam unser Konsul Schwagel. Seine Kawassen schafften Ordnung. Er teilte uns mit, daß die zehn Vertreter der Regierung sich von uns zu trennen und die Reise nach Port Said fortzusetzen hätten, während für uns Gäste ein kurzer Aufenthalt in Alexandrien vorgesehen war.

Die ganze sonnenbeschienene, lärmende, farbenreiche Mannigfaltigkeit des Orients umwogte uns. Vor unserm Wagen lief ein nach Art der Berber weißgekleideter Bursche, der, mit einer langen Gerte auf das „Volk" losschlagend, unter dem unausgesetzten Rufe: „Riglak—schimalek!" (Rechts—links) uns den Weg durch die Menge bahnte — aber wie könnte ich hier all die Wunder beschreiben. Am Abend suchte ich noch mit Baron Pasetti und dem Legationsrat Mayer im Hafen den Lloyddampfer „Vulkan" auf, um den alten Baron Prokesch zu begrüßen. Ernst v. Plener war, wie ich später hörte, an Bord, aber wir kannten uns noch nicht.

Am 13. November lernte ich in unserm Gasthofe Ricciotti Garibaldi, einen hübschen jungen Mann mit kleinem schwarzem Schnurrbarte, kennen. Nach dem Speisen führte man uns in die italienische Oper zu einer vorzüglichen Vorstellung von „La Favorita", in der die Primadonna Mlle. Urban viel Beifall erregte. Wer dieses von Hunderten geputzter Herren und Damen erfüllte große Haus sah, mußte staunen über die Tatkraft des Vizekönigs, die auf afrikanischem Boden solches zu bieten vermochte. Vor dem dritten Akte gab es eine kleine Demonstration. Ricciotti war in eine Loge eingetreten; man spielte die Garibaldihymne und schrie Evviva, aber der junge Mann war taktvoll genug, um von der Sache keine Notiz zu nehmen.

Am 14. November kam in aller Stille die Kaiserin Eugenie an und nahm ihre Wohnung im französischen Konsulate. Wir wurden bei hochgehender See in dem Hafen auf die Fregatte „El Masr" gebracht, die uns zu den Festlichkeiten nach Port Said, dem Mittelmeerhafen des Kanals, führen sollte. Man sagte, die See sei zu hoch, um auszulaufen; böse Zungen behaupteten, die See sei nicht zu hoch, wir würden nur zurückbehalten, um den Cortège der Kaiserin zu vergrößern, deren Jacht „L'Aigle" wenige Fuß von uns vor Anker lag.

Die bösen Zungen hatten unrecht; es entwickelte sich ein Sturm, und es wurde gegen Abend fraglich, ob wir noch am nächsten Tage den Hafen würden

Digitized by Google

verlassen können. Uebrigens befanden wir uns an Bord des „Masr" sehr wohl und hatten sogar eine Musikbande auf Deck. In der Gesellschaft befanden sich u. a. die beiden ausgezeichneten Ingenieure Bateman und Hawksham, deren Schriften über die Wasserversorgung von London und Manchester mir bekannt waren, und Professor Brugsch aus Göttingen, der in die Dienste des Vizekönigs getreten war und die Leitung des Museums in Kairo übernommen hatte. Vom Kanale her erhielten wir die Nachricht, daß in Ismailia bei einer Feuerwerksprobe vierzig Holzhäuser abgebrannt seien, die für die Unterkunft von Fremden bestimmt waren.

Endlich konnten wir Montag, den 15. November, gegen 10 Uhr vormittags Alexandrien verlassen; die See rollte aber noch immer stark, und ein guter Teil der Gesellschaft erkrankte. Auch die folgende Nacht war recht schlecht.

Dienstag, den 16. November, morgens war an Bord starke Bewegung. Der Leuchtturm von Port Said kam in Sicht. Rings am Horizonte erblickte man Segelschiffe und Dampfer. Die französische Kaiserin traf kurz vor uns ein, und wir passierten hinter ihr die zahlreichen vor dem Hafen aufgestellten Kriegsschiffe. Zuerst sahen wir zwei österreichische Fregatten, ganz beflaggt, die Matrosen auf den Rahen, und sie salutierten aus ihren schweren Geschützen, bis aus dem Qualm nur die Wimpel hervorragten. Nach ihnen trafen wir auf die in Reihe aufgestellte große britische Mittelmeerflotte, und ein unbeschreiblicher Donner rollte vor ihrer langen Front hin und her. Dann kamen französische, russische, preußische, schwedische und andre Fregatten, und ihr Salut pflanzte sich bis in den festlich geschmückten Hafen mit einem Getöse fort, bei dem der Kaiserin wohl Hören und Sehen vergangen sein mag.

Wir waren kaum eine halbe Stunde in Port Said vor Anker, als wir Oesterreicher zu unserm Kaiser an Bord des „Greif" beschieden wurden. Schleunigst wurden die Kleider gewechselt und die Barken herabgelassen. Wir waren bald dort. Tegetthoff empfing uns und führte uns auf Backbord, wo sich der Kaiser befand.

Der Kaiser war guter Laune, unterhielt sich mit jedem von uns, sprach auch von der Donauregulierung und klagte über den Mangel an Depeschen; auch von den „Seinigen" sei er ganz ohne Nachricht. Wir sahen am „Greif" Beust, Andrássy, Beck und Plener sen. Man sprach viel von der Lebensgefahr des Kaisers in Jaffa.

Vom „Greif" begaben wir uns auf die danebenliegende prachtvolle Fregatte „Mahrussi", das Leibschiff des Khedive. Bevor wir in seinen Empfangsraum hinabstiegen, machte man mich darauf aufmerksam, daß die Treppe aus Glas bestehe und man ja nicht die Leitstange aus der Hand lassen dürfe. Der Khedive sah viel jünger aus, als ich ihn mir vorgestellt hatte; er war von untersetzter Gestalt, voll, mit blondem Vollbart. Er gab jedem von uns die Hand; ihre besondere Weichheit ist mehreren von uns aufgefallen. Er ließ uns Plätze einnehmen, aber als das Gespräch sich zu entwickeln begann, wurde der Kronprinz von Preußen (nachmaliger Kaiser Friedrich) angemeldet und unsre Audienz ab-

Digitized by Google

gebrochen. Während wir uns entfernten, stieg in unsrer Nähe der alte Held der Wüste, Abd-el-Kadr, in weißem Burnus mit dem roten Legionsband, an der Leiter des „Aigle“ zur Kaiserin Eugenie hinauf.

Kanonenschüsse zeigten an, daß wir uns auf das Land zu begeben hätten.

Es war Meinungsverschiedenheit darüber entstanden, ob der Kanal nach mohammedanischem oder nach christlichem Ritus einzuweihen sei. Der Khedive hatte das salomonische Urteil gefällt, daß beides zu erfolgen habe, und so genossen wir das wohl seit Menschengedenken nicht erlebte Schauspiel von gleichzeitig nebeneinander stattfindendem mohammedanischem und christlichem Gottesdienste.

Man führte uns durch ein langes Spalier von Truppen zu einer Tribüne, auf der Herr Lesseps selbst die Plätze anwies. Er war von stämmiger, untersetzter Statur und trug einen buschigen grauen Schnurrbart.

Um 3 Uhr erschien Kaiser Franz Joseph; an seinem Arme führte er die Kaiserin Eugenie; ihnen folgten der Khedive und der preußische Kronprinz. Unter endlosem Hurra, Salven usw. begaben sie sich auf ihre Plätze, die Kaiserin in der Mitte der ersten Bank, zu ihrer Rechten der Kaiser, zur Linken der Kronprinz Friedrich. Sie trug, wie ich den Briefen an meine Frau entnehme, ein lichtgraues Seidenkleid und schwarzen Hut. Unser Kaiser und der Kronprinz trugen Zivilkleider.

Mein Platz befand sich in der dritten Reihe, und ich konnte nicht nur die Majestäten, sondern auch das Publikum auf das genaueste sehen. Fakire und Mönche, englische Matrosen, österreichische Hofräte in der Staatsuniform und Beduinen, elegante Hofdamen und splitternackte braune Buben, die reich geputzten Kawassen der Gesandtschaften, das drängte und mengte sich auf dem weiten offenen Platze.

Zur Linken der Tribüne hatte man einen grünen Holzbau, eine Art von Kiosk, für die Mohammedaner, zur Rechten einen Tempel für die Katholiken erbaut. Die Mohammedaner waren bald mit ihrem Gebete fertig und blickten, ihre Hände über dem Rücken gekreuzt, mit sichtlicher Neugierde auf die Vorgänge bei der katholischen Messe. Als auch diese zu Ende war, hielt der Abbé Bauer, der Beichtvater der Kaiserin (welcher in späteren Jahren einigermaßen aus der Rolle eines Abbé herausgefallen sein soll), eine französische Predigt oder Rede, in der er u. a. die Eröffnung dieses neuen Verkehrsweges als das Symbol des nahen Völkerfriedens pries.

Da saßen Eugenie und Friedrich nebeneinander, und nicht einmal zehn Monate nach all diesen Huldigungen und Friedensprophezeiungen befand sich Eugenie als eine Flüchtige in England.

Wir kehrten auf den „Masr“ zurück. Am Abend war Port Said beleuchtet; uns wurde angezeigt, daß der „Masr“ wegen seines Tiefganges den Kanal nicht passieren könne und daß wir auf ein andres Leibschiff des Khedive, die „Garbieh“, uns zu überschiffen hätten.

Mittwoch, 17. November, vollzogen wir bei sehr frühem Morgen diese Ueberschiffung unter heftigem Wortwechsel mit dem Kapitän der „Garbieh“, der

Digitized by Google

bereits 160 Passagiere an Bord hatte. Das Schiff wurde an Pracht nur von der „Mahrussi" übertroffen. Während die Treppe der „Mahrussi" von Glas war, war sie hier von Alabaster. Während dort die Einrichtung in bunten Farben war, war sie hier in weißer Moiréseide mit Rosen. Ich erhielt eine gute Schlafkabine mit Graf Solms. Schlag ½9 Uhr morgens fuhr als erstes Schiff der „Aigle" mit der Kaiserin in den Kanal, dann folgte ein Dampfer mit ihrem Gefolge, hierauf der „Greif" mit dem Kaiser Franz Joseph usw. Da jedes Fahrzeug durch einen Zwischenraum von seinem Vorgänger getrennt bleiben mußte, folgten sie sich nur mit Pausen von je 15 Minuten, und da die sandige Küste hier sehr flach ist, die Abgrenzung der Wasserfläche des Kanals sich aber in der Fernsicht dem Auge entzog, schien es, als würden diese gewaltigen Dampfer langsam und majestätisch über den gelben Sand selbst hingleiten. Preußische, russische, spanische und andre Schiffe folgten einander, und es wurde 3 Uhr nachmittags, bis endlich auch die „Garbieh" am Vorderdeck einen Kanonenschuß abgab, die Anker lichtete und in den Kanal einfuhr.

Der schmale Lido war bald gekreuzt, und wir gelangten in die weite Lagune Menzaleh. Sie liegt im östlichen Teil des Deltagebietes des Nil. Ihr Wasser ist seicht und sehr klar, und sie bildet, wie das Delta überhaupt, einen der beliebtesten Aufenhaltsorte unsrer europäischen Zugvögel. In der Ferne meinten wir weiße Inseln zu sehen, und hörten, daß dies nur besonders seichte Stellen seien, auf denen viele Tausende von Silberreihern oder Pelikanen dicht aneinandergedrängt stehen.

Zu unserm Erstaunen warf die „Garbieh" schon um 5 Uhr nachmittags an der ersten Haltestelle, Ras-el-Esch, Anker, und wir mußten hier übernachten. Admiral Chasim-Pascha kam an Bord, und der Khedive sandte uns seine rote Musikbande. Noch am Abend sah man ganze Wolken von Zugvögeln durch die rötliche Dunstlage ziehen, die vor uns auf der Wüste ruhte.

Donnerstag, den 18. November, setzten wir bei Tagesanbruch mit dem Eintritt der Flut die Reise fort. Wir hatten am Tage vorher gemeint, an der Südgrenze des Menzaleh bewaldete Höhen zu sehen. Nun zeigte es sich, daß die vermeintlichen Berge nur wenig hohe Dünen seien, die scheinbaren Bäume aber nur niedrige Salzpflanzen, und daß der gänzliche Mangel vergleichbarer Gegenstände die Täuschung veranlaßte. Gegen ½11 Uhr befand ich mich im Gespräch mit dem Kapitän, als plötzlich das Schiff an der rechten Seite sich hob und regungslos stehen blieb. Wir waren aufgefahren. Zwei kleine Dampfer, die hinter uns her gefahren waren, zerrten am Kiel, ein Seil wurde ausgeworfen, alle verfügbare Mannschaft darangespannt, endlich begann die „Garbieh" zu wanken, und sie war wieder flott.

Unter lautem Bravo steuerten wir nun längs der großen Baggermaschinen hin, wichen ihnen glücklich aus, aber die letzte Wendung war etwas zu stark, der Kiel kam aus der Richtung der schmalen Neufahrt, und sofort saßen wir auf der rechtsseitigen Böschung. Nun begann heillose Verwirrung. Jeder schrie nach seinen Koffern, jeder wollte hinaus, um die Feste in Ismailia nicht zu

Digitized by Google

versäumen. Chasim-Pascha hatte die Gefälligkeit, uns Oesterreichern einen der kleinen Dienstdampfer zur Verfügung zu stellen. Mit Hilfe von Soldaten verließen wir glücklich die „Garbieh", und wie ein Pfeil flog das kleine Boot mit uns durch die tieferen Einschnitte von El Ferdane und Guisr dem See von Timsah und der Landungsstelle von Ismailia zu.

Gegen 1/2 3 Uhr nachmittags erreichten wir die Landungsstelle, aber sie war durch Truppen abgesperrt, und wir durften nicht ans Land, weil die Majestäten sofort an derselben Stelle landen sollten. In der Tat standen prächtige Equipagen mit Jockeis bereit. Man schiffte uns auf einem hölzernen Vorbau aus, und während wir über diesen Anblick mitten in der Wüste staunten, sangten zuerst unsre Minister an. Es war sehr heiß; Beust setzte sich auf meinen Koffer, und es kam in seiner Gegenwart zu einem ernsten Gespräch zwischen uns, namentlich Winterstein und unserm Generalkonsul Schr., und zu Vorwürfen, daß er nicht besser (richtiger gar nicht) für uns gesorgt hatte.

Dann kam der preußische Kronprinz, dann unser Kaiser im Strohhut mit grünem Gehrock und weißen Beinkleidern, bald darauf Eugenie im violetten Seidenkleide mit Veilchen und einem runden Strohhut mit langem gelbem Schleier.

Um 1/4 4 Uhr kamen wir in die neu erbaute Stadt Ismailia. Sie war so überfüllt, daß man ringsum Zeltlager aufgeschlagen hatte, um dem Zudrange nur einigermaßen zu genügen, denn der Khedive hatte Befehl gegeben, daß in diesen Tagen alle Bahnen für jedermann unentgeltlich zu benützen seien, und an mehreren Orten wurde jeder, der erschien, unentgeltlich bewirtet. Diese Einladungen waren bis weit in die afrikanische, die sinaitische und arabische Wüste und an alle Staaten des östlichen Afrika ergangen.

Sinnlose Verschwendung, sagten die einen von den europäischen Gästen, großzügig, sagten die andern, eine Parade des ganzen Orients vor den Besuchern aus dem Okzident, ein Gedanke, würdig der großen Leitmenschen des Altertums. Und in hellen Haufen waren die Gäste wirklich gekommen. Aus Darfur, aus Sennaar, vom Blauen und vom Weißen Nil waren sie erschienen, die glänzendschwarzen Nubier, die Beduinen der Sahara im weißen Burnus, die Syrer, die Araber von Mekka im seidenen Talar, und so viele andre. Da ritten Hunderte von Beduinen vorüber. Voran laufen einige junge Burschen in weiter, weißer Kleidung, mit Stäben in der Hand. Dann kommen in breiter Reihe nebeneinander die Schechs und Aeltesten, zum Teil in schönen, weiten Gewändern von roter Seide, dann der große Schwarm der Reiter, teils zu Roß und teils hoch zu Kamel, bunt durcheinander, mit Lanzen oder langen Flinten bewaffnet, den Kriegsgesang singend und von Zeit zu Zeit eine Flinte abfeuernd.

Viele Neger kommen heran, mit tiefen Schnitten im Gesicht, zumeist auf einer Wange. Man sagt mir, das seien Stammeszeichen, die den Kindern beigebracht werden, um sie unter der Beute von Sklavenjägern wieder zu erkennen.

Digitized by Google

Wir gelangen an einen Ort, an welchem Araber in reichen gelben, lichtblauen oder grünen Seidenkleidern sich auf Pferden herumtummeln, deren Schönheit und verständiger Blick sie, die Blüte arabischer Pferdezucht, völlig außer Vergleich setzen mit allem, was wir in Europa an Pferden zu sehen gewohnt sind. Namentlich ein weißer Hengst ist mir unvergeßlich geblieben. Er trug den Kopf hoch, die lange Mähne wallte über den schön geschwungenen Hals herab, der Schweif fegte beinahe die Erde. Nie hatte das stolze Tier Zaum oder Sattel getragen. Man rief es bei seinem Namen, und es kam. Ein alter Mann mit weißem Turban, langem weißem Bart und grünem Seidenkleide näherte sich. Zwei knieende Männer boten ihm ihre wagerecht gehaltenen Handflächen als Treppe zum Aufstieg, und er schwang sich auf den nackten Rücken des Hengstes. Dann reichte man dem Reiter eine lange Gerte. Er schien einige Worte zu murmeln, und das Roß setzte sich in Bewegung. Mit der Gerte zeigte der Reiter die Richtung an, die es nehmen sollte, und wenn er die Gerte auf den Boden setzte, blieb es stehen. Sicher wußte es, daß es bewundert werde; jede seiner Bewegungen schien es zu verraten. Es schien mir das edelste Lebewesen, dem ich neben dem Menschen je noch begegnet war.

Wir wurden in ein großes Zelt geführt, und auf dem Teppich wurden uns Plätze und Kaffee angeboten. Vor uns standen im Halbkreis wohl dreißig Fakire, die betend den Oberkörper nach rechts und nach links warfen. In ihrer Mitte drehte sich einer von ihnen unaufhörlich im Kreise. Ein älterer Derwisch trat vor; er hielt mit beiden Händen eine etwa eine Elle lange lebende Schlange. Von der andern Seite trat ein andrer Mann vor. Der Derwisch küßte diesen auf die Stirn, sprach ein kurzes Gebet oder irgendeine Beschwörungsformel über ihn und reichte ihm die Schlange. Dieser begann auch ein kurzes Gebet. Plötzlich, mit einer raschen Wendung seines Kopfes, biß er der lebenden Schlange den Kopf ab. Er betete wieder, biß wieder ein Stück ab, wiederholte dies, verfiel dann in Krämpfe und wurde fortgeschleppt.

Die Nacht war herangekommen, und wir begaben uns auf den Hofball. Es ist kaum glaublich, daß es dem Khedive gelang, hier, in Ismailia, an der Grenze Afrikas gegen Asien, ein Fest zu veranstalten, das an Glanz selten in Europa übertroffen werden mochte. Kaiser Franz Joseph erschien im Frack; die Kaiserin Eugenie an seiner Seite trug eine hohe Krone von Brillanten und eine rosenrote, mit Brillanten benähte Tunika. Eine der interessantesten Persönlichkeiten war jedenfalls der alte Abd el Kader. Da die einheimischen Damen selbstverständlich keinen Ball besuchen durften, war die Damenwelt sehr schwach vertreten.

Freitag, den 19. November, traf ich des Morgens neben dem Gebäude, in dem das Ballfest abgehalten war, einen Trupp von Arabern, die Kisten mit Bordeauxwein öffneten, den Wein in den gelben Sand schütteten und die leeren Flaschen als wertvolle Beute zu beiden Seiten ihrer Kamele in der Gestalt von großen Trauben befestigten. Wir erhielten die unerwartete Nachricht, daß die „Garbieh" nicht nach Suez fahren werde, daß es ganz unmöglich sei, für uns

Digitized by Google

ein Schiff zu beschaffen, daß man uns aber Plätze auf der Eisenbahn nach Kairo gesichert habe, und wir in den nächsten Tagen wieder zurückgeführt würden, um die südliche Strecke zu sehen. Das war mir insofern willkommen, als ich ohnehin diese südliche Strecke mit Wex wegen unsrer technischen Studien in Ruhe besuchen wollte.

Um $^1/_2$9 Uhr morgens waren wir am Bahnhof in Ismailia und trafen einen allgemeinen Kampf um die Plätze. Wir wurden ganz getrennt. Stummer, Baron Schlechta, Baron Pasetti, fünf Herren aus Ungarn und ich konnten endlich um 2 Uhr nachmittags abreisen.

Samstag, 20. November, erreichten wir um 3 Uhr morgens Kairo. Es war recht kalt. In unsre Plaids gehüllt, zogen wir in die Stadt. In dem Frühnebel des Niltales zeichneten sich die gewaltigen Schattenrisse der Pyramiden riesiger und überwältigender noch als am hellen Tage. Welch ein Anblick! Das sind die Momente, in denen der Gedanke sich losreißt von dem Alltäglichen und Anhaltspunkte sucht in entfernten Erinnerungen. Die Holzschnitte in den Lesebüchern meiner Kindheit traten mir vor Augen. Ich dachte daran, wie unter den Verbrechern im Kerker einer versucht hatte, durch Erzählungen von den Pyramiden mich zu zerstreuen und zu beruhigen. Und nun stand ich vor ihnen.

Der Tag war der Besichtigung der Stadt gewidmet. Wir sahen, wie in der Hauptstraße, der Muskieh, die vorspringenden Stockwerke sich gegen oben so weit nähern, daß zum Schutze gegen die Sonne die ganze Breite der Straße mit Teppichen überspannt werden kann. Wir sahen das bunte Straßenleben, die schlanken Palmen und den Mangel an Gräsern, dann die Prachtstücke sarazenischer Baukunst von den Gräbern der Kalifen bis zu ihrer Perle, der Moschee Sultan Hassan. Alles in seinem reichen Schmucke von Flachornamentik und alles in einem Zustande trauriger Verwahrlosung, an einigen Orten sogar die Unterkunft der wilden Hunde und zahlreicher Geier.

Sonntag, 21. November, erstiegen wir die große Pyramide Cheops. Wir setzten in Barken über den Nil und ritten etwa zwei Stunden bis an ihren Fuß. Araber drängten sich heran, um uns über die treppenförmig ansteigenden Quaderschichten zu helfen; je drei Mann wurden uns zugeteilt. Rascher und leichter, als ich gefürchtet hatte, war das kleine Plateau des Gipfels erreicht. Ich war der erste von der Gesellschaft. Ich schaute. Vor mir lag das grüne Delta, durchzogen von den Armen des heiligen Nil, zu meiner Rechten, jenseits des Nil, die Stadt Kairo mit all ihren weißen Minaretts, und hinter diesen das Gebirge Mokattam; im Süden schloß sich daran im Niltale die Stätte von Memphis. Das war alles farbig und lebensvoll. Zu meiner Linken dehnte sich gelb und endlos die Libysche Wüste, das wahre Sinnbild des Todes. An der Grenze von Leben und Tod, bezeichnet von der Natur als solche wie kein andrer Fleck der Erde, lag unter mir die alte Gräberstadt mit den Pyramiden und der Sphinx, und weiter im Süden, oberhalb Memphis, zeigten sich an derselben Grenze von Leben und Tod die entfernten Pyramiden von Sakkarah.

Digitized by Google

Dort hat vor Jahrtausenden Charon, der Fährmann, über den Acheron der Vergessenheit die Entseelten zur ewigen Ruhe geführt. Wie scharf muß das Auge und wie tief muß das Gemüt jener Männer gewesen sein, die diese Grenze zu setzen und gerade sie zur Gräberstätte zu erwählen imstande waren!

Ich schaute. Ich wollte mit größeren Gedanken über die Geschichte der Menschheit mich füllen für mein ganzes Leben. — Ich meinte an einem der erhabenen Orte mich zu befinden, an denen der Mensch, um sich und in sich blickend, den Anstoß findet zu den reinsten Empfindungen und den edelsten Anschauungen. — Da klopfte eine Hand auf meine Schulter. Der Herr Hofrat... „Sie," sagt er, „was haben S' denn den Leuten als Trinkgeld gegeben?" Ich nenne den kleinen Betrag. — „Aber das war nicht kollegial von Ihnen; Sie verderben die Leute..." Vorüber war's, zerrissen mein Traum; ich hätte weinen mögen über die Fluten des erbärmlichen Alltages, die heraufspülten bis auf diese weihevolle Stelle. — Nichts mehr davon.

Montag, 22. November, war dem wunderbaren Museum von Bulak gewidmet. Nirgends wohl sieht man, wie hier, die Abhängigkeit der Skulptur von dem Material. Auf den ersten Blick erkennt man, daß die in europäischen Museen verwahrten Statuen mit den knapp an den Körper geschmiegten Armen, den geschlossenen Beinen kein Maßstab der damaligen Kunst, sondern nur durch die Härte des Syenits oder Diorits bedingt sind, aus dem sie gearbeitet wurden, während die realistischen Arbeiten aus Sykomorenholz oder edlem Serpentin eine staunenerregende Meisterschaft bezeugen.

In Kairo hatte ich Wex wieder getroffen; wir dankten für weitere Einladungen und begaben uns zu ernster Arbeit nach Suez. Wahrhaft prachtvoll war der Ausblick auf die im Abendlicht erst golden und purpurfarben, dann rotbraun erglühende, dann sich entfärbende sinaitische Halbinsel. Von erhabener Schönheit war das sternenbesäte Firmament, von einer Helligkeit der Erleuchtung, die unsern Zonen unbekannt ist. Die Stadt Suez selbst bot uns nur Abstoßendes. Auf Meilen in der Runde steht kein Baum und kein Strauch; wir begegneten nicht dem kleinsten grünen Fleckchen. Alles ist Wüste. Dabei bot jedes zweite oder dritte Haus ein Café chantant oder irgendeine noch schlechtere Unternehmung, und die Sittenlosigkeit der Bevölkerung war in ganz Unterägypten bekannt. Das wurde der Lage der Stadt als Landungsplatz für Schiffe weiter Fahrt zugeschrieben.

Wex und ich waren den für die Donauregulierung so maßgebenden Studien zugewendet. Herr Lesseps hatte uns einen kleinen Raddampfer zur Verfügung gestellt; zwei bis drei Tage im Verkehr mit den Ingenieuren des Kanals gaben uns reiche und entscheidende Belehrung.

Die Nacht zum 27. November brachten wir in Ismailia zu. Für unsre Unterkunft war nicht gesorgt. Man schloß uns einen Saal und einige Kanzleiräume auf. Der eine fand einen Lehnstuhl, der andre ein Sofa. Man bezeichnete mir einen Schreibtisch als Lesseps' Arbeitstisch. Ich stürzte einen Sessel um, schob ihn unter den Tisch und breitete meinen Rock als Kopfunterlage

Digitized by Google

darüber, träumend von den weltbewegenden Plänen, die, durch den Boden der Schublade getrennt, über meinem Kopfe schweben möchten.

Jetzt kennen wir diese Pläne und auch ihr Schicksal. Nachdem Lesseps in Suez die Oesterreicher unter Negrelli beiseite geschoben, den Widerstand der Engländer besiegt und den Triumph von Suez gefeiert, will er auch Panama öffnen. Er besitzt erfahrene Hilfskräfte, eine erprobte maschinelle Technik und Kredit bei den Geldkräften. Nie war ein Sterblicher in gleichem Maße wie er zu dieser Riesenaufgabe befähigt. In Panama beginnen Schwierigkeiten. Krankheiten erscheinen. Die eingeborenen Arbeiter sterben wie Fliegen. Ein breiter Rücken von trachytischem Fels leistet Widerstand. Neue Gelder werden erforderlich. Man vereinfacht die Anlage durch Einführung von Schleusen. Wieder langen die Mittel nicht aus, aber die Höhe des bereits verwendeten Kapitals verhindert die Einstellung der Arbeit. Das Mißtrauen steigt. Das Unternehmen bricht zusammen. Das Gericht greift ein und verurteilt ihn, einst der Stolz Frankreichs. Der Kassationshof spricht ihn zwar frei, aber sein starker Geist ist gebrochen. In hohem Alter, ein Vergessener im eignen Vaterlande, verlischt endlich Ferdinand v. Lesseps und mit ihm ein prometheischer Funke. Unterdessen legt sich die schwere Hand seines ersten Gegners England auf sein Werk und auf ganz Aegypten.

Kehren wir aber zu unsern Studien zurück.

Couvreux war ein einfacher Maschinenschlosser gewesen und hatte sich durch Verbesserung der Bagger, Bau von Trockenbaggern und von Transporteuren zum Chef der Werkstätten emporgeschwungen. Er war ein Vertrauensmann v. Lesseps', der ihn später auch nach Panama mitnahm. Man machte in Suez kein Geheimnis daraus, daß der noch immer ziemlich hohe Einheitspreis für Baggerung in der Wiener Offerte durch den Transport und die Installation der Apparate bedingt sei, und daß eine Mehrleistung um einen wesentlich geringeren Preis geboten werden könne. Damit fiel unsre Hauptsorge, und Wex und ich waren nun überzeugt, daß wir erfolgreich und mit gutem Gewissen die Aushebung des ganzen Profils des Durchstiches vor der Kommission würden vertreten können. Dieses Ergebnis bedeutete die Geburt der Donaustadt, und zwar, um es genau zu sagen, am Serapeum zwischen Suez und den Bitterseen. Dafür trat eine neue Sorge hervor. Der Suezkanal besteht bekanntlich aus mehreren Teilen. Die Lagune Menzaleh ist eine seichte Erweiterung des Mittelmeeres. Ihr folgt ein Stück künstlich hergestellten Kanales, dann der weite See Timsah, an dem die Stadt Ismailia erbaut wurde, hierauf wieder ein Stück Kanal, dann die langgestreckten Bitterseen und abermals eine Kanalstrecke bis Suez.

Die Bitterseen waren abgedampfte Erweiterungen des Roten Meeres. Sie lagen infolge der Abdampfung tiefer als dieses; folglich auch tiefer als das Mittelmeer. Die Füllung dieser Bitterseen bis auf die normale Höhe bereitete große Schwierigkeit. Aehnliche Schwierigkeit bot der See Timsah. Ein zu rasches Einströmen drohte den Kanal zu zerstören, und wiederholte Versuche, dieses

Digitized by Google

Einströmen zu hemmen, mißlangen. Bei einem solchen Versuche gingen acht Männer und ein Weib samt seinen Kindern zugrunde, und diese Versuche kosteten auch viel Geld und viel Material. Eine solche Vorkehrung, in der Nähe des Serapeums, welche den Einfluß in die Bitterseen hemmen sollte, kostete 1 Million Franken und hielt nicht stand. Endlich mußte man sich entschließen, dem Roten Meer freien Einlauf in die Bitterseen zu lassen. Das Profil des Kanals mußte später auf lange Strecken wiederhergestellt werden. Viel Geld ging dadurch verloren, aber man verlor wenigstens kein Menschenleben.

Alle diese Gefahren standen uns in dem Augenblicke bevor, in dem die Donau in ihr neues Bett stürzen sollte. Darauf mußten wir gefaßt sein.

Der kurze Aufenthalt in Suez war mir noch in andrer als der technischen Richtung bedeutungsvoll. Es steht außer Zweifel, daß seit jener entfernten Zeit, in welcher Pharao Necho einen Arm des Nils als Kanal für kleinere Fahrzeuge bis Suez geleitet hatte, bis zu der Benutzung dieses selben Kanals durch Lesseps zur Herbeiführung von süßem Wasser für seine Arbeiter — hier nicht die geringste Niveauänderung eingetreten ist. Ebenso zeigten, namentlich südlich von den Bitterseen, die Meeresschichten eine so ausgezeichnet wagerechte Lagerung bis zu ansehnlichen Höhen, daß man von rasierten Abhängen sprechen konnte und die schon angesichts der jüngeren Meeresablagerungen von Wien erwachte Vermutung neuerdings hervortrat, daß die Trockenlegung des Landes, insbesondere auch die Bildung der Landenge von Suez, nicht, wie die geologischen Autoritäten meinten, durch Erhebung des Landes, sondern durch ein ausgebreitetes und gleichförmiges Sinken des Meeres herbeigeführt sei. Ich beschloß eine Reise an nordeuropäische Küsten. Aber viele Jahre sind vergangen, bevor sich dazu die Gelegenheit fand.

Am 27. November kehrten wir von Ismailia nach Kairo zurück. Zuerst führt die Bahn stundenlang durch gelbe Wüste. Endlich erscheinen die äußersten Ausläufer des Kanalsystems des Nils. Mit dem Wasser zeigt sich sofort Pflanzenwuchs. Hohes Schilf erfüllt die feuchten Gräben längs der Bahn. Zwischen diesem sieht man an lichten Stellen die breiten Blätter und die weißen Blüten des Lotos. Der Spornkiebitz und der weiße Silberreiher schreiten gravitätisch am Rande, und hinter der Pfütze strecken sich weit über die Ebene die Baumwollpflanzungen, in denen da und dort zwischen den weißen, flaumigen Fruchtbeständen noch die lichtgelbe Blüte bemerkt wird. Weiterhin folgt eine Gruppe von Palmen, unter denen schwarze Büffel, im Kreise gehend, eine Wasserhebmaschine treiben, die eine nahe Zuckerrohrpflanzung bedient. Ein Paar der ägyptischen Eisvögel, der Gestalt nach unsern Spechten ähnlich, schwarz und weiß, stets zu zweien sichtbar, flattert von den Palmen auf und läßt sich unter einer mächtigen Kaktushecke nieder, die das Zuckerrohr umgibt.

Ein nackter Fellah ackert; sein Gespann besteht aus einem Kamel und einem Büffel. Dann taucht hinter einem Hain von Sykomoren ein arabisches Dorf auf mit seinen niedrigen, aus ungebranntem Lehm angefertigten Hütten. Vor

Digitized by Google

dem Dorfe steht etwa ein Dutzend spitzkegelförmiger Bauten, höher als die Häuser; das sind die Taubenschläge des Dorfes.

So dauert lange die Abwechslung, bis eine Anzahl von Dampfschornsteinen sichtbar wird und auf freiem Felde eine Lokomobile, die eine Baumwollentsamungsmaschine treibt. Wir sind in der Station Zagazik angelangt; in dem kleinen Warteraume hängen die Bilder von Mazzini und Bakunin, von Kossuth, Garibaldi und Bem. Das ist die Diaspora von Europa.

Nach weiteren zwei Stunden sind wir in Kairo. Für den 28. November hatte der Khedive uns Oesterreichern eine Ueberraschung bereitet, indem er uns einen Raddampfer zur Verfügung stellen ließ, um die Stätte von Memphis zu besuchen. Wir fuhren etwa durch zwei Stunden stromaufwärts zu dem Palmenwalde, der heute die wenigen Ueberreste der Hauptstadt beschattet. Hier standen wir wieder an der Grenze des Lebens und des Todes. Ueber uns, an dem Steilrande der Wüste, erhoben sich die Pyramiden von Sakkarah. Viele von uns begaben sich auf Eseln zur Höhe; da aber die Zeit eben nur ausreichte, um die Apisgräber und die Pyramiden zu erreichen und zurückzukehren, zogen Winterstein und ich vor, zu sehen, was von Memphis noch zu sehen ist.

Da liegt am Fuße des Steilrandes zunächst die Wasserlache, welche als der Rest des Acheron angesehen wird; das Wasser der Vergessenheit ist selbst der Vergessenheit anheimgefallen. An andrer Stelle erblickten wir den gestürzten riesigen Koloß des großen Ramses II. (Sesostris), Wasser bespülte ihn. Weiterhin sahen wir einen nicht viel kleineren Koloß, mutmaßlich seine Frau und Kinder. Eine große beschriebene Marmortafel zählt seine Feldzüge und Großtaten auf; sie lag schräg am Boden. Nackte Knaben spielten auf ihr. Ehrgeiz, wo ist dein Sporn!

Dieses war mein letzter Ausflug in Aegypten. Am 30. November schiffte ich mich in Alexandrien auf dem „Alphée", einem Boote der Messageries, ein, das, aus China kommend, den Kanal passiert hatte.

*

Vom 2. auf den 3. Dezember trat schwerer Sturm ein. Die Nacht war stockfinster. Die Schiffsschraube lärmte, als würde sie nicht im Wasser, sondern in Sand und Steinen arbeiten. Haushoch stieg der Kiel hinauf und sank ebenso tief hinab. In gemessenen Zwischenräumen stürzte eine hohe Welle über die linksseitige Brüstung und fegte über das Deck. Der alte Patriarch von Syrien befand sich an Bord auf der Reise zum großen Konzil. Sein Dolmetscher und Begleiter war schwer seekrank, er selbst völlig hilflos. Wir suchten uns in der lateinischen Sprache zu verständigen, aber obwohl ich meinte, im Gymnasium kein ganz schlechter Lateiner gewesen zu sein, fiel es mir sehr schwer, den alten Herrn am nächsten Morgen z. B. zu fragen, ob er eine Tasse Bouillon oder etwas Biskuit nehmen wolle.

Der 4. Dezember brachte einen herrlichen Sonnenaufgang. Hoch ragte zur Linken das majestätische, überschneite Haupt des Aetna aus dem Frühnebel

Digitized by Google

empor, und indem zur Rechten glühend die Sonne sich zu heben begann, wurde nach und nach die breite Basis seines Kegels sichtbar. Dann enthüllten sich die Vorberge, endlich die zaubervolle Küste mit Catania, Taormina und Messina, während rechts die kalabrischen Berge mit Reggio in tiefem Schatten blieben. Wir salutierten Messina, ohne zu landen, und fuhren durch das schönste Tor nach Europa ein. Gegen 9 Uhr morgens leuchtete von Zeit zu Zeit von Stromboli her eine weiße Rauchwolke. In der Nacht erreichten wir Neapel.

Am 5. war ich in Pompeji, am 6. galt ein erster flüchtiger Besuch dem Vesuv. Daß ich wieder kommen müsse, stand mir außer Zweifel. Am späten Abende des 7. Dezember war ich in Rom.

Von dem ersten Eindrucke, den die Ewige Stadt hervorbringt, soll hier um so weniger gesprochen werden, als es in Strömen regnete. Der 8. Dezember war herangekommen. An diesem Tage sollte das Konzil eröffnet werden. Meinen Koffer hatte ich nach Wien vorausgeschickt. Mein Reiseanzug war recht verwittert, und ich zog es vor, einen bescheideneren Gasthof aufzusuchen.

Ich fragte, um welche Stunde bei St. Peter das Konzil eröffnet werde. Man wußte gar nichts davon. Während die Augen aller Völker hierher gerichtet sein sollten, hatte in Rom selbst der Vorgang die Aufmerksamkeit gar nicht gefesselt. „Ach," rief einer der Diener, „darum werden wohl heute früh so viele Prozessionen im Regen vom Lande hereingekommen sein."

Das war alles, was ich in Erfahrung brachte, und so machte ich mich auf gut Glück mit einem entlehnten Regenschirme auf den Weg. Ich kam an den Tiber. Von der Engelsburg donnerten Kanonen herüber, als gelte es, auch in den härtesten Schädel die Bedeutung dieses Tages für die Religion der Liebe hineinzuwettern.

Bald stand ich auf dem weiten Platze vor dem St.-Peters-Dom. Die Volksmenge war nicht allzu dicht, und ich konnte die Haupttreppe und das geräumige Vestibül leicht erreichen. Ein kurzes französisches Gespräch öffnete mir das Spalier der päpstlichen Zuaven. Im Innern des Domes war das Gedränge viel dichter. Da stand eine zahlreiche Gruppe irischer Pilger, die erfreut waren, von mir eine Antwort in englischer Sprache zu erhalten und mich in ihrer Verlegenheit baten, mich begleiten zu dürfen. Wir gelangten durch ein inneres Spalier und standen unter der Kuppel.

Hier konnte man vom Sockel eines der Riesenpfeiler aus einen Blick in das Seitenschiff werfen, in dem der historische Akt sich vollzog.

Unmittelbar vor mir standen in Doppelreihen die päpstlichen Hellebardiere im Stahlküraß, mit großen weißen Halskrausen, dann die Camerlenghi in schwarzem Gewand mit spanischen Mäntelchen, dann die Pagen in gelber Seide, mit Puffen und Krause. Das Seitenschiff war in ein elliptisches Amphitheater umgewandelt. An den beiden Enden der längeren Achse waren die Bankreihen unterbrochen, und zwar an dem mir nahen Ende durch einen niedrigen, einem Altar ähnlichen Aufbau, an dem jenseitigen, entfernten Ende durch eine hohe Estrade mit einem Thron, auf welchem der Papst saß. Auf den Stufen der

Digitized by Google

Estrade befanden sich Kardinäle in Purpur und Hermelin. Zur Rechten und zur Linken sah man auf den bogenförmig geordneten Bänken 700 Bischöfe, zumeist mit silbernen Mitren. Einige trugen Kronen. Man sang ein Hochamt.

Um 12 Uhr verließ ich St. Peter, traf auf der Haupttreppe mit Professor Braun aus Wien zusammen, der unsre Kaiserin hierher begleitet hatte, und eilte dann über den Tiber und enge Gassen zu der breiten Treppe, die zu Ara Coeli und der kapitolinischen Höhe ansteigt. In äußerster Spannung trat ich hinaus auf die Rampe, die gegen den Bogen des Septimius Severus hinabführt, und mein Blick flog über das Forum. Da standen weiter rechts die schlanken Säulen des Tempels des Jupiter Tonans und des Saturn, dann die Reste der Basilica Julia, mit einem Worte, da stand die ganze Pracht des alten Rom.

Ich wendete mich jenseits des Bogens des Septimius Severus zu der Stelle des Umbilicus mundi, des Nabels der Welt, einst einer vergoldeten Säule, von der aus die Meilen auf den Poststraßen des ganzen Weltreiches gezählt wurden. Neben ihr befand sich die Rednerbühne, und ihre Nähe sollte den Redner an die Würde des Ortes und an die Macht des zentralisierten Reiches erinnern.

Und wie es an ähnlichen Stellen auch minder beweglichen Gemütern ergehen mag, ist es mir ergangen. Im Traume sah ich die Tempel und Paläste wieder aufgerichtet, und das Forum füllte sich mit vielerlei Volk. Von einer stumpfen, abergläubischen Menge begleitet, ziehen Priester zum Tempel. Eine Gruppe junger Equites wendet sich mit satirischen Bemerkungen zur Seite. Vom Palatin her, durch den Titusbogen, folgt ein schreiender Schwarm einem kaiserlichen Hofbeamten, der von neuen Geschenken und neuen Spielen erzählt. In größerer Entfernung zu meiner Linken, in der Finsternis des Mamertinischen Kerkers, glaubte ich ein zweites Gesicht zu sehen, den Apostel einer neuen Religion, die sich die Religion der Menschenliebe und die Religion der Armen nennt.

Der Umbilicus mundi an meiner Seite war zu einem kleinen Trümmerhaufen zerfallen, und indem ich die beiden Gesichte verglich, trat mir deutlicher als je die Vergänglichkeit des Glanzes und die sieghafte Uebermacht der Ideen vors Auge. Als sich aber an diese beiden Gesichte das prunkvolle Bild reihte, das ich eine Stunde zuvor im Petersdome erblickt hatte, da unterließ ich einen Vergleich und erwachte.

Wenige Tage darauf war ich in Wien.

Digitized by Google

Meine Kriegsfahrten

Persönliche Erinnerungen

von

Kathinka v. Rosen, geb. Fabricius

III. Unter dem roten Halbmond

Wer die Moslems nicht durch die christlich gefärbte Brille sieht, weiß, wie gesund sie sind, und wer sie kennt, wird sie lieben und achten; sie besitzen Tugenden, die den sog. zivilisierten Nationen abhanden gekommen sind. Aber kennen muß man sie, ein flüchtiger Besuch am Bosporus genügt nicht, um ein Urteil fällen zu können. Man muß gute und böse Tage mit ihnen durchlebt haben, man muß sie als Gatten und Väter kennen und, last, not least, man muß sie als Kranke gepflegt haben, dann wird man die physische und moralische Kraft dieses so vielfach geschmähten Volkes beurteilen können.

Wie es Menschen gibt, die nur den Schmutz in den Straßen von Konstantinopel sehen, so genügt für andre das Wort „Vielweiberei", um die Moslems als unsittlich zu stempeln. Wer den unvergleichlichen Zauber orientalischen Lebens auf sich wirken läßt, wird den Schmutz zu seinen Füßen nicht sehen, und die Vielweiberei der Moslems sollte uns in milderem Licht erscheinen, wenn wir unsrer ledigen Mütter und unehelichen Kinder gedenken. Uneheliche Kinder, Verbrechen gegen das keimende Leben und Selbstmorde schwangerer Mädchen kennt der Islam nicht — ich dächte, das spräche zugunsten des Islams.

Ich lernte die Türken während des Türkisch-Russischen Krieges 1878 kennen. Lady Strangford, eine bekannte Philanthropin, hatte mich aufgefordert, die Leitung ihres Hospitals zu übernehmen. Wir gingen nach Adrianopel und richteten uns in einem großen, luftigen Hause behaglich ein. Unsre sechzig Betten wurden schnell belegt, ein Türke kochte für die Kranken, zwei Pflegerinnen pflegten unter meiner Leitung die Kranken, und unser einundzwanzigjähriger Doktor war vernünftig genug, sich nicht mit operativen Eingriffen zu befassen. Wir hatten, dank der guten Konstitution der Türken, ein unverschämtes Glück und nur einen Todesfall.

Alle Typen des Osmanenreiches waren bei uns vertreten, Araber, Tscherkessen, Aegypter, Baschi-Bosuks, von deren Wildheit und Grausamkeit uns die Zeitungen berichteten, und die im Lazarett sanft und folgsam waren.

Die türkischen Behörden standen uns treu zur Seite und erfüllten unsre unverschämtesten Forderungen. Lady Strangford stand mit den Beamten immer auf Kriegsfuß; so faßte sie es als Beleidigung auf, als eine behördliche Kommission aus Konstantinopel unser Spital sehen wollte, sie verweigerte den Eintritt in die Krankensäle, und die Herren mußten abziehen. Da mir als Leiterin des

Digitized by Google

Spitals daran gelegen war, es ihnen zu zeigen, und ich, bei dem großen Mißtrauen, das die Bevölkerung damals gegen die Engländer hegte, Lady Strangfords Vorgehen für einen Mißgriff hielt, ersuchte ich schriftlich die Herren, ihren Besuch zu wiederholen.

Um unliebsame Szenen zu vermeiden, überredete ich die streitbare Lady, mit unserm Doktor einen Spazierritt zu unternehmen. Kaum waren sie fort, als auch die Herren erschienen. Da ich beim Verbinden war, legten sie mit Hand an und zeigten großes Interesse für die Pflegerinnen, die mit dem Umbetten der Patienten beschäftigt waren und sich in ihrer Arbeit nicht stören ließen. Doch wir wurden vom Schicksal erreicht, denn als die Kommission die Treppe hinabging und die Küche inspizieren wollte, kehrte Lady Strangford zurück; sie stellte sich vor die Küchentür, fuchtelte mit der Reitpeitsche herum und erklärte, nur über ihre Leiche führe der Weg in die Küche. Mit ruhiger Würde, ohne ein Wort zu verlieren, zogen sich die Türken zurück. Der Bericht an das Kriegsministerium, den ich durch Baron Mundy erhielt, lautete günstig, und Lady Strangfords Unhöflichkeit wurde nicht erwähnt. Wir hatten fortwährend kleine Scharmützel mit den Behörden, aber unsre Freunde, Vefyk-Pascha, Wali der Provinz, und Djemil-Pascha, Militärgouverneur von Adrianopel, halfen uns immer wieder aus der Patsche. Es ist keine leichte Aufgabe, mit Engländern im Orient zu arbeiten. Der stete Kampf gegen Vorurteile, die absichtliche Verletzung türkischer Gesetze und die Unhöflichkeit im persönlichen Verkehr lassen weder Freundschaft noch Vertrauen zwischen Engländern und Türken aufkommen.

Wenn wir in Adrianopel auch nicht Hervorragendes leisteten, so konnten wir doch, da uns reichliche Mittel zur Verfügung standen, manchem armen, halbverhungerten Soldaten seine Leiden erleichtern — aber unsre Arbeit in Adrianopel nahm ein plötzliches Ende, und zwar durch einen harmlosen Scherz unsers Freundes und Gönners Achmed Vefyk-Pascha.

Bei einem Abendessen, das der Pascha den fremden Aerzten und Berichterstattern gab, hatte er unser Spital „une ambulance amateur" genannt. Unser junger Arzt, der sich über diese Bezeichnung belustigte, teilte sie mir bei seiner Rückkehr sofort mit. Da wir Lady Strangfords Empfindlichkeit kannten, beschlossen wir, Achmed Vefyk-Paschas Scherz für uns zu behalten. Er wurde ihr hinterbracht, und eines Morgens überraschte sie mich mit der Frage, ob ich die Verwundeten evakuieren könne und wie viele Tage ich zum Packen benötigen würde, wir müßten nach Sofia, dort bedürfe man unsrer Hilfe. Ambulance amateur! dachte ich; da aber jeder Widerspruch sie noch mehr aufgeregt hätte, begnügte ich mich mit der Frage, ob sie nicht bei der englischen Botschaft Erkundigungen einziehen wolle. Das tat sie, und in den folgenden Tagen fand ein lebhafter Depeschenwechsel statt. Layard erhob energischen Widerspruch, drohte, uns seinen Schutz zu entziehen und teilte ihr mit, daß der Einzug der Russen täglich in Sofia zu erwarten sei. Der Präsident des „Roten Halbmondes" und Baron Mundy beschworen uns, nicht hinzugehen, die Regierung

Digitized by Google

trug uns die schönsten Paläste am Bosporus für unsre Kranken an, falls wir nicht in Adrianopel bleiben wollten.

Umsonst! Denn: Ce que femme veut, Dieu le veut. Unsre Kranken wurden von den sehr guten türkischen Militärspitälern übernommen, wir packten Tag und Nacht, und eines Morgens saßen wir im Eisenbahnwagen und fuhren in sehr gedrückter Stimmung bei eisiger Kälte dem Kriegsschauplatz entgegen. Abends langten wir in Tartar Basardschick, der damaligen Endstation der Eisenbahn, an. Wir fanden ein gutes Nachtquartier, d. h. wir machten von unserm Frauenrecht Gebrauch und verdrängten Aerzte, Offiziere und Berichterstatter aus ihren Zimmern. Der Wirt versprach uns, für den nächsten Tag um 5 Uhr morgens Wagen und Pferde zu liefern.

Mit militärischer Pünktlichkeit fanden wir uns morgens um $^1/_2$5 Uhr beim Frühstück ein. Doch Pünktlichkeit ist ein Begriff, den die Völker damals da unten nicht kannten. Es wurde 8 Uhr, bevor wir uns in Bewegung setzten, und dann fuhren wir die ersten Stunden im Schritt. Kein Orientale treibt des Morgens nach der Fütterung seine Pferde an. Lady Strangford und ich suchten unsern Vorrat an türkischen Vokabeln zusammen, unser Doktor fluchte auf englisch, unsre Kawassen drohten mit fürchterlichen Strafen, alles umsonst; mit unerschütterlicher Ruhe antwortete der Kutscher: „Jawasch, jawasch!“ Das Wetter war wunderbar schön, wir genossen in vollen Zügen die köstliche Luft und gaben uns ganz dem Zauber hin, den eine Reise im offenen Wagen durch ein schönes, von der Kultur noch nicht berührtes Land gewährt. Trotzdem die Berge mit Schnee bedeckt waren und wir uns tags zuvor nicht hatten erwärmen können, wurde es so heiß, daß wir Pelz und Fußsack ablegen mußten. Gute Laune stellte sich trotz dem Eigensinn unsrer Rosselenker wieder ein, und mit Lachen und Plaudern vertrieben wir uns die Zeit.

Gegen Mittag belebte sich die Straße, bulgarische Flüchtlinge kamen uns entgegen, sie zogen es vor, sich unter türkischen Schutz zu stellen, statt in die Arme ihres Befreiers zu fallen. Der Zar wurde von den Bulgaren „Väterchen“ genannt — seine unmittelbare Nähe flößte ihnen jedoch Furcht ein. Auf den mit Ochsen bespannten und mit einem Leinwanddach bedeckten Karren lagen zwischen Betten und Hausgerät der verschiedensten Art leidende Frauen und schreiende Säuglinge. Das Wagendeck war mit Kränzen von Zwiebeln und rotem Paprika reich behängt, der Familienvater ging rauchend neben den Ochsen, größere Kinder schrien und sangen, prügelten sich und kugelten im Schnee umher. Karren folgte auf Karren, dazwischen Arrabas mit Verwundeten. Englische Berichterstatter stürmten zu Pferde an uns vorüber, kaum daß wir einige Worte mit ihnen wechseln konnten. Wir erfuhren, daß die Russen überall siegten und auf Sofia marschierten, das sie in den nächsten Tagen besetzen würden. Aber trotz der Eile fanden doch alle Zeit, uns für „mad“ zu erklären und uns den Rat zu erteilen, umzukehren. Da wir nun einmal so weit waren, konnten wir auch unsre Reise fortsetzen; ob man uns für mehr oder weniger verrückt hielt, blieb sich schließlich gleich.

Digitized by Google

Es wurde kälter, der Schnee lag fußhoch, und nur langsam konnten wir uns den Weg bahnen. Vor Einbruch der Nacht erreichten wir unser Nachtquartier, ein kleines Dorf am Anfang des Balkanpasses. In einem Khan fanden wir gute Unterkunft und sehr reinliche Betten. Unser Koch, ein Italiener, überraschte uns mit einem vorzüglichen Abendessen, aus Hühnern, Eiern und Salat bestehend. Hühner und Eier hatte er sicherlich gestohlen, was ihn jedoch nicht hinderte, sie uns in Rechnung zu stellen. An Schlaf war trotz der Müdigkeit nicht zu denken. Während der ganzen Nacht langten Flüchtlinge und Verwundete an. Unter unsern Fenstern, auf dem Marktplatz, hielten sie Rast, und da mit Ausnahme der Türken alle übrigen Bewohner des Orients ihren Gefühlen freien Lauf lassen, so kann man sich den Höllenlärm vorstellen.

Am nächsten Morgen wickelten wir uns in unsre Pelze ein, und fort ging es, dem Ungewissen entgegen. Die Flüchtlinge hatten unserm bulgarischen Dolmetsch allerhand Märchen aufgebunden. Die Baschi-Bosuks hätten soundso viele Dörfer eingeäschert, Weiber geschändet und Kinder ermordet, sie lauerten den armen Flüchtlingen auf, und uns würden sie sicherlich massakrieren. Die verwundeten Baschi-Bosuks, die wir in Adrianopel im Spital hatten, waren ruhige Leute. Auch die dort in Garnison lagen, gaben zu keiner Klage Veranlassung, uns salutierten sie stets, wenn wir das Abzeichen trugen. Da wir auf jedem Wagen eine große Fahne mit dem Halbmond hatten, und unsre Kawassen und das männliche Personal gut bewaffnet waren, ließen wir uns nicht einschüchtern.

Wir begegneten Baschi-Bosuks, hübschen Kerlen, die nicht halb so schlimm sind, als man sie schildert; reizen wird man sie nicht dürfen, dann geht das heiße Blut mit ihnen durch. Auf dem Wege nach Sofia zeigten sie sich von ihrer besten Seite, sie halfen den Verwundeten, und ich sah sie Hand anlegen, wenn es galt, einen im Schnee steckengebliebenen Wagen der Flüchtlinge flott zu machen. Die Kälte wurde immer empfindlicher, der Paß stellenweise so eng, daß an ein Ausweichen nicht zu denken war, der Schnee ging den Pferden bis an den Bauch. Unsre Kawasse ritten voraus, um die uns entgegenkommenden Flüchtlinge und Sanitätskolonnen aufzuhalten. Wo sich der Weg erweiterte, wurde haltgemacht, um endlose Wagenreihen an uns vorüberzulassen. Oft ließen wir die Pferde ausspannen, um sie den Sanitätswagen als Vorspann zu geben. Weite Strecken mußten wir zu Fuß gehen, unsre Wagen wurden geschoben, Pferde stürzten, die Pflegerinnen weinten und jammerten, und wir alle froren. Gegen 3 Uhr hatten wir die Hochebene, eine weite Ebene, in deren Mitte Sofia liegt, erreicht. Vor der Stadt kehrten wir in einem kleinen Khan ein und schickten den Doktor mit Dolmetsch und Kawas voraus, unsre Ankunft dem Gouverneur zu melden.

Lady Strangford war es von ihren früheren Reisen in der Türkei gewohnt, daß ihr die Behörden vor der Stadt entgegenkamen. Sie erwartete, diesmal mit ganz besonderen Ehren empfangen zu werden. Mich belustigte unser Auf-

Digitized by Google

enthalt in dem ungemütlichen Khan, denn ich glaubte nicht, daß der Pascha uns holen würde. Es steckt Soldatenblut in mir, ich weiß daher, daß man im Kriege für Empfangsfeierlichkeiten und Ehrenbezeugungen Frauen gegenüber weder Zeit noch Lust hat. Endlich kehrten unsre Abgesandten allein zurück. Der Gouverneur ließ Lady Strangford ersuchen, umzukehren; da sich keine Verwundeten in Sofia befänden, wäre ihre Anwesenheit überflüssig. Pferde und eine Abteilung Soldaten würde er schicken. Der gute Pascha! — er hatte die Rechnung ohne Lady Strangford gemacht. Wir bestiegen unsern Wagen und fuhren still und bescheiden in Sofia ein. Es war ein schmutziges Nest, die Straßen infolge des Schnees in einem gräßlichen Zustand, die Häuser verschlossen, und außer Soldaten war kein menschliches Wesen zu erblicken. Das Grand Hôtel, wie sich die elende Spelunke nannte, nahm uns auf. Wir mußten, um in den ersten Stock zu gelangen, durch das Billardzimmer gehen und wurden dort von einigen Engländern begrüßt, die uns wiederum für „mad“ erklärten. Lady Strangford war so empört über die Behandlung, die ihr ein Türke hatte angedeihen lassen, daß sie ihren Landsleuten erklärte, „mad“ oder nicht, sie wäre nun einmal da und würde bleiben.

Wir richteten uns so gut es ging ein und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Heiter war der erste Abend nicht; Lady Strangford war sehr schlechter Laune, die Pflegerinnen mit allem unzufrieden, der Koch tobte in der Küche, und die eisernen Oefen rauchten, wir hatten die Wahl, zu erfrieren oder zu ersticken, und daß der Feind in nächster Nähe stand, ließ sich aus dem Donner der Geschütze vernehmen.

Die Kälte hatte in der Nacht zugenommen, die Oefen hatten sich nicht gebessert, und ein heftiger Schneesturm trug nicht zur Behaglichkeit bei. Unsre Laune war, als wir uns am Frühstückstisch versammelten, der Witterung angemessen — grau in grau! Die Parole für den Tag lautete „Vorbereitung“ für den Besuch des Paschas. „It is his duty to call on me“ — mit diesen Worten hob die Lady die Sitzung auf und rauschte aus dem Zimmer. Wir versuchten Lady Strangfords Schlafzimmer den Anstrich eines Salons zu geben, Bett und Waschtisch wurden mit Decken malerisch verhüllt, wir suchten unsre besten Gewänder hervor, die Diener stopften die Friedenspfeife, der Koch bereitete den Kaffee, Kawassen standen vor der Tür, und wir saßen auf dem Diwan und beobachteten die hohle Gasse, durch die „Er“ kommen mußte. Wir warteten vergeblich, der Pascha kam nicht, und nach drei Tagen gingen wir. Lady Strangford konnte sehr liebenswürdig sein, sie bot dem Pascha ihre Freundschaft an, sie sprach von den Opfern, die sie fürs türkische Reich gebracht habe und noch zu bringen gesonnen sei. Der Pascha antwortete, daß er die Gefühle der Freundschaft erwidere, Hochachtung für die Königin und für die englische Nation empfände, Lady Strangford könne ihm ihre Freundschaft nur durch sofortige Abreise beweisen, Pferde und zwölf Soldaten würden innerhalb einer Stunde zu ihrer Verfügung stehen — sprach's und verließ das Gemach. Wir zogen ab: Lady Strangford entrüstet, der Doktor lächelte stillvergnügt, und mir

Digitized by Google

hatte der Alte gefallen. Er war ein Stocktürke, auf den europäische Frauen keinen Eindruck machten. In der Sache hatte er recht, Frauen haben in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes nichts zu suchen; da man die Verwundeten so schnell als möglich fortbringen muß, ist ihre Hilfe illusorisch, und für die Militärbehörden sind sie eine Last und oft eine schwere Verantwortung.

Der gute Pascha kannte nicht die Zähigkeit der Frauen im allgemeinen und die der Engländerinnen im besonderen. Wir dachten nicht daran, dem in höflicher Form erteilten Befehle Folge zu leisten. Wir depeschierten an Sir Layard, klagten über „turkish atrocities" und verlangten, wie man jetzt sagen würde, Sühne. Eine stark gepfefferte Depesche ging an Achmed Vefyk-Pascha ab, den Wali der Provinz, der als solcher Vorgesetzter des Gouverneurs von Sofia war. Mit dem stolzen Gefühl, daß „Old England" den Sieg über den alten Türken davontragen würde, kehrten wir ins Hotel zurück. Und wir siegten; wir erhielten die bulgarische Schule und durften unser Spital einrichten. Der Befehl war aus Konstantinopel gekommen, und der Pascha mußte gehorchen. Wie schwer es ihm wurde und warum er sich so sehr energisch gegen unsern Aufenthalt gewehrt hatte, erfuhr ich später von Achmed Vefyk. Der Gouverneur hatte in aller Stille die Archive fortgeschafft, die Spitäler aufgelöst und die Einwohner veranlaßt, die Stadt zu verlassen; er hatte die Absicht, beim Anrücken des Feindes Sofia in Brand zu stecken. Seit Beginn des Krieges hatte man die Stadt verproviantiert, reiche Vorräte waren für die türkische Armee aufgespeichert, die sich nicht fortbringen ließen. Hätte er seinen Plan zur Ausführung bringen können, die ganze russische Armee hätte erfrieren und verhungern müssen. Weit und breit gab es keine Dörfer, und Lebensmittel waren nicht vorhanden. Der Plan scheiterte, und die Russen bezogen ein vorzügliches Winterquartier.

Vom humanitären Standpunkte aus betrachtet, kann man den Gedanken, eine Stadt in Brand zu stecken, verwerfen, vom strategischen jedoch ihm volle Anerkennung zollen. Im Kriege gilt nur der eigne Vorteil. Ob der Plan durch Verrat bekannt geworden war, weiß ich nicht, ich vermute jedoch, daß die uns zuteil gewordene Erlaubnis damit zusammenhing; man wollte der hohen Politik wegen die Ausführung verhindern und schob uns vor. Nachdem wir den Ferman erhalten hatten, wurden wir gut behandelt. Täglich wurde uns das beste Fleisch verabfolgt, Reis und Kaffee erhielten wir in reichlicher Menge, Holz wurde geliefert, und zwölf Soldaten waren mit zwei Unteroffizieren Tag und Nacht anwesend.

Wir richteten so schnell als möglich unser Spital ein. Das gut möblierte Haus eines Bulgaren, der das Weite gesucht hatte, nahm uns auf. Das Wohnen in zwei Häusern hat sein Unangenehmes, und mir brachte es unglaublich viel Arbeit. Unser Dragoman, der im Nebenamt ein vorzüglicher Wärter war, erkrankte am Typhus; er wurde, da wir ihn der Ansteckung wegen im Spital nicht unterbringen konnten, mit einer Pflegerin im Wohnhause isoliert,

Digitized by Google

die zwei andern streikten, sie weigerten sich, abwechselnd mit mir den Nachtdienst zu übernehmen. Da weder Frauen noch Christen im Spitale wohnten, konnten sie aus sittlichen und religiösen Gründen nachts nicht ohne Schutz unter Türken weilen. Zwingen konnte ich sie nicht, auch Lady Strangford war machtlos — so wachte ich. Nacht für Nacht! Und während dieser Nachtwachen lernte ich die Moslems kennen!

Von unsern Fenstern aus konnte ich nachts die Wachtfeuer sehen, der Donner der Geschütze klang zu uns herüber, Tag und Nacht langten Verwundete und Erfrorene an. Es waren trostlose Wochen, die wir in Sofia verlebten; trotz aller Pflege und Sorgfalt, die wir den Armen zuteil werden ließen, starben die meisten. Von den Verwundeten wurden einige gerettet, diejenigen jedoch, die uns mit erfrorenen Gliedmaßen gebracht wurden, waren alle dem Tode geweiht.

Für schwere Fälle hatten unsre Soldaten Bettstellen verfertigt, leichtere wurden auf Strohsäcke gebettet; Kranke und Verwundete, die transportfähig waren und die nur ein bis zwei Nächte bei uns blieben, um sich auszuschlafen und gelabt zu werden, lagen in ihre Mäntel gewickelt überall herum. Unvergeßlich sind mir die Nächte in Sofia, die ich allein unter den Türken, mit denen ich mich nur durch Zeichen verständlich machen konnte, zubrachte. Draußen eisige Kälte und Kampf auf Leben und Tod, drinnen qualvolles Leiden, das still und ergeben getragen wurde. Die Stille der Nacht wurde durch kein Klagen unterbrochen, nur vereinzelt ließ sich ein leises „Allah" hören.

Vor den Krankensälen befand sich ein Zimmer für die Wache, und da es einen Ofen hatte, schlug ich dort mein Hauptquartier auf. Ein Unteroffizier und zwei Mann wachten mit mir, sie begleiteten mich auf meinen Rundgängen und halfen mir die Kranken heben und bequem lagern. Kehrte ich zu meinem Ofen zurück, so wurde Kaffee gekocht und wurden Zigaretten für mich gedreht — dann setzten sich die drei Türken zu meinen Füßen nieder, rauchten und schwiegen. Meine Gedanken flogen heimwärts, Nachtwachen in englischen und deutschen Hospitälern tauchten auf, unwillkürlich stellten sich Vergleiche ein, die alle zugunsten der Moslems ausfielen. Trat ich zu den Sterbenden, so versuchten sie meine Hand an Mund und Stirne zu führen — wollten sie mir danken? Wollten sie mich der Gnade ihres Gottes empfehlen — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß unter allen Kranken, die ich gepflegt, mir die Türken die liebsten waren. Der Türke ist dankbar und folgsam, mit ruhiger Würde trägt er die Leiden, die ihm Allah auferlegt, und ohne Furcht geht er dem Tod entgegen.

Der Moslem ist immer höflich und anständig, durch und durch Ehrenmann. Haben europäische Frauen andre Erfahrungen gemacht — so liegt die Schuld an ihnen.

Die Russen rückten heran, wir konnten die einzelnen Regimenter erkennen, konnten den Heldenmut, mit dem die Türken ihre Stellungen gegen den an Zahl weit überlegenen Feind behaupteten, beobachten. Der Pascha benachrichtigte uns

Digitized by Google

stets, wenn ein Transport Verwundeter in Sicht war. Wir konnten unsre Vorbereitungen treffen. Viel ließ sich nicht machen. Etliche Strohsäcke wurden eiligst gestopft und große Kannen mit Tee bereitet. Tee war das einzige Getränk, mit dem wir die Verwundeten laben konnten, und Tschai ist das Lieblingsgetränk des Orientalen.

Der Transport der Verwundeten vollzog sich in größter Ordnung und wurde so schonend als möglich ausgeführt. Baron Mundy hatte ihn organisiert, und sowohl der „Rote Halbmond" wie auch die Militärbehörden befolgten seine Anordnungen.

Langte ein Transport bei uns an, so wurden die Verwundeten von den Trägern, wo gerade Platz war, gelagert. Die Krankenzimmer waren groß und gut ventiliert, sagen wir lieber, sie waren eisig kalt, das war aber für die Erfrorenen die richtige Temperatur, in ein warmes Zimmer hätten wir sie nicht bringen dürfen. Wir gaben ihnen Tee, und nachdem sie sich etwas erholt hatten, begann die Arbeit. Das Entkleiden eines Verwundeten ist für die Pflegerin die schwierigste Arbeit, leider eine, die in Pflegerinnenschulen am wenigsten gelehrt und geübt wird. Die englische Pflegerin lernt weder das Heben und Umbetten noch das Entkleiden eines Verletzten. Ich konnte ihnen daher nur die leichteren Fälle überlassen, die schweren übernahmen der Doktor und ich. In Sofia war das Entkleiden besonders schwierig und nahm Stunden in Anspruch. Mäntel, Uniformen, Hosen und Stiefel waren steif gefroren, zerschneiden konnten wir sie nicht, da keine andern vorhanden waren und die Transportfähigen sobald als möglich fortgeschafft werden mußten. Hatten wir sie endlich entkleidet und mit gewärmter Wäsche versehen, so wurde einer nach dem andern auf den Operationstisch zum Verbinden gelegt. Die Wunden waren entsetzlich. Ich habe weder in Serbien noch später im Bulgarisch-Serbischen Kriege solche grauenhafte Verstümmelungen gesehen. Schießwunden waren nicht vorhanden. Granaten oder Bomben, oder was weiß ich, hatten ganze Körperteile fortgerissen. Verbunden waren nur wenige, sie wurden uns ja auch direkt vom Schlachtfelde gebracht.

Bei dem letzten Transport bemerkte ich, als ich mir die Leute flüchtig ansah, um zu wissen, wer zuerst verbunden werden mußte, einen mit verbundenem Kopf, nur Augen und Nase waren sichtbar. Ich hielt ihn für tot und ließ ihn liegen, bis wir mit den andern fertig waren. Als wir die Tücher, mit denen sein Kopf umwickelt war, lösten, zuckte er zusammen, und wir mußten unsre ganze Willenskraft zusammennehmen, um nicht vor Entsetzen zusammenzubrechen. Der ganze Unterkiefer, Zunge und alle Zähne und die Speiseröhre waren fortgerissen, nur die Luftröhre schien intakt. Wir bedeckten die Wunde mit Jodoformgase, gaben ihm eine Morphiumeinspritzung, und nachdem er eingeschlummert war, zerschnitten wir seine sämtlichen Kleidungsstücke, wickelten ihn in wollene Decken ein und legten ihn auf ein in der Eile herbeigeholtes Bett. Unser junger Arzt hielt sich tapfer, verordnete künstliche Ernährung, er eilte in die Küche, ließ beaf-tea machen, brachte Kognak, Sekt, Milch und Eier und meinte, es sei unsre

Digitized by Google

Pflicht, das Leben des Unglücklichen solange als möglich zu erhalten. Ich bat ihn, zu Bett zu gehen und mir die Sorge für den Kranken zu überlassen. Der Fall war hoffnungslos, und so verteilte ich die mir in großen Mengen aus der Küche geschickten Stärkungsmittel an hoffnungsvolle Fälle und hielt den Unglücklichen unter Morphium. Meine Ansichten über Pflicht stimmten nicht immer mit denen meiner Freunde überein, ich hielt es für meine Pflicht, den Armen so rasch als möglich von seiner Qual zu erlösen und ihn schmerzlos in sein Paradies hinüberschlummern zu lassen. Er lebte noch sechsunddreißig Stunden. Er wurde mit militärischen Ehren begraben, d. h. Soldaten trugen den Sarg. Der Pascha gab ihm das Geleite. Wie der Mann hieß, wußten wir nicht.

Am 28. Dezember erhielten alle in Sofia anwesenden Engländer den Befehl, sofort nach Konstantinopel zurückzukehren. Außer uns befanden sich noch zwei junge Engländer in Sofia, sie hatten Teeküchen eingerichtet und verteilten an die auf dem Rückzuge begriffenen Truppen Tabak und wollene Decken. Die Herren wollten natürlich dem Befehl ihres Botschafters Folge leisten, und da sie annahmen, daß Lady Strangford auch abreisen würde, erboten sie sich, alle nötigen Vorbereitungen für unsre Abreise zu treffen. Lady Strangford blieb. Sie trug sich mit der Hoffnung, als Kriegsgefangene nach Rußland abtransportiert zu werden. Die Gefühle der Engländer während des Krieges waren geteilt: Begeisterung für die Bulgaren, die man vom türkischen Joche befreien wollte, und glühender Russenhaß, denen man jeden Sieg mißgönnte, kamen häufig miteinander in Konflikt. So erging es auch Lady Strangford; sie war eine kluge und geistreiche Frau, Bulgarenliebe und Russenhaß machten sie jedoch für Vernunftsgründe blind und taub. Sie wollte von den Russen schlecht behandelt werden. Hätte man sie in Ketten gelegt und nach Sibirien verbannt, sie wäre glücklich gewesen. Ich suchte ihr vergeblich klarzumachen, daß die Genfer Konvention eine Gefangennahme ausschlösse, daß General Gurko einer vornehmen englischen Dame nur mit Achtung begegnen und ihr die Wahl lassen würde, zu bleiben und sich den russischen Aerzten zur Verfügung zu stellen oder mit ihrem Personal abzureisen.

Lady Strangford erhielt am 4. Januar General Gurkos Besuch, er legte auf die Ambulanz Beschlag und machte ihr den Vorschlag, unter Aufsicht des russischen Roten Kreuzes ihre Arbeit fortzusetzen oder über Wien nach England oder der Türkei zurückzukehren. Pferde und einen Passepartout bis zur österreichischen Grenze stellte er ihr zur Verfügung. Aus der Gefangennahme wurde nichts, aber trotzdem entspann sich eine Zeitungsfehde zwischen Lady Strangford und General Gurko. Sie schrieb an die „Times", General Gurko habe bei seinem Besuch vor ihr ausgespuckt, um ihr seine Verachtung zu zeigen; er sei kein Gentleman. Natürlich konnte er eine derartige Beschuldigung nicht auf sich sitzen lassen, er wies die Anklage zurück und machte sich über Lady Strangford lustig. So ging es eine Zeitlang hin und her, bis die Sache im Sande verlief, ohne einen Weltkrieg herbeizuführen.

Digitized by Google

Da ich kein Verlangen trug, dem Einzug der Russen beizuwohnen, verließ ich Lady Strangford und kehrte in Begleitung zweier Engländer und eines jungen deutschen Studenten, den uns Baron Mundy einige Tage zuvor zur Hilfeleistung geschickt hatte, nach Konstantinopel zurück. Wir verließen Sofia frühmorgens. Der Uebergang über den Balkan verlief trotz dem hohen Schnee günstig, und wir erreichten noch vor Dunkelheit die kleine Stadt, in der wir auf unsrer Hinreise übernachtet hatten. Das gastliche kleine Haus fanden wir verschlossen, aber ein altes Weib kam herbeigeeilt und meinte, wenn wir uns an den Kaimakan wenden würden, so würde er uns den Schlüssel geben. Die Engländer gingen hin und kehrten mit dem Kaimakan zurück, der uns das Haus zur Verfügung stellte und der Frau den Auftrag gab, für unsre Abendmahlzeit zu sorgen. Sie schleppte auch Vorräte aller Art zusammen, die Herren kochten, ich saß am Herdfeuer und wärmte mich, und die Alte schwatzte. Was sie erzählte, war nicht uninteressant. Armenier, Griechen und Juden hatten die Stadt verlassen und ihre Häuser, in denen große Vorräte aufgespeichert lagen, verschlossen. Den armen türkischen Soldaten und bulgarischen Flüchtlingen wollten sie nichts verabreichen, sie hatten sich in der Nähe irgendwo versteckt und warteten auf die Ankunft der Russen.

Ich zog mich bald zurück, um einige Stunden schlafen zu können, denn mit Tagesanbruch wollten wir abfahren, um noch rechtzeitig in Tartar Bazardschick den Eisenbahnzug nach Konstantinopel zu erreichen. Hoher Schnee lag überall. Wir überholten einige Sanitätswagen mit unsern Kranken, alle streckten uns die Hände entgegen und baten um „tu tun“. Ich hatte unsern großen Vorrat an Tabak und Zigarettenpapier entführt, den Russen wollte ich sie nicht lassen, so konnten wir den armen Kerls doch eine kleine Freude bereiten. Auch an vielen Leichen kamen wir vorüber, wir sahen aber auch, wie Verwundete ihre Arrabas verließen, um ihre Kameraden zu begraben oder sie mit Schnee zu bedecken. Verwundete trugen andre, die nicht mehr weiter konnten. Es waren traurige Bilder, die an mir vorüberzogen, die mich aber doch erfreuten, denn sie zeigten mir den Türken in seiner Kraft und Gutmütigkeit. In Tartar Bazardschick fanden wir kein Unterkommen, wir fanden aber auch keine Eisenbahn, man hatte sie zerstört, um den Russen den Einzug in Konstantinopel etwas weniger bequem zu machen. Wir erhielten Pferde und erreichten spät abends Philippopel. Wir fanden ein gutes Unterkommen, wurden aber mit der Nachricht begrüßt, daß wir erst in Adrianopel mit der Eisenbahn weiterkommen könnten. Durch Vermittlung des englischen Konsuls erhielten wir am nächsten Morgen zwei Wagen. Der Weg war infolge der Schneemassen grundlos, und als wir in der Nähe Adrianopels anlangten, fanden wir die Brücke über die Maritza zerstört. Unsre Herren konnten mit ihren großen Wasserstiefeln durch die Maritza waten, aber für den armen Studenten und für mich war die Sache doch etwas mißlich. Im Wagen konnte ich auch nicht bleiben, weil das Wasser hineindrang. Die Pferde wurden ausgespannt, und die Engländer mit den Rosselenkern trugen uns im Wagen an das andre Ufer. So unangenehm die

Digitized by Google

Engländer im Eisenbahnwagen und auf Dampfern sind, so nett sind sie auf Reisen mit kleinen Hindernissen, die ihnen ein anregender Sport sind. In Adrianopel übernachteten wir in dem hübschen kleinen Gasthaus gegenüber dem Bahnhof. Mit der Eisenbahn verließen wir am nächsten Morgen Adrianopel und erreichten am Abend Konstantinopel.

Zeichnet die fünfte Kriegsanleihe!

Der Krieg ist in ein entscheidendes Stadium getreten. Die Anstrengungen der Feinde haben ihr Höchstmaß erreicht. Ihre Zahl ist noch größer geworden. Weniger als je dürfen Deutschlands Kämpfer, draußen wie drinnen, jetzt nachlassen. Noch müssen alle Kräfte, angespannt bis aufs äußerste, eingesetzt werden, um unerschüttert festzustehen, wie bisher, so auch im Toben des nahenden Endkampfes. Ungeheuer sind die Ansprüche, die an Deutschland gestellt werden, in jeglicher Hinsicht, aber ihnen muß genügt werden. Wir müssen Sieger bleiben, schlechthin, auf jedem Gebiet, mit den Waffen, mit der Technik, mit der Organisation, nicht zuletzt auch mit dem Gelde!

Darum darf hinter dem gewaltigen Erfolg der früheren Kriegsanleihen der der fünften nicht zurückbleiben. Mehr als die bisherigen wird sie maßgebend werden für die fernere Dauer des Krieges; auf ein finanzielles Erschlaffen Deutschlands setzt der Feind große Erwartungen. Jedes Zeichen der Erschöpfung bei uns würde seinen Mut beleben, den Krieg verlängern. Zeigen wir ihm unsre unverminderte Stärke und Entschlossenheit, an ihr müssen seine Hoffnungen zuschanden werden.

Mit Ränken und Kniffen, mit Rechtsbrüchen und Plackereien führt der Feind den Krieg, Heuchelei und Lüge sind seine Waffen. Mit harten Schlägen antwortet der Deutsche. Die Zeit ist wieder da zu neuer Tat, zu neuem Schlag. Wieder wird ganz Deutschlands Kraft und Wille aufgeboten. Keiner darf fehlen, jeder muß beitragen mit allem, was er hat und geben kann, daß die neue Kriegsanleihe werde, was sie unbedingt werden muß:

Für uns ein glorreicher Sieg,
für den Feind ein vernichtender Schlag!

Digitized by Google

Literarische Berichte

Württemberg unter der Regierung König Wilhelms II. Unter Mitwirkung einer großen Zahl hervorragender Mitarbeiter herausgegeben von Prof. Dr. V. Bruns. Ein Band von 1000 Seiten Großoktav. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—, in Halbfranz M. 6.—.

Am 6. Oktober dieses Jahres begeht das Königreich Württemberg die 25. Wiederkehr des Tages, an dem König Wilhelm II. den Thron bestieg. Der Ernst der Zeit leitete darauf hin, das Jubiläum statt mit glänzenden Feierlichkeiten mit Leistungen dauernder Art zu begehen. Dieser Gedanke gab auch die Anregung zu vorliegendem Werk, das in knapper, allgemeinverständlicher Zusammenfassung und doch in weitgestecktem Rahmen schildert, wie sich Württemberg unter der Regierung König Wilhelms II. bis heute entwickelt hat. Es ist ein Buch für alle, die Liebe zu ihrem engeren Vaterland und Interesse an den heimischen Zuständen und Geschehnissen haben. Auf eine Einleitung, die vom König und dem Königlichen Haus berichtet, die Grundlinien der Geschichte Württembergs von 1891—1916 und eine Statistik der Bevölkerung gibt, werden in fünf großen Abschnitten Staat und öffentliches, religiöses, geistiges und künstlerisches Leben und Wirtschaftsleben behandelt. Hervorragende Staatsbeamte und Geistliche, Universitätslehrer und Schulmänner, Vertreter des Handels und der Industrie, der künstlerischen und literarischen Kritik haben die einzelnen Kapitel, die je ihren Berufskreis behandeln, übernommen, so daß durchweg Schilderungen von authentischem Wert, aus voller Sachkenntnis und weitestem Ueberblick des Stoffes heraus entstanden; dabei haben aber die Verfasser, dem Zweck des Buches sich anpassend, ihre Ausführungen immer in klarer, allgemein verständlicher und fesselnder Form zu geben gewußt. So erhalten wir hier die erste volkstümliche Heimatschilderung, wie eine solche bisher zu so beispiellos billigem Preis noch für keinen Bundesstaat vorhanden ist. Der ganz ungewöhnlich billige Preis des stattlichen und doch handlichen Bandes, der nur durch eine reiche Stiftung ermöglicht worden ist, wird wesentlich mit dazu beitragen, das Werk den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, das übrigens, dank der Gediegenheit und wissenschaftlichen Zuverlässigkeit der in ihm gesammelten Beiträge, auch über die Grenzen Württembergs hinaus Beachtung verdient und sie bei allen finden wird, die sich im allgemeinen für deutsche Partikulargeschichte und im besonderen für das durch Natur und Volksbegabung so reich bedachte Württemberger Land interessieren.

Des Kampfes wert. Roman von Sabine Claudius. Dresden und Leipzig, H. Minden. 304 S. M. 3.— (4.20).

Maskenball in Berlin, abenteuerlicher Aufenthalt auf hoher Alm, Künstlertreiben in München, mit bekannten Romanfiguren bevölkert, zuweilen ein Anlauf zu höherem Ziel, meistens nur Lesestoff für platte Unterhaltung. Dabei ist Begabung für flottes Erzählen, für die Wiedergabe von Gesprächen und — wenigstens in Nebengestalten — für Charakterzeichnung nicht zu verkennen, so daß man wünschen möchte, daß die Verfasserin sich einmal an einfachen und lebenstiefen Stoffen versuchte. H. Brömse.

Hindenburg. Ein Lebens- und Charakterbild in hundert Erzählungen. Von Hermann Schindler. Dresden, Verlagsanstalt Apollo. Geheftet M. 1.—, gebunden M. 1.80.

Es war ein glücklicher Gedanke, die Lebensgeschichte des volkstümlichsten Mannes der Gegenwart, Generalfeldmarschall v. Hindenburg, in der Form von hundert Erzählungen darzubieten, seine weltgeschichtlichen Taten zu schildern und seinen Charakter zu zeichnen. Die Erzählungen, deren jede ein Ganzes für sich bildet, bringen das Wesen des Helden dem Leser besser näher als lange Erörterungen, namentlich da sie sehr lebendig geschrieben sind und neben dem Ernsten auch Heiteres eingeflochten ist. Das Buch, dem als Zierde ein gutes Bild Hindenburgs beigegeben ist, eignet sich besonders für die Jugend und auch als Liebesgabe für unsre Feldgrauen.

Der Briefwechsel zwischen Jakob Burckhardt und Paul Heyse. Herausgegeben von Erich Petzet. Mit 2 Bildnissen. (J. J. Lehmann, München 1916.) Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Den Lesern der „Deutschen Revue" braucht dieser Briefwechsel kaum empfohlen zu werden, lernten sie doch vor einigen Monaten anziehende Proben daraus kennen, die in jedem, der zu einem der beiden Männer in einem inneren Verhältnis steht, den Wunsch wachgerufen haben werden, sich an der vollständigen Sammlung zu erfreuen. Nachdem diese nun erschienen ist, kann gesagt werden, daß sie nicht nur eine schöne Bereicherung für das Lebensbild Heyses wie Burckhardts,

Digitized by Google

sondern eine wahre Zierde der deutschen, an Kostbarkeiten schon so reichen Briefliteratur bedeutet. In liebenswürdigstem, herzlich aufrichtigem Verkehr sehen wir hier die beiden Männer, die als wahrhaft adlige Naturen für die Nachkommen fortleben, nicht nur in ihrem Tun, sondern auch in dem, ‚was sie sind': geistig freie und dabei überzeugungstreue, aus fester, schöner Ueberlieferung erwachsende und doch im höchsten Sinn unabhängige Charaktere. Die beiden Freunde schreiben sich nicht nur über Poesie, es atmet auch viel echte Poesie froh und dankbar genossener Jugendjahre aus den Briefen, und wenn in späteren Jahren leider der briefliche Verkehr fast ganz aufhört, so gibt es doch bei seinem gelegentlichen Wiederaufleben immer wieder einen guten, reinen Klang. — Besonderen Dank verdient der Herausgeber, Dr. Erich Petzet, der seine volle Gewissenhaftigkeit nicht, wie es leider immer wachsende Unsitte ist, durch kleinliche Akribie in nebensächlichen Dingen dem Leser aufdringlich bemerkbar macht, sondern sie in sorgfältigster Erläuterung alles dessen, was zum sachlichen Verständnis der Briefe nötig ist, betätigt und uns damit den Genuß des Buches, das Miterleben dessen, was die Freunde an Schicksalen und Meinungen austauschen, erleichtert und vertieft. —y—

Gedanken zur Kriegszeit. Von Hans v. Wolzogen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 1.—.

Ursprünglich als Aufsätze in der „Täglichen Rundschau", „Deutschen Welt", im „Türmer", in „Christentum und Gegenwart" in den „Bayreuther Blättern" (von Wolzogen selbst herausgegeben), den „Zeitfragen", den „Leipziger Neuesten Nachrichten" erschienen, dürfen diese Arbeiten des religiösen Denkers Anspruch auf bleibende Beachtung erheben. Sie meiden durchaus das eigentlich politische Gebiet und führen ins innere Leben, indem sie jede „Frage" der Zeit in eine Aufgabe münden lassen, die an unser Pflichtgefühl, an unser aller Mitverantwortung rührt. Nicht das Lob der deutschen Errungenschaften oder der Deutschen in concreto ist das Ziel, sondern eine von allen Redensarten freie Erkenntnis, was uns der Krieg alles lehren könne. Besonders gedankentief sind die Untersuchungen: „Was ersetzt uns den Krieg?" — „Wir und das Ausland" — „Sieg und Niederlage"; auch die Gobineau und Chamberlain gewidmeten Worte verdienen warme Beherzigung. Als unsre Gegner faßt Wolzogen nicht ausschließlich die Erscheinung der Feinde, sondern im Sinn des echten Denkens auch seelische Erscheinungen in uns selber. Dies gibt ihm anderseits die Freiheit, gelegentlich Paris mit Berlin in einem für uns nicht schmeichelhaften Punkte zu vergleichen (S. 11/12). Denen, die sich wundern, weil der Krieg noch nicht seine volle erzieherische Kraft geweckt hat, gibt der Verfasser zu verstehen, daß die Zustände vor Kriegsausbruch durch die Zeit der Begeisterung nicht einfach ungeschehen gemacht werden. Mit Beschämung haben wir festzustellen, daß bis in die Tage des Parzifalstreites hinein gegen R. Wagners Werk „ganz das gleiche Uebermaß von Unverständnis, Feindseligkeit, Lüge, Entstellung, Lästerung aller Art" getobt hat, das wir nachher als Deutsche vom Ausland zu kosten bekamen!

Dr. K. Grunsky.

Frontberichte eines Neutralen. Vom schweizerischen Major Tanner. Bd. 2: Polen und Karpathen. Mit vielen Bildern nach Aufnahmen des Verfassers. Berlin, Verlag von August Scherl G. m. b. H. M. 3.—.

Major Tanner verfügt nicht nur über eingehende militärische Fachkenntnisse, sondern besitzt auch einen ungetrübten Blick und die Gabe, das von ihm Geschaute lebendig darzustellen. Als Schweizer verleugnet er niemals seinen schweizerischen Standpunkt und hält auch nie mit seinem freimütigen Urteil zurück. Er verteilt gleichmäßig zwischen den kriegführenden Völkern Licht und Schatten, und wenn er zu anerkennender Beurteilung unsrer und unsrer Verbündeten Kriegführung kommt, so dürfen wir uns darüber aufrichtig freuen und mit Genugtuung feststellen, daß es im neutralen Auslande auch Männer gibt, die uns trotz aller Anfeindungen und Verleumdungen Recht und Gerechtigkeit zuteil werden lassen. Der Verfasser schildert die schweren Kämpfe in Polen und den Karpathen. Aus jeder Zeile spricht das Selbsterlebte. Wir lernen Heerführer und schlichte Soldaten kennen, sehen mit den Augen des Ausländers unsrer und unsrer Verbündeten Organisation, sind mit ihm im Getümmel der Schlacht und teilen mit ihm seine Strapazen. Es sind Gemälde von packender Kraft, die uns Tanner vorführt, und die Wirkung, die sie hinterlassen, ist um so tiefgehender, als aus jeder Zeile die Wahrheitsliebe des Verfassers spricht.

Die Mordinsel. Von Ferd. v. Wahlberg. Wien-Leipzig, W. Braumüller. 195 S. Kr. 3.60 (M. 3.—).

Die deutschen Ansiedelungen an der Wolga, zu denen uns der Verfasser schon wiederholt geführt hat, bilden auch den Hauptschauplatz dieser Erzählung. Wieder fesselt er uns durch die volks- und kulturgeschichtliche Seite der Darstellung. Auch die Kraft der Erfindung und manch wohlgelungener Abschnitt der Geschichte verdienen anerkannt zu werden. Aber im ganzen scheint mir doch der Inhalt, der dem Rahmen eingespannt ist, zu vielgestaltig und buntscheckig zu sein. Der Ver-

Digitized by Google

fasser weiß starke innere und äußere Kämpfe zu ersinnen, aber er holt zur Durchführung zuviel Stoff heran, der die Anteilnahme ablenkt, weil er im Innern nicht genug mit dem Kern verbunden ist. H. Brömse.

Shakespeares Werke. Uebersetzt von Schlegel und Tieck. Herausgegeben von Professor Dr. Wolfgang Keller. Fünfzehn Teile in fünf Bänden. Berlin, Verlag von Richard Bong. Gebunden M. 11.50.

Zum dreihundertsten Todestage Shakespeares, mitten in dem gewaltigsten Kriege, der je über die Erde tobte, erscheint diese neue vollständige Shakespeare-Ausgabe, ein Zeichen echt deutschen Gelehrtengeistes und deutscher Kultur! Es gibt freilich schon eine sehr große Anzahl Shakespeare-Ausgaben, aber die vorliegende hat Vorzüge, die ihr einen besonderen Platz innerhalb der Legion der andern anweisen: Sie ist trotz aller Volkstümlichkeit streng wissenschaftlich und kritisch ernst. Keller hat sich mit gutem Recht an die Schlegel-Tiecksche Uebersetzung gehalten und mit Geschick da verbessert und ergänzt, wo offenbar Irrtümer vorliegen. In dieser Form lebt nun einmal Shakespeares Geist unter uns, und darum soll man an ihr, die ja hohe dichterische Qualitäten besitzt, nicht rütteln. Sehr dankenswert ist es, daß der Herausgeber der neuen Ausgabe die beiden Epen „Venus und Adonis" und „Lukrezia" sowie die Sonette beigegeben hat. Die Sonette sind wohl das persönlichste, was uns der Dichter hinterlassen hat, sie geben uns erst den ganzen Dichter, die Persönlichkeit, den Menschen. Die Ausstattung der neuen Ausgabe ist musterhaft und der Preis äußerst niedrig.

Sturmgeboren. Von Friedrich Ulmer. Gedichte aus dem Krieg. 5. Auflage. München, Paul Müller. Geb. M. 1.20.

Ulmers Gedichte gehören zu den besten der Kriegsliteratur. Sie sind von glühender Vaterlandsliebe und hoher Begeisterung erfüllt. Alle Freude und alles Leid des Kriegs kommt darin zum Ausdruck. Mit gleichhoher Kunst weiß der Verfasser beides darzustellen. Den Wert der Sammlung beweist auch die große Zahl der Auflagen, die sie in kurzer Zeit erlebte. E. M.

Rund um den Krenzturm. Roman aus den Dresdener Maitagen von 1849. Von Gustav Hildebrand. Mit Federzeichnungen von Josef Windisch. Leipzig, Schulze & Co. 306 S. M. 3.—.

Der Dresdener Aufstand von 1849 bildet den Hauptgegenstand, die gut gelungene Schilderung der Barrikadenkämpfe den Höhepunkt des Romans. Als kulturgeschichtliche Darstellung verdient er Aufmerksamkeit, als Dichtung wirkt er etwas lebern. Die Helden der beiden eigentlichen Romanhandlungen sind in ihrem Seelenleben kaum glaubhaft gemacht; einige Nebenpersonen, Vertreter der verschiedenen politischen Parteien, geben besseres Zeugnis von der Gestaltungskraft des Verfassers. Br.

Schiller der Politiker im Licht unserer großen Gegenwart. Von Theodor Birt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Der Marburger Professor der klassischen Philologie, Th. Birt, behandelt in seiner Schrift Schillers Persönlichkeit und Religiosität, seine Bedeutung als Kriegsdichter und als Historiker und Politiker. Seine Arbeit ruht auf wissenschaftlicher Grundlage — das beweisen die angehängten „Nachweise und Zusätze" —, aber doch merkt man da und dort, daß er kein Literarhistoriker von Fach ist. Sein Irrtum in der nicht unwichtigen Abfassungszeit des Gedichts „Deutsche Größe" (S. 51 f.) mag besonders erwähnt sein. Aber dennoch erkennen wir gerne an, daß die Schrift mit großer Lust und Liebe verfaßt ist. Birt weiß recht angenehm darzustellen, und so wird sein Werk in weiteren Kreisen dankbare Leser finden.

Dr. Ernst Müller.

„Aus heiligen Quellen". Ein Büchlein von Krieg und Sieg. München, Verlag von F. Bruckmann A.-G. 50 Pf.

Das von Professor Bertholet in Göttingen zusammengestellte Büchlein stellt einen Versuch dar, die wuchtigen, in dieser Zeit doppelt eindringlichen Worte der Heiligen Schrift über Krieg und Sieg zu einem Gesamteindruck zu vereinigen. Die Auswahl führt den Leser durch alle Stimmungen des kriegerischen Erlebens hin zu dem festen Vertrauen in den Sieg und der Zuversicht auf den kommenden Frieden. Ein Buch, das nicht nur den Kämpfern draußen, sondern auch den Beladenen daheim den Mut stärken wird.

Hat Christus gelebt und lebt er noch heute? Von Dr. Hermann Türck. (71 S.) Schwerin, Spiller. M. 1.50.

Der Verfasser des bekannten Buches „Der geniale Mensch" hat in den Tagen, wo Kalthoff und Drews das geschichtliche Dasein Jesu bestritten haben, sich auch die Frage vorgelegt, ob das, was Jesu in den Quellen zugeschrieben wird, vom damaligen Volksgeiste erfunden und dann einer erdichteten Person zugeschrieben worden sein kann. Die Antwort, die sich ihm aufgedrängt hat, lautet: Nein, denn das Wesentliche an den Prinzipien

Digitized by Google

des Christentums überragt das gewöhnliche Menschenniveau. „Das war die ungeheure schöpferische Tat Jesu Christi, daß er den Goldschatz des sittlich genialsten Volkes der Erde von allem niedrig Menschlichen und beschränkt Kultischen reinigte und so zum Gemeingut für die Menschheit machte" (S. 11). Das und noch andres in Türcks Buch ist richtig. Ed. König.

Spione. Von Ferdinand Künzelmann. Berlin, R. Markiewicz. 154 S. M. 1.—, M. 1.50 (2.50).

Die Formung des Motivs: Ueberlistung eines Listigen wird an mannigfachen Stoffen im ganzen geschickt versucht. Die Ereignisse zeigen Erfindungsgabe und bieten hinlängliche Spannung, der Vortrag ist gefällig und lebhaft. Zu einer Vertiefung ins Seelische und damit ins Künstlerische werden freilich nur schwache Anläufe gemacht. Den etwas gewaltsamen und äußerlichen Entlarvungsgeschichten folgen ein paar Skizzen von feinerem Gefüge. H. Brömse.

Kriegsbilder-Tagebuch des Malers Ernst Vollbehr. Mit 36 mehrfarbigen und 36 einfarbigen Tafeln nach Originalskizzen und vielen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. München, Verlag von Fr. Bruckmann A.-G. Gebunden M. 12.—.

Ein eigenartiges Buch, das einen tiefen Eindruck auf den Beschauer macht. Selbstverständlich steht das Malerische im Vordergrund: malerische Ruinen und Landschaftsbilder, Stimmungsbilder, Lagerplätze, Höhlen, Lazarette usw. Alles keck erfaßt und mit sicherem Pinsel hingeworfen. Und malerisch erfaßt sind auch die prächtigen photographischen Aufnahmen, die das Leben und Treiben an der Front treffend charakterisieren und manchen interessanten Naturausschnitt bringen. Hinter dem reichen Illustrationsmaterial steht der begleitende Text keineswegs zurück. Vollbehr führt mit gleicher Meisterschaft wie Pinsel und Stift auch die Feder, seine kleinen Skizzen sind sehr frisch geschrieben und geben in liebenswürdiger, schlichter Weise nur Selbsterlebtes wieder. Das Werk ist ein echtes Künstlerbuch vom Kriege und verdient unter den vielen Kriegsbüchern einen besonderen Platz.

Geschichte und Herkunft der alten Franken. Von Dr. Joh. Schmaus, kgl. Professor am Alten Gymnasium in Bamberg. Mit 15 Bildern im Text und auf Tafeln und einer Karte. Bamberg, C. C. Buchner. 193 S. Geb. M. 4.—.

Der Verfasser vertritt in gründlicher, wenn auch nicht ganz überzeugender Darlegung die Ansicht, daß die Franken von den Chauken herstammen. Sein Werk ist aber über diesen Nachweis hinaus zu einer umfassenden Geschichte der alten Franken bis zur Zeit Chlodowechs angewachsen und bietet außerdem als Einleitung einen Ueberblick über die älteste Geschichte der nordwestgermanischen Stämme. Auch wer jene Annahme ablehnt, wird doch das Buch im ganzen willkommen heißen. Es faßt die Ergebnisse der Forschung geschickt zusammen und läßt überall selbständiges Urteil erkennen. Die Form der Darstellung ist allgemeinverständlich, zum Teil vielleicht etwas breit geraten. Vaterländische Gesinnung vereinigt sich mit wissenschaftlichem Geist. Br.

Gottfried Kinkel im Kreise seiner Kölner Jugendfreunde. Von Dr. Karl Enders. (Studien zur rheinischen Geschichte, Heft 9.) Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag. M. 2.40.

Literarhistoriker erhalten in diesem Buche einen förderlichen Zuwachs zu ihrer Wissenschaft: einen Abdruck des ersten handschriftlichen Gedichtbuches Kinkels aus dem Jahre 1839. Um diesen Schatz, den er besitzt, und den er uns hier zugänglich macht, hat Enders eine weitergreifende und sehr gründliche Untersuchung geschlungen, die für die Kinkelforschung hohe Bedeutung hat, über sie hinaus aber immerhin auch allgemeineres Interesse bietet. Dr. Hans Zimmer.

Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. Wien, C. Fromme. 35. bis 40. Lieferung. Je Kr. 1.20 (M. 1.—).

Mit den vorliegenden Heften ist des zweiten Bandes erste Abteilung (von 1750 bis 1848) abgeschlossen. Den Hauptinhalt bilden das Schaffen Adalbert Stifters, die kirchliche Romantik sowie das Zeitungswesen und die Literatur im Vormärz. Besonders dankenswert ist, daß das deutsche Schrifttum in den Kronländern — auch in den anderssprachigen — eingehend dargestellt ist. Bei der großen Zahl von Mitarbeitern ist die im ganzen doch erreichte Einheitlichkeit und Uebersichtlichkeit des Werkes anzuerkennen, das eine fast überreiche Fülle des Stoffes bietet und durch wissenschaftlichen Ernst, besonnenes Urteil und gut deutsche Gesinnung ausgezeichnet ist. H. Brömse.

Einfälle und Betrachtungen. Von Matthias Auerbach. Band II. Dresden, Carl Reißner.

Dem ersten Teil seiner „philosophischen und weltlichen Gedanken" läßt zehn Jahre

Digitized by Google

später der Verfasser diesen zweiten Teil folgen. Das Philosophische im strengen Sinn des Wortes bildet nicht Auerbachs Stärke: was er über Kant (z. B. in den ersten Aphorismen), Schopenhauer, Nietzsche sagt, ist vielfach vor unsrer wissenschaftlichen Einsicht nicht zu rechtfertigen. Man spürt, daß der Verfasser den neueren Forschungen innerhalb der Philosophie nicht gefolgt ist. Dagegen steckt in den „weltlichen Gedanken" ein gut Teil ehrlichen Gefühls, sicherer Beobachtung, ernsten Nachdenkens: obwohl Schopenhauer ersichtlich zum Vorbild gedient hat, tritt die eigne Persönlichkeit überzeugend hervor. D.

Die deutsche Frau im Weltkrieg. Ein- und Ausblicke von Thea v. Harbou. Leipzig, Hesse & Becker. 144 S. M. 1.50 (2.50).

Durch vaterländische Gesinnung, Reichtum an Gedanken und eindrucksvolle Form der Darstellung ausgezeichnet, können diese Aufsätze dazu beitragen, zu klären und aufzurütteln. Bestimmte Einzelvorschläge sind für manche Gebiete noch nötig, aber auch diese wohldurchdachten und zum Teil ergreifenden Ausführungen sind weitgehender Beachtung wert. Br.

Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften. Heft 1 ff. Wien, Verlag von Hugo Heller & Co.

Die Lehren des Wiener Nervenarztes Freud sind durch seine eignen Schriften, durch zahllose Bücher und Aufsätze seiner Schüler sowie endlich durch kritische Berichte allgemein bekannt geworden. Man weiß, daß die Psychoanalyse in die Tiefen unbewußter Seelentätigkeit einzudringen strebt, und zwar mit Hilfe von Leitgedanken, die aus der ärztlichen Erfahrung stammen, aber eine viel weitere Anwendung erlauben. In dieser Zeitschrift sollen nun Sprache und Sitte, Religion und Recht mit Hilfe der neuen Gesichtspunkte untersucht werden. Sicherlich wird viel Interessantes dabei herauskommen, aber die gewaltsame Einseitigkeit, mit der geistige Gebilde vorher gefaßten Erklärungen unterworfen werden, ist von einer nach Vollständigkeit und Sachlichkeit strebenden Forschung recht weit entfernt. D.

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 79—82. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

England, Dänemark und Griechenland betitelt sich eine Schrift von Dr. W. Goetze, die als 79. Heft der Sammlung „Der Deutsche Krieg" erschienen ist. Sie hebt aus der Reihe brutaler Gewalttaten, die der englischen Geschichte ihr charakteristisches Gepräge gibt, die Mißhandlung Dänemarks im Jahre 1807 hervor: England, mit dem dieser kleine Staat in vollem Frieden lebte, schoß Kopenhagen in den Grund und konfiszierte die dänische Flotte — um zu verhindern, daß Dänemark (woran es gar nicht dachte) sich Napoleon anschlösse. Sehr wirkungsvoll ist die Parallele zwischen dem, was die Engländer 1807 gegen Dänemark begingen, und dem, was die Entente sich heute gegen Griechenland erlaubt. — Bei der Schrift „Wirtschaftliches Durchhalten" von H. Oswalt (80. Heft der Sammlung) handelt es sich nicht um eine der vielen, allzuvielen Mahnungen zum Durchhalten, die das Selbstverständliche hinter salbungsvoller Rhetorik verstecken, sondern um eine rein sachliche, überaus klare Darlegung der wichtigsten nationalökonomischen Fragen, die zu dem uns zur Pflicht gemachten wirtschaftlichen Durchhalten in Beziehung stehen und die der Verfasser auf der Grundlage der einfachen, großen volkswirtschaftlichen Hauptbegriffe mit nicht gewöhnlicher Begabung für gemeinverständliche, leicht faßbare Darstellung dem Leser nahe zu bringen weiß. — Einen zusammenfassenden Ueberblick über den ganzen Bereich von Fragen des privaten und öffentlichen Rechts, die mit dem Thema des Unterseebootskrieges verknüpft sind, bietet die Schrift: „Unterseebootskrieg und Völkerrecht" von O. v. Alvensleben (81. und 82. Heft der Sammlung), die auf durchaus sachlichen Grundlagen ihre Betrachtungen und Schlüsse aufbaut und die mit ihrem reichen Material an Belegen aus der gesamten völkerrechtlichen Literatur wie aus amtlichen Dokumenten für den Juristen und Politiker von Beruf eine ebenso nützliche, weil quellenmäßig gesicherte Lektüre sein wird, wie dank ihrer allgemeinverständlichen Darstellung für jeden Gebildeten und politisch Interessierten überhaupt.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Arndt, Paul, Deutschland und der Weltmarkt. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. 40 Pf.

Arnolds Kriegsflugblätter der Liller Kriegszeitung. Verlag der „Liller Kriegszeitung". Geb. M. 5.—.

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 547: R. F. Kaindl, Polen. Bd. 561: Kulturgeschichte des Krieges. Leipzig, B. G. Teubner, à Band geb. M. 1.25.

Bahr, Richard, Clemens v. Delbrück. Berlin, Hermann Kalkoff. 75 Pf.

Cohen, Hermann, Deutschtum und Judentum. Gießen, Alfred Töpelmann. Geheftet M. 1.80.

Das lustige Büchel der Liller Kriegszeitung. Verlag der „Liller Kriegszeitung".

Engelbrecht, Deutschlands religiöse Zukunft. (Mühlmanns theologische Taschenbücher Nr. 6.) Halle, Richard Mühlmann, Verlagsbuchhandlung. M. 1.—.

Everling, Dr. Friedrich, Vom Fahneneid. Berlin, Georg Bath. Geh. M. 1.50.

Fiebig, Paul, Das Judentum von Jesus bis zur Gegenwart. (Religionsgeschichtliche Volksbücher, 2. Reihe, 21./22. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.80.

Friedrich, Paul, Paul de Lagarde und das Deutschland von morgen. Weimar, Wolf von Kornatzki (Weckruf-Verlag). M. 1.—.

Goebel, Prof. Dr. Julius, Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois. German American Historical Society of Illinois.

Hamerlings Werke. Auswahl in zehn Teilen. Mit einem Lebensbild und Einleitungen von Michael Maria Rabenlechner. Leipzig, Hesse & Becker. In 8 Leinenbänden M. 6.—.

Haus, Otto, Dostojewski. München, R. Piper.

Künzelmann, Ferdinand, Die Türken und wir. Berlin-Lichterfelde, Verlag von Edwin Runge. M. 1.—.

Lille in deutscher Hand. Herausgegeben von der „Liller Kriegszeitung". Verlag der „Liller Kriegszeitung".

Liller Kriegszeitung. Auslese vom Pfingstfest bis zur Weihnacht 1915. Verlag der „Liller Kriegszeitung". Geb. M. 4.—.

Liller Kriegszeitung. Sommerlese 1916. Der Auslese dritter Band. „Liller Kriegszeitung". Geb. M. 4.—.

Peter, Richard, Chronium und Anderes. Wiesbaden, Moritz & Münzel.

Peter, Richard, Weltheimat. Wiesbaden, Moritz & Münzel.

Postulart, Wilhelm, Requiem. Weimar, Wolf von Kornatzki (Weckruf-Verlag). M. 1.—.

Rohden, Dr. G. v., Leutnant Gotthold von Rohden. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 1.—.

Rousseau, J. J., Die Rechtsphilosophie. Wien 1916, Alfred Hölder.

Salomon, Felix, Der britische Imperialismus. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 8.—, geb. M. 8.60.

Schäfer, Dr. C. A., Die Entwicklung der Bagdadbahnpolitik. Weimar, Gustav Kiepenheuer. M. 2.—.

Schäfer, Prof. Dr. Dietrich, Von deutscher Art. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1. Bd., geb. M. 10.—.

Schwarz, Gottfried, Ist er es? Selbstverlag des Verfassers. 40 Pf.

Szelagowski, Prof. Adam, Der Kampf um die Ostsee. Berlin, Neue Deutsche Bücherei, Verlagsgesellschaft m. b. H. Geh. M. 8.—.

Tanzmann, Bruno, Als Landwehrmann mit der Brigade Graf von Pfeil. Dresden, Verlag Alexander Köhler. M. 2.50.

Tisza, Graf Stefan, Von Sadowa nach Sedan. Warnsdorf i./B., Verlag Ed. Strache.

Tobolka, Dr. Z. D. v., Das böhmische Volk. Prager Aktiendruckerei. 50 Kr.

Westermann, Charlotte, Briefe der Liebe. Ebenhausen b. München, Wilhelm Langewiesche-Brandt. M. 1.80.

Wygodzinski, Prof. Dr., Die Hausfrau und die Volkswirtschaft. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 1.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Wilson oder Hughes?

Von

John L. Stoddard[1])

Ein Spaßvogel hat gesagt, daß der Hauptunterschied zwischen Wilson und Hughes von einem Barbier innerhalb zehn Minuten aufgehoben werden kann! Wie dem auch sei, jedenfalls sind die Deutschen der festen Ueberzeugung, daß beide Wahlbewerber ungefähr dieselben Gefühle ihnen gegenüber hegen; daher das ziemlich matte Interesse, das jene der nächsten Präsidentenwahl entgegenbringen. Auf die Wahl von Wilson oder Hughes beschränkt, hoffen sie nichtsdestoweniger auf den letzteren, weil sie meinen, daß niemand schlechter als Wilson sein könne, und jeder andre besser als er sein müsse. Aber daß überhaupt etwas ausgesprochen Günstiges für die Zentralmächte aus dem Amerika mit seiner heutigen Stimmung kommen könne, das erwarten wohl nur wenige Deutsche. Wenn erst ein Schiff in ein bestimmtes Fahrwasser hineingesteuert ist, ist es fast gleichgültig, wer auf der Kommandobrücke steht. Eine Wahl muß jedoch getroffen werden; und in dieser Wahl ist das amerikanische Volk auf diese zwei Männer angewiesen — Mr. Woodrow Wilson und Mr. Charles E. Hughes.

Einen von ihnen kennen wir nur zu gut, den andern zu wenig. Mr. Hughes ist bei allem keine Null. Ein Jurist von hoher Tüchtigkeit, hat er mit der Einführung verschiedener Reformen glänzende Erfolge gezeitigt, war einige Jahre lang ein gerechter Statthalter des Staates Neuyork und ist jüngst dem obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten als Stellvertreter beigegeben worden. Darum kann man hoffen, daß, wenn er gewählt wird, seine Verwaltung sich durch eine nach allen Seiten gleiche Gerechtigkeit, wirkliche Neutralität und eine männliche Aufrechterhaltung der amerikanischen Rechte kennzeichnen wird, im Gegensatz zu der von Mr. Wilson befolgten schmachvollen Kriecherei vor Großbritannien. Was Mr. Hughes betrifft, so gibt es zwei Punkte der Besorgnis für die Freunde

[1]) Anmerkung der Redaktion. Wir freuen uns, unsern Lesern einen neuen, in Anbetracht der bevorstehenden amerikanischen Präsidentenwahl besonders zeitgemäßen Beitrag unseres geschätzten Mitarbeiters vorlegen zu können, und betonen dabei nochmals, daß Herr Stoddard kein „Bindestrich-Amerikaner" und seine Auffassung der Persönlichkeiten und Dinge unbezweifelbar „gut amerikanisch" ist.

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Deutschlands: erstens sein fortgesetztes Sichausschweigen über den europäischen Krieg. Es mag vielleicht politisch klug sein, dieses Sichnichtmitteilen, aber sicherlich würde er uns durch mehr Furchtlosigkeit und Mitteilsamkeit mehr Vertrauen einflößen. Zweitens die Tatsache, daß zu seinen Hauptstützen die verdächtigen Gestalten eines Roosevelt, Lodge, Root u. a. gehören, die als englandfreundlich und deutschfeindlich bekannt sind. Was Mr. Wilson angeht, so haben wir die Früchte seiner vierjährigen Präsidentschaft vor Augen, um ihn als Menschen und auch als Staatsleiter abzuschätzen. Wie wenig — materielle Wohlfahrt abgerechnet — hat Amerika durch seine Regierung gewonnen und wie viel verloren! Es ist eine traurige Tatsache, daß heute Amerika auf keiner der beiden Halbkugeln mehr Freunde hat. Aus hier nicht zu erörternden Gründen mißtraut man ihm und haßt es — von Patagonien an bis zum Rio Grande — mit einer Schärfe, die ihren Höhepunkt in Mexiko erreicht.

An ihrer Nordgrenze werden die Vereinigten Staaten von Kanada, das noch nie so englandergeben wie heute war, verachtet und (was bedeutsamer ist) nicht mehr gefürchtet. Was Japan in seinem Rachekessel für Amerikas Ausschlußgesetz und im Hinblick auf den zukünftigen Kampf um die Oberherrschaft über den Stillen Ozean braut, wird täglich gefahrdrohender. Auch die neutralen europäischen Völker nähren Groll gegen Amerika, da dieses allein reich und mächtig genug war, um sich an ihre Spitze zu stellen und gleich beim Ausbruch des Krieges sich die Achtung ihrer gemeinsamen Rechte und Vorteile von dem großen Vergewaltiger der Meere zu erzwingen, der die meisten von ihnen jetzt knebelt und sie alle frech behandelt. Hätte Amerika das getan (und hätte Mr. Wilson sich dafür erklärt, so hätte man es durchsetzen können), würde es heute von den Neutralen bewundert werden. Am schlimmsten ist jedoch, wie Amerika sich zu den Mittelmächten gestellt hat, hauptsächlich zu Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die um ihr Leben so tapfer in dem eisernen Ringe kämpfen, den Millionen Amerikaner zu schmieden geholfen haben. Fragt die deutschen Soldaten, deren von amerikanischen Schrapnells zerrissene Kameraden in den Schützengräben umherliegen, was sie von Amerika halten!

Stellt den Ehefrauen und Müttern der germanischen Länder dieselbe Frage und hört, was ihre Meinung über „Dollarika" ist, dessen unerschöpfliche Zuführung von Munition so furchtbar die unaufhörlich wachsende Liste der Witwen und Waisen verlängert und den Tod von Hunderttausenden tapferer junger Helden des Vaterlands verursacht hat! Leider hat Amerika mit blutbefleckten Händen den Samen einer entsetzlichen Haßernte gesät, und wenn es einen Mann gibt, der mehr als andre dafür verantwortlich ist, so ist dieser Mann Woodrow Wilson. Allerdings ist er nicht voll verantwortlich; denn jedes Volk hat einen gewissen Anteil an der Schuld einer schlechten Regierung. Viele Faktoren haben zu der moralischen Entgleisung Amerikas beigetragen. Nichtsdestoweniger ist der Präsident als das erwählte Haupt des Volkes sicherlich der Mann, dem die Geschichte unerbittlich das größte Maß der Schuld zumessen

Digitized by Google

wird. Ein Volk mit rechter Denkweise und genügender Willensstärke hätte zwar schon längst diesem Scheinmenschenfreunde und unechten Neutralen Trotz bieten und ihn entweder unter Anklage stellen oder zu einer andern Handlungsweise zwingen müssen. Aber so wie Amerika heute beherrscht wird, *fehlen ihm gerade diese moralischen Güter*. Die Annahme, daß die amerikanische Republik eine biegsame Volksherrschaft sei, ist durchaus irrig. Zwar wählt das Volk alle vier Jahre einen der Kandidaten, welche ihm von den Partei- und Finanzhäuptern gegeben werden, so daß bis zu einem gewissen Grade der Wille der Stimmenmehrheit zum Ausdruck kommt. Aber während der vierjährigen Amtszeit besitzt ein amerikanischer Präsident eine so ungeheure Macht, daß die Minorität tatsächlich ihm gegenüber machtlos ist. An dem Falle von Mr. Wilson haben wir gesehen, wie nutzlos die Bittschriften von Millionen amerikanischer Bürger und sogar die Forderungen großer Volksversammlungen gewesen sind. Gelegentlich sehen sich einige Kongreßmitglieder veranlaßt, die Regierung anzugreifen, aber die Macht des Präsidenten ist gewöhnlich nicht zu erschüttern, und sein Einfluß infolge der ihm zur Verfügung stehenden Amtsanstellungen nicht zu besiegen. So wurde eine Bittschrift zur Verhinderung der Ausfuhr der „Dinge, die töten", die von über einer Million Amerikanern unterzeichnet war und *eine nachgewiesene Länge von 15½ Meilen besaß*, ruhig von Mr. Wilson unbeachtet gelassen, und diese verächtliche Behandlung der Wünsche so vieler Bürger wurde offenbar von den enttäuschten und gekränkten Unterzeichnern als eine Schickung Gottes aufgenommen! In Wahrheit ist ein von Wall Street und den Finanzverbänden gestützter und beaufsichtigter Präsident außerhalb der kleinen, ihn beherrschenden Gruppe beinahe unumschränkter Herrscher.

Mr. Wilson gründet seine Hoffnung auf Wiederwahl hauptsächlich auf das angebliche Verdienst, daß „er das Land vor dem Krieg bewahrt hat". Wenn er damit meint, daß er nicht den Krieg wirklich *erklärt* hat, verdient er keine Anerkennung dafür, denn Kriegserklärung ist gerade eines der wenigen Dinge, zu denen ein Präsident nicht die Macht hat. Diese Verantwortung muß der Kongreß auf sich nehmen. Jedoch kann der Präsident durch die „Notes" des Auswärtigen Amtes und andre Mittel einen Krieg fast unvermeidlich machen, und dieses hat Mr. Wilson verschiedentliche Male getan. Also hat *nicht er* das Land vor Krieg bewahrt, sondern vielmehr *Deutschland und Oesterreich-Ungarn* taten es dadurch, daß sie trotz seinen unhöflichen diplomatischen Mitteilungen und seinen aufreizenden Einmischungen es vorzogen, lieber Zugeständnisse zu machen, als die Zahl ihrer Feinde zu vergrößern, besonders da es sich um einen Feind von so riesigen Finanzmitteln handelte wie Amerika. Die letzte, schmachvolle mexikanische Angelegenheit verdankt man gänzlich Mr. Wilsons Eigensinn und Torheit; und daß die Ermordung amerikanischer Bürger durch den Banditen Villa nicht zu Ernsterem führte als der jüngsten, lächerlichen Strafexpedition, ist *nicht der diplomatischen Geschicklichkeit Wilsons*, sondern teilweise fremdem Einflusse zuzuschreiben, teilweise einem beklagenswerten Mangel der Bereitschaft des amerikanischen Heeres.

Digitized by Google

Die Liste der Mißgriffe und politischen Verbrechen im Schuldbuche Mr. Wilsons als Präsident ist freilich lang. Es ist unmöglich, sie hier alle aufzuzählen, aber einige sollen daraus hervorgehoben werden.

1. In offenkundiger Verletzung seiner ursprünglichen Erklärung und seines oft wiederholten Ausspruches, daß er eine strenge Neutralität gewahrt habe, hat er keinen Einspruch gegen die Umwandlung hunderter Industriestätten der Vereinigten Staaten in ungeheure Fabriken für Kriegswerkzeuge erhoben und nicht die geringste Anstrengung gemacht, um die Verschiffung dieser riesigen Mengen Kriegsmaterial für ausschließlich die eine Seite der Kriegführenden zu verhindern oder einzuschränken.

2. Er hat den Vierverbandsmächten freien, unzensierten Gebrauch der Kabel zwischen Amerika und der Alten Welt zugestanden, während er die Gestattung der Wiederherstellung der direkten Kabelverbindung Deutschlands mit den Vereinigten Staaten ablehnte. Als England das deutsch-amerikanische Kabel durchschnitt, fügte es dem amerikanischen Volke ein schweres Unrecht zu, indem es dieses von da an dazu verurteilte, seine Nachrichten von der britischen Zensur geschwächt oder entstellt zu beziehen. Welche Wirkung das Jahre hindurch schon gehabt hat, ersieht man aus der schändlichen Fälschung der Kriegsberichte und der Verstümmelung oder gänzlichen Unterdrückung der Depeschen der amerikanischen Kriegsberichterstatter an ihre Zeitungen. Die deutsche Regierung bot an, die Kosten der Wiederherstellung des zerstörten Kabels allein zu tragen und von Präsident Wilson zu erwählende Zensoren am amerikanischen Endpunkte desselben, die alle Nachrichten durchsehen sollten, zuzulassen; aber nach Empfang dieses Anerbietens unterbreitete Wilson dasselbe dem britischen Gesandten, der natürlich erklärte, daß es nicht annehmbar sei, und — ebenso natürlich — stimmte Wilson ihm bei.

3. Er hat immer wieder die ungeheuren Geldanleihen der Verbündeten bei Amerika, ohne nur ein Wort dagegen einzuwenden, gestattet, obgleich er bei Ausbruch des Krieges erklärte, daß Anleihen für die Kriegführenden gegen die Neutralität verstoßen.

4. Während er tausende Tonnen Kriegsmaterial von Amerika nach England, Frankreich und Rußland verschiffen ließ, hat er nicht auf dem Rechte Amerikas fest bestanden, Nahrungsmittel den kriegführenden Ländern senden zu können — ein Recht, das vormals sowohl von unserm großen Staatssekretär John Hay als auch von Sir Robert Finley anerkannt wurde. Die Worte dieser Männer lauteten: „Artikel wie Kohle, Baumwolle und Vorräte sind nicht der Aufbringung oder Beschlagnahme unterworfen, außer wenn es offensichtlich bewiesen ist, daß sie für das Militär oder die Marine eines der Kriegführenden bestimmt sind." — „Es ist behördlich festgesetzt worden, daß Nahrungsmittel nur in dem einen Falle, daß sie für Militär oder die Flotte bestimmt sind, Bannware sind." Wenn also England in seinem Bestreben, die Frauen und Kinder Deutschlands auszuhungern, sich weigert, Amerika zu gestatten, Lebensmittel nicht nur Kriegführenden, sondern auch neutralen Völkern zu schicken,

Digitized by Google

und Herr Wilson sich hasenherzig diesem Verbote unterwirft, macht er sich einer feigen und unamerikanischen Handlungsweise schuldig und zieht sein Land als Helfershelfer in das Verbrechen hinein.

Wenn es noch eines andern Beweises für Herrn Wilsons grobe Parteilichkeit — angesichts seiner Proteste — bedürfen sollte, so findet man ihn in der folgenden Aeußerung des ehemaligen Vizestaatsanwaltes der Vereinigten Staaten, Mr. James A. Beck, die er bei einem vom Pilgerklub im Savoy-Hotel in London gegebenen Gabelfrühstück machte. In einem Ausbruche gastlicher Vertrauensseligkeit sagte er da: „Obgleich die amerikanische Regierung mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung amtlich sich für eine neutrale Politik erklärte, erlaubte sie ihrem Volke, von dieser Politik keine Notiz zu nehmen und den Vierverbandsmächten in jeder Weise zu helfen. Ueber 4000 Amerikaner kämpfen unter britischer Flagge und andre 10000 dienen unter der französischen Nationalfahne, während hunderte Studierender in den Feldlazaretten helfen."

Ein noch augenfälligerer Beweis für Herrn Wilsons Verspottung der Neutralität findet sich in einer Nummer des „New York Times Magazine" vom 28. Mai 1916. Darin erscheinen die kühnen Ueberschriften: „Erste amerikanische Legion nach Flandern abgegangen! William H. Taft, Justice Holmes und verschiedene andere Kongreßmitglieder billigen die Anwerbung unsrer Bürger in Kanada!" Unter dieser Ueberschrift folgt eine lange Beschreibung dieser „amerikanischen Legion — der überseeischen Organisation der Bürger der Vereinigten Staaten, welche in Flandern kämpfen wollen, als einer selbständigen Einheit". Schon dieses ist gerade verblüffend genug; aber es folgen noch mehr Ueberraschungen. „Die Aushebestation für zwei Bataillone der Legion ist Toronto, wo sich die Vertreter von 45 Staaten und Territorien der Vereinigten Staaten versammelt und, ohne das amerikanische Bürgerrecht aufzugeben, folgenden Eid — jeder einzeln — geleistet haben: „Ich will Seiner Majestät, dem König Georg V., treu sein, ihm treue Untertanenpflicht geloben, pflichtgetreu und in Rechtschaffenheit Seine Majestät, seine Krone, Persönlichkeit und Würde gegen alle Feinde verteidigen, und alle Befehle Seiner Majestät, aller Generale und mir vorgesetzten Offiziere beobachten und befolgen!" Wie das nun amerikanische Bürger, ohne auf ihr amerikanisches Bürgerrecht zu verzichten, fertig bekommen können, scheint jenen etwas rätselhaft, die das Wesen Wilsonscher Neutralität nicht verstehen. Interessant ist auch dieses zu lesen, „daß im Speisesaal der Legion, welcher übrigens mit den Fahnen der Vereinigten Staaten sowohl wie mit den britischen geschmückt ist, die amerikanischen Offiziere sich erheben und auf „den König" anstoßen"! Wenigstens wird vorsichtigerweise mitgeteilt, daß sie diesen Toast „in kaltem Wasser" trinken. Hoffentlich stehen sie nicht darin! Das militärische Abzeichen jener für König Georg kämpfenden Amerikaner, dessen Agenten gleichzeitig unsre Postsäcke berauben und amerikanische Kaufleute auf die „Schwarze Liste" setzen, ist „das Wappen George Washingtons auf dem kanadischen Mispelblatt"! Kann Fanatismus weiter gehen als

Digitized by Google

dieser Schimpf, den man dem Manne zufügt, der Amerika von dem britischen Joche befreite? Auf einer Seite dieser Times-Nummer ist ein von einem Mitgliede des Rekrutierungsvereins gezeichnetes Bild. Es stellt Onkel Sam mit einer Muskete bewaffnet und die amerikanische Legion mit den Worten antreibend vor: „Kommt, Jungens, jetzt wollen wir mal in dem Kriege mitmachen!" Rührend, nicht? Illustration und Worte nehmen sich nichts an Gemeinheit. Ich will nur hinzufügen, daß mehrere Spalten dieses Magazins mit der Lebensgeschichte der Amerikaner ausgefüllt sind, die so den Eid geleistet haben, König Georg zu dienen und nach Flandern gegangen sind, um gegen Deutschlands Söhne zu kämpfen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Herrn Wilsons Verwaltung schon längst sich dieses gröbsten Neutralitätsbruches bewußt ist; aber sie hat nichts getan, um ihn zu unterbinden. Darum braucht nichts mehr hinzugefügt zu werden, um diese ärgste Unaufrichtigkeit von Herrn Wilsons Neutralitätserklärungen zu beweisen.

Herr Wilson hat bis zum Ueberdruß von „Humanität" gesprochen, hat aber nichts getan, Großbritanniens Aushungerungsplane der Nichtkämpfer in Deutschland Einhalt zu tun, obgleich er wußte, daß das Einstellen dieser Taktik dem Unterseebootkrieg gegen Handelsschiffe ein Ende machen würde. Das Recht Amerikas, verkümmernden Kindern Milch zu schicken, hat er nicht aufrechterhalten. Ein ganzes Jahr lang hat er in Brooklyn nutzlos große Mengen Medizin und Vorräte liegen lassen, während Tausende aus Mangel daran litten, obgleich diese Unterstützungen mit amerikanischem Gelde bezahlt worden waren und deutschen Hospitälern überwiesen werden sollten, nicht nur dem Völkerrecht gemäß, sondern aus Pflicht der Humanität und christlicher Gesinnung. Er protestierte nicht einmal als Judge Nippert von Ohio auf seiner Reise nach Polen, welcher hoffte, Säuglinge und vor Milchmangel — dank der englischen Politik — den Hungertod sterbende Kinder zu retten, gezwungen wurde, einem britischen Beamten einen Wechsel von 80000 Dollars auszuhändigen, den amerikanische Bürger für Judge Nipperts wohltätigen Zweck ausgestellt hatten! Als die „Baralong" die amerikanische Flagge benutzte, um sich einem deutschen Unterseeboot zu nahen und seine unbewaffnete, hilflos mit den Wellen kämpfende Mannschaft zu ermorden, protestierte da Wilson gegen den Mißbrauch des Streifen- und Sternenbanners? Nein! Er stimmte ein in den Vierverbandschor über „Gewalttätigkeiten" in Belgien, wo Deutschland zu strengen Maßnahmen gegen fanatische Freischärler schreiten mußte, aber er hat nichts gesagt gegen die russischen Greuel in Ostpreußen, von denen Judge Nippert nach persönlicher Besichtigung sagt: „Es ist schwer, das sinnlose und brutale Verfahren der Kosaken in Ostpreußen zu beschreiben. Ohne jeden Zweck verschleppten sie Tausende von Frauen, alten Männern und Kindern nach Rußland und überließen sie dort ihrem Schicksal. Die oft geschilderten Verwüstungen in Belgien sind nichts gegen das, was die Russen in Ostpreußen verübten, besonders wenn man berücksichtigt, daß in Belgien im Gegensatz zu Ostpreußen die Freischärler Sühnemaßregeln herausforderten. Ich hatte besondere Gelegenheit, Belgien mit Ostpreußen zu ver-

Digitized by Google

gleichen und kann sagen, daß, beide nebeneinander gestellt, Belgien ein kleines Paradies ist." Obwohl Wilson, unser großer Humanitätsprediger, ganz genau weiß, wie das halbbarbarische Rußland in der Vergangenheit seine politischen Gefangenen und jüdischen Untertanen behandelt hat und noch behandelt, hat er nicht mit einer Silbe Einspruch erhoben zugunsten der armen Unglücklichen, welche England auf Wunsch der russischen Regierung zu Schiffe hundertweise in die Greuel zurückschickte, die sie in dem Lande zu erwarten hatten, aus dem sie geflohen waren. Im Gegenteil hat er wiederholt seiner Seelenverwandtschaft mit den Verbündeten Ausdruck verliehen und Rußlands furchtbare Anstrengungen gebilligt, die Deutschen, Oesterreicher und Ungarn niederzuwerfen und zu zermalmen, die so lange einen Menschendamm gegen das Eindringen des despotischen Slawismus in die westliche Welt gebildet haben. Amerikanische Geschütze und Schrapnells haben mitgeholfen, den Damm niederzureißen und diese Opfer einem elenden Schicksale verfallen zu lassen.

Auch wäre es ein Akt nicht nur der Humanität, sondern gesunder politischer Klugheit gewesen, wenn der Präsident eines Volkes, welches eine farbige Bevölkerung von zehn Millionen Negern und ebensovielen Filipinos zählt, seine Stimme zum Einspruch erhoben hätte gegen das unverzeihliche Verbrechen an der westlichen Kultur, das England und Frankreich dadurch begingen, daß sie auf die europäischen Schlachtfelder Horden der tiefstehenden Wilden aus allen Weltenden brachten, um ihre eignen weißen Stammesverwandten und christlichen Brüder zu morden. Es wird ein unauslöschlicher, unvergleichlich schwarzer Fleck auf der Ehre dieser Länder bleiben, daß in ihren Reihen gegen die gebildeten, edeldenkenden Söhne Deutschlands Indianer, Mulatten, Maoris, Fidschiinsulaner, Senegalneger und die rohen Eingeborenen von Tahiti, Cochinchina, Madagaskar, Marokko und Gott weiß von welch andern Gegenden gefochten haben. Schon dieser armen Unglücklichen wegen, welche oft von ihrer Heimat grausam fortgeführt und häufig in das feindliche Feuer vorangetrieben werden, um seine erste Zerstörungskraft über sich ergehen zu lassen, hätte man ein menschenfreundliches Wort der Fürsprache von einem Manne erwarten können, der Teilnahme zeigte, als ein mit Munition beladenes Schiff, das auch waghalsige Amerikaner an Bord trug, die dort gar nichts zu suchen hatten, versenkt wurde. Vielleicht wird er noch Gelegenheit zum Eingreifen finden; denn in einer englischen Zeitschrift vom 20. August 1916 schreibt der Kommandant Wedgewood: „Bis hierher haben wir in diesem Kriege verhältnismäßig wenig Gebrauch von unserm schwarzen Menschenmaterial gemacht (!). Die schwarze Bevölkerung in unsern afrikanischen Kolonien beträgt achtzehn Millionen Mann. Wer kann glauben, daß unter den Zulus, Basutos, Gringuas, Matabeles, Yaos, Angonis, Manyamwesis, Naudis, Lumbroas, Kavirondos, Bugandas, Sudanesen, Yorubas, Benins, Hanssas, Aschantis, Malaien, Maoris und Kapjungen keine guten Soldaten zu haben wären? Sind wir zu stolz, um den Helden von Verdun und der Somme Hilfe zu bringen?" Edle Seele!

Herr Wilson beansprucht auch, ein kräftiger Verteidiger der amerikanischen Ehre zu sein. Aber so wie er hat noch kein amerikanischer Präsident sein Land

Digitized by Google

in eine tiefe Unterwürfigkeit gestürzt und es in den Augen der erstaunten Welt mit Schande bedeckt! Während er den Militarismus Deutschlands laut verurteilt, nimmt er demütig das Diktum der Navy League Großbritanniens an, die da sagt: „Das Meer kann nur einen Beherrscher dulden, und dieser Herr muß das weitausgedehnte britische Reich sein, dessen Flotte jeden Seeverkehrsweg beherrschen muß." Unsre Vorfahren weigerten sich, diese Forderung anzuerkennen, und wollten nicht Englands Sklaven sein. Aber Woodrow Wilson macht seine Landsleute auch zu Sklaven jenes Tyrannen, dem ihre weniger zahlreichen Väter vor einem Jahrhundert erfolgreichen Widerstand leisteten. Die amerikanische Post hat z. B. bisher immer für heilig und unantastbar gegolten. Aber Herr Wilson hat es zugelassen, daß die Agenten Großbritanniens hunderttausende amerikanischer Briefe von neutralen Dampfern holten, um sie zu öffnen, zu lesen, sie monatelang zurückzuhalten, ja oft zu vernichten, und hat zwei Jahre lang nicht einen geeigneten Schritt getan, diesem unerhörten Uebelstande abzuhelfen, trotzdem England seine „Noten" frech unbeachtet ließ und die schamlose Arbeit fortsetzt! In Wahrheit nimmt der Uebelstand noch zu; denn Herr Wilson hat Großbritannien gestattet, so oft dem Handel, den Schiffen, den Geschäftsabmachungen und den Postrechten Amerikas Schimpf anzutun, daß natürlich der Bedrücker noch unverschämter und verwegener geworden ist, bis der Höhepunkt dadurch erreicht wurde, daß es die Namen aller amerikanischen Kaufleute, welche in irgendwelcher Geschäftsverbindung mit deutschen Firmen stehen, auf seine „Schwarze Liste" setzte. Zudem hat sich England die Kenntnis solcher Firmen durch Geschäftsgeheimnisse verschafft, die es sich heimlich aus den der amerikanischen Post gestohlenen Briefen erschlichen hat! Endlich haben die unter dieser Schmach leidenden Kaufleute den Kongreß gezwungen, dieses zur Kenntnis zu nehmen, und Gesetzesvorschläge sind angenommen worden, die den Präsidenten ermächtigen, Vergeltungsmaßregeln zu ergreifen, um die Sicherheit der amerikanischen Post zu erzwingen und die amerikanischen Firmen vor britischer Erpressung zu sichern. Aber man beachte wohl, daß der erste Schritt in dieser Angelegenheit nicht von Herrn Wilson selbst ausging. Wenn er überhaupt etwas tut, was sehr zweifelhaft ist, so wird er dazu gezwungen worden sein, und dann besteht für die Amerikaner noch die Frage: Warum tat er das nicht längst?

Es ist auch bemerkenswert, daß der Kongreß den Präsidenten ermächtigt, aber nicht beauftragt, Vergeltungsmaßregeln zu nehmen. Er gibt ihm nicht einmal den Rat dazu. Uebrigens hat der Kongreß ihm diese Ermächtigung vor einiger Zeit gegeben, aber bis jetzt hat Herr Wilson die Gelegenheit nicht benutzt. Wahrscheinlich also ist die ganze Sache nur ein Wahlkniff. Wenn es Herrn Wilson am Herzen läge, warum hat er nicht schon lange einen ordentlichen Postdienst mit Rotterdam und Bergen mittels amerikanischer Torpedoboote eingesetzt? Das wäre aber eine kühne, mannhafte, altamerikanische Handlungsweise gewesen, ganz unabhängig von den Herren Morgan, Schwab und ihren Bundesgenossen, und einen solchen Schritt ist der Präsident unfähig zu tun. Er hat nicht das Zeug dazu.

Digitized by Google

Unglücklicherweise hat Herrn Wilsons Besorgnis um die „amerikanische Ehre" ihn nicht dazu befähigt, die sichere Beförderung von Geldwechseln und Geldanweisungen für die in Europa lebenden Amerikaner zu gewährleisten. Das Auffangen solcher Schecks durch Großbritannien hat Hunderte von Amerikanern in große Verlegenheit, manchmal sogar in wirkliche Not gebracht, die Herrn Wilsons diplomatische Vertreter zu lindern sich in einzelnen Fällen weigerten. Das ist schlimm genug, aber wenn unter den von Großbritannien so beschlagnahmten Wechseln einige für das edle Unternehmen des Roten-Kreuz-Spitals in München bestimmt sind (des einzigen amerikanischen in Deutschland befindlichen Hospitals, das nur von amerikanischem Gelde erhalten wird), und wenn von der amerikanischen Behörde kein wirksamer Einspruch gegen diesen gemeinsten aller Diebstähle erhoben wird, so muß diese Behörde stark getadelt werden, ebenso wie der Kongreß und die Leute, welche stillschweigend oder untätig ihn zulassen. Das Mittel, diesen schimpflichen Handlungen abzuhelfen, hat Amerika jederzeit in der Hand gehabt, auch lag nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vor, daß die Verbündeten ihnen den Krieg erklärt hätten, wenn sie dieses Mittel in Anwendung brachten. Hätte Amerika einfach einige der von Großbritannien begehrten Handelsartikel zurückgehalten, so würde es sich volle Achtung für seine Rechte und Ehre erzwungen haben. Aber bis heute hat Herr Wilson dieses Mittel anzuwenden abgelehnt. — Wenn die Amerikaner ihrem Gesichtspunkte einen weiteren Horizont für die Weltlage geben möchten, würden sie mit Beschämung erkennen, daß auf der Weltbühne nicht Griechenland heute die kläglichste politische Rolle spielt, sondern die Vereinigten Staaten. Griechenland ist durch Hungersnot und Vergewaltigung zur Bewilligung der Forderungen seiner Bedrücker gezwungen worden, aber Amerika hat sich aus freiem Willen ihnen unterworfen. Das eine Volk ist das hilflose, sich auflehnende Opfer des Vergewaltigers, das andre der willfährige Mitschuldige.

Nie sollten die Amerikaner vergessen, daß sie sich mit dieser Nationalschmach unter Herrn Wilsons Präsidentschaft beluden. Daß Amerika in diesem Weltumsturz die große Rolle vorbehalten war, das Vorbild selbstloser Neutralität, der Verfechter der Rechte der Neutralen und der Beschützer der Ideale von Ehre, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zu sein, wird niemand leugnen; aber daß es diese wertvolle Gelegenheit verwarf, ist auch jedem bekannt, nicht am wenigsten vielen seiner trauernden Kinder! Solch einer vorsätzlichen Wahl der bösen statt der besseren Rolle muß naturgemäß die unvermeidliche Strafe folgen. Die Zeit wird, wie gewöhnlich, der große Rächer sein. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher. Andre Völker werden vielleicht verstümmelt und versengt aus dieser Kriegsfeuerprobe hervorgehen, aber geläutert durch die Leiden. Amerika wird hingegen nicht durch Leiden geläutert, denn es hat nicht gelitten, sondern es ist im Gegenteil reich und fett geworden. Es blieb dem Brande fern und trug beständig Zündstoff den Flammen zu und hieß die aus dem furchtbaren Weltbrande ihm zufließenden Goldströme willkommen.

Digitized by Google

Aber in solchem Ueberfluß erzeugt Gold die Krankheit, an der alle der Habgier und dem Luxus ergebenen Völker unrettbar zugrunde gehen.

Die Nemesis der Geschichte ist nichts als die Charakterentartung, die allzu großem Reichtum und den ihn begleitenden Lastern entspringt. Bis zu einem gewissen Grade hat sie schon eingesetzt. Was vielen Amerikanern „der alten Schule" das Herz bricht, wenn sie den gegenwärtigen Zustand ihres Landes anschauen, ist die Tatsache, daß Plutokraten wie Morgan und Schwab und die riesigen Handelsringe und Industrieverbände imstande sind, den Präsidenten um den Finger zu wickeln, das amerikanische Volk zu beherrschen und seine einstigen Ideale zu einem moralisch feigen Brei der Gefühllosigkeit zu zermalmen, in dessen träge Masse eine vergiftete und häufig gemeine Presse zweimal täglich das Gift der Verleumdung und der Entstellung spritzt. Ein gewisser Teil des amerikanischen Volkes scheint sich schon dessen bewußt zu werden.

Einige werfen die alte Frage auf: „Was hilft es dem Menschen, die ganze Welt zu gewinnen, wenn er Schaden nimmt an seiner Seele?" Hier und da erhebt sich eine Stimme: „Haben wir noch Nationalideale? Will jemand ihnen nachstreben? Würde jemand sein Leben für sie lassen? Oder sind wir alle um jeden Preis nur für den Wohlstand, das bequeme Leben und den Reichtum?" Kaum wage ich viele Hoffnung auf dieses Streben nach dem Besseren zu setzen, aber es besteht. Die Amerikaner, die solche Fragen aufwerfen und ihren Landsleuten die Wahrheit sagen, sind die besten Patrioten.

Was die allernächste Zukunft betrifft, scheint es dem Verfasser — außer wenn etwas ganz Unerwartetes einträte — wahrscheinlich, daß Herr Wilson bei den Novemberwahlen eine Niederlage erleiden wird. Ein solcher Erfolg würde gewissermaßen den Charakter der amerikanischen Nation wieder reinwaschen. Als was sich auch Herr Hughes erweisen mag, Amerika würde dann nicht mehr genötigt sein, in der Gestalt einer Wilsonverwaltung den Leichnam einer entehrten Vergangenheit hinter sich her zu schleppen. Es würde unter einem neuen Präsidenten dem Lande die Gelegenheit geboten sein, sich zu edleren Taten als denen zu erheben, welche die Präsidentschaft Wilsons kennzeichnen.

Digitized by Google

Bismarck und Kardorff

Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs

Von

Friedrich Thimme

II.

Was die freikonservative Partei, innerhalb deren Wilhelm v. Kardorff so rasch zu Ansehen und Einfluß gelangte, im Jahre 1866 ins Leben rief, was ihr alsbald eine große und bleibende Bedeutung verlieh, das war, um es mit einem heute geläufigen Wort zu bezeichnen, auch eine Neuorientierung.

Vor dem Kriege war der innere Konflikt zwischen der preußischen Regierung und der liberalen Majorität des Abgeordnetenhauses, der durch den Kampf um die Heeresreorganisation und die Verfassung heraufgeführt war, bis zum Unerträglichen gediehen. Inmitten des Siegeszuges aber der preußischen Waffen, unter dessen Eindruck die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause — sie fanden just am Tage der Schlacht von Königgrätz statt — stark konservativ, richtiger gesagt bismärckisch, ausfielen, wurde sich Bismarck klar, daß es staatsmännisch und im Interesse der deutschen Zukunft notwendig sei, den parlamentarischen Gegnern eine goldene Brücke zu bauen, um den inneren Frieden Preußens herzustellen. Mit seinem weitausschauenden Blick erkannte er, daß die künftige Herstellung der vollen Einheit des Deutschen Reiches nur gelingen könne, wenn dem Auslande „keine Spur von vorhandenen oder bevorstehenden Hemmnissen durch unsre innere Lage, sondern nur die einige nationale Stimmung zur Anschauung gebracht werde".[1])

Von einer solchen Voraussicht war freilich das Gros der konservativen Partei, die den Konflikt an der Seite des Grafen Bismarck durchgefochten hatte, so weit wie möglich entfernt. Sie dachte nur daran, die Gunst der Stunde rücksichtslos für sich auszunutzen und steuerte direkt auf die Fortsetzung des Konflikts hin, um der Hydra der Revolution endlich den Kopf zu zertreten. Als Bismarcks Absichten ruchbar wurden, ging eigens eine Deputation ins Hauptquartier, um König Wilhelm in seinen Bedenken gegen eine Indemnitätsvorlage zu bestärken.

Unter diesen Umständen war es, daß sich von der konservativen Partei eine Anzahl Männer lösten, die mit Bismarck das Gebot der Stunde darin erkannten, vor allem den inneren Frieden wiederherzustellen und die Wunden zu heilen, die der Konflikt dem Lande geschlagen hatte, dann aber überhaupt „mit den Götzen der Pseudolegitimität und des Scheinkonstitutionalismus zu brechen und sich aufrichtig und wahr auf den Boden der Verfassung zu stellen".[2]) Es verdient

[1]) Vgl. „Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen", II, 53, 69.

[2]) Vgl. „Rückblicke auf die Geschichte der freikonservativen Partei", S. 5.

Digitized by Google

festgehalten zu werden, daß die Gründer der „freien konservativen Vereinigung" sich über diese Grundsätze im reinen waren, ehe noch die Regierung durch Einbringung der Indemnitätsvorlage die Hand zur Versöhnung ausgestreckt hatte. Man hat der freikonservativen Partei oft ein Merkmal der Schwäche und Unselbständigkeit anzuhängen gesucht, indem man sie als die „Partei Bismarck sans phrase" bezeichnete. Daran ist das wahr, daß die freikonservative Partei so viel als immer möglich die nationale, auf eine Einigung Deutschlands unter hohenzollerscher Führung und demnächst auf den Ausbau und die Weiterbildung des neugegründeten Deutschen Reiches gerichtete Politik Bismarcks zu unterstützen gesucht hat. Aber ihre Grundsätze hat sie sich selbst gebildet, und soweit diese mit denen des großen Kanzlers zusammenfallen, läßt sich vielfach nachweisen, daß der freikonservativen Partei die Priorität gebührt. Wenn Bismarck in seinen späteren Reden und Auslassungen so viel auf die Auswüchse und Uebertreibungen des Parteiwesens schilt, die die nationalen Interessen aufs schwerste gefährden, so hat die freikonservative Partei schon in ihrer ersten programmatischen Kundgebung vom 27. Oktober 1867,[1]) die noch heute ganz modern anmutet, alle solche Auswüchse und Uebertreibungen entschieden zurückgewiesen und als erste unter allen Parteien den Grundsatz proklamiert: „Wir setzen das Vaterland stets über die Partei, wir stellen das Nationalinteresse über alles"; ein Grundsatz, der heute ja meist auf das Konto einer andern Partei gesetzt wird. Die freikonservative Partei ist auch damit vorangegangen, dieselben Grundsätze des „echt konservativen Geistes", der dahin strebt, „die gesunden und entwicklungsfähigen Elemente des Bestehenden sorgfältig zu pflegen und fortzuentwickeln", aufzurichten, welche später Bismarck und andre gut konservative Minister wie Roon und Graf Fritz zu Eulenburg der konservativen Partei immer wieder ins Gewissen zu rufen suchten. Erinnern wir uns, wie Wilhelm v. Kardorff schon bei seinem frühesten öffentlichen Auftreten im Mai 1866 eine tiefe Wahrheit in jenem schönen Spruche Carlyles finden wollte, daß nichts weniger konservativ sei, als für Formen und hergebrachte Dinge zu kämpfen und sich zu begeistern, die im Laufe der Zeit ihren Inhalt, ihre Bedeutung verloren.[2]) War es nicht dasselbe, wenn Bismarck im Jahre 1872 durch Ludwig Karl Aegidi die wahre Aufgabe des Konservativismus dahin umschreiben ließ: „Im rechten Augenblick erkennen, was den soliden Kern des öffentlichen Lebens ausmacht, diesen ohne vorher gefaßte Meinung und mit voller Freiheit von Velleitäten erfassen, das lebensfähige und lebendige Neue in seinem Recht und seiner inneren Wahrheit anerkennen, die nächsten Ziele fest ins Auge fassen und daraufhin sich als die Partei der Erhaltung zu konstituieren, die dafür Sorge trägt, daß das bisherige Fazit der Entwicklung Wurzel schlage, das ist die

[1]) Gedruckt u. a. bei F. Salomon, „Die deutschen Parteiprogramme", Heft 1, 124 ff.

[2]) In demselben Sinne äußerte sich Kardorff in einer seiner ersten Reden im Abgeordnetenhause am 8. Januar 1868: „Ich habe es nie für konservativ halten können, ungesunde Zustände konservieren zu wollen." Sten. Ber. 1868, S. 698.

Digitized by Google

eigentliche Stärke der konservativen Elemente eines Staates. Nicht in Opposition gegen die neue Zeit, vielmehr im Bunde mit ihren sittlichsten und positivsten Mächten erfüllt der Konservativismus seine lohnende Aufgabe." [1]) War es nicht dasselbe, wenn Graf Fritz Eulenburg den Konservativen bei der Beratung der Kreisordnung am 19. Oktober 1869 zurief: „Ich habe mir immer gedacht, daß ein vernünftiger Konservativismus zur rechten Zeit Konzessionen machen müsse; ich habe immer gedacht, daß der Konservativismus wesentlich darin besteht, Verhältnisse, welche sich eingelebt haben, so lange zu konservieren, bis etwas Besseres geboten wird. Ich habe es aber zugleich als eine Hauptaufgabe des Konservativismus gehalten, nicht bloß sich, verneinend und an Lieblingsanschauungen festhaltend, immer auf demselben Standpunkte zu halten, sondern Konzessionen dann zu machen, wenn sie sich entweder als notwendige oder als nützliche erweisen." [2]) Nicht dasselbe, wenn Roon 1868 die Notwendigkeit betonte, die konservative Partei zu entdoktrinieren und zu organisieren, damit aus der reformierten konservativen Partei der dauerhafteste und sicherste Stab für die Wanderung auf dem schwierigen Wege konservativen Fortschritts in *innerer reformatorischer Erneuerung* gemacht werden könne? [3])

Die freikonservative Partei hat diesen Grundsatz des konservativen Fortschritts von ihren ersten Anfängen an hochgehalten und befolgt. Sie hat es oft im Gegensatz zu der konservativen Partei getan, vor allem schon in der Frage der Indemnität, dann in den Fragen des hannoverschen Provinzialfonds, der Kreisordnung, des Schulaufsichtsgesetzes von 1872, bei dem es zum offenen Bruche zwischen Bismarck und der konservativen Partei kam, überhaupt bei allen Fragen der „deutschen Weiterbildung der preußischen Monarchie". Diese Haltung der freikonservativen Partei ist ja auf die Dauer nicht ohne Einfluß einerseits auf die konservative Partei geblieben, die allmählich doch und namentlich seit ihrer Rekonstruktion im Jahre 1876 ihre starre, reaktionäre Politik und ihre Fronde gegen Bismarck milderte, anderseits auf die nationalliberale Partei, die sich im ganzen nach rechts entwickelte. Um die Mitte der siebziger Jahre mochte es scheinen, als ob die Partei ihre Aufgabe im wesentlichen erfüllt habe. Innerhalb der Partei selbst ist damals erwogen worden, ob sie nicht am besten tue, ihre Selbständigkeit aufzugeben und sich entweder mit dem rechten Flügel der Nationalliberalen, falls dieser sich entschiedener als bisher von dem Fortschritt scheide, oder aber mit denjenigen Elementen der konservativen Partei

---

[1]) Moritz Busch, „Tagebuchblätter", II, 364.

[2]) Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Hauses der Abgeordneten 1869, I, 95.

[3]) „Bismarcks Gedanken und Erinnerungen", II, 147. Auch jene andre Aeußerung Roons in einem Briefe an seinen Sohn vom 25. Februar 1868 mag von neuem in das Gedächtnis zurückgerufen werden, weil auch sie für Gegenwart und Zukunft gilt: „Die konservative Partei muß endlich begreifen, daß ihre heutigen Auffassungen und Aufgaben wesentlich andre sein müssen als zur Zeit des Konflikts, sie muß eine Partei des konservativen Fortschritts sein und werden und die Rolle des Hemmschuhs aufgeben."

Digitized by Google

zu verschmelzen, die aufrichtig auf nationalem und konstitutionellem Boden ständen.[1]) Es ist von hoher, bis in Gegenwart und Zukunft hineinreichender Bedeutung, daß die freikonservative Partei solchen Erwägungen nie gefolgt ist, sondern entschlossen ihre Selbständigkeit auch in schwierigen Zeiten bewahrt hat; gerade die in die Augen fallende Parallele zwischen der „Neuorientierung" von und nach 1866 und der von heute und morgen, zwischen dem Widerstand, den ihr die konservative Partei damals bereitete, und dem, der heute von neuem einsetzt, läßt ja ahnen, welche bedeutungsvolle, durch das größere Ausmaß aller Dinge noch stark gesteigerte Rolle der Partei in dem „neuen Deutschland" zufallen muß und wird.

Es zeigte sich ja auch in den siebziger Jahren, daß einer auf die praktische Arbeit gestellten Partei wie der freikonservativen, mochten auch ihre nächsten Aufgaben erfüllt scheinen, immer wieder neue und wichtige Aufgaben erwachsen. Gerade Wilhelm v. Kardorff ist es gewesen, der seiner Partei neue Pfade gewiesen hat; unter seiner Führung trat sie aus ihrer vorwiegend konstitutionellen Epoche in eine wirtschaftspolitisch orientierte hinüber.

Es ist bekannt, daß die wirtschaftspolitische Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des neugegründeten Deutschen Reiches bis in die zweite Hälfte der siebziger Jahre unter dem Zeichen des Manchestertums und des Freihandels stand. Preußen hatte sich schon in den Jahren vor 1866 von der Schutzzollpolitik der Zollvereinsära, im Zusammenhang mit seinen großen politischen Zielen loszumachen begonnen. In den Jahren zwischen 1867 und 1870 hatten Zollbundesrat und Zollparlament, in denen eine durchaus freihändlerische Mehrheit saß, den Abbau der Schutzzölle fortgesetzt; Bundesrat und Reichstag folgten ihnen darin. 1873 vollzog sich der letzte große Sieg der Freihändler, indem noch unter dem Einfluß des gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwunges der „Gründerzeit" die Aufhebung des größten Teils der Eisenzölle beschlossen wurde, deren Rest mit dem 1. Januar 1877 fallen sollte. Schon wurde von weiten Kreisen die Aufhebung der Zölle auf Baumwolle und die übrigen noch geschützten Industrieerzeugnisse verlangt. Das Dogma der Freihandelslehre war um diese Zeit fast allgemein als unumstößlicher Glaubenssatz anerkannt; ihm huldigten die Minister Delbrück und Camphausen und im Grunde auch Bismarck, nicht minder der ganze Reichstag einschließlich des Gros der konservativen Partei und der Agrarier. Da folgte der zuletzt vielfach in Ueberspekulation und Schwindel ausartenden wirtschaftlichen Hochkonjunktur gegen Ende des Jahres 1873 ein Zusammenbruch, der das Wirtschaftsleben fast auf allen Gebieten lahmlegte und der Industrie, zumal der Eisenindustrie, die schwersten Schäden zufügte. Aber es gingen zunächst doch nur wenigen die Augen auf. Einer der ersten, der den Mut hatte, völlig umzulernen, war Wilhelm v. Kardorff.

Auch Kardorff war ursprünglich unter dem Einfluß der Ricardo-Bastiat-Cobdenschen Ideen, wie er sich selbst ausdrückte, „Freihändler im Herzen,

[1]) Vgl. „Rückblicke auf die Geschichte der freikonservativen Partei", S. 21.

Digitized by Google

Manchestermann aus Neigung und Ueberzeugung" gewesen; auch er hatte in jeder Abschaffung von Zöllen „einen Kulturfortschritt im allgemeinen und ganz besonders auch eine sichere Quelle zur Bereicherung jeder Nation" erblickt. Da führte die eingehende Lektüre der Schriften Careys, noch mehr wohl die aufmerksame und nüchterne Beobachtung der immer größere Dimensionen annehmenden wirtschaftlichen Krise einen völligen Umschwung seiner Auffassungen herbei. Einmal zu neuen Erkenntnissen durchgedrungen, ging er sofort mit unvergleichlicher Entschlossenheit daran, ihnen auch in der Oeffentlichkeit zum Siege zu verhelfen. Im Jahre 1875 erschien seine berühmte Broschüre „Gegen den Strom. Eine Kritik der Handelspolitik des Deutschen Reiches an der Hand der Careyschen Forschungen", die im Höhepunkt der freihändlerischen Aera das Banner einer entgegengesetzten und neuen Wirtschaftspolitik aufpflanzte. In dieser Schrift setzte er die Rechenfehler der Manchesterschule und die Irrtümer der bisherigen deutschen Handelspolitik, die Wirkungen des Freihandels und des protektionistischen Systems an den Beispielen andrer Länder auseinander, um zu dem Schlusse zu gelangen: auch Deutschland müsse zu einem andern Wirtschaftssystem übergehen, zwar nicht zu einem förmlichen Prohibitivsystem, gleich dem amerikanischen, französischen und russischen — ein solches könne hier im Herzen von Mitteleuropa unerwünschte Folgen haben —, wohl aber zu mäßigen, der heimischen Industrie einen Vorteil bietenden Schutzzöllen.

Kardorff war von der siegreichen Kraft seiner Schrift und des darin eingenommenen Standpunktes so überzeugt, daß er bald nach ihrem Erscheinen seiner Gattin schrieb, er müsse zwar noch viel über die Sache reden, aber er glaube, sie werde gehen, wie er wolle. Er hat es denn auch an einer ebenso unermüdlichen wie geschickten Propaganda in Schrift und Wort nicht fehlen lassen. Um für seine Ziele eine Organisation zu schaffen, berief er zum 14. Dezember 1875 einen kleinen Kreis von Industriellen nach Berlin, mit denen er am 15. Februar 1876 den „Zentralverband deutscher Industrieller zur Förderung und Wahrung nationaler Arbeit" begründete. Das anfangs verhältnismäßig kleine, von den übermächtigen Gegnern viel verspottete Häuflein breitete sich unter Kardorffs, des ersten Vorsitzenden, kluger und energischer Leitung schnell über ganz Deutschlands Industriebezirke aus.[1]) Auch die schutzzöllnerischen Elemente des Reichstags wußte Kardorff immer mehr zu sammeln, bis sie sich im Frühjahr 1878 zu einer interfraktionellen „freien wirtschaftlichen Vereinigung" zusammentaten, die ihr Augenmerk bald auch den landwirtschaftlichen Zöllen zuwandte. Vor allem aber wußte Kardorff, der gerade um die Mitte der siebziger Jahre in immer nähere Beziehungen zu Bismarck trat, diesen aufs stärkste in der Richtung einer Abkehr von der freihändlerischen Wirtschaftspolitik, die Bismarck ohnehin mehr im Banne der Delbrück und Camphausen als aus eigner Ueberzeugung betrieben hatte, zu beeinflussen. Kardorffs Briefe an seine

[1]) Vgl. S. A. Buek, Der Zentralverband deutscher Industrieller und seine dreißigjährige Arbeit von 1876 bis 1906. Berlin 1906.

Digitized by Google

Gemahlin liefern den Beweis, mit welcher Beharrlichkeit und welchem Erfolge er daran arbeitete, den Kanzler dem Einflusse Delbrücks und Camphausens, deren gesunden politischen Standpunkt er 1869 noch selbst gerühmt hatte, zu entziehen und ihn für eine Schutzzollpolitik zu gewinnen. So bemerkt Kardorff einmal im Februar 1877 bei dem Bericht über eine seiner vielen Unterredungen mit Bismarck, daß dieser sich mehr und mehr zu seinen Ansichten bekehrt habe!

Wenn man sich vergegenwärtigt, wie Bismarck selbst in späterer Zeit dasselbe Jahr 1877 als die entscheidende Zeit seiner wirtschaftspolitischen Umkehr bezeichnet hat,[1]) und wenn man verfolgt, wie in den Reden und Auslassungen Bismarcks etwa seit 1878 dieselben Argumente, oft dieselben Wendungen wiederkehren, deren sich Kardorff in seiner Schrift „Gegen den Strom" und in seinen zahlreichen Reichstagsreden bedient hat,[2]) so wird man nicht umhin können, Kardorff geradezu als einen der wirtschaftspolitischen Lehrmeister Bismarcks zu bezeichnen, der an dem gewaltigen, bis auf den heutigen Tag nachwirkenden wirtschaftspolitischen Umschwung der siebziger Jahre, der mit der Thronrede von 1879 und der Annahme der großen Zolltarifvorlage vom gleichen Jahre sanktioniert wurde, einen bestimmenden Anteil gehabt hat.

Leider sind Kardorffs briefliche Mitteilungen über seine zahlreichen Begegnungen mit Bismarck aus den Jahren 1876 bis 1879, die wir im folgenden im Auszuge mitteilen, durchweg sehr knapp gehalten. Einmal wenigstens aber erhebt sich Kardorff doch zur ausführlichen Wiedergabe eines Gesprächs mit dem großen Kanzler. Den Anlaß zu der Unterredung gab ein Artikel, den Kardorff am 8. März 1878 unter dem Titel „Vestigia terrent!" in der „Post" veröffentlicht hatte. In diesem Artikel hatte er sich nachdrücklich dagegen gewandt, daß Oesterreich, das bekanntlich den bestehenden Handelsvertrag im Oktober 1876 gekündigt hatte und nun um den Abschluß eines neuen, günstigeren Vertrages verhandelte, das Recht der meistbegünstigten Nation eingeräumt werde. Ueber diesen Punkt wünschte Bismarck Kardorffs Meinung des näheren zu hören. Das Gespräch, das am 31. März 1878 stattfand, dehnte sich auf die ganze Wirtschafts- und Zollpolitik aus und läßt uns in seiner dramatisch-lebendigen Wiedergabe durch Kardorff einen höchst interessanten Einblick in Bismarcks damalige Anschauungsweise tun. Wir dürfen den Bericht zu den wichtigsten Quellen über Bismarcks wirtschaftspolitische Entwicklung rechnen.

Ohne Datum; Mitte Februar 1876.

Wegen meiner Broschüre „Gegen den Strom" kannst Du ohne Sorgen sein; sie hat durchgeschlagen, und von allen Seiten, sogar von Bamberger[3]) wird ihre

---

[1]) Vgl. z. B. Bismarcks Rede vom 29. November 1881. „Reden", IX, 142.

[2]) Den genaueren Nachweis behalte ich mir für die Buchausgabe vor.

[3]) Der bekannte Abgeordnete Ludwig Bamberger, gest. 1899.

Digitized by Google

Güte anerkannt, ganz besonders von Varnbüler.[1]) Ich muß natürlich über die Frage noch sehr viel reden, aber ich glaube, sie wird laufen, wie ich es will.

*

19. Mai 1876.

Gestern hatten wir fast bis 6 Uhr Sitzung in der Eisenbahnfrage. Bismarck sprach wiederholt, desgleichen Achenbach und Friedenthal,[2]) Bethusy recht gut, obwohl die Teilnahme nach den langen Verhandlungen matt war. Politisch ist nichts los; alle Welt schreit, ich wäre an Delbrücks Abgang schuld, und sie haben wahrscheinlich einigermaßen recht.[3])

*

18. Dezember 1876.

Camphausens Stellung ist endlich so weit erschüttert, daß man ihm nur noch wenige Wochen gibt.[4]) Auf der letzten Bismarck-Soiree konnte ich nicht erscheinen, weil die Eisenkommission bis 11 Uhr saß. Von der Diestschen Sache höre ich nur, daß die kriegsgerichtliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet ist.[5])

*

Ohne Datum; Februar—März 1877.

Bei Bismarck neulich war die Fürstin und er reizend; sie schüttelte mir immer die Hand und sagte, sie gratuliere mir, daß ich den Mut gehabt, den schlechtesten Menschen in ganz Preußen aus anständiger Gesellschaft hinauszuwerfen.[6]) Bismarck hat mit mir wenigstens zehn Minuten über die ganze Diest-Geschichte gesprochen und dann noch über Steuer- und Zollpolitik, wo er sich immer mehr zu meinen Ansichten bekehrte.

*

Ohne Datum; März 1877.

Heute melden alle Zeitungen, daß Diest den schlichten Abschied erhalten hat, eine Form der Abschiedsgewährung, die, wie alle Militärs wissen, in sich schließt, daß der Betreffende etwas Schlimmes getan. Hiermit ist er von der Bildfläche verschwunden. In dem Erkenntnis des Ehrengerichts steht, wie mir aus sehr

---

[1]) Freiherr v. Varnbüler, 1869 bis 1870 württembergischer Minister des Aeußern, seit 1872 Mitglied des Reichstags, Präsident der Zolltarifkommission. Vgl. über ihn und seine Tätigkeit in dieser Zeit v. Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier, II, 259 f.

[2]) Rudolf Friedenthal, einer der Begründer der freikonservativen Partei, 1873 Vizepräsident des Abgeordnetenhauses; von 1874 bis 1879 Landwirtschaftsminister.

[3]) Seit dem 10. Mai stand Delbrücks Abgang fest.

[4]) Die Einreichung seines Entlassungsgesuchs erfolgte doch erst am 27. Februar 1878, die Entlassung am 20. März.

[5]) Otto v. Diest-Daber, konservativer Abgeordneter, bekannt durch seine Konflikte mit Bismarck, in deren Verfolg er am 25. Mai 1877 zu drei Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Schon vorher hatte ein ehrengerichtliches Verfahren dahin geführt, daß Diest mit schlichtem Abschied aus der Armee entlassen wurde. Vgl. dazu „Otto v. Diest-Daber. Lebensbild eines mutigen Patrioten, dargestellt von einem Deutschen" (1901).

[6]) Kardorff hatte Diest aus dem Foyer des Reichstags hinausweisen lassen.

Digitized by Google

guter Quelle mitgeteilt wird: weil er seine Ehre nicht zu wahren wußte. Ich erfuhr die ganze Sache schon von Bismarck, bei dem ich gestern eine zweistündige Audienz über Handelspolitik hatte. Ich hoffe ihn überzeugt zu haben; er war sehr liebenswürdig; führte mich, nachdem wir erst im Garten spazieren gegangen waren, in das Radziwillsche Palais, das jetzt für ihn ausgebaut wird, und machte lauter Witze. Er sieht sonst körperlich nicht sehr gut aus, ist auf einmal kolossal dick geworden und furchtbar bleich im Gesicht.

*

15. März 1877.

Ich habe nach aller Meinung vortrefflich in der Zollfrage gesprochen[1]) ... Lucius[2]) meint, meine Rede wäre weitaus die beste, die ich je gehalten. Ich hatte auch am Schlusse nicht bloß von der Rechten, sondern auch von der Linken tüchtigen Beifall. Nun halte ich noch eine große Rede über die Eisenzölle gelegentlich eines Antrages, den wir heute einbringen.

Gestern war ich bei Bismarck.[3])

In der Kommission bin ich mit Kleist-Retzow[4]) zusammen. Wir vertragen uns sehr gut. Abends nach der Kommission bin ich immer so kaputt, daß ich kaum japsen kann.

Camphausen soll in einer Unterredung mit Stumm[5]) ganz weich gewesen sein und soll alle Schuld auf Delbrück und Braun[6])-Bamberger geschoben haben.

*

10. April 1877.

Bismarck bleibt, überhaupt hat sich die ganze Krisis vorläufig verzogen. Wie ich ganz richtig taxiert habe, war es auf Camphausen und Achenbach abgesehen, aber beide sollen sich bereit erklärt haben, Bismarcks Steuer-, Zoll- und Handelspolitik zu unterstützen.[7])

Der Kaiser hat Bismarcks Entlassung zunächst, wie man sagt, angenommen, nachher aber im Verein mit dem Kronprinzen Katzenjammer gekriegt.[8]) Morgen ist der Geburtstag der Fürstin Bismarck. Ich werde dazu zwei Karten einsenden.

*

---

[1]) Gemeint ist wohl Kardorffs Reichstagsrede vom 15. März 1877 über den Handelsvertrag mit Oesterreich und die Steuerreform. Sten. Ber. I, 178 ff.

[2]) Robert Lucius, Mitglied des Abgeordnetenhauses und des Reichstags, später als Friedenthals Nachfolger Landwirtschaftsminister.

[3]) Am 14. fand bei Bismarck ein parlamentarisches Diner statt.

[4]) Der bekannte konservative Abgeordnete Hans Hugo v. Kleist-Retzow.

[5]) Bekanntes Mitglied der freikonservativen Fraktion.

[6]) Bekannter liberaler Abgeordneter.

[7]) Bismarck hatte am 27. März den Kaiser um Enthebung von seiner amtlichen Stellung im Reich und in Preußen gebeten; am 7. April versagte der Kaiser dem Entlassungsgesuch die Genehmigung mit einem an den Rand geschriebenen: „Niemals." Daß es bei dem Entlassungsgesuch auf Camphausen und Achenbach abgesehen gewesen wäre, findet sich sonst nicht bestätigt.

[8]) Daran ist wohl nur so viel richtig, daß zwischen dem Kaiser und Bismarck über dessen Entlassungsgesuch mündlich verhandelt worden ist, in Beisein auch des Kronprinzen.

Digitized by Google

23. April 1877.

Jetzt ist der Eisenzoll heran, bei dem ich als Antragsteller das Schlußwort habe, und denke ich, etwas Leben in die Frage zu bringen. Bismarcks Weggang hat die Leute (obschon er bloß Urlaub hat) ganz wild gemacht.

*

Ohne Datum; Anfang Januar 1878.

Hier sagen mir Löwe[1]) und Dohna,[2]) man glaube, daß ich Kandidat für den landwirtschaftlichen Minister würde. Das halte ich für Unsinn. Friedenthal wird Minister des Innern,[3]) Fritz Eulenburg geht definitiv; Bennigsen ist das Finanzministerium angeboten, aber er hat sich seiner Partei verpflichtet, nicht allein in das Ministerium zu treten, und sie haben, da Bismarck Forckenbeck refüsiert, keinen andern präsentabeln Nationalliberalen[4]) . . . Im ganzen herrscht die größte Konfusion, die Kammersitzung ist erbärmlich, alle disgustiert.

*

Ohne Datum; Ende Februar 1878.

Wir haben ereignisreiche Tage erlebt. Vollständiger Bruch zwischen Bismarck und Camphausen.[5]) Der letztere geht nun endlich. In der Tabaksteuerfrage habe ich sehr gut gesprochen,[6]) viel besser, als wie es in der „Post" und der „Schlesischen Zeitung" stand, so daß Bismarck mir auf der Soiree eine Annehmlichkeit darüber sagte und beim Weggehen coram populo noch den Witz machte: „Ich glaube, Herr v. Kardorff geht jetzt noch ein bißchen zu Camphausen," worauf ich erwiderte: „Ach nein, ich überlasse ihn seinem Schicksal." Camphausen hat so viel hin und her gelogen, daß das ganze Haus auf ihn wütend war.[7]) Auf der Bismarckschen Soiree war es sehr hübsch; Bethusy war da; ich führte Frau v. Spitzemberg, die allerliebst war.[8])

*

---

[1]) Der Abgeordnete Wilhelm Löwe (Löwe-Kalbe), der 1874 aus der Fortschrittspartei ausschied und 1879 sich zu einem energischen Schutzzöllner entwickelte.

[2]) Graf Dohna-Finckenstein, Abgeordneter für Rosenberg und Löbau.

[3]) Friedenthal verwaltete in der Tat während Eulenburgs Beurlaubung von Oktober 1877 bis März 1878 auch das Ministerium des Innern, wurde aber nicht definitiv damit betraut; vgl. Kardorffs Brief vom 29. März 1878.

[4]) Näheres über diese Vorgänge bei H. Oncken, Rudolf v. Bennigsen, II, 3. 8 ff.

[5]) Der Bruch zwischen Bismarck und Camphausen erfolgte bekanntlich bei der Reichstagsberatung über die Vorlagen wegen Tabaksteuer usw. am 22. Februar 1878, indem Bismarck die alleinige Verantwortung für die von Camphausen herrührenden Vorlagen nicht übernehmen zu können erklärte.

[6]) Am 22. Februar 1878; Sten. Ber., I, 132 ff.

[7]) Solche scharfen Ausdrücke, die hin und wieder in den Kardorffschen Briefen vorkommen, sind natürlich stets cum grano salis zu verstehen.

[8]) Die Gemahlin des württembergischen Bundesratsbevollmächtigten. Näheres über die parlamentarische Soiree vom 23. Februar, um die es sich handelt, bei v. Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier, I, 108 ff.

Digitized by Google

2. März 1878.

Hier sitze ich jeden Tag in der Budgetkommission bis abends 11 Uhr. Es herrscht große Konfusion. Camphausen glücklich definitiv beseitigt. Heute abend bei Bismarck[1]) wird es hoffentlich sehr nett.

*

3. März 1878.

Bei Bismarck war es gestern nicht so nett wie das erstemal, es waren fast gar keine Damen da, weil gleichzeitig Ball bei dem Kriegsminister Kameke war, und wenig Abgeordnete, weil die Nationalliberalen verstimmt sind. Bismarck hatte ausschließlich Forckenbeck vor, den er zwei Stunden bearbeitete. Ich glaube noch immer, es kommt zu einer Auflösung des Reichstags ... Morgen ist das Stellvertretungsgesetz im Reichstage, wo man große Reden von Bismarck erwartet; alle Billette sind bereits vergeben.[2])

*

10. März 1878.

Meinen „Post"-Artikel wirst Du gelesen haben.[3]) Er hat gezündet, denn alle andern Zeitungen sind sofort darüber hergefallen, und Bismarck hat Varnbüler sofort die beruhigende Erklärung abgegeben, er denke nicht daran, mit Oesterreich wieder zu verhandeln, ehe wir einen autonomen Tarif hergestellt hätten.

Gestern war eine ziemlich aufregende Szene zwischen Bismarck und Lasker, bei der Bismarck dem Kleinen insofern Unrecht tat, als Lasker wirklich die Dinge nicht gesagt hatte, die er ihm in den Mund legte.[4]) Aber Laskerleben nahm die Sache auch ganz unnötig tragisch, denn er selbst legt seinen Gegnern fortwährend Aeußerungen unter, die diese gar nicht gemacht haben, und machte Bismarck ganz wütend.

Gestern abend war es trotz der Szene bei Bismarck gedrängt voll,[5]) so viele Damen, daß ich nicht bis zu Ende blieb, weil ich annahm, es würde zu voll bleiben, was auch eingetreten sein soll. Die nationalliberale Ministerkonstellation ist wieder stark im Schwanken, und möglicherweise kommt eine ganz andre zustande, es werden Eulenburg (Hannover)[6]), Stolberg (Wien)[7]) u. a.

---

[1]) Am 2. März war parlamentarische Soiree beim Kanzler. Vgl. v. Poschinger, a. a. O., S. 110 f.

[2]) Bismarck sprach im Reichstag am 5. März über das Stellvertretungsgesetz. „Reden", ed. H. Kohl, VII, 154 ff.

[3]) Es handelt sich um den bereits im Text erwähnten Aufsatz „Vestigia terrent!" vom 8. März, veröffentlicht in der „Post" vom 9. März. Kardorff wandte sich in dem Aufsatz dagegen, daß die Verhandlungen mit Oesterreich über den Abschluß eines neuen Handelsvertrags vorschnell und wohl gar auf der Basis der meistbegünstigten Nation abgeschlossen würden.

[4]) Vgl. darüber „Reden Bismarcks", VII, 194 ff.

[5]) Näheres darüber bei v. Poschinger, a. a. O., I, 112 f.

[6]) Graf Botho zu Eulenburg, ein Neffe des Grafen Fritz, folgte diesem am 31. März 1878 im Ministerium des Innern, vorher Oberpräsident von Hannover.

[7]) Graf Otto Stolberg-Wernigerode, seit 1876 deutscher Botschafter in Wien, wurde am 1. Juni 1878 Stellvertreter des Reichskanzlers und Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums.

Digitized by Google

genannt. Der Grund von Bismarcks Wut gegen Lasker soll darin liegen, daß dieser noch nachträglich Bennigsen, Forckenbeck usw. bestimmt haben soll, bestimmte, beim Kaiser nicht durchzusetzende konstitutionelle Garantien für Ausdehnung des Steuerbewilligungsrechtes zu verlangen, ehe sie sich bereit erklärten, Ministerportefeuilles zu übernehmen.[1])

Ich selbst werde auch wiederholt genannt, aber das ist reiner Humbug; entweder Nationalliberale oder Rechte wie Eulenburg kommen für jetzt heran.

*

29. März 1878.

Hier ist die Konfusion größer als je. Jedermann ist davon überzeugt, daß der Finanzminister Hobrecht[2]) der Sache gar nicht gewachsen ist, und daß Graf Botho Eulenburg schwer das Vertrauen der liberalen Parteien gewinnen wird.

Graf Stolberg-Wernigerode ist durch den Kaiser gezwungen worden, den Vizekanzler anzunehmen, sehr gegen seine Wünsche, und er soll sich mit Bismarck über seine Kompetenzen sehr vorsichtig auseinandergesetzt haben.

Bismarck hat im Abgeordnetenhause sehr schwach gesprochen.[3]) Achenbach ist glücklich beseitigt,[4]) ob aber Maybach, der mehr für einen inferioren Eisenbahnminister als für einen Politiker gilt, wirklich etwas leisten wird, das bezweifeln alle Parteien stark. Er hat Bismarck große Versprechungen gemacht und wird sie nicht erfüllen können. Alle sehen das Ministerium bloß als ein Uebergangsministerium an. Der Kronprinz soll die schnödesten Witze darüber machen ... Achenbach ist der Oberpräsident für Westpreußen angeboten worden; er hat den Posten aber abgelehnt, weil seine Frau das Klima fürchtet.[5])

Bismarck ist ganz schutzzöllnerisch gestimmt, und als ich Pleß[6]) fragte, ob er Hobrecht nicht für einen Freihändler hielte, erwiderte er: „Ganz egal, dem sind die Lakaienlitzen von Bismarck aufs Hemd genäht."

Friedenthal ist ziemlich gefaßt darauf, auch gelegentlich fortzugehen, wenn ihm die Sache nicht paßt, er sprach sehr verständig darüber. Er hat den Minister des Innern abgelehnt, wie ich annehme, auf Andeutung Bismarcks,

---

[1]) Lasker hat in diesem Zusammenhang in der Tat auf konstitutionelle Garantien gedrungen. Vgl. Laskers Denkschrift in: „Aus Ed. Laskers Nachlaß", herausgegeben von W. Cahn, I, 108, und Oncken, Rudolf v. Bennigsen, II, 333.

[2]) Artur Hobrecht, seit 1872 Oberbürgermeister von Berlin, war am 31. März 1878 an Stelle Camphausens zum preußischen Finanzminister ernannt worden, um die von Bismarck geplante Finanz- und Steuerreform durchführen zu helfen.

[3]) Gemeint ist Bismarcks Rede im Abgeordnetenhause vom 27. März. „Reden", VII, 226 ff.

[4]) Achenbach, seit 1873 Staatsminister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, machte 30. März 1878 dem bisherigen Unterstaatssekretär im Handelsministerium, Albert Maybach, Platz.

[5]) Achenbach hat das Oberpräsidium von Westpreußen gleichwohl angetreten, vertauschte es aber schon im Februar 1879 mit dem Oberpräsidium von Brandenburg.

[6]) Hans Heinrich XI., Fürst von Pleß, Reichstagsabgeordneter für Waldenburg.

Digitized by Google

und weil er sah, daß er dort in Konflikte hineingehen würde, denen er als landwirtschaftlicher Minister aus dem Wege geht.

*

Undatiert; kurz nach 31. März 1878.

Ich habe sehr ereignisvolle Tage hinter mir. Sonntag früh, d. h. mittags 2 Uhr, als ich eben aus einer Fraktionssitzung nach Hause komme, erscheint der Bismarcksche Diener und bringt mir einen Brief: „Im Auftrage des Reichskanzlers habe ich die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß derselbe sehr dankbar sein würde, wenn Sie denselben noch im Laufe des Vormittags besuchen wollten. Gezeichnet v. Kurowski."

Ich sage natürlich zu, sofort zu kommen, und Bismarck empfängt mich mit folgenden Worten:

„Ich konferierte eben mit dem Minister Hofmann über den österreichischen Handelsvertrag, den ich nicht abschließen will, und da dachte ich mir, es wird doch gut sein, wenn du einmal deinen Freund Kardorff bittest, dich zu besuchen, und ihn um einige Belehrungen über allerlei handelspolitische Dinge bittest. Ich danke Ihnen, daß Sie sogleich gekommen sind.

Was haben Sie gegen die Klausel der meistbegünstigten Nation?[1]) Ich verstehe das nicht, und sehe keine Gefahren, und denke mir, Sie wollen zu extrem hinaus. Diese Klausel haben doch alle neueren Verträge; die Franzosen wollen sie zwar los sein, — aber das müßte uns gerade darauf hinweisen, Wert auf die Klausel zu legen; denn wie mir scheint, ist auf Grund derselben unser Import nach Frankreich bedeutend. Ich verstehe nicht die Gefahr der Klausel. Ich will keinen Handelsvertrag schließen, denn ich bin nachgerade vorsichtig geworden. Deutschland soll sich seinen Tarif nach seinen Bedürfnissen selbst zurechtmachen, damit werden wir am besten fahren. Ich will überhaupt eine andre Wirtschaftspolitik treiben, und mein Plan ist der, dem Bundesrate vor Schluß des Reichstages noch eine Vorlage zu machen, die nicht mehr im Reichstag diskutiert wird, die aber im Lande bekannt wird, ehe eine Auflösung desselben eintritt. Die letztere halte ich für unausbleiblich; denn mit einem Parlamente, das mir nicht die Einnahmen für das Reich gibt, die das Reich braucht, und das unter Einfluß von Leuten steht, die — gewiß mit redlicher Absicht — mit ihrer unparteiischen Ideologie alle meine Pläne kreuzen, kommen wir nicht weiter. Ich will Zölle haben auf Tabak, Spiritus, möglicherweise vielleicht auch Zucker, sicher Petroleum, vielleicht auch Kaffee, und ich schrecke auch vor Ge-

[1]) In seinem Artikel: „Vestigia terrent" vom 8. März hatte sich Kardorff, wie bereits erwähnt, dagegen ausgesprochen, daß Oesterreich die Rechte der meistbegünstigten Nation eingeräumt würden.

Digitized by Google

treidezöllen nicht zurück, die uns Rußland gegenüber recht nützlich sein könnten, auch Oesterreich gegenüber. Was meinen Sie dazu?"

Nun hatte er einen solchen Haufen von Dingen berührt, daß ich zunächst nur an das letzte anknüpfen konnte und eben meine Ansichten über Tabakmonopol, Spiritussteuer usw. auseinandersetzte, über Gebühren (d. h. kleine Finanz-, Rekognitionszölle auf Getreide usw.), wobei er sehr aufmerksam zuhörte, manchmal Zwischenfragen tat und schließlich sagte:

„Sie werden doch vielleicht Hobrecht einmal besuchen, ich würde es sehr wünschen, daß Sie denselben etwas orientieren, ein großer Teil dieser Dinge ist ihm ja fremd — aber wie ist es mit der Meistbegünstigungsklausel?" [1])

Ich erwiderte, daß ich die Klausel für uns für schädlich hielte, daß es aber eines etwas langen Ausholens bedürfe, um ihm ein gründliches Exposé darüber zu geben, da sich die Frage ganz kurz nicht behandeln ließe.

Er: „Oh, ich habe Zeit und höre Ihnen gerne zu, aber kann ich nicht irgendwo etwas darüber lesen?, d. h. etwas kurzes!"

Ich: „Gewiß, in dem von dem Zentralverbande der Industriellen herausgegebenen autonomen Tarif für Deutschland ist in der Vorrede eine Auseinandersetzung darüber." [2])

Er: „Wie lange?"

Ich: „Vielleicht vier bis fünf Folioseiten."

Er: „Das ist etwas lang, können Sie mir nicht ein kürzeres Promemoria geben?"

Ich: „Gewiß, morgen sollen Durchlaucht es haben."

Er: „Sie wissen, daß unsre Handelspolitik der innere Grund war, weshalb ich mich von Delbrück trennte. Ich hatte eine Unterredung mit ihm, in der ich mich von dem Freihandelsprinzip lossagte und bemerkte, ich könnte nicht weiter mit ihm gehen, wenn er seine Wirtschaftspolitik nach Manchestergrundsätzen weiter einrichtete. Infolge davon fühlte er sich veranlaßt, um seinen Abschied einzukommen, was mir im übrigen leid tat; denn er war eine tüchtige technische Kraft. Aber so ging es doch nicht weiter; leider blieb Camphausen zurück, der mir viel gefährlicher war, denn ich mußte ihm gegenüber sehr vorsichtig sein. Hätte

[1]) Daß Kardorff gerade mit dem Finanzminister über diese Dinge sprechen sollte, erklärt sich daraus, daß nach Bismarcks Rede in der Reichstagsverhandlung über das Stellvertretungsgesetz (5. März) dem Finanzminister in Zukunft ein erhöhter Einfluß auf die wirtschaftliche Gesetzgebung des Reiches eingeräumt werden sollte.

[2]) Der volle Titel des von Kardorff angezogenen Tarifs lautet: „Revidierter Entwurf eines autonomen Zolltarifs für das Deutsche Reich. Im Auftrage und auf Grund der Beratungen und Beschlüsse des Zentralverbandes deutscher Industrieller ausgearbeitet von Dr. Hermann Grothe, Ingenieur und Reichstagsabgeordneter, und G. F. Beutner Regierungsrat a. D., Berlin 1878."

Digitized by Google

ich ihm je eine Andeutung gemacht, daß unsre Wege verschieden seien, wonach er mich oft genug fragte, so wäre er sofort zum Kaiser gelaufen und hätte dem gesagt, ich hätte ihn entlassen. Jetzt sind die Nationalliberalen so gütig gewesen, das zu übernehmen,[1]) und haben dann nicht einmal den Mut gehabt (ich meine Bennigsen), in das Ministerium zu treten; jedenfalls bin ich froh, Camphausen los zu sein, denn ich hatte immer das Gefühl, daß seine Freunde in dem Parlamente regelmäßig gegen die Vorlagen stimmten, die er in meinem Sinne machte — vielleicht instinktiv, vielleicht nicht ohne vorherige Andeutung. Er tat immer so, als ob er mithelfen wollte, und schließlich wurde nie etwas zustande gebracht. Ich war früher selbst Freihändler, so als Gutsbesitzer, aber ich bin nunmehr gründlich bekehrt und will es wieder gutmachen. Wenn die Theoretiker recht hätten, müßte Frankreich längst das ärmste Land der Welt sein; das ist für mich durchschlagend; ich bin jetzt ganz Ihrer Meinung: mäßige Schutzzölle und Finanzzölle für das Reich! Ich wünschte nur, ich wäre jünger."

Damit stand er auf und suchte sich einen Stock.

„Was ist denn das für ein Stock, den kenne ich gar nicht — ein sehr guter Stock, scheint es mir,"

und nun fingen wir an, eine Zeitlang herumzugehen, wobei er immer munterer wurde:

„Hobrecht wird unsre gemeinschaftlichen Intentionen unterstützen, ich habe mich dessen vergewissert; auch Eulenburg ist wirtschaftlich mit uns einverstanden. Ich hoffe, er leistet Besseres wie sein Vetter; dieser sprang immer rechts oder links an, je nachdem der Geheime Rat, der ihn ritt, gesinnt war. Zunächst ritt ihn Wolff,[2]) da war ihm die Schwerinsche Kreisordnung[3]) zu liberal; dann ritt ihn Wulfshein[4]) oder irgendein andrer Demokrat, und auf einmal ging er nun Linksgalopp und wurde in der Provinzialordnung[5]) radikal. In den Per-

[1]) In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 23. Februar 1878 hatte Lasker heftige Vorwürfe gegen Camphausen, in dessen Vorlagen er jeden reformatorischen Gedanken vermißte, und gegen Bismarck gerichtet, weil dieser solche Vorlagen, von deren Mißerfolg er vorher hätte überzeugt sein müssen, nicht zurückgehalten habe. Camphausen hatte darauf in ungeheurer Erregung der nationalliberalen Partei vorgeworfen, ihn von seiner Stelle zu verdrängen, um sie durch einen der Ihrigen wahrnehmen zu lassen.

[2]) v. Wolff, 1865 Hilfsarbeiter, dann vortragender Rat im Ministerium des Innern, später Oberpräsident von Sachsen und Präsident der Oberrechnungskammer zu Potsdam.

[3]) Graf Schwerin-Putzar, Minister des Innern während der „Neuen Aera" 1859 bis 1862, hatte eine liberale Kreisordnung ausgearbeitet, die indessen von König Wilhelm I. verworfen wurde. Bei den Vorarbeiten zu der Kreisordnung von 1872 spielte die Schwerinsche Kreisordnung eine Rolle.

[4]) Geh. Regierungsrat Wulfshein, vortragender Rat im Ministerium des Innern.

[5]) Gemeint ist die Provinzialordnung für die Provinzen Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Schlesien und Sachsen vom 29. Juni 1875.

Digitized by Google

sonalien blieb er natürlich „Kreuzzeitung", weil ihn hier Lebbin[1]) ritt — ein unzuverlässiger, gewissenloser Mensch."

So plauderte er ununterbrochen, und ich warf zuletzt ein: „Warum wollen Sie nicht noch einmal die Eisenzollvorlage bringen?"

Er: „Ich kann das nicht selbst arbeiten, und wer soll es mir machen?"

Ich: „Es kommt ja nur die einfache Aufhebung des Gesetzes von 1873 in Frage, und es bedarf gar keiner Arbeit."

Er: „Glauben Sie an eine Majorität?"

Ich: „Warum nicht? Jedenfalls wird die Sache doch nicht verschlimmert durch eine nochmalige Niederlage. Uebrigens haben Eure Durchlaucht mit den Holzpreisen insofern nicht recht, als in Schlesien die Holzpreise durch noch andre Kalamitäten mit herabgezogen sind."[2])

Er: „Wieso?"

Ich: „Durch die Aufhebung der Eisenzölle."

Er: „Das verstehe ich nicht."

Ich: „Ganz einfach. Erstens, der stärkste Konsument für Holz ist der Kohlenbergbau; dieser stockt, folglich auch der Holzabsatz. Der zweitstärkste Konsument ist der Holzkohlenhochofen. Da nun die Hochöfen zu zwei Drittel ausgeblasen sind, weil wir die Eisenzölle verloren haben, so ist das Holz wertlos, und das ist der Zusammenhang zwischen Holz und Eisen."

Er: „Hm, das ist richtig — ich will Ihnen noch kein Versprechen geben, aber ich werde die Sache überlegen; wenn es noch geht, werde ich noch einmal den Versuch machen mit dem Eisenzoll,[3]) aber Sie sollen mir das Versprechen geben, mich gelegentlich wieder zu besuchen. Fürchten Sie nicht, daß ich zu beschäftigt bin, ich habe immer Zeit für Sie."

Darauf gratulierte ich ihm noch zum Geburtstage, der den Tag darauf war; Bismarck dankte sehr herzlich und sagte: „Ja, ja, 63 Jahre, das ist ein schlechtes Jahr in meiner Familie."

Ich: „Nun, Ihr Bruder in Kieckow ist doch älter!"[4])

Er: „Ja, der ist 72, und mein Vater wurde auch alt, 75" usw.

Ich erzähle Dir nur ein Viertel von dem, was er alles plauderte; er war bezaubernd liebenswürdig und amüsant.

*

[1]) Geh. Oberregierungsrat v. Lebbin, Personalreferent im Ministerium des Innern.

[2]) Das bezieht sich auf Bismarcks Aeußerungen in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 27. März (Reden, VII, 236 ff.), wonach das Sinken der Holzpreise in Schlesien wesentlich auf die verfehlte Tarifpolitik der Eisenbahnen zurückzuführen wäre.

[3]) Mit einer Vorlage betreffend die Wiedereinführung der Eisenzölle wurde der Reichstag zunächst nicht beschäftigt.

[4]) Kammerherr Bernhard v. Bismarck, geb. 1810, gest. 1893, der langjährige Abgeordnete für Naugard.

Digitized by Google

Ohne Datum; Mitte Februar 1879.

Die Thronrede ist so scharf schutzzöllnerisch, wie man nur wünschen kann.[1]) Leider soll der Kronprinz wieder in den Händen von Bunsen[2]) stecken. Bismarck habe ich noch nicht gesehen, will heute aber noch zur Fürstin gehen.

Bismarck soll kreuzfidel und so kampfbereit sein wie je. Ich schreibe in diesen Tagen einen Artikel in die „Post" über die Freihandelsbroschüren.

*

Ohne Datum; Ende Februar 1879.

Bismarck hat sich gegen mehrere Abgeordnete sehr begeistert über meine Rede ausgesprochen.[3]) Ich esse übermorgen bei ihm.[4]) In meiner zweiten Rede habe ich Delbrück ziemlich abgetan, desgleichen Bunsen.

Ich werde jetzt im Reichstag mit einer Aufmerksamkeit angehört wie noch nie; die Gegner merken nachgerade, daß ich meine freie Zeit im Sommer nicht unbenutzt gelassen habe.

*

2. März 1879.

Gestern war ich auf der Bismarckschen Soiree.[5]) Reden tue ich jetzt jeden Tag, und gestern habe ich, wie auch Löwe bestätigt, der ein sehr ruhiger Beobachter ist, wirkungsvoller gesprochen als vielleicht jemals.[6]) Und dabei war ich fast unvorbereitet, denn Eugen Richter, dem ich antworten mußte, weil er in der Tat die wirtschaftlichen Fragen hineingezogen hatte, sprach zwar am Tage vorher; aber ich war mittags bei Bismarck und abends auf einem Ball beim Handelsminister, von dem ich erst um 1 Uhr nach Hause kam, so daß ich nur eine halbe Stunde unmittelbar vor der Sitzung Zeit hatte, mir zu überlegen, was ich sagen wollte. Ich beherrsche aber jetzt die wirtschaftlichen Fragen so weit, daß ich ohne weiteres replizieren kann, sobald einer dieselben erwähnt. Bei Bamberger, der mich zu widerlegen suchte, war das Haus unaufmerksam, und er sprach so resigniert und elegisch, als ob er sich selbst aufgegeben hätte.[7])

---

[1]) In der Thronrede, mit der der Reichstag am 12. Februar eröffnet wurde, hieß es u. a.: „Ich halte es für meine Pflicht, dahin zu wirken, daß wenigstens der deutsche Markt der nationalen Produktion insoweit erhalten werde, als dies mit unsern Gesamtinteressen verträglich ist, und daß demgemäß unsre Zollgesetzgebung den bewährten Grundsätzen wiederum nähertrete, auf welchen die gedeihliche Wirksamkeit des Zollvereins fast ein halbes Jahrhundert beruht hat und welche in unsrer Handelspolitik seit dem Jahre 1865 in wesentlichen Teilen verlassen worden sind."

[2]) Georg v. Bunsen, bekannter liberaler, auf die Freihandelsgrundsätze schwörender Abgeordneter.

[3]) Gemeint ist Kardorffs schutzzöllnerische Rede vom 25. Februar 1879. Sten. Ber., I, 114 ff.

[4]) Am 28. Februar fand ein parlamentarisches Diner bei Bismarck statt. Ausführliche Mitteilungen darüber bei v. Poschinger, a. a. O., I, 132 ff.

[5]) Ueber die parlamentarische Soiree vom 1. März vgl. v. Poschinger, I, 137 ff.

[6]) Gemeint ist Kardorffs Reichstagsrede vom 1. März 1879. Sten. Ber., I, 233 ff.

[7]) Bamberger konstatierte in seiner Erwiderung auf Kardorffs Rede selbst das reißende Vordringen der schutzzöllnerischen und agrarischen Bewegung.

Digitized by Google

Auf der gestrigen Soiree war Bismarck wiederum außerordentlich liebenswürdig. Ich hatte die Frau Minister Friedenthal zu Tisch geführt. Es waren viele Damen da: Bethusys, Bethmanns, Stumms, Frau v. Schrader usw., Frau v. Kotze und die Gräfin Rantzau, die sehr gut aussieht und ganz besonders nett gegen mich war. Nachher haben wir lange und eingehend über Wirtschaftspolitik geplaudert: Stumm, Stolberg, Boetticher, Tiedemann,[1]) Bismarck und Söhne und ich. Ich führte neben Bismarck das große Wort.

*

Ohne Datum; 11. April 1879.

Ich bin durch meine Tätigkeit fürchterlich abgehetzt. Bismarck ist jetzt vollständiger Schutzzöllner; er hat gestern einen Artikel, den ich geschrieben haben könnte, in der „Provinzialkorrespondenz" erscheinen lassen. Ich habe mit allen neuen Ministern, Maybach, Hobrecht usw., sehr viele Konferenzen, so daß ich gar nicht weiß, wohin. Ich habe bei Bismarck jetzt einen großen Stein im Brett; er hat sich allen Leuten gegenüber lobend über mich ausgesprochen.[2]) Heute war ich bei der Fürstin Bismarck, um mit Frankenberg[3]) zum Geburtstag zu gratulieren.

Ich muß jeden Tag so viel schreiben für Tiedemanns Instruktion und für die schutzzöllnerische Presse, daß ich ganz tot davon bin.

*

1. Mai 1879.

Morgen ist die Generaldebatte über den Zolltarif, die mehrere Tage dauern wird, ich werde erst gegen Ende derselben reden, wenn ich es so einrichten kann.[4]) Sonst geht es gut. Die wirtschaftliche Vereinigung mit ihren 204 Stimmen hält gut zusammen. Sonnabend ist Bismarck-Abend und Diner bei Stosch vorher.

*

Ohne Datum; 2. Mai 1879.

Ich hoffe, daß der Reichstag nur noch kurze Zeit dauern wird, denn mit den Budgetberatungen sind wir gleich fertig, und dann denke ich, läßt uns Bismarck gehen. Ich bin Dienstag zum Diner bei ihm, und werde heute eine große Unterredung mit ihm über Währungsfrage und Zollanschluß Hamburgs

---

[1]) Geheimrat v. Tiedemann, Chef der Reichskanzlei, Mitglied der Zolltarifkommission.

[2]) Wenige Tage darauf richtete Bismarck den bekannten Brief an den Freiherrn v. Thüngen vom 16. April, in dem er sich unumwunden als Schutzzöllner bekannte.

[3]) Graf Fred Frankenberg, Reichstagsabgeordneter für den fünften schlesischen Wahlkreis.

[4]) Die Generaldebatte der Zolltarifvorlage fand vom 2. bis 9. Mai statt, sie endete mit der Einsetzung einer Kommission und ließ ihre definitive Annahme, die am 12. Juli mit großer Mehrheit erfolgte, mit Sicherheit vorhersehen. Kardorff ergriff in der Generaldebatte am 5. Mai das Wort (Sten. Ber., II, 989 ff.); er schloß mit dem freudigen Ausblick in die Zukunft, „daß wir durch das Beschließen dieses Zolltarifs einen Segen für unser Vaterland schaffen und keine Gefahr für dasselbe in politischer Beziehung herbeiführen".

Digitized by Google

haben. Gestern war ein sehr nettes Gefecht zwischen ihm und Lasker.[1]) Ich bin viel mit Stumms zusammen ... In der Budgetkommission, die täglich sitzt, habe ich viel zu tun.

*

Ohne Datum; Anfang Juli 1879.

Mir geht es leidlich; ich habe als Referent für den Zoll auf Leder glücklich operiert und gute Zollsätze für meine Artikel bekommen, bessere, als die Kommission sie beschlossen hatte. Ich arbeite täglich um 9 oder 9½ Uhr in der Kommission bis zum Plenum, dann von 12 oder 1 Uhr ab Plenum und abends von 8 bis 11 Uhr wieder Kommission, dazwischen noch Verhandlungen mit allen möglichen!

Rumänien und die internationale Ehre

Von

Julius Baron v. Wlassics,

k. ung. Minister a. D., Präsident des k. ung. Verwaltungsgerichtes

Wir haben alles verloren, nur die Ehre nicht — dies dürften, wenn die Tragödie des rumänischen Volkes zum Abschluß gekommen, die leitenden Staatsmänner Rumäniens kaum sagen können, denn sie verlieren wohl alles, sie haben aber auch ihre internationale Ehre zugrunde gerichtet. Richtig sagten vor kurzem im ungarischen Parlament Graf Stefan Tisza und Graf Julius Andrássy, sie hätten geglaubt, daß in diesem Weltkriege Italien die Palme des Vertragsbruches davontragen würde, und siehe, den Weltrekord haben nicht die Italiener, sondern deren Halbblutbrüder weggefischt. Für sie ist der gröbste Machiavellismus „zu wenig", sie spielen mit ihrer Vertragstreue, mit ihrem gegebenen Wort so, wie die Katze mit der Maus. Am Abend versichern sie dem deutschen und dem österreichisch-ungarischen Botschafter, daß sie bei der Neutralität ausharren, und zur selben Zeit hatten sie die Kriegserklärungsnote ihrem Wiener Gesandten bereits verabfolgt, dessen Aufgabe es war, dieselbe am Ballplatz dann zu überreichen, wenn die rumänische Armee über die ungarische Grenze bereits hereingebrochen war.

Es gibt sicherlich in Rumänien ernste Staatsmänner, die sich dieses Vorgehens schämen und mit schwerem Herzen den furchtbaren Schlag tragen, mit welchem die zurzeit leitenden Staatsmänner Rumäniens die internationale Gesellschaftsfähigkeit Rumäniens selbst zerstörten. Verloren ging die internationale Ehre — aber verloren ist alles. Es bleibe die Entente Siegerin, in deren Arme sich Rumänien geworfen, oder aber — worauf bestimmt zu rechnen — es zerfalle das geschlagene Heer Rumäniens, das schließliche Resultat bleibt sich für

[1]) Vgl. „Reden Bismarcks", VIII, 33 ff.

Digitized by Google

Rumänien doch gleich. Die vollkommene Erniedrigung und das völlige Verkommen Rumäniens sind das Ende sowohl des Sieges wie der Niederlage. Jene großen staatsmännischen Ziele, die König Carol dem rumänischen Volke gesteckt, fallen zu Boden. Jene schön begonnene Entwicklung zerschellt, auf die Klippe geraten. Selbst wenn die Verbündeten Rumäniens siegen, so ist es gewiß, daß Rumänien in die Sklaverei Rußlands sinkt. Es möge der gierige Gebietshunger der Rumänen bis zur gewissen Stunde auch mit Landerweiterung gemästet werden, so geschieht dies nur, damit der russische Moloch einen größeren Bissen verschlucke. Die Balkanpolitik Rußlands verträgt keine selbständigen, entwicklungsfähigen und blühenden kleinen Staaten. Rußland will auf dem Balkan Satrap sein. Es will nicht Völker befreien, es will rohe Gewalt und Tyrannei üben. Rußland will am Balkan Torpedostaaten, wie es Serbien und Montenegro waren. Werkzeuge, welche ihm den freien Weg zur schrankenlosen Macht über Konstantinopel und die Dardanellen sichern. Rußland will das ganze Schwarze Meer, wo der Rumäne bloß mehr ein gelittener Sklave wäre. Die Vorsehung entblößte die rumänischen leitenden Staatsmänner ihrer reinen Einsicht, als sie von dem Wege der überlieferungsgetreuen und vermächtnisartigen Politik des Königs Carol abwichen. Der weise politische Gedanke konnte nichts andres sein, als das treueste Anschmiegen Rumäniens an die Zentralmächte gegenüber der auf die Einverleibung der Slawen hinzielenden russischen Macht. Die Balkanpolitik Rußlands war an das Schlagwort der Befreiung der Slawen geknüpft, was dem Wesen nach Einverleibungspolitik bedeutet. Der Ruin der rumänischen Rasse bildet ein erstklassiges Interesse dieser russischen Politik. Auch die Selbständigkeit der aus der slawischen Rasse entstandenen kleinen Staaten duldet der russische Panslawismus nicht. Um so weniger würde es das nicht slawische Rumänien dulden. Auch auf Bulgarien hat sich sogleich der russische Schlag gerichtet, als man dort die Erfüllung der Rolle eines selbständigen, unabhängigen Staates ernst nahm, als man ernstlich an das Schlagwort glaubte, der Balkan gehöre den Balkanvölkern. Und Bulgarien ist, obschon es dem Ursprung seines Volkes nach zur turanischen Rasse gehört, der Sprache nach dennoch slawisch.

Ist es denn den rumänischen leitenden Staatsmännern nicht bekannt, daß in der russischen Politik die Befreiung der Südslawen nur ein blendendes Schlagwort ist, welches zur Verdeckung jenes realen Egoismus dient, wonach die Südslawen mit den Nordslawen vereint werden und über ihnen die russische Zarenmacht herrsche. Rußland will die slawischen Balkanländer zu diensteifrigen, untergeordneten Vasallenstaaten machen. Zweifellos wird Rumänien in dieser Politik am stiefmütterlichsten bedacht. Es wird in dem russischen Machtbereich hin und her schwanken und zum Schluß seine staatliche Selbständigkeit verlieren, ja auch sein nationaler Charakter wird in Gefahr geraten. Die rumänischen Staatsmänner haben der eifrigen Gier des für irrtümlicherweise sehr wahrscheinlich gehaltenen augenblicklichen Erfolges die Zukunft Rumäniens geopfert. Das mit den Gebieten Siebenbürgens, der Bukowina und des Banats erweiterte Rumänien

Digitized by Google

verblendete sie gleich einem trügerischen Irrlicht in der Weise, daß sie den unmittelbar gähnenden Abgrund nicht erblicken. Diese Gebietserweiterung ist — um mich eines trivialen Gleichnisses zu bedienen — eine solche Anschwellung, wie wenn man das Vieh vor der Schlachtbank zum Mastvieh mästet. Das gemästete Rumänien würde auch im Falle eines Sieges der Entente eine sichere Beute Rußlands bilden. Erinnern sie sich noch Plewnas? Erinnern sie sich noch des Friedens von San Stefano? Sie mögen ein einziges Volk aufweisen, dessen Selbständigkeit oder Unabhängigkeit — sobald es in den russischen Machtbereich gelangte — durch den russischen Despotismus nicht zertreten wurde. Sei es eine weitere oder eine nähere Verbindung — das Schicksal der Polen, der Finnen und der Ukrainer zeigt, daß der auf die Hoffnung des russischen Protektorats gebaute Entwicklungsgang in die gröbste Unterdrückung umschlug. Oder baut Rumänien vielleicht darauf, daß die Ententemächte und insbesondere der große Protektor der kleinen Völker, England, über die Selbständigkeit Rumäniens wachen werden? Sie mögen doch umherblicken: Wann haben die Ententemächte und hauptsächlich England gegen die Selbständigkeit der kleinen Staaten mehr als in diesem Weltkriege gesündigt? England will die gesamten neutralen Staaten der Welt in seine Sklavenketten schmieden. Von den Rechten der Neutralen darf nicht mehr gesprochen werden. Entweder muß man zur Entente halten — so lautet das Schlagwort Englands — oder es wird jeder kleine Staat als Feind betrachtet. Lockte vielleicht das Beispiel Griechenlands, Serbiens, Montenegros, Belgiens die Rumänen in den Protektionsbereich der Entente? Oder aber die herrliche Institution der Schwarzen Listen, deren auch schon Amerika überdrüssig wird? Das Deutsche Reich erstrebt nicht und hat nie die Weltherrschaft erstrebt, es will nur den ihm gebührenden Platz in der Weltpolitik einnehmen. England hingegen vertritt und will die alles unterdrückende Weltherrschaft vertreten. Bei dieser Politik duldet England die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der kleinen Völker nur insoweit, als es ihm zum Werkzeug bei seinen großen vereinigenden Weltherrschaftsbestrebungen dient. Hierher verirrte sich das von seiner Gier verblendete Rumänien.

Welch andre Perspektive ist jene, die dem König Carol vorgeschwebt, wenn der Balkan tatsächlich vollkommen von dem Drucke des russischen Protektorats befreit würde. Wenn dort blühende kleine Staaten im Glück der freien Entwicklung leben können. Wenn Rumänien, Bulgarien, Griechenland, die Türkei den Weg des Verständnisses gefunden hätten. Ein solches Verständnis hätte auf die bisherige Propaganda der panslawistischen russischen Politik ernüchternd gewirkt. In Petersburg sah man bereits einmal ein, daß man mit den vielen Opfern, die man in Rußland im Interesse der Balkanpolitik gebracht, brechen müsse. Es gab eine Zeit, da Rußland seinen weltgeschichtlichen Beruf in der Richtung Mittel- und Ostasiens suchte — und nur später, seit dem japanischen Kriege, neigte es sich wieder dem Balkan zu. Wenn es jetzt neuerdings die Erfahrung gemacht hätte, daß die Balkanvölker von der russischen Bevormundung nichts wissen wollen, wenn auch Rumänien sich den Zentralmächten angeschlossen

Digitized by Google

hätte, so hätte es wohl neuerdings erwogen, ob es sich lohne, die Balkanfrage auch weiterhin auf der Oberfläche zu halten, wo doch eigentlich am Balkan heutzutage das rein slawische Volkselement ohnedies in Minderheit ist. Wenn aber Rußland die Erfahrung macht, daß auch das sich zur lateinischen Rasse zählende Rumänien eher bereit ist, sein Haupt unter das russische Joch zu beugen, als im Zusammenhalte mit den Zentralmächten seine selbständige Entwicklung zu sichern, so hat Rumänien tatsächlich nur Oel auf das Feuer gegossen, welches Rußland zur Fortsetzung seiner Balkanpolitik bewegt.

Bulgarien hat die richtige politische Richtung gefunden. Bulgarien, welches, wenn auch nicht seinem Ursprunge, so doch seiner Sprache nach slawisch ist, hat die brüderliche Liebe Rußlands, mit welcher es Bulgarien zu Tode umarmen wollte, zurückgewiesen. Es hat dessen Krallen gefühlt, sobald es auf eignen Füßen gehen wollte. Es sah, was aus Serbien und Montenegro unter der Umarmung des russischen Protektorates ward. Rumänien irrte, oder es ward das Opfer böser Staatsmänner, als es sich in die Arme des russischen Schutzes warf und das vertragsgemäße Bündnis zerriß, welches Rumänien auf ein hohes Niveau der Entwicklung erhob, welches Rumänien enorme wirtschaftliche und kulturelle Vorteile sicherte.

Es zerriß das Bündnis auf die gröbste, auf die schändlichste Art. Durch Jahrzehnte nährte es sich an der warmen Quelle der deutschen und österreichisch-ungarischen Freundschaft. Es schloß militärische Konventionen ab. Es wurde mit den gemeinsamen Plänen bekannt. Und die ganze Zeit hindurch lauerte es auf die günstige Gelegenheit, wann es die territoriale Integrität seines treuen Bundesgenossen verletzen und die Bukowina, Ungarns Perle: Siebenbürgen, sogar auch noch das Banat ihm entreißen könne. Bis zum letzten Augenblick täuscht es, lügt es und überfällt seinen treuen Bundesgenossen zur Nachtzeit wie ein wegelagernder Räuber. Es überfällt ihn im Augenblick, wo es glaubt, der treue Bundesgenosse sei im langen Kampfe erschöpft.

Ich gehöre nicht zu jenen, die glauben, der Vertragsbruch wäre nur ein Produkt des jetzigen Weltkrieges. Vertragsbrüche gab es immer, und es gab auch immer Kriege ohne formelle Kriegserklärung — doch daß ein Staat unter der Maske eines treuen Bundesgenossen durch eine lange Reihe von Jahren darauf lauert, die die Grundbedingung jedes Bündnisses bildende territoriale Integrität zu zerstören, dafür gibt es kaum ein Beispiel in der Geschichte. Das Bündnis gar nicht kündigen, bis zum letzten Augenblick Freundschaft vortäuschen, eine Stunde nach Ueberreichung der Kriegserklärung dem alten treuen Bundesgenossen auf der ohne Schutz gelassenen Grenze in den Rücken zu fallen — das ist ein Vorgehen, welches selbst zu den Gewohnheiten der Banditenehre im Gegensatz steht. Und welch eine wunderliche Verirrung der Leidenschaften: dieses Vorgehen Rumäniens wurde vom heutigen leitenden Staatsmann Frankreichs, Briand, in einer bombastischen Rede mit den Beinamen „Erhabenheit" und „Schönheit" verherrlicht. Das Verhalten Italiens und Rumäniens leuchtet in diesem Kriege im Zeichen der Erhabenheit, der Schönheit, so sprach der sozia-

Digitized by Google

listische republikanische Minister zu jenem Volke, welches in der Vergangenheit das Erhabene und das Schöne wahrlich auch gekannt hat. Die unparteiische Weltgeschichte wird anders urteilen. Sie wird nicht übertreiben, wenn sie das Verhalten Italiens und Rumäniens als das vollkommene Gegenteil von allem einstellen wird, was schön, was wahr, was gut ist. Die Geschichte wird es aufzeichnen, daß die Ehre schon wegen des Verhaltens Italiens errötete, daß sie aber nach dem Raubüberfall Rumäniens in ihrem Schmerze aufschrie, daß auch so ein Verrat noch möglich sei. Sie wird es aufzeichnen, daß, wenn ein internationales Gericht über das Verhalten Rumäniens zu entscheiden gehabt hätte, dieses Urteil nichts vom Erhabenen und Schönen verlautbart haben würde, wie es Briand dem verblendeten Parlament verkündete, sondern es würde den hinterlistigen Ueberfall Rumäniens für den gröbsten, schändlichsten und häßlichsten Vertragsbruch erklärt haben. Aber auch so entsteht im Anständigkeitsgefühl der Menschheit auf den Anblick solcher Greueltaten ein unerschütterlicher Glauben und Wunsch nach Gerechtigkeit. Jegliches Ehrgefühl sehnt sich danach, daß die Macht der Gerechtigkeit die Schändlichkeit der Räuberabsichten treffe. Es möge dem Verrat die Strafe unverzüglich folgen. Es möge sowohl das rumänische Volk den erschaudern machenden Hauch der Volkstragödie verspüren. Sie wissen es, sie verspüren bereits in Rumänien die strafende Hand der Gerechtigkeit, und sie wollen unter der Flagge der Befreiung der Brüder die Welt täuschen. So wie die Italiener vom heiligen Egoismus sprachen, so wollen auch sie die Raubtaten des schändlichen Verrats zu einem heiligen Befreiungskrieg umstempeln. Befreiung? Von wessen Tyrannei? Haben vielleicht die Rumänen in der Bukowina, in Siebenbürgen ein schlechteres Los als in Rumänien? Wo gab es Bauernaufstände wegen Knechtung des Bauernvolkes? Etwa nicht in Rumänien? Wo ist die Rechtsgleichheit gefährdet? Etwa nicht in Rumänien? Wer verfolgt die auf rumänischem Gebiet seßhaften Bulgaren nur darum, weil sie Bulgaren bleiben wollen? Nicht die Befreiung des Brudervolkes ist hier das Wesen, sondern der Gebietshunger, der Größenwahn, denn auf jenen Gebieten, welche sie bereits auf den Landkarten als die ihrigen bezeichnen, wohnen nicht bloß Rumänen, sondern in großer Anzahl auch Ungarn, Deutsche und Serben.

Jeder Bürger Ungarns steht im Genusse der vollen Rechtsgleichheit. Das in Ungarn seßhafte rumänische Volk hat seine Pflichten im großen Weltkriege glänzend erfüllt und erfüllt sie auch jetzt. Die geschichtlichen Fäden einer seit Jahrhunderten gemeinsamen Vergangenheit knüpfen es an die Krone des heiligen Stephan. Das Volk will von einer Trennung nichts wissen. Sie verkehren zur Genüge mit der Bewohnerschaft Rumäniens, um sich nicht in den Machtkreis des rumänischen Königreichs zu wünschen. Hinsichtlich der Volksbildung und des wirtschaftlichen Lebens steht das ungarländische Niveau viel höher als jenes im rumänischen Königreich. Ungarn wünscht nichts andres vom rumänischen Volke als die Treue zum ungarischen Staat. Im Rahmen der staatlichen Einheit können sie ihre Sprache, ihre Kultur weiterbilden. Nichts steht

Digitized by Google

dem im Wege. Ich frage, ist das rumänische Volk in Ungarn unterdrückt, wo es mit rumänischer Unterrichtssprache 2170 Volksschulen, 6 Bürgerschulen, 6 Lehrerbildungsanstalten, 4 Obergymnasien und außerdem noch eine Oberrealschule und eine höhere Handelsschule gibt! Mit der Vermehrung der Schulen beschäftigt sich bereitwillig jede ungarische Regierung, und die ungarische Gesetzgebung befriedigt gern alle gerechten Ansprüche, ja Graf Stephan Tisza hat schon vor dem Kriege erklärt, mit welchem Wohlwollen er jeden solchen Anspruch zu befriedigen bereit sei, welcher im Rahmen der ungarischen staatlichen Einheit zu verwirklichen ist. Kann dort von Unterdrückung gesprochen werden, wo die rumänischen Gemeindeschulen 191 310 Kronen, die rumänischen griechisch-katholischen Volksschulen 873 568, die griechisch-orientalischen rumänischen Volksschulen 721 530 Kronen jährlich an staatlicher Unterstützung genießen?

Kann von Unterdrückung gesprochen werden, wo die griechisch-katholischen rumänischen Seelsorger — um nur die Daten des letzten Jahres zu erwähnen — im Jahre 1915/16 an Kongrua und Alterszulagen 1 885 136 Kronen, die griechisch-orientalischen rumänischen Seelsorger hingegen im Jahre 1915/16 1 786 466 Kronen erhielten? Ist die rumänische Nation dort unterdrückt, wo eine Regierungsverordnung bestimmt, daß auch in den staatlichen, Gemeinde- usw., Elementarschulen und in den Wiederholungsschulen, also auch dort, wo die Unterrichtssprache die ungarische ist, der Religionsunterricht in der Muttersprache der Schüler erteilt werde?

Ist das rumänische Volk dort unterdrückt, wo in den staatlichen Elementarschulen die Benützung der nicht ungarischen Muttersprache als Aushilfssprache sowie deren planmäßiger Unterricht als Unterrichtsgegenstand gesichert ist?

Die rumänischen Politiker haben sich zur Politik der einzelnen Regierungen oft in Gegensatz gestellt, aber Befreiung haben sie nie verlangt. Es gibt in Ungarn keinen ernst zu nehmenden Politiker rumänischer Nationalität, der das Vorgehen Rumäniens, wonach es seinen treuen Bundesgenossen im Stiche ließ, nicht verurteilen würde. Auch die rumänischen Bischöfe erklären sich der Reihe nach und verleugnen jede Gemeinschaft mit den Angehörigen des räuberischen rumänischen Königreichs.

Sie erachten das Verhalten Rumäniens für verhängnisvoll, weil Rumänien sich in den Machtkreis seines größten Feindes, Rußlands, geworfen hat, und sie schämen sich jenes häßlichen Vorgehens, mit welchem die Zukunft Rumäniens vernichtet wurde — und die Ehre der internationalen Vertrauenswürdigkeit verloren ging.

Digitized by Google

Geraubte Schätze in Paris

Von

Ernst Steinmann

I.

Die Aachener Säulen

„Zu Ach hab ich gesehen die proportionirten seulen mit ihren guten capitelen von porfit grün und rot und gassenstein, die Carolus von Rom dahin hat bringen lassen und do einflicken; diese sind werklich nach Vitruvius schreiben gemacht."

Mit diesen wenigen Worten hat Albrecht Dürer seinen Besuch des Aachener Münsters beschrieben, wo er am 23. Oktober 1520 die Kaiserkrone über dem Haupte Karls V. erglänzen sah. Kein Wort über den Reichtum an Bildwerken in Bronze und Stein, kein Wort über die schimmernden Mosaiken an den Gewölben, die Malereien der Fenster, den Marmorbelag des Bodens; kein Wort über die ehrwürdigen karolingischen Gitter und Türen, kein Wort über die Pracht des unermeßlichen Domschatzes, der seinesgleichen nicht in Deutschland fand! Nur jene zweiunddreißig antiken Säulen fesselten die Aufmerksamkeit des Meisters, die im Innern des achteckigen Kuppelbaues in die großen Bogen des Obergeschosses übereinander eingestellt waren.

Allerdings besaß keine der deutschen Kathedralen einen ähnlichen Schatz, und die Aachener Säulen waren in den Rheinlanden nicht weniger berühmt wie der Schrein der drei Könige im Kölner Dom. Geschichte und Legende wußten von ihnen zu erzählen. Die einen behaupteten, schon die Kaiserin Helena habe den kostbaren Schatz aus Italien zum Bau von St. Gereon nach Köln gebracht, und später habe Karl der Große die Säulen von den Geistlichen des Stifts gegen einen umfangreichen Landbesitz eingetauscht. Andre wollten wissen, daß der Kaiser sie vom Papst zum Geschenk erhalten habe. Tatsache ist, daß Karl der Große diese Säulen aus Rom und Ravenna zum Schmuck seines Münsters nach Aachen bringen ließ, und daß Alkuin seinem Herrn im Jahre 794 berichten konnte, die Arbeit sei vollendet, die Säulen seien aufgestellt.

Fast ein volles Jahrtausend hatte das Münster sein schützendes Dach über die altersgrauen Zeugen antiker Größe und Herrlichkeit gebreitet, 996 Jahre lang hatte niemand Karls des Großen Säulen zu berühren gewagt, da bemächtigten sich die Franzosen nach einem entscheidenden Siege über die österreichischen Truppen am 22. September 1794 zum zweitenmal der ehemaligen Krönungsstadt der deutschen Kaiser. Nur ein Zufall verhinderte die völlige Zerstörung Aachens, aber nichts vermochte die Sieger, die schon damals angenommene Gewohnheit preiszugeben, aus eroberten Städten die wertvollsten Kunstschätze zu rauben und nach Paris zu schaffen.

Digitized by Google

Schon am 22. Oktober wurde das eherne Standbild Kaiser Karls auf dem Marktplatz heruntergenommen und gleichzeitig wurden aus den Kirchen Aachens die besten Altargemälde zusammengeschleppt. Am schwersten aber hatte das Münster zu leiden. Nicht nur seine beweglichen Kunstgüter wanderten nach Paris: der Wolf und die Artischocke — die volkstümlichen Wahrzeichen des Domes —, der Proserpinasarkophag und das bronzene Muttergottesbild über dem Hauptportal; um sich schadlos zu halten für den nach Paderborn geretteten Münsterschatz wurde beschlossen, auch die karolingischen Gitter des Oktogons und die Säulen Karls des Großen auszubrechen und nach Paris zu senden. Die Gitter wurden zwar entfernt und eingepackt, aber beim Abtransport vergessen. Das Schicksal der Säulen sollte sich seltsam und wechselvoll gestalten.

Im Oktober 1794 begann das frevelhafte Werk des Abbruches; erst im August des folgenden Jahres war es vollendet. Die Meister und Handwerksleute Aachens — so berichtet der Chronist — hatten sich einhellig geweigert, die Arbeit anzugreifen, indem sie behaupteten, daß durch die Wegnahme der Säulen die Sicherheit des ganzen Baues gefährdet werden würde, „bis endlich ein Verräter Judas, schandwert zu sagen, ein nichtswerter Aachener Bürger Namens Krätzer sich anbot, die Säulen herauszunehmen, der auch dieses schändliche Werk vollbrachte".

Alles wurde fortgeschleppt, was sich im Münster im Oktogon, am Königsstuhl und in den Kapellen an Säulenschmuck vorfand. Nicht weniger als sechsundvierzig Säulenschäfte, meist mit ihren Kapitellen, gelangten damals nach Paris. Dem Krönungstempel der deutschen Kaiser blieb nichts zurück als der Glanz seiner historischen Erinnerungen. Monate-, ja jahrelang scheinen die schweren Steinmassen unterwegs gewesen zu sein. Ein Aachener Bürger berichtet am 5. Januar 1800 aus Paris, er habe die Säulen zum Teil schon zerbrochen im Hofe des Palastes zu Lüttich liegen gesehen.

Fünfzehn Jahre später verfaßte Henry Milton, der nach dem Sturze Napoleons sofort nach Paris geeilt war, um die unermeßlichen Kunstschätze des Louvre noch beieinander zu finden, seine Briefe über die schönen Künste. Er betrachtete und beschrieb die Herrlichkeiten des Musée Napoléon mit der verhaltenen Erregung eines begeisterten Kunstfreundes, der fürchten mußte, morgen zu verlieren, was er heute noch besaß, der fürchten mußte, dort morgen eine leere Nische oder eine kahle Wand zu finden, wo er heute noch den Laokoon des Vatikan oder die Transfiguration Raffaels bewundern konnte.

Aber die Begeisterung darüber, in Paris gleichsam mit einem einzigen Blick alle Schätze der Erde umfassen zu können, machte ihn nicht blind für die Verbrechen, die dieser Triumph gekostet hatte. Das Urteil dieses Engländers über den Kunstraub der Franzosen in Europa läßt an Schärfe nichts zu wünschen übrig:

„Banden von wohlgeübten Räubern," so schreibt er, „die im eignen Lande nicht die Beschäftigung fanden, für die sie geboren waren, wurden in fremde Länder gesandt, um unter einem weniger schändlichen Namen ihre Verbrechen

Digitized by Google

fortzusetzen. Daß das Vorwärtsdringen solcher Armeen Raub und Plünderung bedeuten mußte, konnte nicht wundernehmen. Aber die gewöhnlichen Objekte der Plünderung genügten der Raubsucht der Franzosen nicht. Scharen von wissenschaftlich gebildeten Dieben folgten ihren Armeen, und entweder durch erzwungene Verträge oder durch offene Gewalt setzten sie sich in Besitz alles dessen, was sie für ausgezeichnet und wertvoll hielten. Dabei war die Geschicklichkeit dieser Männer ebenso groß wie ihre Grausamkeit."

Angesichts dieser leidenschaftlichen Anklage, die Englands damalige Stimmung gegen Frankreich treffend zum Ausdruck bringt, fragt man sich schon jetzt, ob die prächtigsten der Aachener Säulen in Paris zurückgeblieben wären, wenn sie ein französischer General aus Westminster-Abbey entwendet hätte?

In Paris angelangt, wurden die kostbarsten Säulenschäfte ohne weiteres poliert und verloren so für immer das verwitterte Gewand ihres tausendjährigen Alters. Museum und Tuilerien teilten sich in den Raub, was nicht verwendet werden konnte, verschwand in den Magazinen des Louvre. Acht Säulen wurden in der Antikengalerie im Saal der Statuen berühmter Männer aufgestellt; zwei wundervolle Exemplare aus rotem Granit wurden zum Schmuck jener Nische verwandt, in der unter den Augen des Konsuls Bonaparte der Apollo von Belvedere auf antiker Basis seinen Platz gefunden hatte. Vier andre Säulen endlich aus weißem Marmor sollen den Thron gestützt haben, den sich Napoleon in den Tuilerien errichten ließ.

Als dieser Thron nach der Schlacht bei Belle-Alliance zusammenbrach, zeigten sich die Preußen sofort entschlossen, ihr Eigentum zurückzunehmen und wandten ohne weiteres Gewalt an, als man versuchte, sich dem Abtransport von Statuen und Gemälden aus dem Louvre zu widersetzen. Der preußische König wußte aus Erfahrung, wie wenig französischen Zusicherungen zu trauen war. Auch die Säulen des Aachener Münsters standen auf der endlosen Liste geraubten Gutes, und gegen die Rückgabe der Stücke in den Tuilerien und in den Magazinen scheinen auch keine Einwendungen erhoben worden zu sein. Aber um die zehn Prachtexemplare im Antikenmuseum entspann sich sofort ein heißer Kampf.

„Schon die erste Aufforderung an Denon und Lavalé," schreibt Eberhard v. Groote, ein junger Offizier Kölner Abkunft, der vom Fürsten Blücher mit der Einforderung des geraubten Gutes betraut worden war, „schon die erste Aufforderung brachte diese Herren in die äußerste Wut. Sie sprachen von Vandalismus und Barbarei, und entblödeten sich nicht, auf diese Weise das Verfahren ihrer Nation mit seinem rechten Namen zu bezeichnen. Ich entgegnete ihnen, ob sie denn nicht auch die Kirche Karls des Großen auf vandalische Weise zerstört hätten, als sie den Sarkophag und die Säulen ausgebrochen, und Lavalé hatte die Unverschämtheit, mir zu erwidern: Oh, ce n'était qu'une église! Vous ne détruirez pas pour cela la maison du roi! Bei diesen Worten fuhr mir eine ganz furchtbare Wut durch alle Glieder, und ich hätte die Säulen, bei denen wir standen, mögen gleich herausreißen und das elende Männlein unter den stürzenden Gewölben begraben können."

Digitized by Google

Anfangs schienen sich die Dinge günstig zu gestalten, und am 24. August schrieb Groote triumphierend: „Die Aachener Säulen wanken und werden genommen, es koste, was es wolle." Aber er hatte in dem Zweikampf, den er allein mit Vivant Denon aufgenommen hatte, seinen Gegner nicht richtig eingeschätzt. Dieser Günstling der schönsten Frauen und des mächtigsten Kaisers, dieser Kavalier vom Hofe Ludwigs XV., der unerschrocken und unversehrt durch alle Schrecken der Revolution hindurchgegangen war, dieser vielgewandte Baron des Kaiserreichs und Ritter der Ehrenlegion, der Napoleon auf seinen Eroberungszügen von Kairo bis Warschau begleitet hatte, dieser feingebildete Literat, der sich am Tische Voltaires in Ferney mit der gleichen Sicherheit einzuführen gewußt hatte wie im Hause Goethes zu Weimar, dieser größte Kunstkenner Europas, der mit vollendetem Anstand und gänzlicher Skrupellosigkeit die Schlösser, Kirchen und Museen von Italien, Spanien, Deutschland und Oesterreich ausgeplündert hatte, dieser Mann mit seinen vielen Seelen war in der Tat ein gefährlicher Gegner für den rheinländischen Freiwilligen Eberhard v. Groote, „ein junger Offizier", wie ihn Denon selbst zu charakterisieren beliebte, „der allzu heißspornig zuweilen die Grenzen überschreitet, die ihm die Klugheit setzen sollte". Mochte dem vielgewandten Träger so wunderbarer Schicksale, dem ergrauten Diener so wechselnder Gewalten im Louvre das Zepter langgeübter Herrschaft entfallen sein — in diesem einen Punkte wollte er dem jungen preußischen Offizier nicht unterliegen. Das war eine persönliche Angelegenheit; das war Ehrensache!

Er richtete ein Schreiben an Friedrich Wilhelm III. von Preußen: „Sire," schrieb er, „ich erhalte heute eine Zuschrift, in der man vierzig Säulen von mir verlangt. Unter diesen befinden sich diejenigen, welche die Apollogalerie stützen. Ich halte es bei einer Sache von solcher Wichtigkeit für meine Pflicht, Eure Majestät zu benachrichtigen, ehe irgend etwas unternommen wird. Ein solcher Eingriff im Palast des Königs könnte Mißstimmung erregen, ganz abgesehen davon, daß die Kosten des Abbruches sich viel höher stellen würden, als die Säulen selbst wert sind. Außerdem würde eine solche Unternehmung das Gewölbe gefährden, das auf den Säulen ruht und mich veranlassen, das Museum für die Fremden zu schließen." Denon schließt sein Gesuch mit der Bitte, der König wolle sich mit der Rückgabe von zehn wohlerhaltenen Säulen begnügen und mit seiner königlichen Autorität dem Gewaltakt entgegentreten, den man zu begehen im Begriff sei.

Als man viele Jahrzehnte später die Kaiserin Eugenie ersuchte, den Talisman Karls des Großen zurückzuerstatten, den Josephine Beauharnais aus dem Aachener Münster mit andern Reliquien entwendet hat, lehnte sie die Bitte mit den kurzen Worten ab: „C'est une question de dynastie." Eine ähnliche Antwort hätte wahrhaftig auch Denon verdient, und er würde sie vielleicht erhalten haben, hätte er bei dem edelsinnigen König nicht einen mächtigen Fürsprecher gewonnen. Niemand anders als Alexander v. Humboldt, mit Denon seit langen Jahren befreundet, stellte sich in dieser Frage gegen das eigne Vaterland auf die fran-

Digitized by Google

zösische Seite. Unter seinem Einfluß wird die Antwort des Königs entstanden sein, die seinem Charakter Ehre macht, aber in diesem Falle ein Nachgeben bedeutete in einer Sache, wo alles Recht auf seiten Deutschlands und alles Unrecht auf seiten Frankreichs war.

„Ich habe Ihre Reklamation erhalten, mein Herr," schrieb der König an Denon. „Wenn die nationale Ehre und das Interesse, das ich am Aufblühen der Künste in meinen Staaten nehme, mich veranlaßten, alles zurückzunehmen, was mir mit Waffengewalt entrissen war, so entspricht es doch vollkommen meinen Wünschen, alles zu vermeiden, was einem Gebäude schaden könnte, das die köstlichsten Schätze des Altertums in seinen Mauern birgt. Ich werde daher anordnen, daß keine der Säulen reklamiert wird, die das Gewölbe stützen, und in voller Anerkennung dessen, was Sie für die Erhaltung und Wiederherstellung der Kunstschätze geleistet haben, werde ich den Kommissär Schober beauftragen, die zehn Säulen und den antiken Sarkophag gemäß Ihren Wünschen in Empfang zu nehmen."

Natürlich war jetzt die Sicherheit des Gewölbes im Louvre lange nicht so bedroht wie einst das Gewölbe im Aachener Münster, aber der alte Fuchs Denon brauchte die Drohung einer solchen Katastrophe, um sein Ziel zu erreichen. Sechzehn Säulenschäfte blieben in Paris, unter ihnen die schönsten von allen, vier Prachtexemplare von rotem, orientalischem Granit. Sie tragen heute in der ehemaligen Salle des empereurs die Arkaden; acht andre aus dem grauen Granit der Insel Elba schmücken in Doppelstellungen die Salle de la paix; was aus den übrigen geworden, hat nie ermittelt werden können. Dreißig Säulen und zehn Kapitelle kehrten nach Aachen zurück. Sie lagen damals großenteils noch unbenutzt im Magazin des Louvre.

Denon, der vielerfahrene Welt- und Menschenkenner, hatte über einen jugendlichen Heißsporn einen schnellen und leichten Sieg davongetragen. Aber wie wenig es ihm gelungen war, seinen Gegner einzuschüchtern, beweist folgender Brief, den Groote nur zwei Tage nach der Order des Königs am 25. August 1815 an seinen Ueberwinder richtete:

„Die Beschuldigungen, welche Sie in Ihrem Schreiben an des Königs Majestät wegen meines Betragens auf dem Museum gelangen ließen, werden mir bei meinen deutschen Brüdern ewig zum Lobe gereichen. Doch wunderte es mich, dieselben von Ihnen zu hören, da Sie doch als Napoleons allzu treuer Diener dasjenige so lange mit Unrecht ausübten, dessen Sie mich nun, da ich es des Rechts und der Billigkeit wegen übe, beschuldigen wollen. Ich verlange aber weder Ihre Rechtfertigung noch Genugtuung; letztere finde ich gerade in Ihrer Anklage am reichsten. Nur muß ich Ihnen noch bemerken, daß ich kraft der Vollmacht, die ich Ihnen gleich am ersten Tage meines Eintritts ins Museum vorzeigte, auch nun noch fortwährend mit der Rücknahme des deutschen Eigentums beauftragt bin; und daß ich, wenn ich gleich die von dem Grabmal Karls des Großen geraubten Säulen Ihnen leider nun zu lassen gezwungen bin, dennoch recht bald wieder hoffe, Gelegenheit zu haben, von jener Vollmacht gegen Sie Gebrauch zu machen."

Digitized by Google

Denon soll durch diese Zurechtweisung des deutschen Offiziers nicht wenig verstimmt worden sein. Aber tausend neue Sorgen verdrängten bald die Erinnerung an Eberhard v. Groote, an die Aachener Säulen und an die Großmut des preußischen Königs. Die ganze Welt schien plötzlich gegen den einstigen Direktor des Musée Napoléon die leeren Hände zu erheben: Holland und Belgien, Italien, Spanien und Oesterreich, alle diese Staaten verlangten auf einmal nach dem Vorgange Deutschlands zurück, was ihnen brutale Gewalt an nationalem Besitz entrissen hatte.

Gewiß, der Mann kann kein gewöhnlicher Sterblicher gewesen sein, der noch als Greis in solchem Sturme standhielt. Denon verlor nicht einen Augenblick die Fassung. Mit allen nur erdenklichen Listen suchte er auch jetzt noch für Frankreich zu retten, was zu retten war, und seine kühle, skeptische Natur überwand selbst den Untergang des Musée Napoléon, seines Lebenswerkes. Als alles vorüber war, legte er, wohl wissend, was die Zeit verlangte, die Demission von allen Aemtern und Würden in die Hände Ludwigs XVIII. Inmitten seiner reichen Sammlungen unsicheren Ursprungs hat er noch lange ein Otium cum dignitate in einem altberühmten Hause am Quai Voltaire genossen.

Hier besuchte ihn eines Tages Lady Morgan, die irische Patriotin. „Sie müssen in Ihrer Jugend viel gearbeitet haben," sagte die junge Frau, überwältigt von der Fülle des Wissens, die der Besitzer so herrlicher Kunstschätze lächelnd über sie ausgeschüttet hatte.

„Im Gegenteil," lautete die gelassene Antwort, „ich habe niemals studiert; es würde mich gelangweilt haben. Aber ich habe viel beobachtet, weil es mir Vergnügen machte. So habe ich mein Leben reichlich ausgefüllt und viele Freuden kennen gelernt."

„Das Schicksal hat ihm versagt, jemals für irgendeine Sache das Leben einzusetzen," sagte sich, den merkwürdigen Greis verlassend, die frühgereifte Frau, die viel gelitten und viel geopfert hatte. Vielleicht vermißte sie in der reichen Natur dieses vollkommenen Egoisten jegliche Fähigkeit, zu leiden, ja selbst die Empfindung für die tausendfältigen Schmerzen, die er selbst wie sein angebeteter Meister andern verursacht hatten.

Nur einmal haben die Zeitgenossen die standhafte Seele Denons in furchtbarer Erschütterung gesehen. Er brach in Tränen aus, als ihm der gestürzte Kaiser zum letztenmal die Hand entgegenstreckte. „Werden wir nicht weich," sagte Napoleon, mit erstarrtem Auge den treuen Diener betrachtend, „in Augenblicken wie dieser muß man seine Kaltblütigkeit bewahren."

Als das Resultat der Verhandlungen über die Aachener Säulen in Deutschland bekannt wurde, brach ein Sturm der Entrüstung gegen Alexander v. Humboldt los, den man vielleicht nicht mit Unrecht als den Hauptschuldigen an der Entschließung des Königs verklagte. Wenige hatten wohl überhaupt eine Vorstellung von der Bedeutung des Objektes, aber alle empfanden die Tatsache selbst wie eine Kränkung des nationalen Stolzes. War es nicht endlich an der Zeit, mit unbezwinglicher Festigkeit dem verhaßten Erbfeind entgegenzutreten,

Digitized by Google

der noch immer behauptete, man brauche nur Französisch zu sprechen, um einen Deutschen zittern zu machen?

Der „Rheinische Merkur" hat damals den deutschen Standpunkt mit größtem Freimut vertreten und den Unmut bei Volk und Armee über den Verlauf der Angelegenheit unverhohlen zum Ausdruck gebracht. Am 5. Oktober 1815 las man in seinen Spalten eine Korrespondenz aus Paris, die ein preußischer Offizier unterzeichnet hatte, der niemand anders war als eben Eberhard v. Groote. Er zeigt uns den Konflikt in seinen letzten Stadien: „Mit welcher Schlauheit der alte Reinecke Denon seine Karten mischt," schreibt Groote, „ist glaublich; unglaublich aber ist es, daß man sich von ihm, dessen Trug man kennen sollte, immer wieder betören läßt. Als die schönen Granitsäulen aus Aachen zurückgefordert wurden, so beliebte es ihm, anfangs die Sache als Spaß, als plaisanterie aufzunehmen; und er fand sich gröblich beleidigt, als ihm ein teutscher Kriegsmann ganz trocken erwiderte, daß man mit einem Franzosen in dieser Zeit durchaus nicht spasse, sondern im Gegenteil sehr ernsthaft zum Werke schreite. Weil er nun also wohl einsehen mochte, daß mit diesen unerfahrenen, unhöflichen jungen Männern wirklich nicht zu spassen sei, so wandte er sich an einen berühmten Gelehrten, A. v. H. Dieser scheint auch in der Tat mehr Sinn für solche spirituelle Plaisanterien gehabt zu haben, denn er vermochte den edlen König, von dem unhöflichen Vorhaben etwas nachzulassen und sich mit zehn Stück zu begnügen. Sind wir aber dennoch so ungenügsam, den ganzen Ersatz zu verlangen, so soll uns jedes Stück von den übrigen mit 2000 Franken bezahlt werden; und damit möchten wir doch ja zufrieden sein, denn sie wären im Grunde nicht so viel wert!"

Wenige Tage später kam der Herausgeber des „Rheinischen Merkurs", Benzenberg, noch einmal auf die Aachener Angelegenheit zurück und nahm von den für immer verlorenen Säulen mit beweglichen Worten Abschied. „Dort stehen sie," schrieb er, „stumm und trauernd, daß sie in grauem Alter nun zu Ehrensäulen oder vielmehr zu Schandmälern beispielloser Tyrannei und Raubsucht dienen müssen, nachdem sie viele Jahrhunderte lang zu heiligem, ehrwürdigem Zweck verwandt waren; dort stehen sie, wo der berüchtigte Denon uns des Vandalismus beschuldigte, als wir sie zurückverlangten, und wo, als wir im gerechten Zorne diejenigen des ärgsten Vandalismus beschuldigten, die vom Grabmal Karls des Großen diese festen Stützen zu rauben gewagt, ein feinzüngiger Lavalé uns antworten durfte: „Ah', ce ne fut qu'une église; on ne détruira pas pour cela la maison du Roi!" Dort stehen sie und müssen sich zu geringem Gelde anschlagen und wie Verbrecher und Sklaven zu ewigem Schanddienste verkaufen und verdammen lassen; sie, wofür Karl der Große eine reiche Herrschaft hingab, und die dem treuen, frommen Volke, dem sie sind geraubt worden, wohl viele Tränen, aber nimmer einen Kaufschilling wert gewesen sind."

Benzenbergs Aufsatz enthielt überdies eine nicht mißzuverstehende Anklage gegen undeutsch gewordene deutsche Männer, die mit den Franzosen gemeinsame

Digitized by Google

Sache gemacht hätten. Alexander v. Humboldt, dem Benzenberg persönlich bekannt war, konnte einen solchen Vorwurf wohl nicht auf sich beruhen lassen; er schrieb am 22. November aus Paris folgenden Brief an den Herausgeber des „Rheinischen Merkur“:

„Durfte ich es erwarten, daß ich von Ihnen die tiefste Kränkung erfahren würde, die ich je öffentlich empfangen? Sie haben drucken lassen, ich habe die Freundschaft der Franzosen der Ehre meines Volkes vorgezogen. Der Fürst Hardenberg hat mir soeben den „Merkur“ gegeben.

Wie haben Sie mit der liebenswürdigen Herzlichkeit, die Ihnen eigen ist, einem Manne Ihre Freundschaft schenken können, den Sie fähig halten, irgend etwas in der Welt der Ehre seines Volkes vorzuziehen? Ihr Brief redet von Toleranz der Meinungen, Vielseitigkeit der Ansichten. Durfte ich mehr von Ihnen erwarten, als daß Sie mich tadeln würden, Nationalehre eher in der Mäßigung zu suchen als in strenger Vergeltung.“

Man sieht aus diesen verschleierten Worten, daß der große Gelehrte, der es auf seinen Weltreisen gelernt hatte, sich überall zu Hause zu fühlen, doch durch den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit aufs tiefste verletzt worden war. Er lehnte es ab, sich im einzelnen zu rechtfertigen, obwohl noch ein andrer die Mitschuld an dem Sieg Denons getragen zu haben scheint, den Groote in seinen viele Jahre später erschienenen Aufzeichnungen zwar bezichtigt, aber nicht genannt hat. Der „Rheinische Merkur“ beeilte sich denn auch, seinen Lesern die schwierige Position Humboldts in dieser Angelegenheit darzulegen, so gut es ging, und die großen Verdienste dieses Mannes haben diese kleine Schuld bald mit Vergessenheit zugedeckt.

Die Angelegenheit verlor um so mehr an Bedeutung, als man zunächst nicht daran denken konnte, die mit großen Kosten zurückgebrachten Säulen wieder im Münster aufzustellen. Sie haben jahrzehntelang im Kreuzgange des Münsters und in der Johanniskapelle ziemlich verwahrlost umhergelegen und wurden hier noch im Jahre 1840 von dem Architekten Mertens beschrieben und gemessen. Erst im Jahre 1843 wurde auf Veranlassung Friedrich Wilhelms IV. mit der Wiederaufrichtung der Säulen im Oktogon des Domes begonnen und die acht fehlenden oder nicht mehr verwendungsfähigen Stücke durch neue Säulen ergänzt. Im Jahre 1847 endlich war die Aufstellung der Säulen mit einem Kostenaufwand von rund 60000 Mark vollendet. Das Verbrechen, das fremde Eroberer an einem der ehrwürdigsten Baudenkmäler Deutschlands begangen hatten, war endlich gesühnt!

So erzählen die Aachener Säulen eine Geschichte, deren tiefe und ernste Bedeutung wir nie vergessen sollten. Wie klar tritt uns in dieser Episode der eigne Volkscharakter und der fremde entgegen! Der hochherzige König, der über Völker und Zeiten weit hinwegschauende Humboldt, der tölpelhaft-trotzige Groote sind ebenso typische Gestalten wie der hochmütige Lavalé und der feine, verschlagene Denon. Niemals ist ein Volk mehr im Recht gewesen, als wir es waren, als wir die schmählich geraubten Reliquien eines nationalen

Digitized by Google

Heiligtums zurückverlangten. Kein Franzose würde als Sieger von einem solchen Rechtstitel ein Fünkchen preisgegeben haben. Aber der unsterbliche deutsche Michel, der in törichter Verblendung immer wieder die eignen Ideale bei andern Völkern sucht, dieser wunderbare, tapfere, treue und unverständige Junge, ließ sich auch diesmal überlisten und gönnte dem besiegten Feinde einen wenn auch bescheidenen Triumph. Und welchen Lohn empfing seine Großmut? „Ils avaient peur, les Allemands," sagten die Franzosen und betrachteten mit selbstgefälligem Stolz den nun für alle Zeiten gesicherten Raub, „ils n'avaient pas le courage de prendre les colonnes!" Gedenket der Aachener Säulen!

Zur Psychologie des Völkerkrieges

Von

General der Infanterie Freiherrn v. Woinovich

Wer sich ein ganzes langes Leben hindurch mit dem Studium der Erscheinungen des Krieges beschäftigt, über sie nachgedacht und gegrübelt hat, sie mit den bisherigen Erfahrungen auf diesem Gebiete verglich und Folgerungen aus ihnen für die Zukunft zog, dem kann es kaum fehlen, zu gewissen Resultaten zu gelangen, die vielleicht mitunter zu weitgehend, vielfach aber doch zutreffend und diskutierbar erscheinen.

Ein Bruchstück dieser geistigen Arbeit soll nun in diesem Aufsatz niedergelegt werden. Die Gedanken, die in demselben Ausdruck finden, beziehen sich meist auf Begleiterscheinungen des Krieges; der Hauptsache nach sind es Betrachtungen, die sich weniger mit dem kämpfenden Teile des Volkes beschäftigen als mit jenem, welchem im Hinterland die weniger dankbare, aber kaum minder wichtige Aufgabe des „Ausharrens" bzw. „Durchhaltens" obliegt.

*

In den ältesten Zeiten trugen die Kriege, ihrer Natur gemäß, den Stempel des Vernichtungskampfes. Der siegreiche Teil bemächtigte sich des feindlichen Territoriums, machte die wehrhafte männliche Bevölkerung nieder, Weiber und Kinder verfielen der Sklaverei. Das war das ursprüngliche, das roheste, aber natürlichste Prinzip des Krieges. Mit der zunehmenden Kultur milderte sich der Krieg wohl einigermaßen, aber immerhin brachte erst das Christentum, ganz besonders aber die christlich-germanische Zivilisation menschlichere Züge in die Kriegführung. Das Mittelalter war der unorganisierte Krieg aller gegen alle, ein Gemisch von Roheit, aber auch einer gewissen Ritterlichkeit. Erst die Söldnerkriege bahnten das System an, den kriegführenden Teil der Bevölkerung von der friedlichen zu sondern. Das ging mit der Zeit so weit, daß sich im achtzehnten Jahrhundert der Krieg nur auf die einander gegenüberstehenden Heere

Digitized by Google

beschränkte; allerdings auch eine Entartung des Wesens der Kriegführung, jedoch im menschlichen Sinne. Eine Ausnahme hiervon machten die Religionskriege, hauptsächlich der Dreißigjährige und die Türkenkriege, die man füglich zu ihnen zählen muß.

Die französische Revolution stellte die ursprüngliche Kraft der Kriegführung wieder her; die Ziele der Kriege wuchsen, die Intensität, mit der sie geführt wurden, nahm zu. Nach der Napoleonschen Epoche flauten die Kriege wieder ab; es schien neuerlich ein Rückfall in die Kriegführung des achtzehnten Jahrhunderts bevorzustehen, wenn Preußen nicht 1866 und 1870/71 eine Renaissance derselben angebahnt und ihre frühere Energie noch überboten hätte, indem es die allgemeine Wehrpflicht einführte. Dieser Schritt hat wohl die Geister gerufen, die die Welt nicht mehr loswerden sollte, denn es wappneten sich in der Folge alle Staaten und Völker in gleicher Weise. Der Krieg wurde dadurch im weiteren Verlaufe Sache des ganzen Volkes oder vielmehr Sache aller kriegführenden Völker.

Das stellte allerdings eine unerwartete, jedoch höchst einschneidende, bedeutungsvolle Wendung dar, indem der Krieg hierdurch den Charakter des Völker- und Rassenkampfes anzunehmen drohte; handelte es sich doch nun nicht mehr um Vernichtung des feindlichen Heeres allein, sondern um Niederwerfung der feindlichen Staaten und Völker, wodurch alle rohen Instinkte und Leidenschaften, die Jahrhunderte in den Menschen geschlummert hatten, wieder geweckt wurden. Das erwies tatsächlich der gegenwärtige Krieg in traurigster Art, überdies aber noch, daß gerade jene Völker, die in der äußeren Kultur ihrer Meinung nach am weitesten fortgeschritten waren, roher, gewalttätiger und skrupelloser seien als jene der Mittelmächte, bei denen offenbar die innere Kultur tiefer Wurzel gefaßt hatte. Anzeichen hierfür waren schon vor Ausbruch des Krieges im internationalen Verkehr der Regierungen zu konstatieren, der immer rücksichtslosere Formen anzunehmen begann. Es war dies ein sichtbares Merkmal für den sittlichen Verfall der Völker der Entente, denn wenn man Roheit und Rücksichtslosigkeit allenfalls noch bei den Kämpfenden selbst zu entschuldigen vermag, so ist dies den Staatslenkern und Regierungen gegenüber unzulässig, die kalten Blutes außerhalb der Sphäre der Gefahr Pläne schmiedeten, die jeder Moral ins Gesicht schlugen. Mit welchem Ausdruck z. B. soll man die Heuchelei der russischen Machthaber bezeichnen, die ihr Wort dafür verpfändeten, daß sie den Frieden wollten, während ihre Heerscharen schon bereit waren, den Nachbar zu überfallen, und die im Frieden im Haag Grundsätze aufstellten, die sie schon damals nicht halten zu wollen vorhatten, oder jenes Telegramm, das der König von Italien im August 1914 an unsern Kaiser richtete, des Inhaltes, daß er wohlwollende Neutralität zu halten versprach. Wie tief muß daher das Rechtsgefühl und die öffentliche Moral bei unsern Gegnern gesunken sein, wenn deren leitende Männer derartiges wagten!

Wenn man dies alles erwägt, wird es begreiflich erscheinen, weshalb der Völkerkrieg überhaupt ausbrechen und warum er ohne jegliche Schranken des Rechtes und der Moral einherschreiten und jene Formen annehmen mußte, die

Digitized by Google

er tatsächlich zeigt. Von einer Herde reißender Wölfe kann man nichts andres erwarten, als was in den Instinkten von Raubtieren gelegen ist. Rumänien bietet neuerlich einen Beweis hierfür.

*

Auch in früheren Zeiten gab es erbitterte Kriege, z. B. die Glaubenskriege. Seit dem Dreißigjährigen Kriege war es aber stillschweigend, ohne Friedenskongresse, zur Uebung geworden, nur die „Kämpfer" als Feinde zu betrachten. Friedfertige Angehörige aus dem Feindesland wurden in der Regel unbehelligt gelassen, selbst die Türken huldigten zur Zeit ihres größten Fanatismus dieser Gepflogenheit und beschränkten sich darauf, die Gesandten des feindlichen Staates in die sieben Türme zu sperren, um sie vor der Volkswut zu schützen. Der gegenwärtige Krieg begann aber bereits mit einer brutalen Verfolgung friedlicher, in den Ententeländern lebender Bürger der Mittelmächte, die sich auch auf Nichtwehrfähige, auf Greise, Frauen und Kinder, erstreckte, denen man nicht einmal die Gelegenheit bot, in ihre Heimat zurückzukehren; sie wurden den schwersten Mißhandlungen ausgesetzt und in menschenunwürdiger Weise behandelt. Dies läßt sich nur durch einen Haß sondergleichen erklären; obwohl hierfür, besonders bei Kriegsausbruch, eigentlich jeder triftige Grund fehlte. In erster Linie wendete sich dieser Haß wohl gegen Deutschland. Welchen politischen Antagonismus gegen diesen Staat man aber immer geltend machen konnte, eines steht fest, niemals hat das deutsche Volk jemand in der Weise bedrückt wie z. B. Frankreich, insbesondere aber England!

Gegen Oesterreich-Ungarn schiene der Haß noch erklärlicher, weil er von verschiedenen Nationen durch die Begierde nach unerlösten Provinzen aufgestachelt und geschürt wird. Die Ausbrüche der Leidenschaft der ganzen Welt gegen die Zentralmächte kann man sich dagegen nur als eine besonders böse Art von Kriegspsychose erklären, als eine Krankheit, wie seinerzeit etwa der religiöse Wahn, der zu den Kreuzzügen, Ketzerverfolgungen, z. B. zur Bartholomäusnacht, u. dgl. führte. Worin liegt jedoch die Ursache, daß dieser tief eingefressene Haß nicht gegenseitig ist, nicht auch die Zentralmächte erfüllt, obgleich letztere ohne Zweifel mehr Grund dazu hätten? Die Antwort darauf kann wieder nur lauten: weil Deutschland und Oesterreich-Ungarn die höhere Geistes- und Herzenskultur und überdies wahre Religiosität besitzen, die das Ueberwuchern der Leidenschaften über Menschlichkeit und gesunden Menschenverstand nicht zulassen. Die Zunahme dieses Hasses während des Krieges ist zum Teil dadurch zu erklären, daß die erträumte rasche Niederwerfung der Zentralmächte keineswegs eingetreten ist, noch auch in Aussicht steht, daß es also auch ohnmächtige Wut ist, die sich gegen uns in allen Handlungen und Aeußerungen in sinnloser Weise geltend macht. Allerdings könnte man sich wundern, daß auch hochgestellte, an der Spitze von Regierungen stehende Männer in dieses Horn blasen, wenn man sich nicht dessen zu erinnern vermöchte, daß im feindlichen Auslande selbst in diesem Milieu eine unglaubliche Naivität und Unwissenheit in bezug auf mitteleuropäische

Digitized by Google

Verhältnisse herrschen, was bei den Engländern beispielsweise so weit geht, daß sie sich nicht einmal mehr die Mühe nehmen, die diplomatische Verkehrssprache zu erlernen. Die Kriegführung der Ententestaaten ist daher auch nur eine ununterbrochene Kette zweckwidriger, unüberlegter Maßnahmen. Was Franzosen, Italiener und Russen anbelangt, so ist übrigens deren Selbstüberhebung längst bekannt. Bei den Russen kommt noch die schlecht übertünchte Roheit des Halbgebildeten dazu.

Eine Frage ist naheliegend. Fühlen und empfinden denn die Völker der Entente ohne Ausnahme in jener Art, wie sie uns aus den Stimmen der Presse, aus Aeußerungen von Staatsmännern, Parlamenten u. dgl. bekannt geworden ist? Zur Ehre der Menschheit wäre man versucht, daran zu zweifeln und anzunehmen, daß es nur die überlauten Stimmen der Ultras seien, die durch ihr lautes Wutgeheul jene der Gemäßigten, Einsichtigen übertönen. In England lagen zu Kriegsbeginn wenigstens einige Anzeichen hierfür vor, bei Italien ist es sicher, daß es viele Stimmen im eignen Lande gab, welche das Vorgehen gegen Oesterreich als Felonie brandmarkten. Sie wurden zum Schweigen gebracht, werden sich aber möglicherweise seinerzeit wieder Gehör verschaffen. In dieser Hoffnung ist der einzige schwache Schimmer zu erblicken, daß sich in entfernterer Zukunft vielleicht doch die Leidenschaften glätten und damit auch wieder Vernunft und Menschlichkeit in ihre alten Rechte eingesetzt werden. Vorläufig ist dies auch aus dem Grunde noch nicht möglich, weil die Stimmen, die von beiden Seiten in die Oeffentlichkeit dringen, in einem zu ungleichen Verhältnis zueinander stehen. Die Mittelmächte sind nämlich nicht nur an Kämpfern weniger zahlreich als ihre Widersacher, sondern auch an Zahl und Stärke ihrer Stimmen, mit denen sie zur Oeffentlichkeit sprechen. Sind es doch Hunderttausende von Stimmen, die von den Säulen des Herkules, von Portugal angefangen, aus Frankreich, England, Rußland und Italien, aus Teilen Asiens, Australiens, Afrikas und selbst aus manchen neutralen Staaten, wie Amerika, zu uns herüberschallen und die wenig tausend Stimmen der Abwehr unserseits, wenn sie noch so gerechtfertigt sind, übertönen so daß die Gegner, vielfach getäuscht, vielleicht, gar nicht zum Bewußtsein ihres Unrechts kommen können. Die Mittelstaaten haben in dieser Hinsicht zu wenig Wert auf das geschriebene bzw. gedruckte Wort und auf Kaptivierung der öffentlichen Meinung gelegt. Man mag über die Presse denken wie man will, sie ist heutzutage eine Macht, und wer sich ihrer nicht bedient, begibt sich eines großen Vorteiles. Den Völkern und Staaten der Entente mangelt überdies aus den geschilderten Gründen das Bewußtsein für Gut oder Böse. „Right or wrong, my country" ist ihr Grundsatz — vielleicht patriotisch, gewiß aber vor dem Richterstuhle der Moral nicht einwandfrei. Oder ist vielleicht der Mord an unserm Thronfolgerpaar, weil er in ihren Kram paßt, in ihren Augen gerechtfertigt? Wenn ja, wohin anders soll dann die sittliche Entwicklung der Menschheit führen als zum höher organisierten Raubtier!

*

Digitized by Google

Und diesen Leidenschaften der Völker entsprechend wird auch der Krieg geführt. Völkerrecht, Seerecht, Neutralität usw. sind vergessene Begriffe. Die vernünftigen, rein menschlichen Errungenschaften auf dem Gebiete der Kriegführung, welche das Wesen des Krieges gar nicht berührten, sondern nur auf dessen Milderung abzielten, wie die Genfer Konvention und die Haager Vereinbarungen, wie wurden sie eingehalten? Schon vor Beginn der Feindseligkeiten sind sie von den Regierungen und Völkern der Entente auf das gröblichste verletzt worden durch das unqualifizierbare Vorgehen gegen diplomatische Vertreter der Mittelmächte, Attentate auf das Eigentum dieser Staaten und Zurückhaltung von Angehörigen derselben. Während des Krieges erfolgten dann die ärgsten Missetaten; Hilfsplätze wurden beschossen, Militärärzte entgegen den Bestimmungen der Genfer Konvention getötet oder gefangen, das Genfer Kreuz zum Schutze der Artillerie bei Kirchen, Spitälern u. dgl. aufgepflanzt, friedliche Landesbewohner drangsaliert, deren Eigentum geraubt u. dgl. mehr. Das Los der Kriegsgefangenen gestaltete sich, ungeachtet der im Frieden abgeschlossenen Vereinbarungen, geradezu erbärmlich, nicht nur in den auf der untersten Kulturstufe stehenden Ländern wie Serbien, sondern auch in dem halbasiatischen Rußland und in dem „kultivierten" Frankreich und England. Die Entente ahmte, Kitcheners Beispiel folgend, die Konzentrationslager für die widerrechtlich zurückgehaltenen Zivilgefangenen, in der Mehrzahl Weiber und Kinder, nach; die Schmerzensschreie der wenigen aus denselben Entronnenen enthüllen ein schauderhaftes Bild von Roheit und Unmenschlichkeit. Und die Behandlung der zeitweise vom Feinde okkupierten Landstriche und Provinzen wie Ostpreußen, Galizien und die Bukowina! Man lese die bezüglichen preußischen und österreichisch-ungarischen offiziellen Zusammenstellungen über die durch die Russen daselbst verübten Missetaten und Schäden: Raub, Mord, Brand, Diebstahl, Verheerungen und Gewalttätigkeiten aller Art, auch an Weibern und Kindern, rufen die schlimmsten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges in Erinnerung.

Das Schicksal der Kriegsgefangenen wurde schon erwähnt. Die Verschickung derselben in die entlegensten Gegenden Sibiriens ist schon an und für sich eine unnötige Grausamkeit; jene der ehemaligen Garnison von Przemysl, für die bei der Kapitulation ausbedungen wurde, daß sie im europäischen Rußland interniert werde, ein direkter Vertragsbruch. Die Behandlung unsrer Kriegsgefangenen in Serbien entsprach ganz jener, welche bei Rothäuten üblich war. Die österreichisch-ungarische Regierung hat eine Sammlung der gröblichsten, völkerrechtswidrigen und unmenschlichen Schandtaten der Entente gegenüber unsern Kriegern, Konsulatsbeamten und friedfertigen Staatsbürgern in Druck legen und den neutralen Staaten zukommen lassen. Es würde sich verlohnen, diese Broschüre in großer Auflage herzustellen, um ihr bei uns und im neutralen Auslande die möglichste Verbreitung zu verschaffen, und auch dafür zu sorgen, daß sie nach Herstellung des Friedens in allgemeiner Erinnerung bleibe, damit unsre Wertschätzung für unsre Gegner für alle Zukunft auf das ihnen gebührende Maß beschränkt bleibe. Eine besonders unnütze Grausamkeit verübten die Serben dadurch, daß sie, als

Digitized by Google

sie ihr Land räumten, unsre Gefangenen mit sich schleppten und sie dadurch dem Elend preisgaben. In früheren Zeiten wäre eine Konvention geschlossen worden des Inhalts, daß die zurückbleibenden Kriegsgefangenen an weiteren Feindseligkeiten nicht teilnehmen dürfen. Das ist also auch ein Fortschritt, den die Kultur gemacht hat! Uebrigens ist es zu bezweifeln, daß die Serben auf einen solchen Vorschlag eingegangen wären, da er ihnen, angesichts ihres Mangels an Ehrlichkeit, unverständlich gewesen wäre, daß wir eine ähnliche Verpflichtung gehalten hätten.

Die Erfahrungen, die wir über die Kriegführung unsrer Gegner zu Lande machten, wurde von jenen im Seekriege noch weit übertroffen. England setzte sich selbst über seine eignen brutalsten Ueberlieferungen hinweg, nur um sein Ziel, die Vernichtung Deutschlands, zu erreichen. Bis zu welchem Grade sich dieses Volk verhetzen ließ, beweist am markantesten der Vorfall mit dem „King Stephan", der jedem Menschlichkeitsgefühl geradezu ins Gesicht schlägt. Daß England und seine Verbündeten keinen Augenblick zögerten, Gurkas, Anamiten, Neger, Tonkinesen u. dgl. gegen die Zentralmächte ins Feld zu stellen, kann angesichts dessen weniger wundernehmen, obwohl in früheren Zeiten gerade England es war, das entrüstet aufschäumte, wenn irgend jemand im eignen Dominium die weiße, d. h. die englische, Rasse durch Farbige zu bedrohen versuchte.

Die Art und Weise sonach, in der unsre Gegner den Krieg führen und die dem Hasse entspricht, den sie uns entgegenbringen, versetzt uns in die finstersten Zeiten zurück; sie würden noch rücksichtsloser werden, wenn es ihnen gelänge, tiefer in unser Gebiet einzudringen. Die Drohungen mit Vernichtung von Stätten der Industrie u. dgl. sind gar ernst gemeint, und es ist kaum zu bezweifeln, daß wir in dieser Hinsicht eine Neuauflage des pfälzischen Mordbrennerkrieges erleben würden.

*

Zu den Aeußerungen der Gemütsroheit und der vollständigsten Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel gehört in erster Linie der Plan Englands zur Aushungerung der Mittelstaaten. Er entstand wahrscheinlich in der Ueberzeugung, daß England eine Absperrung zur See nicht vier Wochen aushielte. In ihrer unzureichenden Kenntnis unsrer Verhältnisse hofften sie daher, diesen Plan uns gegenüber zur Ausführung bringen zu können. Wir wollen hier über die Aussichtslosigkeit desselben nicht viel Worte verlieren, sondern nur davon reden, wie sich derselbe im Lichte der Moral und der Menschlichkeit ausnimmt. Desgleichen wollen wir uns auch über den noch teuflischeren Plan, den ein Mitglied der „grande nation" erdacht hat und der darin besteht, unsre Getreidefelder in Brand zu stecken, nicht weiter auslassen, weil dessen Ausführung noch utopischer ist als jener der Aushungerung, wir erwähnen ihn nur, um darzulegen, daß wir von unsern Gegnern als außerhalb der menschlichen Gesellschaft stehend betrachtet werden. Nur von dieser Annahme ausgehend, vermag die

Digitized by Google

höllische Idee des Aushungerungskrieges erklärt zu werden, der kein Analogon in der Vergangenheit besitzt. Napoleon wollte seinerzeit durch seine Kontinentalsperre nur den Handel Englands treffen. Das hat wohl auch am Kontinent manche Entbehrungen zur Folge gehabt, hätte aber niemals zu einer Hungerkatastrophe führen können. Vor einer solchen Absicht wäre selbst dieser Gewaltmensch zurückgeschreckt, der seine Kontinentalsperre übrigens nicht völlig rücksichtslos ausübte und mit sich handeln ließ. Der Aushungerungsplan der Engländer ist aber bitter ernst gemeint und scheiterte nur an dem falschen Kalkül, der ihm zugrunde lag. Alles Nebensächlichen entkleidet, wollte England 130 Millionen Menschen, darunter mehr als zwei Drittel Greise, Weiber und Kinder, äußerstenfalls dem Hungertode oder dem Siechtum preisgeben, und weshalb? Aus Eifersucht gegen Deutschland und weil ihm sein Handel durch Deutschland gefährdet schien. Wer dies in den Zentralstaaten jemals vergißt, der hat kein Blut in den Adern oder identifiziert sich moralisch mit den britischen Attentätern!

Was soll man endlich zu dem Verhalten jenes großen Staates sagen, der sich der Neutralität rühmt und den Krieg dennoch durch seine Waffen- und Munitionssendungen an die Ententestaaten nährt! Demgegenüber hat doch noch jenes unheimliche gelbe Volk, das die Verstellung soweit treibt, daß es lacht, wenn es weinen, und weint, wenn es lachen sollte, für seine Kriegssendungen an Rußland wenigstens die Ausrede, daß es nominell zu den Kriegführenden gehöre.

So schließt der schöne Kranz von Niederträchtigkeiten in Politik, Gesinnung und Kriegführung, der die Mittelmächte umgibt. Jüngst kamen gar noch die feilen „Walachen" dazu. Schier verzweifelt möchte man rufen: Wo ist denn nur ein einziger, ritterlicher Gegner?

In Anbetracht der völligen Unmöglichkeit, zu ergründen, weshalb die uns feindliche Welt jegliche Schranken durchbricht, die bisher selbst in erbittertsten Kriegen eingehalten wurden, muß man, ohne mystisch veranlagt zu sein, dem Gedanken Raum geben, daß unsern Gegnern die unentbehrlichen sittlichen Grundlagen wahrer Religion mangeln. Treten wir dem näher, so konstatieren wir bei unsern „christlichen" Gegnern das in Glaubenssachen längst wurmstichige Frankreich, das bibelfeste, jedoch seit jeher scheinheilige England, das äußerlich bigotte, innerlich ganz zersetzte Italien, wo, wie einst im alten Rom, die Oberschicht längst nicht mehr an das glaubt, was das abergläubische Volk adoriert, und endlich jenes Rußland, das dem finsteren byzantinischen Bekenntnis, welches den Formendienst in erste Linie stellt, in stupider Unterwürfigkeit anhängt — woher sollen alle diese Völker Sinn für Recht und Billigkeit besitzen?

*

Angesichts dieser Betrachtungen muß es befremden, wenn man bei uns noch immer versöhnlichen Enunziationen begegnet, deren Tenor offenbar auf eine Beschwichtigung der in den Völkern der Zentralmächte sich regenden Erbitterung gegenüber jenen der Entente abspielt. Man kann hiergegen nicht laut genug Widerspruch

Digitized by Google

einlegen und rufen: Nein, keine Versöhnung, sondern für alle Zeiten: Aug' um Aug', Zahn um Zahn! Die Zentralmächte dürfen die Verbrechen, deren sich die Gegner ihnen gegenüber schuldig machten, niemals vergessen, denn sie würden hierdurch die wichtigste Erfahrung in den Wind schlagen, die sie durch diesen Krieg gewonnen haben, daß sie es mit ethisch minderwertigen Völkern zu tun haben, denen gegenüber nur die Gewalt am Platze sei! Wenn diese versöhnlichen Stimmen in der Absicht erhoben werden, der weiteren Verhetzung der Völker Einhalt zu tun, um den kommenden Frieden zu erleichtern, so verfehlen sie ihren Zweck, denn sie bleiben einseitig und erwecken beim Gegner nur Hohn und Spott, weil er sie für Schwäche hält. Wenn dies aber deshalb geschieht, um für die Zukunft Handel und Wandel zu sichern, so ist dies niedrig und aussichtslos, denn auch in diesem Falle wird nur der Siegende den Vorteil haben.

Ueberhaupt gilt es für die Zukunft, hauptsächlich bei Engländern, Amerikanern und Franzosen, das Gefühl der Präponderanz in keiner Richtung mehr aufkommen zu lassen. Sachlich ist diese ganz unbegründet. Die Völker der Entente sind den Mittelmächten nur in Aeußerlichkeiten überlegen. In wahrer Kultur, ganz besonders in ethischer Hinsicht, werden sie von letzteren übertroffen. Diese Selbstbefreiung dürfte nur insofern Schwierigkeiten begegnen, als es den Zentralvölkern schon seit Jahrhunderten zur zweiten Natur geworden ist, sich allem, was französisch und englisch war, zu beugen. Dies machte sich bei ihnen bei hoch und niedrig in gleichem Maße geltend, galt ebenso für die industrielle und kaufmännische Welt wie für Kunst, Gewerbe und Mode und ging bis zum sklavischen Nachäffen von Aeußerlichkeiten herab. Dem muß ein Ende gemacht werden, denn es ist nicht nur für die materielle Prosperität, sondern für Entwicklung des Volkscharakters von großer Bedeutung, ob wir uns auch in Zukunft nach jenen Völkern richten oder von ihnen unabhängig werden. Die größten Hindernisse dürfte der Krieg gegen fremdes Wesen in jenen Kreisen finden, die sich mit Vorliebe als intellektuelle bezeichnen und als solche einer kosmopolitischen Richtung huldigen. Der Rahmen, innerhalb dessen sich die Zentralvölker nach Abschüttelung dieses Joches bewegen könnten, bliebe noch immer weit genug, um in materieller Hinsicht das Auslangen mit den eignen Erzeugnissen und auf geistigem Gebiete die Möglichkeit fernerer Entwicklung finden zu können. Eine Konzentrierung auf uns selbst könnte daher nur den fremden Völkern Schaden bringen. Dies gilt insbesondere für den Tand, den wir bisher von den Engländern und Franzosen bezogen, weil wir ihn nicht entbehren zu können glaubten, dessen künftige Ablehnung auch deshalb sehr wünschenswert wäre, weil es uns um die Milliarden bereichern würde, die bisher jenen Völkern zuflossen.

Man wird vielleicht einwenden, daß damit ein kultureller Rückschritt verbunden wäre — jedoch mit Unrecht. Bieten überfeinertes Wesen, Dekadententum, religiöse Indifferenz, schrankenloser Egoismus usw., die wir hauptsächlich von den Völkern der Entente beziehen könnten, solche Vorteile, daß wir sie selbst auf die Gefahr eigner moralischer Vergiftung in den Kauf nehmen sollten? Im Gegenteil, man wird hierdurch in jeder Hinsicht völlig auf eignen Füßen stehen

Digitized by Google

lernen und dem Auslande gegenüber einen steifen Nacken bekommen. Die Gefahr der Versumpfung wird dabei nicht groß sein. Die Zentralmächte verfügen über einen ungeheuren, noch nicht gehobenen Schatz von Entwicklungsmöglichkeiten auf allen Gebieten, von Talenten und Energien, daß sie füglich noch auf Generationen hinaus keine Anleihe bei den Ententevölkern nötig haben. Unsre Kultur ist gottlob so weit vorgeschritten, daß sie sich aus sich selbst zu weiterer, vollster Blüte zu entfalten vermag. Mögen dann jene Völker, die uns Barbaren nennen, es aber in ethischer Beziehung selbst sind, zusehen, wie sie jene Stufe der Zivilisation zu erreichen vermögen, auf der wir ohne ihre Hilfe anlangen werden.

(Schluß folgt)

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Amalie an Eichhorn

Sonnabend am 25ten Sept. Abends.

Nur wenige Zeilen für Dich, Geliebter, darf ich heute Abend nur noch hier schreiben, wenn ich eine ruhige Nacht haben will: denn das Schreiben an Dich oder vielmehr das Gespräch mit Dir vor Schlafengehen erfüllt meine Seele so mächtig, daß sie dann keine Ruhe finden kann, indem sie das Höchste denkt und empfindet im stärksten Maße Liebe, das ist, Ruhe und Unruhe. Deinen lieben, lieben Brief, so freundlich, friedlich und sanft, vom 20ten Sept. habe ich heute empfangen, nun habe ich 3 in einer Woche. Ich Reiche! Indem ich dieß empfinde, wirst Du meinen Klagebrief in Händen haben über das Ausbleiben der Nachrichten von Dir. Dasselbe sagst Du von mir, und doch sind 6—7 Briefe von mir unterwegs, welche Dir alle nach grade zukommen werden, und hoffentlich nicht immer so lange als der mit den Hosen. Ich dachte wohl am Ende, daß ich für Deinen Reitknecht gesorgt haben würde, nicht für seinen vornehmen Herrn, der Gott weiß! in welcher Stattlichkeit umher geht, ach nein reitet! Ach, was scherze ich! Im Kriege darf man das nicht — wo jeder Augenblick das schrecklichste Verderben bringen kann.

Deinen Brief vom 10ten aus Bornstaedtel empfing ich den 19ten Sonntag, den vom 12ten aus Herrnhuth Mittwoch den 22ten Sept. Dann kam Karls Brief an durch Nauck, den er auf der Post uns zuschickte, und auf dem Couvert hatte der gute edle Mann geschrieben, daß er Dich am 17ten in Bautzen gesund gesehen habe. Dieß danke ich ihm unaussprechlich: denn jede, jede Nachricht ist die größte Freude meines jetzigen Daseins, das so festverschlungen mit Dir Geliebten und

Digitized by Google

doch sichtbar Getrennten. Hierinn liegt viel, viel tiefes Leiden, aber auch viel Seeligkeit, durch das vollkommene Bewußtsein der göttlichen Neigung zweier Seelen, durch die Heiligung, der sie sich dadurch immer mehr weihen.

Berlin, Am 27ten Sept. 1813.

Vieles, theurer Mann, geben Deine lieben letzten Briefe zu beantworten im wörtlichen Sinn, aber dazu gehören zu viel Worte und brauchen wir wohl einander nicht zu sagen, wie wir Das und Jenes empfunden, in uns aufgenommen haben! Wissen und kennen wir nicht ganz Eins des Andern Geist und Gemüth? Dann brauchten wir am Ende gar keine Mitteilung — doch das ist wieder etwas ganz andres; Andeutungen, diese Anklänge der Seele einzuflüstern, das ist nothwendiges Bedürfniß der Liebe, in diesem halben Errathen, doch festen Wissen befindet sie sich am Heimathlichsten; wo sie sich immer ganz auszusprechen glaubt, darauf nur ausgeht, daß sie Jedes und Alles in Worte kleidet, da ist sie nicht von der Art, wie wir Glücklichen sie genießen, sie haben. —

Deinen Brief von Vaucaux habe ich Schleiermacher gegeben, die Spenersche Zeitung[1]) enthält schon mehrere Briefe dieser Art, woraus man den Zustand der französischen Armee vernimmt: doch dünkt mich, sind sie kein ganz sichres Zeichen, wohl von ihrer Verderbniß, doch noch nicht von ihrer völligen Niederlage. Die Beschwerden des Rück- und Vorwärtsgehens müssen für Euch entsetzlich gewesen sein, bis Ihr in Orte kamet, wo der Krieg noch nicht so wüthend gehauset hatte. Du machst mir davon ein deutliches Bild. Ich sehe Dich ganz in Herrnhuth unter der Brüder-Gemeinde sitzend. Weißt Du in Gnadenfrei, wo ich an Deiner Seite andächtig war, Du an der Meinen, süße Rückerinnerungen! Ich muß mir recht Gewalt anthun, Geliebter, daß ich Dir nicht zu weich erscheine, ich bin es in diesem Augenblicke sehr: es ist Nach Mittag, wo ich meist an Deiner Brust ruhte, alle, alle Sehnsucht ist in meinem Herzen, und dabei die Wehmuth über das Losreißen von äußeren Dingen in diesen Tagen, von unsern Stuben, hier wo unsre Liebe blühte, diese lieben Stuben mit aller Freude, allem innigen göttlichen Gespräch der Liebe und Freundschaft, diese Wände, diese Gemächer soll ich verlassen? nie mit Dir wieder darin eingehen? — Ich sehe es ein, diese Empfindsamkeit ist Schwäche, wahre Schwäche, das sage ich mir oft, und doch komme ich nicht von ihr los. Mein Trost ist nur, daß ich die Sachen um mich haben werde — die mich nicht ganz fremd sein lassen, ganz von Dir abgeschieden. Du fühlst eben so, also wirst Du mich ganz verstehn. Ich habe recht viel Unangenehmes beim Verändern der Wohnung, dadurch daß der Miether, der nach mir einzieht, mich drängt, und der Hofrath Römer, ein sehr windiger Patron, mir erst etwas verspricht, was er nun nicht zu halten scheint. Nun es wird alles gehen, ich kenne andre Sorgen als solche. Komme ich nicht mehr aus mit meinem Frauen Verstand, so rufe ich mir meinen guten Simon.

---

[1]) Z. B. die Nummer vom 25ten September.

Digitized by Google

In voriger Woche habe ich kleinen Frauen-Thee gegeben mit Kindern, auch die Müller ladete ich dazu ein, die Belitz und Balan, Schwestern u. a. m. waren hier. Bei Simons soll ich in diesen Tagen wieder sein (sie haben einen Fremden bei sich aus Münsterberg), ich bin aber durch mein Häußliches sehr beschäftigt in den nächsten Wochen. Was thut der Simon auch Alles für die arme Reimer — welche ganz niedergedrückt ist von Schmerz über ihren Hinz. Sie hat Antwort von ihrem Mann auf dieses traurige Ereigniß, die in einem solchen Grade unglücklich darüber geschrieben ist, daß sie dadurch noch viel tiefer gebeugt ist. Reimers Gesundheit hält die Kriegs Strapaze nicht gut aus. Er soll immer magerer werden, und selbst drüber klagend schreiben. Die Frau hat die Idee, sich mit ihm ein Rendezvous zu geben, da er doch (wie sie meint) unthätig vor Magdeburg stände. Ich gehe zuweilen in das verödete Reimersche Haus, und erheitre die trüben Gemüther dort, durch Gespräch und trostvolle Ansicht, und so werde ich es selbst. Ach, gehen wir immer seufzend auseinander, wäre doch nur die neue bessere Zeit erst da! mit ihr die Alte, Gute. Mancherlei vom gesellschaftlichen Genuß könnte ich Dir noch erzählen, daß Grells[1]) einmal den Abend bei mir zugebracht haben, und ich gestern mit ihnen bei den Eltern war. und noch einigen andern Herren. Sie haben mich auch gebeten, sie zu besuchen, und ich werde es auch thun.

Mamsell Reil[2]) hat mir beikommenden Brief von Scheel gegeben, sie kam selbst zu mir, und freute sich sehr über meinen Hermann. Der herrliche Junge gewinnt auch alle Herzen. Ich sage mir oft, Gott kann ihn mir wieder nehmen, damit mein Herz nicht zu sicher in dem Glück dieses Besitzes wird. Was hat sich der Junge nach Deinem Wegsein verändert, immer lebhafter und schöner wird er, man kann nie zu viel sagen von seiner Derbheit, blühendem Aussehen und Lieblichkeit. Noch hat er keinen Zahn, es ist gut, daß er sie erst spät bekömmt, aber ich wünschte doch, diese Periode wäre erst vorüber. Die Aehnlichkeit mit seinem Vater verliert sich nach grade, was mir nicht lieb ist, obgleich ich es auch wieder gern höre, wenn man meint, er gleiche mir; ich finde es selbst auch, bis auf Eins, was er gar zu frappant von Dir hat, Deinen Haarwuchs. Nein, dies ist in der That lächerlich ähnlich. Grade die Spitze Haare in die breite Stirn hinein von hinten her, und auf beiden Seiten wie eine Bucht im Meere. O was ist es für ein Gold Junge! Ich kann nicht traurig sein, wenn ich ihn anblicke, ich kann nicht. Säheſt Du ihn jetzt nur einmal, o! säheſt Du ihn! —

Wie freute es mich, daß Du seiner am 12ten gedachteſt und meiner, Alles was Du darüber sagſt, wie freute es mich, ganz Deine liebe Seele sprach zu mir, mitten im Kriege so liebend, freundlich häußlich. Doch mehr wie je werde ichs sein, alle starken Bewegungen vereinigen sich gern auch mit derselben Kraft

---

[1]) Vermutlich der Organiſt an der Berliner Parochialkirche, der Vater des Direktors der Singakademie.

[2]) Die Tochter des Hallenſer Mediziners, die Braut Scheeles.

Digitized by Google

zu dem häußlichen Wesen, und aus dieser Vereinigung geht erst die schöne, würdige Häußlichkeit hervor. So werde ich sie einst noch mit Dir haben — werd' ich? — Was werden die nächsten Tage alles bringen, Du bereitest mich vor auf Großes. Alles ist darauf gespannt, und auf die Folgen. Höre ich dann nur bald etwas von Dir? Was Du alles empfunden, gedacht hast, dann Dich wieder gesammelt und erhoben beim Anblick des Krieges, fühle ich wohl.

Weißt Du, daß Arndt immer noch in Reichenbach? ich kann ihn nicht falsch beurtheilen, aber Mancher thuts. Der treffliche junge Pischon[1]) ist geblieben. Was hört man für Heldenthaten! Jetzt ist die alte Geschichte überflüssig: die Neueste ist ganz die Alte. Der Feldzug 1813 ist von Gneisenau.[2]) Das Buch wird viel und gern gelesen. Weißt Du nichts von Mauderode?[3]) Man ist seinetwegen sehr besorgt, da man seit lange nichts von ihm gehört hat. So hat mich auch der Hofprediger Stosch ersucht, Dich wegen seines Sohnes zu befragen, der ihm schon lange nicht geschrieben, und woran Du ihn mahnen solltest. Er sagt, er wäre auch immer um Gneisenau, ist das wahr?[4]) Schreib mir doch etwas Näheres von Deiner nächsten Umgebung! und ob Du eine bestimmte Anstellung hast bei Gefechten? was für eine? Wie geht es dabei mit Deinem kurzen Gesicht? Laß mich Dir auch noch eine Frage thun, und mißverstehe mich dabei nicht, das kannst Du aber nicht. Wenn man Dich in einiger Zeit auffordert, in andrer Art, im Civilfache, für die heilige Sache zu wirken, wirst Du das zurückweisen? Alles spricht dagegen, alle richtige Ansicht: Du kannst es Dir auch nicht selbst verhehlen, daß Deine Wirksamkeit hierin weit ausgezeichneter und sicherer ist — beantworte mir doch meine Frage! Der Regierungsrath Keßler ist auf diese Art von der Landwehr abgegangen. Der Kronprinz hat ihn zum Intendanten der eroberten sächsischen Provinzen gemacht, die glückliche Frau! Weißt Du schon, daß Bärensprung[5]) frei ist und seinen Abschied gefordert und erhalten hat? Er macht jetzt kleine Reisen in Preußen,

[1]) Sohn eines Berliner Hofpredigers.

[2]) Ein Irrtum Amalies. Die anonyme Schrift: „Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand", Glatz 1813, hat nicht Gneisenau, sondern Clausewitz zum Verfasser. Ihr Zweck war der Kampf „gegen die Pest der Hoffnungslosigkeit" und gegen die Befürchtungen, daß der Waffenstillstand einen faulen Frieden zur Folge haben würde.

[3]) Bis 1806 pensionierter Offizier, dann unter Schleiermachers Einfluß Theologe. Hauptsächlich auf seinen Niederschriften beruht der gedruckte Text der Predigten Schleiermachers aus dieser Zeit.

[4]) Ferdinand v. Stosch, der Vater Albrechts, war Adjutant Gneisenaus; vgl. über ihn v. Pflugk-Harttung, Die Aufzeichnungen des Generals Ferdinand v. Stosch über Gneisenau, Beihefte zum „Militärwochenblatt", 1911, S. 236 ff. Die Biographie Gneisenaus von Pertz stützt sich vielfach auf Mitteilungen von Stosch.

[5]) Friedrich Wilhelm v. Baerensprung, geboren 1779, 1814 Bürgermeister, 1831 bis 1833 Oberbürgermeister von Berlin, mußte dann seine Stellung wegen eines Konflikts mit den Stadtverordneten niederlegen, gestorben 1841. Worauf sich die Angabe Amalies bezieht, daß Baerensprung frei sei, vermag ich nicht festzustellen. In den folgenden Briefen wird sein Name noch häufig erwähnt.

Digitized by Google

dann wird er zur Schwester gehen, und wie diese meint, darauf zur Armée. Das glaube ich aber nicht, gewiß nicht zur Preußischen, was man ihm auch nicht verdenken kann.

Am 28ten Sept. 13.

... Ich habe abermals durch den guten Simon für den Monat October vom Kammergericht 75 Reichsthaler erhalten. Grade jetzt da ich manche außerordentliche Ausgabe wieder habe, auch noch einige Rechnungen berichtigt habe, ist mir der Geldvorrath sehr angenehm. Die Universitäts Casse hat noch nicht gezahlt, weil sie kein Geld hat, welches Schuckmann[1]) sehr höflich Simon geschrieben hat. Du wirst es gewiß billigen, daß ich mich aus freiem Antrieb für einen monathlichen Beitrag für die Lazarethe von 2 Reichsthalern verpflichtet habe. Man hat keinen Begriff, in welcher edlen Art die Frauen für diese Anstalten thätig sind, ganz anders, als was Geld je leisten kann. —

Von Henriette haben wir sehr gute Nachrichten. Sie sind glücklich in Liegnitz wieder angekommen, und haben alle ihre Sachen wiedergefunden. Der Vater ist sehr vergnügt über diese Nachricht, überhaupt ist er jetzt von der vortrefflichsten Ansicht und Laune. Fritz, der Dich herzlich grüßen läßt, trägt zu unser aller Aufheiterung bei und bleibt sich treu in guter und tapferer Gesinnung. In Berlin ist alles friedlich, ich glaube nun auch, wir haben nichts für die Gegenwart zu befürchten, und das haben wir wohl viel dem Kronprinzen zu danken. Wie mag es aber bei Euch jetzt aussehen! Ach Gott, mußte der Kampf so blutig sein! O theurer Mann, gieb mir sobald Du kannst nach einer Affaire Nachricht, auch wenn Du verwundet bist. Wenn nur erst Dresden in unsern Händen wäre. Ich habe eine schöne fixe Idee, daß ich Dir dann dahin folgen könnte, wenn Du nicht mehr beim Militär wärest. — Du hast vielleicht an F. v. Roeder geschrieben, lieber Eichhorn, das wäre recht schön. Viel hätte ich Dir noch so durcheinander vorzuschwatzen, viel von meiner innigen heißen Liebe und Sehnsucht auszuhauchen, viel zu sagen von dem Frieden und Sorgen meines Herzens; von dem Oel der Andacht, das dem wogenden Meer meines Gemüths Stille gewährt, ein Bild was Schlm.[2]) in der letzten Predigt gebrauchte. Du liebes, theures Herz, Alles liebt und grüßt Dich. Lotte, die den Herrmann abgöttisch liebt, ist eben mit ihm allein zur Tante Sophie gegangen. Lebe wohl! Amalie.

Eichhorn an Amalie

Bautzen den 26. Septbr. 1813.

Du hast mir, geliebte Amalie, durch Deine schnell hintereinander folgenden Briefe, die ich alle richtig erhalten habe, wahre Festtage bereitet. So eine Erheiterung that mir auch nach langem Entbehren sehr noth. Habe ich Dir nicht schon in meinem lezten Briefe von hier aus gemeldet, in welche Unruhe ich durch das lange Ausbleiben eines Briefs von Dir gekommen bin? Ich will Dir nun

[1]) Der preußische Kultusminister.
[2]) Schleiermacher.

Digitized by Google

auch den Grund näher gestehen. Am ersten Morgen nach unserm Einmarsch in Bautzen, als mich meine Sehnsucht grade bei Dir und unserm Herrmann festhielt, sah ich, träumend am Fenster stehend, einen mit Blumen bekränzten Kindersarg vorübertragen. Ich hatte eben an Dich und unsern Herrmann gedacht, die Verbindung des blumenbekränzten Kindersarges mit unserm Herrmann ergriff mich mit Schaudern, und ich fing an in bösen Ahnungen mich zu ängstigen. Diese ließen mich auch nicht eher los, so sehr ich gegen sie ankämpfte, als bis ich Deine Briefe erhalten.

Habe Danck, liebe Amalie, daß Du mich so vollständig über alles, was Dich angeht, unterrichtest. Du mußt mich auch in gar nichts fremd werden lassen. Wohl glaub' ich Dir die Trauer und Verstimmung, die der wiederbegonnene Krieg in seiner kurzen Dauer in den dortigen Familien verursacht hat. Wenn nur Alle die Schläge, die ihnen zugefügt werden, so zu tragen verstünden, wie der hohe Sinn unserer Tante! Die Frau erfährt große Prüfungen, aber jede neue Prüfung scheint nur da zu sein, um sie in einer neuen, vollendeteren Würde zu zeigen. Alberthal ist einen schoenen Tod gestorben. Ein solcher Tod macht alles Verworrene und Verkehrte seines Lebens vergessen; nur in der Glorie eines für die heilige Sache der Wahrheit, der Tugend und des Vaterlandes Gefallenen wird er in der Erinnerung bleiben. Ich möchte einen solchen Tod die wahre Geburt eines neuen Lebens nennen. Den Zustand der Frau kann ich mir gut vorstellen. Ich habe jüngst einen Brief der Pinette von Roeder an ihren Schwager Carl über den Tod ihres Mannes gelesen. Sie klagte darüber, daß der brennende Schmerz zuerst eine völlige Stockung in ihr bewirkt, allen Thränenquell in ihr erstarrt und daß sie den lieben Gott um nichts gebeten, als weinen zu können. Ihr Gebet sei auch erhört worden, von nun an habe sie sich auch empfänglich gefühlt für die Tröstungen der Religion, und nun fühle sie ihre Trauer als eine dunkle Wehmuth, in welcher sich das Bild ihres abgeschiedenen Mannes himmlisch leuchtend, tröstend und beruhigend, verkläre.

Meine gute Amalie wird von den Trauernden, die sie allerwärts umgeben, zum Mitgefühl angeregt. Ich freue mich, daß Du himmlische Seele immer stark bleibst. Das ist das wahre Heil, es zu vermögen, daß Deine Seele voll ist von all dem Großen und Herrlichen, das durch diese Opfer gestiftet werden soll, von dem Reiche Christi, das, ein geistiges, aus dem Schlamme der Sündhaftigkeit in neuer Gestalt und Leben sich emporhebt und in der Ahnung frommen Gemüths schon erfaßt wird. —

Unsere Armée bricht heute von hier auf und rükt weiter vorwärts. Nur langsam kann sie vorgehn, weil, wie ich Dir schon geschrieben habe, ihre Bewegungen mit denen der andren Arméen zusammenstimmen müssen. Die Gefechte nach der Schlacht an der Kazbach waren nur unbedeutend. Die Corps, die gefangen genommen wurden, waren durch die Folgen jener Schlacht abgeschnitten, und es kostete wenig Blut und Anstrengung, den so gründlich vorbereiteten Sieg über sie zu gewinnen. Darum nahmen auch nur einzelne Abteilungen unserer

Digitized by Google

Armée an jenen Gefechten Antheil. Seitdem sind wieder mehrere Gefechte zwischen unserer Avantgarde und dem Feinde vorgefallen, in deren einem wir ein Bataillon Westphaelinger gefangen genommen haben. Napoleon selbst kam uns einige Mal in die Nähe mit seinen Garden, wünschte gerne eine Schlacht wegen der Uebermacht, die er jedes Mal mit sich führt, wo er sich hinwendet; wir wichen ihm aber aus. Daher früherhin einige Rük- und Seitenmärsche. Napoleon gleicht gegenwärtig einem wildgereizten Eber, den die Jäger meist von allen Seiten umstellt haben und ihm nun immer näher und näher rücken. Noch manchem wird er den Bauch aufschlitzen, wenn aber nur die Jäger nicht müde werden, vorsichtig und keck sind, so kann es nicht fehlen, daß das wilde Ungeheuer erlegt werde. Vorsichtig und keck! Das erste wären die Leute wohl, wenn sie auch das letzte seyn wollten.[1]) Doch nur Geduld, alle Tage geht es besser.

Glaube ja nicht, daß wir hier, ich insbesondere, zu viel zu thun hätten. Darin müssen wir noch ganz anders werden, Kräfte, die sich von allen Seiten freywillig darbiethen, für die große Sache zu gebrauchen. Troz der vielen Muße, die ich habe, hab' ich doch eigentlich wenig Zeit, etwas bestimmtes zu thun. Nie weiß man voraus, wie lange, ob auch nur über einen Mittag oder Abend, man an einem Orte bleiben kann. Bald muß man sich fertig halten, zum Gefechte auszumarschiren, dann kommt die Nachricht ein, der Feind ist abgezogen, u. es geht zum Verfolgen, oder er rükt mit Uebermacht heran, u. man muß ihm auf die Seite gehen. So ist es eine ewige Spannung und Erwartung, die sich über alle müßige Zeit hindehnt.

Ist Savigny wieder in Berlin? Gieb mir doch, so umständlich Du nur immer kannst, von den Begegnissen der Berliner Landwehr und der dabei angestellten Officiers Nachricht. Ich habe immer noch eine alte Vorliebe für sie. Hätten doch diese Schlesischen Landwehrmänner den Geist u. die Tüchtigkeit der Pommerschen und Märkischen! Da fehlt aber viel daran.[2])

Simon bewährt sich als ein rechter Freund. So hab' ich Dir ihn ja immer geschildert. Eckardt hat mich vor acht Tagen auf das angenehmste überrascht. Ein Husarenoffizier, braun u. rot, mit einem großen Bart, wie ein alter Haudegen, tritt im Hauptquartier auf einmal an mich heran. Wahrlich, auf den ersten Blick hatt' ich ihn garnicht erkannt. Er hat fürchterliche Beschwerden ausgestanden, da er meist bei der Avantgarde war. Noch steht er in dem alten Verhältniß. Er hat sich mehr in die Umstände schicken lernen, trägt, was nicht zu ändern ist, u. ist zufrieden. Gieb doch ja gleich seinem Oheim und seiner Tante hiervon Nachricht.

Ich wollte heute mehrere Briefe nach Berlin schreiben, unser Aufbruch ist aber zu nahe, und ich muß es für dieß Mahl seyn lassen. Grüße herzlichst

---

[1]) Anspielung auf die dauernden Reibungen, die sich zwischen Blücher und seinen Unterführern, besonders Yorck und Langeron ergeben hatten, da diese dem Vorwärtsdrängen des Marschalls nicht genügend nachkamen.

[2]) Dies Urteil Eichhorns, das auch von andern geteilt wurde, änderte sich, als er die Leistungen der schlesischen Landwehrmänner in der Schlacht bei Wartenburg erlebt hatte.

Digitized by Google

Vater und Mutter, alle Geschwister u. Freunde. Unser Herrmann mag sich sehr wohl befinden, daß die treffliche Mine ihn als Liebling hält. Lebe wohl, innig geliebte Amalie, u. erfreue bald wieder mit Deinen Zeilen

Deinen F. Eichhorn.

Eichhorn an Amalie

Elsterwerda d. 29. Septbr. 1813.

Nur 14 Meilen bin ich gegenwärtig von Dir entfernt, geliebte Amalie. Prinz Wilhelm[1]) will diese Nähe unseres Hauptquartiers benutzen, seiner Gemahlin in Berlin einen Besuch zu machen. Wäre ich Prinz, so würde ich wohl meiner Prinzessin ein Gleiches thun! So kann ich nur die Gelegenheit benutzen, Dir, meine Theuere, einen herzlichen Gruß und Kuß zu übersenden. Ich bin wohl und harre der Entwicklung eines großen Schauspiels, zu welchem die Lichter schon angesteckt werden und Ihr im Parterre dort schon lange pochen möget, daß bald der Vorhang aufgezogen werde. In dem Moment als ich die Abreise des Prinzen erfahre, soll auch der Brief fertig seyn. Darum kann ich Dir weiter nichts schreiben. Lebe wohl, grüße alle Geliebten.

Dein Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin, am 30ten Sept. 1813.

Eben, theurer Eichhorn, empfange ich Deine Zeilen durch H. v. Hedemann[2]) vom 29ten Sept. aus Elsterwerda; also von gestern habe ich Nachricht von Dir. Danke Dir, Geliebter, daß Du mir schriebst, jede Zeile ist eine freudige Empfindung für Deine Amalie. Du machst uns gefaßt auf Großes, wir finds auch, und voll Hoffnung fürs Allgemeine — Nur das Einzelne Elend, das Blutvergießen macht Trauer und Bangigkeit. Gestern erhielt ich auch Deinen Brief vom 26ten noch aus Bautzen, kurz vor Deinem Abgange. Auch er ist heiter und lieb und erquickend für Sammelsie. Man hatte hier schon allerlei Gerüchte vom Blücherschen Corps, es habe sich geschlagen, sei geschlagen?? sei über die Elbe u. s. w. Alles falsch, desto erfreulicher die Bestimmtheit durch Deine Briefe. Die Spannung ist von Neuem groß, wohin nun der wilde Eber seinen Rachen öffnen, verschlingend öffnen, oder ihn ein Speer erlegen werde, etwas Großes muß nun geschehen. Du sagst, die Lichter sind schon angesteckt: zu einer Schlacht muß es wohl kommen, o könnte es ohne Blutvergießen geschehen, aber es kann nicht.

Du guter Mann, hast einer solchen bösen, Gott Lob unerfüllt gebliebenen Ahnung Dich hingeben müssen! Unser Herrmann ist sehr wohl. Er hat jetzt schon 2 Zähne. In dem Augenblick wie ich Deinen Brief las, jauchzte und lachte er tüchtig, und griff immer nach dem Papier, zerknauschte und zerriß es

---

[1]) Bruder Friedrich Wilhelms III.

[2]) Rittmeister v. Hedemann, Adjutant des Prinzen Wilhelm, später Schwiegersohn Wilhelm v. Humboldts.

Digitized by Google

beinahe. — Heute, lieber Mann, hat uns Gott auch von einem großen Unglück bewahrt. Ich lasse Dein Bureau fortbringen, und denke daran die Terzerole herausnehmen zu lassen, ermahne daher die Leute vorsichtig zu sein, sie möchte geladen sein, und es findet sich, daß ein doppeltes Terzerol mit gepflasterten Kugeln geladen, mit gespannten Hähnen sich darin befand. Lieber, theurer Eichhorn! warum sagtest Du mir das nicht! Hättest Du nicht eine so vorsichtige Frau! aber ich beschwöre Dich, sei Du es auch; es kann Dir sonst einmal etwas sehr Bittres geschehen. Ein Soldat, der beim Ziehen half, holte die eine Kugel heraus, die andere ging nicht. Der Tischler Reinhardt, der dabei war, hat das Terzerol mit aller Vorsicht mitgenommen und will es vor den Thoren abschießen. Ich schaudere wenn ich denke, ich hätte in dem Spinde gekramt, oder unvorsichtig die Mordgewehre hervorgeholt. —

Der gute, liebe Reimer ist hier. Er hat einen Auftrag für sein Batallion. Es freut mich sehr, Einen von den lieben Männern, Deinen näheren Freunden zu sehen. Dieß ist auch für die leidenden Eltern die beste Erquickung. Reimer ist wohl, aber sehr niedergedrückt. Sein weiches Gemüth ist nicht gemacht für den Krieg, und nun sein Hinz. Aus Deinen Briefen habe ich ihm viel vorlesen müssen. Er wird Dir selbst schreiben. Savigny kommt am 6ten Oktober nach Berlin. Madam Friesen war eben bei mir, im Namen ihres Sohns nach Dir zu fragen. Er ist Adjutant bei Lützow, welcher verwundet in Perleberg ist, Friesen ist gesund und hält sich bei ihm jetzt auf. Stosch[1]) ist leicht verwundet in Wustrow. Die Eichhorn[2]) war auch bei mir. Ihr Mann steht vor Wittenberg und ist außerordentlich wohl, wie er lange nicht gewesen. Karl hat wieder geschrieben vom 21ten, er ist nicht ganz zufrieden, daß es nicht vorwärts in die Schlacht geht. — Ernst Michaelis ist sehr wohl, auch Emil,[3]) welcher Dich überall aufgesucht hat. Die Zeitung sagt Dir, wieviel Blut der guten Landwehr Männer schon geflossen ist. —

Ich bin in großer häußlicher Unruhe, Du in öffentlicher und welcher! Balan war eben hier und grüßt Dich, wie alle Freunde und Verwandten.

Gott, Gott beschütze Dich. Gieb oft Nachricht, wie Du schon gethan,

Deiner Amalie.

Ist Hueser noch nicht bei Euch?[4])

Eichhorn an Amalie

Wartenburg am linken Elbufer, den 2. Octbr. 13.

Wir haben heute einen herrlichen Tag gehabt. Nach mehreren Demonstrationen, die an verschiedenen Punkten geschahen, die Elbe zu passiren, ward

---

[1]) Ernst Leonhard v. Stosch, der Bruder Ferdinands, Leutnant im Lützowschen Freikorps, gestorben Anfang 1814.

[2]) Die Frau von Karl Friedrich Eichhorn.

[3]) Emil Michaelis, der Bruder von Ernst, Vetter des oft genannten v. Hüser.

[4]) Hüser war bei Bautzen verwundet worden und kam jetzt wieder als Adjutant ins Blüchersche Hauptquartier.

Digitized by Google

heute der Uebergang am Ausfluß der Elster glücklich forcirt. Der Tag war blutig, viele unserer tapfern Preußen sahen die Sonne nicht untergehen. Nach einem sechsstündigen Gefecht ward der Feind, der sich mit 20000 Mann, dem Bertrandschen Corps, aus der französischen Division Morand, der italienischen Fontanelli und der Würtembergschen Franquemont bestehend, hier gesezt hatte u. die äußerst vortheilhafte Position auf das hartnäckigste vertheidigte, geworfen u. ergriff die Flucht mit Hinterlassung von 17 Canonen, 40 Munitionswagen u. 600 bis 1000 Gefangenen. Ich bin wohl, so auch Hueser, niemand unserer Bekannten ist getödtet.

Mit wenigen Zeilen diese Nachrichten zu Deiner Beruhigung, meine geliebte Amalie, von Deinem Eichhorn.

Gruß, herzlichsten Gruß den Unserigen.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 4ten Oct. 1813.

Nicht mehr von dem alten lieben Fleck, nicht mehr aus den Gemächern, wo Du mit mir aus und eingingst, schreibe ich Dir, Geliebter! Ich bin ein höchst sonderbares, schwaches Geschöpf: ganz wie Du mich oft erkanntest, erkenne ich mich jetzt: die Sehnsucht nach meiner alten Wohnung, wo unsere junge Liebe blühte, wo tausend Erinnerungen seeliger Freuden sich mit dem Andenken an Dich verknüpfen, diese Sehnsucht nagt jetzt an meiner Zufriedenheit. Hier hatte ich Dich nicht, nichts ist da, was ich mit Dir empfand, darüber — denke Dir — habe ich Thränen vergossen; mich selbst schelte ich immer fort, daß ich früher es gewollt habe so, daß ich es jetzt so empfinde, da es doch nichts ist, wieder ein bloßes Schwernehmen einer Unbequemlichkeit des Gemüths, was Du so oft mit Recht getadelt hast, und worin Du mir so ungleich bist. Ich habe sehr viel unruhige Tage gehabt und jetzt noch immer ...

Sieh, so liebe ich Dich, ich sage Dir alle meine Schwächen, ich schwatze auch davon gern mit Dir, obgleich ich weiß, wie sehr Du mich wegen ihrer tadelst, doch kann ich es nicht lassen ...

Nun von einem andern Thema. Wie steht's jetzt in der Welt? Voller Beklommenheit, voller Bangigkeit blicke ich in das Chaos hinaus, ich sehe viel, viel Verworrenheit, viel greuelvolle Bilder, undeutlich aufschimmernde Klarheit, doch bestimmt in's Auge gefaßt habe ich nur Dich, Dich. O könnte ich Dir doch immer zur Seite sein!! Wäre bald die Zeit da, die uns wieder vereinigte, wenigstens die süße Hoffnung dazu. Ich träumte diese Nacht, Du litteſt an Deinen Nerven, wareſt sehr unwohl, und unzufrieden mit Deiner Lage und mit den Dich umgebenden Menschen. Man ist jetzt so sehr gespannt auf große Ereignisse — ach! kann es nicht bald wieder Licht werden? —

Reimer, der heute abgereist ist, hat jetzt eine so trübe Stimmung auch für's Allgemeine, daß man nicht weiß, wie man das verstehen soll. Er hat sich die Sache leicht vorgestellt, er klagt jetzt über die vielen Opfer, man wird recht verzagt in seiner Gesellschaft. Du fehlest ihm gewiß sehr. Er ist kein heitrer

Digitized by Google

Soldat, sein Gemüth ist für diese Bestimmung zu innig, zu weich.[1]) Du wirst weniger darin Dich verlieren, da Du eine größere Übersicht hast, und überhaupt nicht zu denen gehört hast, die an ein leichtes Spiel dachten. Unser guter Karl hat heute wieder geschrieben vom 30ten Sept., immer noch von demselben Ort. Er ist nicht mehr so froh, seine Lage bei der Garde wird ihm immer drückender, vorzüglich durch das ruhige Lagerleben, was dort mit einer unerhörten Üppigkeit getrieben wird. Jetzt ist er ausmarschirt.

Am 8ten October.

Nach dem Uebergange Blüchers über die Elbe noch keine Silbe von Dir, Theurer! Voller Bewegung darüber ging ich zu Sack, der einen Brief von Gneisenau hatte, worin Deiner nicht erwähnt war, das beruhigte mich schon. Dann empfing Fritz einen Brief von Hueser, worin steht: Eichhorn ist ganz gesund, da kam wieder Licht und Freude in meine Seele. In welcher wechselnden, gespannten Empfindung lebt man jetzt. Vielleicht ist ein Brief von Dir liegen geblieben, oder Du hast es doch versäumt gleich nach der Affaire zu schreiben, o! thue das nicht, Lieber! nur 2 Worte: ich bin gesund, wünsche ich, und durch Gneisenau, dächte ich, könntest Du mir am sichersten und schnellsten die Nachricht zukommen lassen. Es soll nun noch wieder eine große Schlacht bei Leipzig zu erwarten sein! Gott beschütze Dich ferner, und bald, bald schenke er mir durch sein gnädiges Geschick den wonnevollen Trost, Dich nicht mehr in solcher Gefahr zu wissen, und doch nach Deinen besten und viel größern Kräften thätig für die gute Sache wirkend! Einige schmeicheln sich, Ihr würdet den Napoleon fangen, das ist wohl ein kühner Wunsch; aber nicht wahr, es steht gut? Unsre braven Soldaten und auch die Anführer machen's wohl. Ein höchst erquickender Gedanke ist die Befreiung der Gefangenen in Cassel,[2]) wäre doch auch da der Blanc[3]) darunter! Aber wird man jetzt schon Cassel behaupten können?[4]) Mein geliebter Eichhorn, über die Welthändel kann ich Dir nur langweilig vorschwatzen, von mir, von Deinem Jungen hörst Du mich lieber reden ...

---

[1]) Diese Mitteilungen Amalies über die niedergedrückte Stimmung Reimers sind offenbar der Anlaß zu dem Brief Niebuhrs an Reimer gewesen, in dem er ihm energisch ins Gewissen redete und ihn aufzurichten versuchte (veröffentlicht von H. v. Treitschke in den „Preußischen Jahrbüchern", Bd. 38, S. 177). Niebuhr hatte Eichhorn in Leipzig getroffen und war von diesem über den seelischen Zustand ihres gemeinsamen Freundes Reimer unterrichtet worden.

[2]) Bei Gelegenheit von Tschernitschews Handstreich gegen Kassel waren die auf der dortigen Zitadelle sitzenden Staatsgefangenen (der „Preußische Correspondent" vom 13. Oktober gibt ihre Zahl mit 120 an) befreit worden. Darunter befand sich auch ein Leutnant Ernst, ein Teilnehmer an dem Dönbergschen Aufstandsversuch.

[3]) Blanc, Prediger der französischen Gemeinde in Halle, gehörte zu dem Kreis der erbittertsten Franzosenfeinde. Dieser Gesinnung wegen wurde er 1811 von der westfälischen Regierung verhaftet und seitdem in Kassel gefangen gehalten. Er befand sich tatsächlich unter den jetzt Befreiten, sein Anteil an der Befreiung ist geschildert bei H. Steffens, a. a. O., Bd. 6, S. 336.

[4]) Bereits am 4. Oktober hatte Tschernitschew Kassel wieder räumen müssen.

Digitized by Google

Bei Grells ward neulich musicirt. Grell sang mit seiner herrlichen Tenorstimme vortrefflich. Ich hatte lange diesen Genuß nicht gehabt und kann Dir nicht genug sagen, wie tief ich bewegt ward; mein Gefühl war sehr aufgeregt und mancherlei Gedanken drängten sich mir auf. Wird eine Zeit kommen, wo wieder die Künste das Gesellige verschönern, werd' auch ich an den geselligen stillen Talenten meines geliebten Eichhorn mich zu ergötzen haben? eine Zeit, wo nicht immer eine Idee, sondern das wunderbar mannigfache des menschlichen Geistes sich entwickeln, sich aussprechen wird, wo ein leichtes Bewegen im Umgange alle Liebenswürdigkeiten des Gemüthes darstellen, wo Freude und Liebe unzertrennlich das Häußliche umgeben? — —

Am 9ten October.

Heute Sonnabends sende ich Dir diesen Brief. Ich hoffte noch auf Einen von Dir, aber bis jetzt habe ich die Freude noch nicht gehabt, vielleicht morgen. Reimer, der noch bis heute hier war, hat Dir auch geschrieben und mir den Brief gegeben, aber ich habe ihn vergessen hierher zu den Eltern mitzunehmen, wo ich diesen Brief schließe, das nächste Mal erhältst Du ihn. Herrn v. Hedemann habe ich einen Brief von mir und Scheel und Simon mitgegeben. Noch Eins, mein guter Mann: Hast Du nicht einmal Gelegenheit herzukommen? Du wirst über diese Frage lächeln. Es wäre doch möglich, daß Du einen richtigen Auftrag hieher erhieltest, dann weise ihn nicht von Dir. Ich weiß, wir müssen uns wieder trennen, indessen dieß Wiedersehen würde mich sehr erquicken, und Du hättest die Freude Deinen Hermann zu sehen, den Du Dir gar nicht so herrlich denken kannst, als er ist. Lebe für heute wohl, mein theurer Eichhorn!

Deine, Deine Amalie.

Bärensprung soll im Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden sein.

N. S. In diesem Augenblicke empfange ich Deinen Brief von Wartenburg, vom 2ten Oct., er ist viel später angelangt als Hueser seiner, und wie danke ich's diesem, daß er Deiner darin erwähnte. O welch blutiger Krieg. Gott beschütze Dich ferner. Dank Dir für Deine Zeilen, die Du Lieber gleich am Tage des Gefechts geschrieben hast. Alles grüßt Dich. Meine Freude und Dank ist groß, Dich wieder gerettet zu sehen. —

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Haltung Englands auf der Londoner Botschafterreunion 1912/13[1]

Von

Dr. Wilhelm Fraknói

I.

Die Mächte des Dreibundes und des Dreiverbandes waren übereinstimmend der Ansicht, daß die neuen Gestaltungen, die der siegreiche Krieg des Balkanbundes zur Folge haben sollte, der Sanktion seitens Europas bedürfen.

Die naturgemäße Form, in der diese erteilt werden sollte, war die Beschlußfassung auf einem Kongresse, dessen Einberufung die in den Präzedenzfällen des neunzehnten Jahrhunderts erzielten Erfolge zu empfehlen schienen. Aber seitdem zwei Mächtegruppen mit unüberbrückbar entgegengesetzten Zielen und Interessen einander gegenüberstanden, war eine gemeinsame Arbeit mit der Gefahr verbunden, daß das Streben, lokale Komplikationen zu lösen, einen allgemeinen Konflikt heraufbeschwören werde. Die Erfahrungen auf der Konferenz in Algeciras bestätigten diese Besorgnisse.

Da es dem Wiener Kabinett im Jahre 1908 anläßlich der Annexionskrise gelang, die von den Ententemächten geforderte Einberufung der Signatarmächte des Berliner Vertrages zu verhindern und die Veränderungen in diesem Vertrag mittels Verhandlungen, die von Kabinett zu Kabinett geführt worden sind, durchzuführen, wünschte Graf Berchtold auch jetzt diesen Weg zu betreten.

Es schien, daß die Ententemächte damit einverstanden sein würden, da sie solche Verhandlungen im Interesse Serbiens selbst angeregt hatten und führten. Plötzlich trat im Monat November in ihrer Haltung eine Wendung ein. Die treibende Kraft dazu war England.

Es ist eine allgemein bekannte und festgestellte Tatsache, daß König Eduard VII. der englischen Politik eine Deutschland feindlich gesinnte Richtung gab. Um den infolge seiner emporstrebenden Handels- und Flottenmacht gefürchteten Nebenbuhler schwächen und im günstigen Moment niederringen zu können, waren seine Bemühungen dahin gerichtet, das Deutsche Reich zu isolieren, seine Bundesgenossen von ihm abzuwenden. Er hat Italien umworben und ist (im Jahre 1907) nicht vor dem Versuch zurückgeschreckt, persönlich den Herrscher Oesterreich-Ungarns zum Treubruch zu verleiten. Nachdem diese Zumutung kategorische Zurückweisung gefunden hatte, förderte die englische Regierung alle Pläne, welche die Schwächung der Monarchie bezweckten. Die großserbischen und panslawistischen Elemente, die auf die Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns hinarbeiteten, rechneten auf die englische Sympathie und Unterstützung.

---

[1]) Das diplomatische Material zu dieser Darstellung bietet zum größten Teil das österreichisch-ungarische Rotbuch, das im April 1914 den Delegationen vorgelegt worden ist.

Digitized by Google

Gleichzeitig war England bestrebt, eine deutsch-französische Verständigung zu hintertreiben, dagegen seine Beziehungen zu Frankreich immer inniger zu gestalten.

Im September-Heft der „Deutschen Revue" erörterte der Verfasser dieses Aufsatzes, wie im November 1912 in dem seit 1905 bestehenden englisch-französischen Uebereinkommen eine wichtige Modifikation, mit der Spitze gegen Deutschland, durchgeführt wurde.

Die logische Richtigkeit der aus dem unklaren Texte der englisch-französischen Noten gezogenen Schlußfolgerungen erhielt nun eine überraschende Bestätigung seitens des früheren englischen Marineministers Churchill, der bei der Ausführung des Uebereinkommens tätig gewesen ist. In einer der letzten Nummern der „Sunday Pictorial" bietet er das Bekenntnis, daß „England bis auf die kleinsten Einzelheiten für die Erfüllung seiner Pflichten, die ihm nach dem Uebereinkommen mit den französischen Armee- und Marinechefs oblag, sofern man seine Hilfe in Anspruch nehmen sollte, vorbereitet war; acht Jahre lang hat sich England mit dem höchsten Eifer vorbereitet, und im Herbst 1914 wurde die englische Armee nach dem Plane Lord Haldanes, der in den acht Jahren seines Ministeriums alles zu diesem Zweck organisiert hatte, nach Frankreich gebracht; der von ihm mit den Generalen Nicolson und French ausgearbeitete Plan bestand darin, in zwölf bis vierzehn Tagen nach der Mobilisierung vier bis sechs Divisionen Infanterie und Kavallerie mit voller Ausrüstung an die linke Flanke der französischen Front zu bringen, während die Verteidigung der britischen Insel durch vierzehn Divisionen Landtruppen gesichert werden sollte; die Franzosen wußten demnach genau, welche Hilfe sie von den Engländern zu erwarten hatten, sofern diese mit ihnen in den Krieg ziehen würden; und dieser Plan wurde auf das peinlichste ausgeführt".[1])

Die wichtige Modifikation im Uebereinkommen, welche die englische Hilfe nicht nur nach einem tatsächlich erfolgten Angriff, sondern auch im Falle einer „Bedrohung Frankreichs oder des Weltfriedens" in Aussicht stellte, ist eben in den Tagen erfolgt, als die englische Regierung die Einberufung einer europäischen Konferenz anregte. Zwischen den beiden Ereignissen besteht notwendigerweise ein Zusammenhang. In England und Frankreich rechnete man damit, daß auf der Konferenz die Interessengegensätze der Balkanpolitik Rußlands und Oesterreich-Ungarns den Krieg herbeiführen würden, in welchen dann Deutschland und Frankreich einbezogen werden mußten.

Die Bereitwilligkeit zu einem Akte ist die Mutter des Strebens, ihn auszuführen.

Nur mit der Voraussetzung, daß die englische Regierung geheime Absichten von großer Tragweite verbarg, vermögen wir zu erklären, warum der englische

---

[1]) Ich entnehme die Uebersetzung dieser Stelle dem Bericht des Berliner Korrespondenten der „Salzburger Neuesten Nachrichten", erschienen in diesem Blatte am 23. August 1916.

Digitized by Google

Staatssekretär bei der Verwirklichung des Konferenzgedankens zögernd, sozusagen furchtsam vorging, eine kompliziert schlaue Taktik anwandte und sich in Widersprüche verwickelte; während, wenn er die Rolle des „ehrlichen Maklers" im Dienst der Interessen des Weltfriedens zu spielen beabsichtigt hätte, er mit erhobenem Haupte und klarer Bestimmtheit den Plan hätte verkünden können.

In den letzten Tagen des November und in den ersten des Dezember war in der europäischen Presse das Gerücht verbreitet, daß der Konferenzgedanke in Frankreich aufgetaucht sei und der Ministerpräsident Poincaré den englischen Staatssekretär veranlaßt habe, ihn der Verwirklichung zuzuführen. Diese Behauptung findet in den veröffentlichten diplomatischen Akten keine Bestätigung. Sollte sie begründet sein, würde diese Tatsache den Zusammenhang zwischen dem neuen englisch-französischen Abkommen und dem englisch-französischen Konferenzplan mit erhöhter Klarheit beleuchten.

Am 21. November, einen Tag vor der Unterfertigung des neuen englisch-französischen Uebereinkommens, sprach er mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter über die serbische Forderung nach einem Adriahafen und erwähnte ganz harmlos, daß er „über diese Angelegenheit und über verschiedene andre Fragen einen Gedankenaustausch zwischen den Mächten für das zweckmäßigste halte", ohne die Form, wie dieser stattfinden sollte, anzudeuten. Als Graf Mensdorff fragte, „ob Kongreß, Konferenz oder keines von beiden ihm wahrscheinlich erscheine", antwortete er in einer unbestimmten Weise, so daß der Botschafter nur berichten konnte, Grey „*scheine am ehesten* für eine Botschafterkonferenz zu sein".

Graf Berchtold, dem eine Botschafterkonferenz nicht weniger unerwünscht erschien wie ein Kongreß, reflektierte auf die Mitteilung nicht, sondern ließ in London erklären, daß er den Frieden, den die Kriegführenden schließen würden, „nicht als definitiv ansehen könnte"; ohne anzudeuten, in welcher Form er einem Friedensschluß gegenüber, dem er den definitiven Charakter abspreche, Stellung nehmen werde.

Als Grey diese Erklärung übermittelt wurde, gab Grey die ausweichende Antwort, die größten Veränderungen der Landkarte Europas, die jemals plötzlich stattgefunden haben, könnten nicht vor sich gehen, ohne daß die Großmächte, namentlich die in dieser Sache zunächst interessierten, wenigstens in gewissen Punkten mitzureden hätten. Den Konferenzplan erwähnte er nicht. Aber fest entschlossen, ihn auszuführen, beriet er sich darüber mit den Bundesgenossen.

Auch jetzt noch zögerte er, die Initiative offiziell zu ergreifen, da er es für notwendig hielt, das Wiener Kabinett zu überrumpeln. Von drei Seiten leitete er das Manöver ein. Die erste Kunde von der Absicht des englischen Staatssekretärs sollte man in Wien auf dem Umwege über St. Petersburg erhalten. Am 28. November erwähnte der russische Minister des Aeußern, Sasonow, dem österreichisch-ungarischen Botschafter gegenüber, Sir Edward Grey habe die Idee angeregt, daß die Großmächte schon jetzt in einen vertraulichen „Präliminarmeinungsaustausch" über die wichtigsten sie interessierenden Fragen treten und

Digitized by Google

das Terrain für eine „eventuell später notwendig werdende Konferenz" vorbereiten sollten; er bemerkte, ihm sei dieser Gedanke „sehr sympathisch".

Die zweite Attacke wurde in Berlin vorbereitet. Ebenfalls am 28. November meldete Grey der deutschen Regierung, er beabsichtige, die Einberufung einer Botschafterkonferenz vorzuschlagen, und ersuchte sie, in Wien zu „sondieren, ob man dort auf einen solchen Vorschlag eingehen würde".

Aber gleichzeitig wurde als dritte Front die öffentliche Meinung Europas ins Treffen geführt, um den entscheidenden Druck auf das Wiener Kabinett auszuüben. Am 29. November erschien nämlich in der Londoner Presse eine Mitteilung, welche den bevorstehenden Konferenzplan ankündigte. Grey trachtete die Verantwortung für diese Veröffentlichung von sich abzuwenden und äußerte sich dem österreichisch-ungarischen Botschafter gegenüber „sehr ungehalten" über die Indiskretion. Merkwürdigerweise richtete sich seine Unzufriedenheit nur darauf, daß seine Anregung als ein Konferenzvorschlag dargestellt wurde, indessen — wie er behauptete — ihm nur Besprechungen zwischen Botschaftern vor Augen schwebten. Nun aber sprach er vierundzwanzig Stunden vorher ganz deutlich von einer „Botschafterkonferenz", und es war vollkommen gleichwertig, ob die Mächte auf der Konferenz durch ihre Botschafter oder durch Spezialbevollmächtigte vertreten werden.

Mit einer ähnlichen, scheinbar naiven Sprache versuchte er den Grafen Berchtold zu beruhigen, indem er ihm die Versicherung gab, es handle sich um die ganz harmlose Sache, „an Stelle des zwischen den Mächten bezüglich der Balkanfragen gepflogenen Meinungsaustausches, zur Vereinfachung des Verfahrens, Besprechungen der in einer europäischen Hauptstadt akkreditierten Botschafter" treten zu lassen.

Ueber den Zweck und den Gegenstand dieser Besprechungen waren Greys Eröffnungen widersprechend. Dem österreichisch-ungarischen Botschafter sagte und dem Grafen Berchtold meldete er, die Botschafter sollten feststellen, welche Fragen man bei den Friedensverhandlungen den Kriegführenden überlassen könne und bei welchen die Großmächte mitzureden haben. Dagegen in seinen an die russische und die deutsche Regierung gerichteten Mitteilungen wurde von ihm im vorhinein schon festgestellt, daß sich die Konferenz nur mit drei Gegenständen befassen solle: mit Albanien, den Aegäischen Inseln und dem Wunsche Serbiens nach Zulassung an die Adria.

Auffallend ist es, daß eben diese drei Angelegenheiten in die engste Interessensphäre Oesterreich-Ungarns und Italiens fielen, weshalb die beiden Mächte bezüglich zweier schon definitiv Stellung genommen hatten, indem sie den andern Großmächten ihren Entschluß mitteilten, daß sie die Schaffung eines autonomen Albaniens durchführen und die Erfüllung des serbischen Wunsches nicht gestatten würden. Die Zuweisung dieser Fragen an das Forum einer Botschafterkonferenz mußten sie als eine Demütigung und Bedrohung betrachten. Deshalb war naturgemäß dieses Terrain dasjenige, auf dem zwischen den zwei Mächtegruppen am ehesten der Zusammenstoß eintreten konnte. Es hatte also

Digitized by Google

den Anschein, als wollte Grey die Mensur für einen Zweikampf vorbereiten, indem er vorschlug, daß nur die Dreibund- und Dreiverbandmächte zur Konferenz eingeladen würden, womit er die Türkei, die am Berliner Kongreß doch teilgenommen hatte, ausschloß.

Ueber den Ort, wo die Konferenz tagen sollte, machte er keine Andeutung; aber es mußte mit Sicherheit angenommen werden, daß, falls der englische Vorschlag angenommen würde, den diplomatischen Gepflogenheiten entsprechend Sir Edward Grey mit der Einberufung der Konferenz nach London und mit ihrer Führung betraut würde, um so mehr, da Deutschland und Oesterreich nach dieser Auszeichnung selbst nicht strebten und sie Italien wohl nicht gönnten.

II.

Als am 29. November der deutsche Staatssekretär Herr v. Kiderlen-Wächter vom englischen Botschafter die Mitteilung von Greys Anregung übernahm, hatte er kein Bedenken, ihr beizustimmen. Er fand es nicht notwendig, die Bundesgenossen zu befragen, und antwortete ohne Zögern, daß die deutsche Regierung den Konferenzvorschlag „sympathisch begrüße".

Deutschland, das mit selbstloser Aufrichtigkeit den Balkanfragen gegenüber den Standpunkt der Interessen des Weltfriedens einnahm und nicht ohne achtunggebietende Selbstverleugnung mit England freundschaftliche Beziehungen zu erhalten bemüht war, hatte keinen Grund, an der Aufrichtigkeit der Absichten Greys zu zweifeln.

Die deutsche Regierung sah nur die eine Gefahr, welche seitens Rußlands den Weltfrieden bedrohte, und meinte diese beschwören zu können, wenn sie ihre Stellung in der Balkankrise klar darlege. Am 2. Dezember gab der Reichskanzler im Deutschen Reichstage folgende Erklärung ab:

„Sollten sich unlösbare Gegensätze erheben, so wird es Sache der direkt interessierten Mächte sein, ihre Ansprüche zur Geltung zu bringen. Das gilt auch für unsre Bundesgenossen. Wenn sie aber bei der Geltendmachung ihrer Interessen wider alles Erwarten von dritter Seite angegriffen und damit in ihrer Existenz bedroht werden sollten, dann würden wir, unsern Bundespflichten getreu, fest und entschlossen an ihre Seite treten, und dann würden wir zur Wahrung unsrer eignen Stellung in Europa, zur Verteidigung unsrer eignen Zukunft und Sicherheit fechten!"

Indessen diese Drohung Rußland einzuschüchtern berufen war, sollte England durch schmeichelnde Manifestationen des Vertrauens zur Mitarbeit an der Wahrung des europäischen Friedens ermuntert werden.

Am Tage, welcher der Reichstagssitzung voranging, verkündete der deutsche Botschafter in London von der Tafel eines Festbanketts dem erstaunten englischen Volk, daß „England und Deutschland Seite an Seite an der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens arbeiten und daß die politischen Beziehungen der beiden Mächte niemals vertrauensvollere und aufrichtigere gewesen seien als gegenwärtig".

Digitized by Google

Als dann in der Reichstagssitzung ein sozialdemokratischer Abgeordneter den Vorwurf erhob, die deutsche Regierung nähre den Zwist mit England, antwortete Herr v. Kiderlen-Wächter, daß „die offenen, von vollem Vertrauen getragenen Aussprachen zwischen London und Berlin während aller Phasen der Balkankrise nicht nur eine erfreuliche Intimität der Beziehungen zwischen den beiden Mächten hervorgerufen, sondern auch einer Verständigung zwischen allen Mächten gute Dienste geleistet haben, und daß er die bestimmte Erwartung aussprechen könne, daß sie das auch weiter tun werden".

Man kann sich wohl keinen grelleren Kontrast denken wie den, welcher zwischen diesen Aeußerungen und der zu dieser Zeit in Berlin nicht bekannten Tatsache des englisch-französischen Uebereinkommens besteht.[1])

III.

In Wien war das Vertrauen, das man der englischen Anregung entgegenbrachte, geringer als in Berlin.

Graf Berchtold war, als am 30. November der englische Botschafter bei ihm erschien, schon im Besitz der Meldungen aus London und St. Petersburg, hatte aber noch von der Stellungnahme der deutschen Regierung keine Kenntnis. Er sagte, daß er sich noch kein definitives Urteil bilden könne; doch verhehlte er es nicht, daß er gegen die Einberufung einer Konferenz sei, da mehrere derzeit noch ungeregelte Fragen die Beratungen scheitern machen und Gefahren heraufbeschwören könnten; selbst wenn auch nur unverbindliche Konversationen zwischen Botschaftern stattfinden sollten, müßte er im vorhinein gewisse Reserven machen.

In den nächsten Tagen erhielt er dann Kunde von der Aeußerung des deutschen Staatssekretärs und auch davon, daß man im russischen Auswärtigen Amt die Eröffnung der Botschafterbesprechungen im Interesse einer friedlichen Lösung der Balkanfragen als dringend notwendig betrachte.

Nun, am 5. Dezember, formulierte Graf Bechtold seine definitive Antwort, in welcher er anerkannte, daß der Vorschlag, den Gedankenaustausch zwischen den Kabinetten bezüglich der Regelung gewisser Balkanfragen an einem Orte zu konzentrieren, ein geeignetes Mittel zur Vereinfachung des Geschäftsganges bilde; demzufolge äußerte er seine Bereitwilligkeit, an den Beratungen teilzunehmen. Aber er betonte, daß diese einen unverbindlichen Charakter bewahren müssen, und über die territoriale Ausdehnung Serbiens an die Adria dürfe der österreichisch-ungarische Botschafter nicht einmal an unverbindlichen Besprechungen teilnehmen. Damit, daß die Türkei von den Beratungen ausgeschlossen werde, war er einverstanden, dagegen wünschte er, daß Rumänien eingeladen werde, da es durch seine korrekte friedliche Haltung sich das Anrecht erworben habe, seine Stimme im Rate der Großmächte vernehmen zu lassen.

---

[1]) Von dem Deutschland erst im März 1913 Kunde erhielt.

Digitized by Google

Der englische Staatssekretär beruhigte das Wiener Kabinett mit der Versicherung, daß die Besprechungen „unverbindlich und so unförmlich als möglich" sein sollten, und um klarzustellen, daß er wirklich keine Konferenz vorschlage, stellte er in Aussicht, daß den Besprechungen später „wirkliche Konferenzen" folgen sollen.

Weniger beruhigend mußte die Aeußerung Sasonows wirken, der über die Annahme des englischen Vorschlages in Wien seine „lebhafte Befriedigung" aussprach und den Vorbehalt bezüglich der serbischen Forderung ohne Widerspruch entgegennahm. Da nämlich Berchtolds Vorbehalt auf diese eine Frage beschränkt war, konnte er hoffen, daß das Wiener Kabinett in den andern Fragen nachgiebig sein werde.

Nachdem die Balkanstaaten, die mit der Türkei am 3. Dezember in Waffenstillstand getreten waren, den Beschluß — wohl auf Rußlands Rat — gefaßt hatten, die Friedensverhandlungen in London zu führen, sprachen Gründe der Zweckmäßigkeit dafür, auch die Botschafterbesprechungen in London abzuhalten. Alle Großmächte gaben dazu ihre Zustimmung. Daraus ergab sich, daß der Vorsitz Sir Edward Grey zufiel, der infolge seiner Autorität und diplomatischen Gewandtheit einen entscheidenden Einfluß auf die Verhandlungen auszuüben berufen war.

IV.

In der am 17. Dezember abgehaltenen ersten Sitzung der Botschafterreunion — diese offizielle Benennung erhielt die Konferenz — stand die albanische Frage auf der Tagesordnung.

Oesterreich-Ungarn und Italien hatten sich darüber geeinigt, daß die von Albaniern ausschließlich oder in vorwiegender Zahl bewohnten Gebiete zu einem selbständigen Staate ausgebildet, demnach die Balkanstaaten von ihrer Besitznahme ausgeschlossen werden sollten. Italien betrachtete es als eines seiner Lebensinteressen, daß sich an der Ostküste der Adria weder Serbien noch Griechenland festsetze; aber in den Fragen der Ausdehnung und der Lebensfähigkeit des neuen Staates war Italien nicht in der Weise wie sein Bundesgenosse interessiert. Ein starkes Albanien bot der Monarchie die Vorteile eines Gegengewichtes angesichts der slawischen Macht am Balkan; ein schwaches Albanien eröffnete Italien Aussicht auf die Verwirklichung seiner vor dem Eintritt in den Dreibund gehegten Aspirationen.

Die Ententemächte, die Italien zu schonen und an sich zu locken trachteten, verzichteten auf den Versuch, für Serbien einen Adriahafen zu erwerben, und wollten sich damit begnügen, wenn die Balkanstaaten einen bedeutenden Anteil an dem albanischen Gebiet erhielten und der neue Staat macht- und kraftlos würde.

Die Botschafterreunion unterbreitete nach ihrer ersten Sitzung den Großmächten den Vorschlag, daß ein unter die Souveränität oder Suzeränität der Pforte und die Kontrolle der Großmächte gestellter autonomer und neutraler Staat geschaffen werde, dessen Grenzen in späteren Beratungen festzustellen wären.

Digitized by Google

Der russische Botschafter stellte dann den einstimmig angenommenen Antrag, daß Serbien zu einem freien, neutralen albanischen Hafen einen sicheren Zugang erhalte.

Die Harmonie, welche den Beginn der Beratungen charakterisierte, erschien schon am kommenden Tage gefährdet, als die Grenzregulierung des neuen Staates vorgenommen wurde. Drei Vorschläge lagen vor: von Oesterreich-Ungarn, Rußland und den Balkanstaaten; der erstere forderte die weitesten, der letzte gewährte die engsten Grenzen. Die größten Schwierigkeiten entstanden betreffs der Zugehörigkeit der Stadt Skutari und ihres Gebietes. Diesen Besitz betrachtete das Wiener Kabinett als unerläßliche Bedingung für die Lebensfähigkeit des selbständigen Albanien; Rußland dagegen forderte Skutari für Montenegro mit der Begründung, daß sich dort die Dynastie, wenn sie auf Skutari verzichte, nicht halten könne und ihr Sturz gefährliche Umwälzungen auf dem ganzen Balkan hervorrufen würde.

Langwierige Verhandlungen folgten, bis sich Rußland am 14. Februar 1913 zu dem vermittelnden Vorschlag herbeiließ, daß die Stadt Skutari Albanien anheimfalle, aber der See im Besitze Montenegros bleibe, das auch Djakovo erhalte. Graf Berchtold zögerte nachzugeben.

Während über das künftige Schicksal Skutaris Ungewißheit bestand, war es der Schauplatz blutiger Kämpfe. Die türkische Besatzung unter Essad-Paschas Führung entwickelte heldenhaften Widerstand gegen die serbischen und montenegrinischen Truppen, welche die Belagerung inmitten der Friedens- und Botschafterberatungen fortsetzten.

Es wäre die Aufgabe des englischen Staatssekretärs gewesen, Schritte anzuregen, welche geeignet waren, dem ferneren Blutvergießen Einhalt zu gebieten, da dieses in beiden Fällen, ob Skutari Montenegro oder Albanien zugeurteilt wurde, ganz nutzlos bleiben mußte. Nichts geschah in dieser Richtung.

Am 25. Februar lenkte der russische Botschafter die Aufmerksamkeit der Reunion darauf, daß die in der belagerten Stadt eingeschlossene Zivilbevölkerung den größten Gefahren ausgesetzt sei. Es wurde ein Schritt der Großmächte bei der montenegrinischen Regierung verfügt, um die Gewährung des Abzugs für die Zivilbevölkerung zu erwirken. Der Präsident unterließ es, festzustellen, daß die Aufforderung eine Anerkennung der Rechtmäßigkeit der Belagerung in sich schließe. Auch wurde mit der Ausführung des Beschlusses sechzehn Tage gezögert. Alsdann wagte Montenegro die grausame Antwort zu erteilen, daß aus politischen und militärischen Gründen der Abzug nicht gestattet werden könne.

In der Zwischenzeit ließ Graf Berchtold am 7. März der Botschafterreunion die Mitteilung zukommen, daß die Eventualität der Erstürmung Skutaris den Keim von Komplikationen in sich berge und die Gefahr naheliege, daß dann Serbien und Montenegro nicht ohne Anwendung von Pressionsmitteln zur Räumung zu bewegen sein würden. Die Richtigkeit dieser Auffassung konnte nicht bestritten werden, aber statt die Aufhebung der Belagerung zu fordern, begnügten sich die Vertreter der Großmächte mit der akademischen Erklärung, daß die Stadt, sobald

Digitized by Google

bezüglich ihres Heimfalles die Entscheidung getroffen sei, geräumt werden müsse, womit zugestanden wurde, daß bis zu diesem Termin Serbien und Montenegro die Freiheit der Aktion Skutari gegenüber besitzen.

V.

Angesichts dieses Vorgehens schwand in Wien das Vertrauen in die Aufrichtigkeit und auf den Erfolg der Londoner Beratungen. Die ersten Kennzeichen der Unzufriedenheit erscheinen in einer am 8. März nach London gesandten Note, in welcher Graf Berchtold dem englischen Staatssekretär meldet, daß ansehnliche serbische Streitkräfte nach Albanien gesendet worden seien, und bemerkt, daß Serbien vor aller Welt dartue, es sei nicht gewillt, auf die Beschlüsse der Mächte und auf die Interessen der Nachbarmonarchie die gebührende Rücksicht zu nehmen.

Da seine Mahnung wirkungslos blieb, faßte er den Entschluß, daß die Monarchie selbständig auftreten solle. Am 18. März erhielt der österreichisch-ungarische Vertreter in Cetinje den Auftrag, an den König die Aufforderung zu richten, daß er den Abzug der Zivilbevölkerung und die Einstellung der Beschießung der Stadt verfüge, zugleich ihm „über den Ernst der Situation keinen Zweifel zu lassen", womit eine in höfliche Form gehüllte Drohung an ihn gerichtet werden sollte. Der König antwortete, er habe den Befehl gegeben, das Feuer nicht mehr auf die Stadt, sondern auf die Befestigungen zu richten, aber den Abzug der Zivilbevölkerung betreffend, könne er den Beschluß seiner Regierung nicht modifizieren.

Graf Berchtold ließ nun dem König mitteilen, er begnüge sich mit der Antwort nicht und bestehe unbedingt darauf, daß bis zum Abzuge der Zivilbevölkerung das Bombardement gänzlich eingestellt werde; falls die Antwort negativ lauten oder der Annahme der Forderung nicht in angemessener Zeit die Erfüllung folgen sollte, wäre die österreichisch-ungarische Regierung genötigt, ihre Postulate durch Koerzitivmittel zu erzwingen; auch habe sie scharfe Mittel ins Auge gefaßt für den Fall, daß das Einrücken in die Stadt von Ausschreitungen gegen die Bevölkerung begleitet sein sollte.

Das Wiener Kabinett setzte von seinem Entschluß die Großmächte mit der Motivierung in Kenntnis, daß Oesterreich-Ungarn sowohl der geographischen Lage als auch seiner speziell in Mitleidenschaft gezogenen Interessen halber durch die Haltung Montenegros am nächsten berührt sei, und daß man in Cetinje glaube, niemand sei in der Lage, Zwangsmaßregeln anzuwenden.

Diese Auffassung, daß die Monarchie von den Ereignissen in Montenegro am nächsten berührt sei, war richtig; die Demütigung, die sie sich durch ein Nachgeben auferlegt hätte, wäre infolge der Ermutigung ihrer äußeren und inneren Feinde verhängnisvoll gewesen. Aber diese Tatsache und die Ablehnung der von den Großmächten gestellten Forderungen berechtigten nicht, eine Separataktion zu unternehmen, die auch den Weltfrieden bedrohte, da anzunehmen war, daß jene Mächte, welche selbst Koerzitivmaßregeln anzuwenden sich

Digitized by Google

sträubten, die Anwendung derselben seitens einer andern Macht nicht zulassen werden.

Uebrigens gab Graf Berchtold den Großmächten die Versicherung, daß er zunächst nur mit dem Friedenszustande vereinbare Maßregeln anwenden wolle, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß das Zusammenwirken der zu erhoffenden nachdrücklicheren Aktion der Mächte ein rechtzeitiges Einlenken Montenegros erzielen und der Monarchie das Hinausgehen über die gegenwärtig geplanten Koerzitivmittel ersparen werde.

Um den Mächten die nachdrücklichste Aktion zu erleichtern, nahm er den russischen Vorschlag an und gab seine Zustimmung, daß die Stadt Djakovo und ihr Gebiet von Albanien losgelöst werde. Nun wurden in der Sitzung vom 20. März die Nord- und Nordostgrenzen Albaniens festgestellt, endlich auch beschlossen, Serbien und Montenegro zur unverzüglichen Einstellung der Feindseligkeiten und der Räumung der an Albanien zugefallenen Gebiete, die Stadt Skutari inbegriffen, aufzufordern.

Doch betreffs der Ausführung dieses Beschlusses wurden keine Verfügungen getroffen. Demzufolge fühlte sich Graf Berchtold nicht veranlaßt, den nach Cetinje übersandten Auftrag zurückzuziehen.

Am 23. März empfing König Nikita den österreichisch-ungarischen Geschäftsträger. Er nahm die drohende Mitteilung mit voller Ruhe entgegen und beschränkte sich auf den Vorschlag, die Zivilbevölkerung in Skutari solle sich in einen reservierten Raum der Stadt zurückziehen, der vom Bombardement verschont bleiben werde. Als der Geschäftsträger erwiderte, daß er eine solche Antwort nicht übermitteln könne, sagte der König, er wolle die Sache mit den Ministern besprechen und dem Gesandten der Monarchie, der am selben Tage eintreffen solle, mitteilen. Der Gesandte traf ein, erhielt aber keine Antwort. Die montenegrinische Regierung ignorierte die Drohung mit einer Separataktion und erließ am 25. März an alle in Cetinje akkreditierten Vertreter der Großmächte eine gleichlautende Note, die besagte, daß sie, von humanitären Rücksichten geleitet und um die einstimmigen Ratschläge zu befolgen, bei dem Kommandanten Schritte unternommen habe, um den Abzug der Zivilbevölkerung zu erleichtern.

Graf Berchtold, der die montenegrinische Antwort als unbefriedigend betrachten mußte, teilte der englischen Regierung mit, daß, da der Fall Skutaris nahe bevorstehe und es schwer möglich sei, das Ergebnis eines Gedankenaustausches der Mächte abzuwarten, „die Monarchie zu raschem Eingreifen gezwungen werden könnte". Erst unter der Wirkung dieser Mitteilung veranlaßte Grey am 27. März, daß die vor einer Woche beschlossene Demarche ohne Aufschub ausgeführt werde, und stellte am nächsten Tage in der Reunion den Antrag, falls König Nikita die Feindseligkeiten einzustellen sich weigere oder zögern sollte, ihn dazu mittels einer internationalen Flottendemonstration zu zwingen.

König Nikita gab vorerst die ausweichende Antwort, daß er sich mit seinen Verbündeten beraten müsse, und dann am 1. April die ablehnende Erklärung, daß er die Belagerung Skutaris nicht aufgeben könne.

Digitized by Google

Vier Tage nachher erschien eine internationale Flotte auf der Reede von Antivari. Aber Montenegro ließ sich nicht einschüchtern; es wagte vielmehr, die Aktion der Großmächte als einen Neutralitätsbruch zu bezeichnen und in London zu erklären, daß, selbst wenn die Großmächte für Skutari territoriale oder finanzielle Kompensationen anböten, diese nicht angenommen werden würden.

VI.

Am 23. April öffnete die tapfere Besatzung von Skutari die Tore den montenegrinischen Truppen. Graf Berchtold erklärte in seiner an die Großmächte gerichteten Note, daß dieses Ereignis ihr Ansehen in hohem Grade verletze und er von ihnen das ruhige Hinnehmen eines solchen Affronts nicht voraussetzen dürfe. Er beantragte, daß internationale Truppen die montenegrinischen Hafenplätze besetzen oder beschießen sollten; falls sich aber die Mächte zur Anwendung dieser Maßregel nicht entschlössen, so ergebe sich für die Monarchie das „moralische Obligo", für die Durchsetzung des Willens der Mächte Sorge zu tragen.

Diese Auffassung wurde selbst von den Bundesgenossen nicht geteilt. Die deutsche Regierung stellte an den englischen Staatssekretär das Ersuchen, daß er „Vorschläge für eine Aktion als verdiente Antwort auf das Vorgehen des Königs Nikolaus mache".

Aber die Vorschläge Greys und die auf Grund derselben gefaßten Beschlüsse der Botschafterreunion entsprachen weder der Würde der Großmächte noch dem Ernst der Lage. Die montenegrinische Regierung sollte aufgefordert werden, Skutari „in allerkürzester Zeit" zu räumen und dem Kommandanten der internationalen Flotte zu übergeben; doch nicht einmal eine Frist wurde ihr gestellt.

Auf die von den Vertretern der Großmächte übermittelte Aufforderung erteilte am 30. April die montenegrinische Regierung die Antwort, daß sie die Skutari-Angelegenheit bei den Friedensverhandlungen, welche der Balkanbund mit der Türkei führe, zu erledigen wünsche. Gleichzeitig stellte sie an Sir Edward Grey die Frage, ob Montenegro, falls es dem Willen der Großmächte nachgeben und seine berechtigten Ambitionen opfern wollte, auf eine territoriale oder finanzielle Entschädigung rechnen dürfe.

Der englische Staatssekretär, statt diese insolente Zumutung gleich zurückzuweisen, legte die Frage nicht nur der Botschafterreunion am 1. Mai vor, sondern stellte fest, sie bilde eine neue Tatsache, die darauf deute, daß der König von Montenegro den Ernst der Situation zu begreifen beginne; man müßte demnach vor der Anwendung von Zwangsmaßregeln ihm den Antrag stellen, daß, falls er Skutari freiwillig räume, ihm für die Verbesserung der ökonomischen Lage seines Landes die Unterstützung der Großmächte zuteil werden würde, widrigenfalls sein Vorgehen „unheilvolle Folgen" nach sich ziehen würde. Der Antrag wurde angenommen und der englische Botschafter in Cetinje beauftragt, dort „eine eindringliche Sprache zu führen".

Digitized by Google

Graf Berchtold erwartete von diesem Schritt keinen Erfolg; er erklärte, daß die Monarchie die nötigen Maßregeln zur Durchführung der Beschlüsse der Großmächte unverzüglich ergreifen werde, und fügte hinzu, daß er es mit größter Genugtuung begrüßen würde, wenn sich an der Aktion andre Mächte beteiligen würden.

Am 1. Mai standen österreichisch-ungarische Truppen bereit, in Montenegro einzurücken; der Ministerrat in Cetinje beschloß, daß der äußerste Widerstand geleistet werden solle.

Der Ausbruch des Krieges schien unabwendbar. Aber schon am nächsten Tage trat plötzlich eine jähe Wendung ein. Der Kronprinz von Montenegro richtete durch Vermittlung des deutschen Gesandten an Oesterreich-Ungarn das Ersuchen, daß, da die Regierung demissioniert habe und das neue Ministerium die bedingungslose Räumung Skutaris beschließen werde, die projektierte militärische Aktion um achtundvierzig Stunden aufgeschoben werde.

Am 4. Mai räumten die montenegrinischen Truppen Skutari, und König Nikita richtete nach London eine Depesche, in welcher er anzeigte, daß „seine und seines Volkes Würde ihm nicht gestatte, einem isolierten Drucke nachzugeben, aber er lege das Schicksal Skutaris in die Hände der Großmächte". Es gelang ihm, in einem Satze den Tribut seiner Dankbarkeit der Botschafterreunion abzustatten und Oesterreich-Ungarn einen letzten Insult zuzufügen.

VII.

Die Frage, welche Einflüsse Montenegro zu dem langen, hartnäckigen Widerstande ermutigten und dann zu dem schmachvollen Aufgeben desselben veranlaßten, kann heute noch nicht in bestimmter Weise beantwortet werden.

Rußland benahm sich, wie stets, auch in diesem Falle als Beschützer des kleinen Gebirgslandes und förderte dessen Interessen mit Eifer. Aber es gibt keinen Anhaltspunkt zu der Annahme, daß dem König Nikita russische militärische Unterstützung angeboten und dann im entscheidenden Augenblick das Anerbieten zurückgezogen worden sei. Der Umstand, daß Sasonow, der im Februar 1913 Rumänien, wenn es Bulgarien angreifen würde, mit Krieg drohte, jetzt sich hütete, Oesterreich-Ungarn gegenüber eine verletzende, provozierende Haltung zu beobachten, berechtigt zu der Annahme, daß Rußland den Zeitpunkt noch nicht gekommen sah, um den Kampf mit Oesterreich-Ungarn aufzunehmen. Wenn Rußland einen Konflikt mit der Monarchie herbeizuführen wünschte, hätte es sich nur an die serbische Forderung nach einem Adriahafen oder an die montenegrinische nach dem Besitze Skutaris zu klammern brauchen. Es liegt auch ein Bericht des österreichisch-ungarischen Geschäftsträgers in Cetinje vom 4. März 1913 vor, in dem gemeldet wird, der russische Gesandte habe die montenegrinische Regierung darauf aufmerksam gemacht, daß die Opfer vor Skutari völlig nutzlos wären, da alle Großmächte über den Heimfall der Stadt an Albanien einig wären; demnach lade Montenegro durch die Fortsetzung der Belagerung eine ungeheure Verantwortung auf sich.

Digitized by Google

Wenn Rußland zwei Monate vor der Räumung Skutaris eine solche Sprache führte, konnten es nur die zwei andern Ententemächte sein, von denen Hoffnungsstrahlen in die Schwarzen Berge drangen.

Sir Edward Greys Vorgehen auf der Botschafterreunion trägt die klaren Kennzeichen der Absicht, statt einer raschen Lösung der Komplikation ihre Verschleppung und Verschärfung herbeizuführen. Ein energischer Akt von seiner Seite hätte genügt, Montenegro zur Räumung Skutaris zu bestimmen. Seine Geduld und Nachsicht überschritten die Grenzen, welche diese Tugenden von der Ermutigung zum Frevel und der Mitschuld an ihm trennen.

Wir können die Vermutung nicht unterdrücken, daß der englische Staatssekretär und der französische Ministerpräsident auf die Gelegenheit lauerten, ihrem Uebereinkommen gemäß eine „den allgemeinen Frieden bedrohende Gefahr" zu entdecken und mit Waffengewalt abzuwenden.

Dieser Fall wäre eingetreten, wenn Deutschland seinen Bundesgenossen zu einer Separataktion ermutigt und sich derselben angeschlossen hätte. Aber nie war die deutsche Politik friedlicher in ihren Zielen, objektiver in ihren Erwägungen als auf der Botschafterreunion in London.

Auf die Haltung der deutschen Regierung übte wohl entscheidenden Einfluß der Umstand, daß sie im Monat März d. J. in den Besitz der Abschriften des zwischen England und Frankreich geschlossenen geheimen Abkommens gelangte. Der geschickte Diplomat, dem sie dies verdankte, bewies die Schärfe seines Blickes, indem er feststellte, daß mit diesem Akte sich „England de facto dem französischen Revanchegedanken rettungslos verschrieb" und mit prophetischem Geiste voraussah, daß „die Ermutigung, die England dem französischen Chauvinismus zuteil werden läßt, eines Tages zu einer Katastrophe führen kann, bei der englische wie französische Soldaten auf französischen Schlachtfeldern englische Einkreisungspolitik mit ihrem Blute bezahlen werden".[1])

In Berlin kannte man also genau die Gefahr, die dem europäischen Frieden drohte. Wenn demnach die Ententemächten erwarteten, daß von dieser Seite die von ihnen erwünschte Situation geschaffen werde, mußten sie sich täuschen.

Nachtrag

Erst nachdem dieser Aufsatz in die Druckerei gelangt war, hatte ich Gelegenheit, die Rede, welche Sir Edward Grey in der denkwürdigen Sitzung des Parlaments am 3. August 1914 hielt, in extenso im Originaltext zu lesen, welcher mit der in der Presse der Zentralmächte veröffentlichten Uebersetzung nicht durchweg übereinstimmt. Ich verweise darauf, daß eben die (für Deutschland ehrenvolle) Stelle, welche auf das Parlament die tiefste, wohl entscheidende Wirkung auszuüben geeignet war, ausgelassen ist. Ich meine Greys Drohung mit der Gefährdung Englands für den Fall, daß Frankreich *vernichtet* (beaten to her knees), seine Groß-

[1]) Deutsches Weißbuch 1914, S. 49—51.

Digitized by Google

machtstellung einbüße und nicht nur selbst, sondern mit ihm auch Belgien, Holland und Dänemark in die Macht- und Einflußsphäre des Siegers gelange.

Grey erörtert in seiner Rede auch das englisch-französische Abkommen vom 22./23. November 1912, das ich im September-Heft der „Deutschen Revue" und auch im vorliegenden Aufsatz behandelte. Er berichtet über seine Entstehung folgendes.

Während der Algeciraskonferenz (1906) stellte der französische Botschafter in London an Grey die Frage, ob Frankreich, falls es von Deutschland angegriffen werde, auf die bewaffnete Unterstützung Englands rechnen könne? Er antwortete, er dürfe keiner fremden Macht etwas versprechen, was nicht der herzlichen Aufnahme in der öffentlichen Meinung Englands sicher sei; seiner persönlichen Ansicht nach wäre, falls Frankreich wegen seiner Haltung in der Marokkofrage der Krieg aufgezwungen werde, die öffentliche Meinung in England für die Gewährung einer Unterstützung günstig gestimmt; doch enthielt er sich eines positiven Versprechens. Mit seiner Erklärung begnügte sich die französische Regierung; nur erwiderte sie, es könne bei einer plötzlich eintretenden Krise geschehen, daß England nicht in der Lage wäre, die Unterstützung, die es zu gewähren wünschte, tatsächlich zu leisten; sie machte deshalb den Vorschlag, daß die beiden Generalstäbe im vorhinein Beratungen pflegen und Vereinbarungen in bedingter Form treffen sollen. Grey gab seine Zustimmung und übernahm die Verantwortung, da wegen der Abwesenheit der Minister während der Parlamentswahlen der Ministerrat nicht zusammentreten konnte. Doch erklärte er ausdrücklich, daß die militärischen Vereinbarungen keine der beiden Regierungen binden, ihre Entschlußfreiheit beschränken werde. Die Beratungen fanden in einem späteren Zeitpunkte (to later) statt, die Beschlüsse jedoch, nachdem die Marokkokrise glücklich überwunden war, entbehrten jeder Wichtigkeit (ceased to be things of importance). Im Jahre 1912 wurde im englischen Ministerrat der Beschluß gefaßt, England müsse eine bestimmte schriftliche Erklärung darüber besitzen, daß die getroffenen militärischen Vereinbarungen die Entschlußfreiheit der beiden Regierungen nicht beeinträchtigen. Dies geschah in der am 22. November 1912 von Grey an den französischen Botschafter gerichteten Note, deren Text Grey vorlas.

Er hütete sich aber, die französische Antwortnote vom 23. November vorzulesen, da ihn diese Lügen gestraft hätte. Aus ihrem Text ist es nämlich klar ersichtlich, daß die Initiative zum Notenaustausch nicht vom englischen Ministerrat, wie Grey behauptet, sondern von der französischen Regierung ausging; ferner daß das Motiv nicht die Sicherung der Entschließungsfreiheit war, sondern daß die Erweiterung der 1906 eingegangenen Verpflichtungen bezweckt wurde.[1])

Nachdem nun die Glaubwürdigkeit der Mitteilungen Greys in zwei Punkten erschüttert erscheint, sind Zweifel darüber auch bezüglich der andern Punkte berechtigt.

---

[1]) Ich verweise auf die im September-Heft abgedruckte Note.

Digitized by Google

In der Rede Greys ist diesbetreffend bemerkenswert die Behauptung, daß bis zum 2. August 1914 England keine andre Verpflichtung Frankreich gegenüber hatte, als die Gewährung einer diplomatischen Unterstützung. Von einer solchen Verpflichtung ist in den ausgetauschten Noten keine Rede. Sie mußte also schon im Marokkoabkommen (1905) enthalten sein.

Nur kurz soll erwähnt werden, daß durch die Uebernahme der Verpflichtung, diplomatische Unterstützung zu leisten, im Falle sie erfolglos bleibt, die Notwendigkeit, militärische Unterstützung zu leisten, in die nächste Nähe rückte.

Ueber die altindische Erziehung der Prinzen zur Politik

Von

Alfred Hillebrandt

Die mannigfachen Anregungen, die von dem indischen Altertum für die deutsche Wissenschaft ausgegangen sind, kommen größtenteils aus dem Gebiet der Religionswissenschaft, Grammatik und Poesie. Durch ein Jahrhundert haben diese die Forschung beeinflußt und fahren fort, es zu tun. Unter den zahlreichen und ergebnisreichen Arbeiten, die wir ihr verdanken, finden sich aber wenig oder keine, die der Staatseinrichtung und Verwaltung Altindiens ihre Aufmerksamkeit zugewendet und ihre Grundlagen erforscht hätten; das lag an der Natur unsrer Quellen. Zwar wissen wir aus Megasthenes' schon von Duncker und andern berücksichtigten Angaben, in welchem Umfange man zur Zeit des großen Maurjafürsten Tschandragupta oder Sandrakottos für die Einrichtung und Verwaltung des großen Reiches Sorge trug, und Sandrakottos Enkel ward durch die Aufmerksamkeit berühmt, die er den religiösen Verhältnissen seines Landes schenkte. Aber Indien hatte, abgesehen von den zahlreichen Werken juristischen Inhalts, kein altes Werk hinterlassen, das uns über die inneren Verhältnisse seiner Reiche Auskunft gegeben und sich zu einer staatsrechtlichen Darstellung hätte verwenden lassen. Seltsam genug, daß es gerade dort an solchen Schriften gefehlt haben sollte, während seine Gelehrten sonst auf fast allen andern Gebieten wirkten und die Dinge in der Tiefe erfaßten. Seit einiger Zeit ist das Dunkel auch hier gelichtet. Unter den historischen Namen Indiens tritt der des Tschanakya oder Kautilya, der Minister jenes Sandrakottos, hervor, als der des berühmtesten Staatsmannes und Lehrers, den Indien je besessen zu haben scheint. Er wird nicht nur in Verbindung mit der durch ihn herbeigeführten Thronbesteigung seines Schülers genannt, sondern oft auch in Fragen politischer Art, als eine Autorität, die an der Spitze aller Autoritäten stand und studiert werden mußte. Nicht nur der Name, sondern auch Aussprüche von ihm fanden sich zitiert, so daß ein Werk von ihm vor-

Digitized by Google

handen gewesen sein mußte, das als Quelle für spätere Schriftsteller galt. Wir befinden uns jetzt in seinem Besitz. In einigen südindischen Bibliotheken hat es sich gefunden; mit Hilfe der Zitate in späteren Schriften ließ sich seine Echtheit beweisen; ein Inder hat es herausgegeben und übersetzt; Ausgabe wie Uebersetzung lassen, infolge der mangelhaften Ueberlieferung und der fehlenden Kommentare, zwar noch zu wünschen übrig, aber die Hauptsache ist, wir haben das Buch. Schon die Einleitung bestätigt den Gedanken, daß die geistig so beweglichen Inder auch dem politischen Zweige menschlichen Wissens ihre Gedanken zugewendet und literarischer Behandlung unterzogen haben. Sie erörtert die Frage, welche Wissenschaften ein König treiben müsse, und führt, wie auch sonst, die Namen verschiedener Männer und Richtungen an, die darüber ihre Theorien aufgestellt haben. Als solche Wissenschaften nennt Kautilya Philosophie, Theologie („die Veden"), Wirtschaftslehre und Verwaltung („Zepterführung"). Andre bezeichnen die Philosophie nur als Teil der Theologie, wieder andre verlangen nur Wirtschaftslehre und Zepterführung, weil für den, der Handel und Wandel kenne, die Theologie nur ein Hemmnis sei, andre wünschen einzig und allein die Kenntnis der Verwaltung, denn darin seien die Anfänge aller Wissenschaften inbegriffen. Kautilya selbst fordert jene vier Wissenschaften, darunter die Philosophie, und zeigt sich damit unsern eignen Anforderungen an den Staatsbeamten überlegen; die Philosophie sei die Leuchte aller Wissenschaften, der Schlüssel zu allem Tun, die Grundlage allen Rechts. Wenn man sage, „von der Zepterführung hänge Handel und Wandel ab, und einer, der diese zu fördern wünscht, solle immer das Zepter hochhalten, denn es gäbe kein andres gleiches Mittel, alle Wesen in Gehorsam zu halten", so erwidert Kautilya, daß ein gerechtes Zepter zur Verehrung führe, ein strenges schrecke die Wesen ab, ein mildes werde verachtet. Ein kundig geführtes Zepter sichere den Untertanen Recht, Erwerb und Ruhe, während ein aus Leidenschaften, Zorn, in Unkenntnis übel geführtes Zepter schon die Waldeinsiedler und wandernden Asketen erzürne, geschweige denn die Hausväter. Werde es gar nicht geführt, so trete der Zustand der Fische ein, bei dem in Abwesenheit eines Zepterträgers der Stärkere den Schwächeren auffresse, während man, von einem Zepterträger behütet, wohl gedeihe. Das Zepter sichere den Wesen Erwerb und Ruhe und wurzele in der Unterweisung (Erziehung); die Unterweisung aber beruhe auf Natur und Kunst; die Kunst vermöge nur ein geeignetes Objekt auszubilden, nicht ein ungeeignetes. Die Wissenschaft unterweise nur den, dessen Verstand sich auf Gehorsam, Hören, Aneignen, Behalten, Erkennen, Prüfen, Abweisen, auf die Sache richte, und nicht einen andern. Nach dem Urteil des Lehrers erfolge je nach der Begabung die Unterweisung und Begrenzung der Wissenschaften. Wenn die Handlung des Haarschneidens vollzogen sei, eigne er sich Schreiben und Rechnen an; nach feierlicher Einführung beim Lehrer lerne er von Sachkundigen die Philosophie, von den Vorstehern der einzelnen Gebiete die Wirtschaftslehre, die Kunst der Zepterführung von Lehrern und Praktikern. Das Studium dauert bis zum sechzehnten Lebensjahr. Aber zur

Digitized by Google

Erhöhung seiner Ausbildung pflege er beständig mit den Wissenschaftskundigen Verkehr; denn darauf beruht die Ausbildung. Den Vormittag verwende er auf Elefanten-, Rosse-, Wagen- und Waffenkunde, den Nachmittag auf das Hören von dem, was man Itihâsa nennt: Dinge der Vorzeit, Ereignisse, kleine Geschichten, Beispiele, das Lehrbuch vom Recht und das vom Nutzen. Den Rest des Tages verwende er auf das Erlernen neuer Stoffe und Einübung dessen, was er schon gelernt hat. Aus dem, was er hört, erwächst ihm Erkenntnis, aus Erkenntnis Anwendung, aus Anwendung Selbstsicherheit. Ein in den Wissenschaften ausgebildeter König freut sich an der Unterweisung der Untertanen. Er genießt die Erde ohne einen Nebenbuhler und freut sich an allem, was den Wesen zum Heile dient.

Das folgende Kapitel handelt von der Selbstbeherrschung, weil ein Fürst von schwierigem und unbezähmbarem Charakter, auch wenn er die Erde beherrscht, doch bald zugrunde geht, wie Beispiele aus Geschichte und Sage beweisen. Weiter spricht der Text von dem Wesen eines rechten Königs, von der Wahl seiner Minister und Räte, der Prüfung ihres Charakters durch heimliche Versuchungen, von der Spionage u. a. m. Das zweite Buch spricht von der Verwaltung, von den Aufsehern über die einzelnen Zweige der Verwaltung, ein drittes von der Justiz, das vierte von der Polizei, das fünfte von dem Verhalten der Beamten, das sechste von der Gestaltung des Staates usw. fort bis in die Region der heimlichen Gänge, Meuchelmörder mit dem ganzen unterirdischen Zubehör verbrecherischer Gewohnheiten, von denen wir ja jetzt wissen, daß sie auf die Beherrscher Indiens übergegangen sind. Mit großer Ausführlichkeit geht der Text auf das Verhalten des Königs zu seinen Nachbarn ein, auf Bündnis-, Abwehr- und Angriffspolitik, die Helfer im eignen und dem feindlichen Lande, die Beunruhigung des feindlichen Landes von innen und außen. Das Werk ist ein Kompendium, das die Ansichten Kautilyas zusammenfaßt und die Werke vieler seiner Vorgänger nennt.

Es wird das Geschick aller „Kompendien" geteilt haben, auf die Jugend nicht besondere Anziehungskraft geübt und mehr Reiz für die Dozenten als für die jungen Herren gehabt haben. Wir begegnen darum dem Versuch, mit andern, liebenswürdigeren Mitteln das Ziel politischer Belehrung zu erreichen. Ein sonst unbekannter Dichter mit Namen Vischâkhadatta, der im vierten oder Anfang des fünften Jahrhunderts lebte und ein vollendeter Kenner der Politik wie der Bühnentechnik war, schuf ein seltsames, durch Geist und feste Linienführung ausgezeichnetes Drama in sieben Akten, um an lebendig wirkenden Gestalten die Theorie in Wirklichkeit umzusetzen und die Zuschauer die verschlungenen Wege eines indischen Politikers zu führen. Der Stoff ist der Geschichte entlehnt. Das Drama baut sich auf dem weiten Hintergrunde auf, den die Gestalten Tschandraguptas (Sandrakottos) und seines ersten Ministers Tschânakya oder Kautilya und der Sturz der Nandadynastie durch jenen kennzeichnen. Man hat es wohl ein politisches Intrigenspiel genannt und damit etwas beiseite geschoben, sich aber den Weg zu seiner Wertschätzung dadurch verlegt. In

Digitized by Google

Wirklichkeit ist es mehr. Aeußerlich ist zwar nicht seine Absicht, Regierungsweisheit zu lehren, sondern nur den Minister der gestürzten Dynastie für den König Sandrakottos zu gewinnen, aber auf dem Wege zu diesem Ziel begegnen wir einer Fülle von Personen, Königen, Offizieren, Spionen, vor allem Sandrakottos und den beiden Ministern selbst, wir hören sie über die Gründe ihrer Handlungsweise sprechen, öfter mit Worten, die wir als Zitate aus politischen Schriften erkennen können, und werden dadurch mitten in das politische Getriebe des berühmten Königshofes hineingestellt. In Kautilya treffen wir einen zielbewußten Staatsmann, dem edelmütige Handlungen sowohl als Ränke nur Mittel zum Zweck und die Vorkehr gegen feindliche Intrigen bis zur Vorsicht gegen den vergifteten Trunk in gleicher Weise geläufig sind. Ein gefälschter Brief spielt eine bedeutungsvolle Rolle, ein Spion tritt in Gestalt eines Schlangenbeschwörers auf, ein andrer als Bettelmönch, ein dritter zieht als Verehrer des Todesgottes mit der Bilderrolle in der Hand umher und forscht die Häuser der Leute aus. Ueber allen schwebt die Kunst Kautilyas, der die Figuren in der Hand hält und nach seinem Willen lenkt. An dem Beispiel der zum Feinde übergegangenen Staatsdiener zeigt der Dichter das Wesen ungetreuer und unzufriedener Beamter, deren Wiedergewinnung wertlos wäre, in der stillen Zulassung der Flucht des feindlichen Ministers die Zweckmäßigkeit solcher Zulassung, weil der Gegner draußen weniger Schaden stiften könne als in der Hauptstadt selbst, wo Einfluß und Verbindungen gefährliche Unruhen anstiften könnten.

Der Zweck des Ganzen ist nicht Tugend oder Recht zu lehren: Politik ist Verstand, ist Kunst und List, nicht eingeengt durch irgendwelche Vorschrift der Moral. Trotz seiner Tendenz ist das Stück an poetischen Schönheiten nicht arm. Der Dichter vergleicht einmal Glück und Fall eines Fürsten mit dem Aufgang und Niedergang der Sonne. Wie beim Aufgang die Schatten dieser vorangehen und beim Untergang zurückbleiben, so geht die Schar der Höflinge geschäftig dem machtvollen König voran und verläßt den sinkenden. Der Minister des gestürzten Königs sinnt über die Veränderlichkeit des Glückes nach, „das wie eine Hetäre wankelmütig den Strengen fürchte und vor dem Milden sich scheue, den Dummen hasse und dem Wissenden nicht traue, vor dem Tapferen zurückbebe und den Aengstlichen verlasse".

Der kunstvolle Aufbau des Stückes mit seinem verwickelten Gedankengang und seinen im Stil der Kunstdichtung verfaßten Versen macht den Text zu keiner leichten Lektüre und erschwert die Uebersetzung, die dem Original nicht Genüge tut und nicht tun kann,[1]) wie keine Uebersetzung eines indischen Dramas auch nur entfernt ihr Vorbild erreichen kann und stets blutleer scheint.

Die populärere Belehrung über die Politik hat ein andres weltberühmtes Buch übernommen, das bekannter als Homer und nicht weniger weit im Orient und Okzident verbreitet als die Bibel ist, das Pantschatantra, ein Werk, das sich

---

[1]) Eine sehr tüchtige Leistung ist die von Fritze, bei Reklam erschienen; aber schon die Verschiedenheit der Dialekte, die oft sehr wirkungsvoll eintritt, läßt sich nicht nachahmen.

Digitized by Google

in dem leichten Gewand der Fabel an die Jugend wendet und ihr in der Form der fesselnden Erzählung politisches Verständnis erschließen will. Es hat die Fülle seiner zahlreichen, ernsten und scherzhaften Geschichten durch viele Kanäle über die westliche Literatur ergossen und ist aus einem politischen Lehrer zu einem fesselnden Unterhalter geworden, der im Orient wie Okzident in vielen Zungen sprechen kann und sich großer Beliebtheit erfreut. Benfeys bahnbrechendes Werk, das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erschien, hat die mannigfachen Schicksale dieses Werkes verfolgt und jetzt eine würdige Fortsetzung in den Arbeiten des Döbelner Oberlehrers Hertel gefunden, von denen nur sein letztes Buch: „Das Pantschatantra, seine Geschichte und Verbreitung" (Leipzig 1914), weil es alle früheren zusammenfaßt, erwähnt werden mag. Wir wissen durch ihn, daß der ursprüngliche Verfasser ein Kaschmirer war und etwa im dritten Jahrhundert n. Chr. sein Werk verfaßt hat, um in Form von geschickt ausgewählten Fabeln die jungen Königssöhne über politische Dinge zu belehren, und haben die älteste Form des Textes durch seine Nachforschungen erhalten.[1])

Ein König hatte, so ungefähr lautet der Anfang des Werkes, drei unwissende Söhne, und weil keiner Neigung zum Lernen hat, rief er seine Gelehrten zusammen, damit sie ein Mittel fänden, ihren Verstand zu entwickeln. Da das Studium der Wissenschaften aber lange währt, so riet einer aus der Mitte der befragten Pandits, einem berühmten und in allen Lehrbüchern wohl erfahrenen Lehrer, dem Brahmanen Vischnuscharman, die Prinzen zu übergeben, der sie in kurzer Zeit verständig machen werde. Der Brahmane kommt, verspricht, in sechs Monaten seinen Auftrag zu erfüllen, und verfaßt in fünf Büchern das berühmt gewordene Werk, das von Indien seit dem sechsten Jahrhundert seinen Weg um die halbe Erde gemacht hat. Benfey erkannte den politischen Zweck des ursprünglichen Werkes, und nach ihm hat Hertel ihn mit Nachdruck hervorgehoben; es tritt in die Reihe der politischen Schriften Indiens und benutzt für seinen Zweck Fabeln, in die es die politische Belehrung, oft mit Zitaten aus alten Büchern der Staatskunst und wörtlichen Entlehnungen aus Kautilyas Werk, verflicht. Es handelt sich weder darum, zu erbauen, noch darum, zu unterhalten, sondern in behaglicher, unterhaltender Form die Prinzen über die Charaktere der Menschen und psychologische Notwendigkeiten aufzuklären, vor Unbedacht, Vertrauensseligkeit und Leichtsinn sie zu bewahren, ihnen zu zeigen, daß Vorsicht, Mißtrauen und Klugheit die Vorbedingung der politischen Weisheit ist. Fabeln boten dem Verfasser sich in Indien leicht dar; es hat einen unendlichen Reichtum an Erzählungen dieser Art hinterlassen und in ihnen sein feines Verständnis für menschliche Dinge niedergelegt. Welcher mit diesen Stoffen Vertraute erinnert sich nicht heute der lehrreichen Erzählung in dem Kathasaritsagara von dem Asketen an den Ufern des Ganges, die die gewaltige Kraft feindseliger Suggestion

[1]) Eine leicht zugängliche Uebersetzung einer späteren Redaktion besitzen wir in Ludwig Fritzes Uebersetzung, Leipzig 1889.

Digitized by Google

schildert. Es lebte, so ungefähr lautet sie, einst ein Asket in einer Stadt an den Ufern des Ganges und war durch die Strenge seiner Selbstzucht ein Gegenstand der Verehrung für die Bewohner. Da sah eines Tages ein Uebelgesinnter ihn auf seinen gewohnten Almosengang ausgehen und sagte: „Wißt ihr nicht, was für ein heuchlerischer Asket das ist? Er hat die Kinder in dieser Stadt verzehrt." Das hörte einer von seinesgleichen und bestätigte jene Rede durch die Bemerkung, auch er habe die Leute so reden hören. Es kam ein dritter und sagte dasselbe. So verbreitete sich das Gerücht von dem kinderverzehrenden Brahmanen von Mund zu Mund und flog durch die ganze Stadt. Und alle Bürger hielten mit Gewalt die Kinder im Hause, weil sie sagten, der Asket schleppt unsre Kinder fort und verzehrt sie. Da beschlossen die Brahmanen, ihn aus der Stadt zu verbannen. Erstaunt fragte er nach der Ursache und erfuhr das Gerücht. Er näherte sich den Brahmanen und sah sie erschreckt auf das Dach ihres Klosters fliehen. Da rief der Asket einen nach dem andern von ihnen mit Namen und sagte: „Was für ein Irrtum! Warum stellt ihr nicht untereinander fest, wie viele und wessen Kinder und wieviel von einem jeden ich verzehrt habe." Da fanden sie, daß ihre Kinder lebten, und die Bürger, die der Sache nachzugehen beauftragt waren, überzeugten sich, daß alle Kinder lebten. Der Asket aber, voll Ekel über das verleumderische Gerücht, das böse Menschen über ihn verbreitet hatten, verließ die Stadt.

Vischnuscharman wählte seine Fabeln nach seinen Zwecken; es handelte sich auch für ihn darum, in lebendigen Gestalten den Prinzen die Lehren der politischen oder weltlichen Klugheit darzulegen und ihnen im Spiegel das Trachten des menschlichen Herzens vorzuhalten. Menschen treten auf und Tiere, die einen wie die andern in den heiligen Schriften, in Gesetzbüchern und Werken der Politik wohlbewandert. Sie rechtfertigen damit Entschlüsse und Handlungen. Die Beweglichkeit und Erfindungskraft des indischen Geistes kommt zur Geltung, und der feine Hofton gestattet auch dem Widersacher gegenüber kein unhöfliches Wort. Der Verfasser teilt sein Werk in fünf Bücher; er zeigt im ersten, wie ein König seinen Freund durch Ränke der Höflinge verliert, im zweiten die Stärke des Bündnisses kluger Fürsten gegen feindliche Uebermacht, im dritten durch die Vorführung des Kampfes zwischen dem Reich der Eulen und dem der Krähen die Ueberlegenheit der List über den starken Feind, viertens den Verlust des schon Erworbenen und schließlich die Folgen unbedachten Handelns. In dem dritten Buch werden wir Zeugen des Ministerrats mit seinen alle Mittel der Politik abwägenden Erörterungen; ein jeder der Räte des Königs gibt seine Meinung ab, der eine empfiehlt — und begründet seinen Rat — Frieden, der andre Krieg, ein dritter Schutzvertrag, der erfahrenste und älteste von allen empfiehlt die „Doppelzüngigkeit" oder „Hinterlist" als eines der sechs Mittel der Politik, und schließlich geht der Staat der Eulen durch eine List des feindlichen Ministers zugrunde, dem die Eulen Vertrauen schenken, als sie ihn scheinbar hilflos treffen. „Kein andrer," rühmt sein Herr von ihm, „ist dir an Klugheit gleich, da du, ohne Waffen zu gebrauchen, durch deine Einsicht die Feinde ge-

Digitized by Google

tötet hast." Das Pantschatantra ist an Geist und scharfen Charakterzeichnungen reich; es schildert witzig und unterhaltend Leichtgläubigkeit, Sinnlichkeit, Eitelkeit und Heuchelei, zweizüngige Rede und Ränkesucht. Man lese die ergötzliche Schilderung der sich schwerhörig stellenden Katze, die an den Ufern des Flusses fromme Askese treibt und heilige Sprüche sagt, um Haselhuhn und Hase, die sich ihr vertrauensvoll nahen, zu verderben.

Allen Indologen und Kennern der Volkskunde und schon den Anfängern des Sanskrit ist das Werk wohlbekannt; außerhalb ihrer Kreise schenkt man ihm aber nicht die Aufmerksamkeit, die es verdiente. Es gilt ja wohl mehr als Unterhaltungswerk, denn als ein in erzieherischer Absicht geschriebenes Buch. Wer über den Ernst und Scherz der an Menschenwitz und Schlauheit reichen Geschichten hinweg seinen Blick auf den politischen Hintergrund richtet, vor dem Mensch und Tiere auf die Bühne treten, wird überraschende Parallelen zu der feindlichen Gegenwart finden. Hier gibt es nicht Ritterlichkeit noch Edelmut, nicht Tugend noch Recht, sondern nur der gewinnt sein Spiel, der mit Schlauheit, Doppelzüngigkeit und listiger Rede den Gegner überragt. Nicht die Tugend, sagt Hertel, wird, wie im Märchen, belohnt und die Bosheit bestraft, sondern wie im wirklichen Leben, für das das Buch ja schulen soll, kommt der Kluge zu Glück und der andre zu Schaden. „Nicht nach dem Muster der Menschen kann man ein Reich regieren," lautet einer der Sprüche, „denn was die Fehler der Menschen sind, sind Vorzüge bei den Königen." Wie sollte der Leser nicht der Worte gedenken, die Friedrich der Große im Hinblick auf die Fürsten im Vorwort zur Geschichte seiner Zeit schrieb: „Diese Kunst [ihre Ziele zu erreichen] erscheint, wie ich gestehe, vielfach als das Gegenteil der Privatmoral . . ." und „seine Nachbarn würden sich seine Rechtschaffenheit zunutze machen und würden ihm auf Grund falscher Vorurteile und verkehrter Meinungen das als Schwäche auslegen, was nur Tugend ist". Menschen und Politiker sind heute nicht anders geworden, seit Vischnuscharman sein Pantschatantra und Friedrich der Große sein Vorwort schrieb. Unser Volk hatte Bismarcks mißtrauischen Blick vergessen und geglaubt: „Entschlafen sind nun wilde Triebe mit jedem ungestümen Tun, es reget sich die Menschenliebe, die Liebe Gottes regt sich nun." Daher unsre Enttäuschung in den Händeln dieser Welt.

Digitized by Google

Deutsche Romantik

Von

Prof. Dr. Hermann Frhr. v. d. Pfordten

Die Glanzzeit der Romantik liegt schon weit zurück. Ueppig hat sie geblüht, die blaue Wunderblume; dann mußte sie welken. Ja noch mehr: man spottete und schämte sich ihrer; von einem Extrem ins andre. Und doch, so oft man sie totgesagt hat, sie lebt immer wieder auf; nie wird sie ganz überwunden und ausgeschaltet werden können. Das muß tief im deutschen Wesen begründet sein. Ich will mich hier auf die musikalische Romantik beschränken und, um nicht allzuviel oft Gesagtes zu wiederholen, nur das hervorheben, was mir besonders wichtig und charakteristisch scheint.

Die romantische Musik, daran sei vor allem erinnert, darf mit der romantischen Poesie nicht ohne weiteres zusammengenommen werden. Gewiß herrschen zwischen beiden mannigfache Beziehungen und wechselseitige Wirkungen, aber auch starke Gegensätze, die sie äußerlich und innerlich trennen. Gemeinsam ist ihnen beiden die Schwierigkeit unzweideutig scharfer Begriffsbestimmung. Was die Romantik eigentlich will und ist und bedeutet, das ist gar nicht so leicht und einfach zu sagen. Und wenn es schon wissenschaftlich nicht zweifelsfrei festzustellen ist, dann erst recht nicht in dem vom Gefühl beherrschten Sprachgebrauch. Gerade auf diesen aber müssen wir Bedacht nehmen; wir werden uns überzeugen, wie ausschlaggebend er ist.

Der Ausdruck Romantik und romantisch wird sehr viel gebraucht; alles mögliche wird so genannt. Man spricht nicht nur von romantischer Poesie und Musik, sondern auch von romantischen Gegenden, Ideen und Erlebnissen. Bei alledem sind wir von einem mehr oder weniger unklaren, doch aber wieder bestimmten und jedenfalls starken Gefühl geleitet, das sich wohl in Einzelfällen irren kann, im ganzen aber sicherlich gleicher Richtung folgt. Es ist interessant und lehrreich, ihr nachzuspüren und den Versuch zu machen, sie abzugrenzen.

Worüber wir uns zuerst klar werden müssen, das ist der Gegensatz zum Klassischen. Der ist ja allbekannt und bis zum Ueberdruß hervorgehoben. Aber gerade hier finden wir es bestätigt: es fehlt an klaren Begriffen. Was heißt denn klassisch? Wir bekommen eine neue Unbekannte in die Gleichung. Und wie steht nun das Romantische dem Klassischen gegenüber? Der alternde Goethe hat bekanntlich kurz und bündig gesagt, klassisch sei gesund, romantisch sei krank. So unbarmherzigem Verdammungsurteil werden wir uns nicht anschließen wollen; es ist aber gerade auch auf musikalischem Gebiet oft genug gefällt worden. Unsre Klassiker — ja, das ist gesunde Kost; die Romantiker — damit verdirbt man sich den Magen. Deshalb soll die Jugend mit klassischer Musik aufgezogen und vor der romantischen so lang als möglich behütet werden. Pädagogisch ist das bedenklich. Die Jugend findet die Klassiker langweilig, die Romantiker

Digitized by Google

interessant; und es gelüstet sie, von der verbotenen Frucht zu naschen. Von Haydn und Mozart sehnt sie sich los zu Schumann und zu Wagner. Es ist aber auch künstlerisch schief. Denn es trennt die Klassiker von den Romantikern absolut und rein negativ. Und gerade wenn auf klassischer Gesundheit aufgebaut wird, muß man dann behaupten, die Romantik sei gefährlich? Sollte nicht im Gegenteil die klassische Gesundheit vor romantischer Erkrankung schützen? Und schließlich: wenn die Romantik krankhaft entarten kann, ist sie deshalb von Haus aus als krank zu brandmarken? Die Uebertreibung kann Entartung hervorrufen, gewiß, auf beiden Seiten. Aber das beweist noch nichts für das Wesen und Prinzip der Gattung; wir müssen es positiv zu fassen suchen und fragen, worauf denn die gerühmte klassische Gesundheit und die verpönte romantische Krankhaftigkeit sich eigentlich gründen.

So kommen wir zu dem weiteren Punkt, zu der beliebten Behauptung, die Klassiker seien Hüter und Pfleger, die Romantiker Verächter und Zerstörer der Form. Wenn das wahr wäre, so hätten wir nichts weiter zu sagen. Einen schwereren Vorwurf kann man einem Künstler nicht machen als den der Formlosigkeit, ein höheres Lob nicht zollen als das der Formvollendung. Ein Kunstwerk ohne Form ist ja undenkbar. Aber auch hier erheben sich laut genug die Stimmen, die ganz anders urteilen. Das Klassische, heißt es, ist in die Form gebannt, und in der Form ist der Ausdruck erstickt. Das Romantische hat ihn von Fessel und Druck erlöst und erst die wahre Freiheit gebracht. Hier ist die Form Nebensache, dort alleinige Hauptsache. Dort wird nach der Schablone gearbeitet, hier genial geschaffen. Hier haben wir die wahre Kunst, dort nur die Routine des Handwerks. Unsre ganze Liebe gehört der Freiheit, nicht wahr? Zwang und Schranken müssen fallen; nichts darf den echten Künstler hemmen. Ist es nicht unleugbar, daß viele so denken? Der ganze Zauber dieser Trugschlüsse umstrahlt die Romantiker; davon können wir uns auf Schritt und Tritt überzeugen. Bis zum Mitleid geht es herab: die armen Klassiker, die befangen bleiben in der Form — das ist ja noch gar nicht die wahre Musik! Und wie grausam, wie unrecht, wie vergeblich auf die Dauer, uns immer wieder darauf zurückschrauben zu wollen; einmal muß dem ein Ende gemacht werden. Da haben wir nun das eigentliche Problem. Diese Gegensätze scheinen unvereinbar; sie zwingen uns offenbar, uns zu entscheiden. Wer sich an der Form genügen läßt, der bleibe bei den Klassikern; wer künstlerischen Ausdruck fordert, der halte es mit den Romantikern. Das ist dann wenigstens ehrlich. Und doch stimmt auch diese Rechnung nicht. Wo ist der Klassiker, bei dem wir gar keine Ausdrucksmusik fänden? Wo ist der Romantiker, der die Form ganz und gar verleugnete? Es müssen uns Bedenken aufsteigen, ob wir Form und Ausdruck in dieser apodiktischen Weise trennen dürfen. Vielleicht gelingt es uns, auch hier alle Einseitigkeit zu vermeiden.

Wir erkennen ein berechtigtes Gefühl in maßloser Uebertreibung, die zu unheilvollen Folgerungen verleitet. Gewiß, die Klassiker beherrschen die Form, und zwar so meisterhaft, daß wir zunächst gar nicht darüber hinauskommen, das

Digitized by Google

anzuerkennen. Man kann dabei stehenbleiben. Man kann sich damit begnügen, den Bau der klassischen Kunstwerke immer aufs neue zu studieren; man wird nicht müde werden, zu lernen und zu bewundern. Das ist ein Hochgenuß für jeden, der dazu befähigt ist. Aber das ist noch lang nicht alles. Wem sich der Ausdrucksgehalt nicht erschließt, der hat den Meister nicht erfaßt, der kennt ihn nicht ganz, wenn er auch glaubt, ihn zu verstehen. Und die Gefahr liegt nahe, hochmütig und schulmeisterlich abzuurteilen wie ein Beckmesser.

Oder man kann im Ausdruck schwelgen ohne Formgefühl; das ist das andre Extrem. Da glaubt man dann alles das, was uns bei den Romantikern fesselt, auf Kosten der Form gewonnen zu haben. Und damit tut man den eignen Lieblingen wieder ebenso unrecht wie den geschmähten und verachteten Klassikern. Man vertieft sich in das überschwengliche Empfinden; man berauscht sich am Klang, man schwärmt für die poetische Musik, und an Form und Aufbau glaubt man gar nicht mehr denken zu müssen. So werden auch diese Meister verkannt; so dringt man auch in ihr Wesen nicht ein. Eines so falsch wie das andre. Wo finden wir einen Ausweg aus dieser Verwirrung? Er kann durch geschichtliche und durch ästhetische Schulung gewonnen werden; die Hauptsache wäre, keinem Vorurteil, keinem Schlagwort, keiner Phrase zu folgen, und bei aller Begeisterung sich die Fähigkeit zu ruhigem und vernünftigem Urteil zu bewahren.

Vor allem gilt es, zu erkennen, daß die musikalische Romantik keinen bewußten Bruch mit der klassischen Tradition bedeutet, ganz im Gegensatz zur romantischen Poesie, die etwas andres, etwas Neues wollte. Keiner unsrer romantischen Meister hat die Klassiker verleugnet, bekämpft oder gar verhöhnt. Keiner hätte sich nachsagen lassen, daß er sie für veraltet und abgetan erklären möchte. Im Gegenteil: jeder Romantiker hat sich als Erben der Klassiker gefühlt und sich auf sie berufen. Weber hat innig Mozart verehrt, Berlioz glühend Beethoven. Schumann hat herrlich über Beethoven geschrieben, Wagner enthusiastisch über Beethoven und Mozart. Besonders Wagner hat man ja immer wieder vorgeworfen, er habe die Klassiker gering geschätzt und lächerlich gemacht; bei aller Selbstüberhebung hat er das aber nie getan. Man muß nur seine Schriften richtig lesen lernen, was allerdings nicht leicht und bequem ist. Und so geht es fort bis in die neuere und neueste Zeit. Das wäre doch schlechterdings unerklärlich, wenn klassisch und romantisch so zu trennen wären, wie der Unverstand es tut. Schließlich kämen wir zu der Anschauung, die Romantiker hätten selbst gar nicht gewußt, was sie taten; sie hätten geglaubt, auf den Schultern der Klassiker zu stehen, und statt dessen den Bruch vollzogen. Eine derartige Täuschung über die eigne Kunst ist und bleibt undenkbar, mögen wir dem schaffenden Künstler noch so wenig kritische Urteilsfähigkeit zutrauen. Wir tun besser, unsre eigne Meinung zu berichtigen.

Lassen wir uns von der unbestreitbaren Tatsache leiten, daß die Klassiker die Form beherrschen. Sie sind in der glücklichen Lage, alles das, was sie zu sagen haben, aussprechen zu können in den Formen, die sie vorfinden und ausbauen. Ihre Erfindung und Gestaltung sind gleich mannigfaltig und be-

Digitized by Google

wunderungswürdig, ihr Wollen vom Vollbringen gekrönt. Daher der Eindruck der Geschlossenheit, der Monumentalität, der künstlerischen Energie, der musikalischen Logik, der zwingend überzeugenden Notwendigkeit. Könnten wir uns vorstellen, daß Beethoven anders als in Sonaten und Sinfonien (die ganze Kammermusik umfaßt derselbe Stil) uns seine Größe, Tiefe, Innigkeit und Herrlichkeit gekündet hätte? Die Form ist nicht Fessel und Schranke, sondern nur Gefäß. Sie scheint auf den Meister gewartet zu haben, um mit dem Ewiggehalt erfüllt zu werden, den zu fassen sie bestimmt war. Er sprengt sie nicht, wenn er sie erweitert; er verletzt sie nicht, wenn er sie frei behandelt. Die beiden sind wie füreinander geschaffen.

Daran messen wir nun alles einzelne. Gewiß gibt es Meister, bei denen die Form bedeutender scheint als der Gehalt. Aber da müssen wir sehr vorsichtig sein. Rein formal ist nicht gleich alles das zu nehmen, was uns nicht sofort den erhofften Ausdruck offenbart. Es sei nur daran erinnert, wie wir über Johann Sebastian Bach zu urteilen gelernt haben. Und wenn dagegen etwa Händel der große Formalist genannt wird, so ist auch das nur mit Einschränkung richtig. Aehnliches mag von Mendelssohn gegenüber Schumann gelten. Oder wenn wir bei Mozart noch vieles spielerisch finden wollen, vieles nur als Arabeske und Passagenwerk empfinden, so fragt es sich in jedem einzelnen Fall, ob wir recht haben, ob nicht wir es sind, die ausdruckslos singen und spielen, weil wir den Ausdruck nicht treffen, den die uns fremd gewordenen Formen bergen. Denn das ist der Kern der ganzen Frage. Keine Form an sich ist ausdruckslos; keine aber auch ist unbeschränkt ausdrucksfähig. So überreich unsre klassische Musik uns erscheinen mag, so überragend ihre Meister heute noch und gerade heute wieder dastehen, es gibt doch noch andre Möglichkeiten. Es muß sie geben; sonst wäre jede Weiterentwicklung undenkbar. Wenn diese erfolgt, so ist sie von vornherein in andrer Richtung gegeben. Jeder Höhepunkt ist zugleich ein Abschluß. Man hat allen Ernstes behauptet, nachklassische Sonaten und Sinfonien hätten keinen Sinn mehr; denn jede bloße Wiederholung ist Abschwächung. Drücken wir es anders aus: es geht nicht an, Formen beizubehalten, weil sie sich herrlich bewährt und unsterbliche Meisterwerke ermöglicht haben. Die Form an sich garantiert keinen Gehalt. Sobald aber wieder ein Meister kommt, der ihrer bedarf, wird er sich mit Notwendigkeit und mit Erfolg ihrer bedienen. Sehen wir nur auf die im übrigen grundverschiedenen Brahms und Bruckner: sie mußten Sinfonien schreiben. Mendelssohn und Schumann wollten es auch. Ersterem gelang es innerhalb der Grenzen, die seinem ganzen Ausdrucksvermögen gezogen waren; letzterer bedurfte der Anstrengung, des bewußten Erstrebens, weil die Sinfonie ihm vorschwebte als die große, bedeutende Form. Ihm fehlte nicht die Technik; wie man Sinfonien schreibt, das kann man lernen. Sondern ihm fehlten die sinfonischen Gedanken, d. h. der Empfindungsausdruck, der zu seiner Erfüllung der sinfonischen Form bedarf. So geht es mit jeder Form. Wer sie nur anwendet, der bleibt darin befangen; nur wer sie braucht, der beherrscht sie als Meister.

Digitized by Google

Sobald also ein andrer Gehalt auszutönen war als der von den Klassikern ausgesprochene, konnte das nicht mehr in klassischen Formen geschehen. Die Romantiker treten auf den Plan mit anderm Empfindungsausdruck und darum auch mit andrer Formgestaltung. Wenn wir diesen Unterschied näher bestimmen wollen, so müssen wir vor allem hervorheben: anders heißt hier nicht absolut neu. Die Romantiker bringen nicht etwas, wovon wir bei den Klassikern gar keine Spur zu entdecken vermöchten. Längst schon hat man auf das Romantische in unsern Klassikern hingewiesen, nicht etwa nur bei Beethoven und Mozart, sondern auch bei dem urgestrengen Johann Sebastian Bach. Was meint man denn damit? Worin gründet denn dieses Moment, das nirgends fehlt, das wir immer häufiger entdecken, auch wo wir es gar nicht vermutet haben, bis es bei den Romantikern unverkennbar hervortritt, die Oberhand gewinnt, seine ganze Herrlichkeit entfaltet, schließlich auch in Uebertreibung und Entartung bis an die Grenze der Karikatur und der Unmusik führt?

Von außen ist keine künstlerische Frage zu lösen, auch diese nicht. Der Hinweis auf die Veränderung der Ausdrucksmittel kann nicht genügen. Sie ist freilich stark, oft geradezu blendend. Neue Behandlung der Singstimme, Bereicherung des Orchesters, vor allem der Klangfarben in allen Instrumenten, kühne, freie Stilisierung allenthalben, besonders auf dem Gebiet der Modulation, mit gewagten Akkordfolgen, scharfen Dissonanzen, gesteigerter Chromatik und Enharmonik, endlich noch die rhythmischen Kombinationen aller Art — das kennzeichnet die Romantik, aber es erschöpft nicht ihr Wesen. Warum das alles? Die Ausdrucksmittel an sich sind sowenig entscheidend wie die Form; es handelt sich um ihren Zweck, um die Idee, der sie dienen, also um den Ausdrucksgehalt, der sie erfordert und eben dadurch rechtfertigt. Eine neue Empfindungswelt tut sich auf. Nicht mehr so streng, auch nicht mehr so groß, nicht mehr so stark, auch nicht mehr so herb wie die klassische. Sondern weicher, inniger, sinniger, sehnsüchtig, schwärmerisch und ahnungsvoll, so recht aus der Tiefe des deutschen Gemütslebens hervorquellend, darum intimer, differenzierter, feiner, reicher, persönlicher. Es ist wie eine Befreiung von allem Konventionellen, von aller fremden Tradition; das Herz geht uns auf, als trauten wir uns jetzt erst, ganz wir selbst zu sein. Darum hat die Romantik den Sieg der deutschen Musik vollendet, die lange Vorherrschaft fremder Kunstart gebrochen. Kampf genug hat es gekostet, und nicht blind sein dürfen wir gegen Schwächen und Gefahren. Es liegt im Wesen dieser deutschen Romantik begründet, sentimental oder überspannt zu werden, oder unklar und verschwommen zu bleiben. Was ihr hohen Reiz verleiht, wenn es wahre Innerlichkeit keusch und seelenvoll austönt, das bedroht den künstlerischen Wert, wenn es die Grenze der Trivialität streift, oder wenn es vor lauter Empfindungsseligkeit nicht zu deutlicher Darstellung gelangen kann. Unsre großen Romantiker Schubert, Weber, Schumann, Wagner geben ihr Bestes eben dann, wenn es ihnen beschieden ist, die rechte Form zu finden. Vieles wird aufgegeben, weil es fremd ist; sicher auf eignen Füßen zu stehen, war damit noch nicht gewährleistet. Am schlagendsten zeigt uns das die Entwicklung

Digitized by Google

der sog. deutschen Oper und des deutschen Liedes. Aber ebenso unverkennbar die Instrumentalmusik. Die kleinen Formen, die Miniaturen der Klavierpoesie bei Schubert und Schumann, wie man sie treffend genannt hat, die mit Unrecht verspotteten Lieder ohne Worte von Mendelssohn, die Intermezzi von Brahms, sie alle singen deutsch, echt und wahr. Das sind Perlen der Romantik. Und wenn wir sie neben die gewaltigen klassischen Sonaten und Sinfonien stellen, so mögen sie uns klein und bescheiden dünken, bilden aber eine wesentliche Ergänzung und Bereicherung unsrer Musik, die wir nimmer missen möchten, so wenig wie unser trautes Heim. Früher als wir selbst noch haben die nichtdeutschen Kenner diese Eigenart begriffen.

Das ist es, was wir bewußt oder unbewußt meinen, wenn wir von deutscher Romantik reden. Es gründet tief in unserm Wesen. Nur zu unserm eignen Schaden könnten wir es verleugnen. Unter unsrer Einseitigkeit und Schwäche haben wir unbestreitbar in jeder Beziehung gelitten; aber es hilft nichts, sie zu leugnen oder zu beschönigen. Wir haben versucht, sie zu überwinden, und glaubten sie abschütteln zu können. Ganz wird uns das nie gelingen. Mögen wir noch soviel lernen und verlernen, wir werden nie ganz andre werden, als wir sind. Wir werden ewig Romantiker in diesem Sinn bleiben. Unsre Poesie hat nach der Periode des nackten Realismus zur Romantik zurückgefunden, unsre Musik ist nie davon losgekommen. Man nennt die Musik im besonderen die romantische Kunst. Das soll heißen: die Kunst des wahren Empfindungsausdrucks, die Sprache der Seele. Das muß und wird sie sein und bleiben, solang deutsches Wesen besteht. Innige Liebe zur Natur, ahnungsvolle Sehnsucht nach dem Guten und Schönen, gläubige Hingabe an das Ideal, feines Verständnis für jede leise Regung und Bewegung des Gemüts, goldener Humor, der da lacht und weint zur selbigen Stunde, das heißt deutsche Romantik. Und mag sie klein und kleinlich werden, mag sie unklar und verschwommen bleiben, mag sie sich überspannen und verzerren bis zur Lächerlichkeit, so soll es uns nicht beirren. Wir glauben doch an sie und ihre Zukunft. Groß und stark wie ein Klassiker, zart und weich wie ein Romantiker, das wäre die Krone. In unsern besten Meistern finden wir es vereinigt. Darum spielen wir sie nicht gegeneinander aus, sondern freuen uns des reichen Besitzes. Klassisch und romantisch, Form und Ausdruck beleben und beeinflussen sich wechselseitig; Brücken schlagen heißt nicht Grenzen verwischen. Und der Fortschritt wird nicht auf Kosten, sondern auf Grund alles Errungenen gewonnen. So vertrauen wir darauf, daß unsre Musik romantisch bleibe, nämlich deutsch und wahr für alle Zeiten. Dann steht es gut um uns und unser ganzes Volk.

Digitized by Google

Meine neunundsechzigjährige Fehde gegen den Verlust der Staatsangehörigkeit durch Entlassung

Von

Wilhelm Cahn, Geh. Legationsrat z. D.

Es war in Mainz im Jahre 1847 am Schluß der Osterferien, also etwa Mitte April. Ich sage, am Schluß der Osterferien, denn ich saß als achtjähriger Junge an meinem kleinen Tisch und arbeitete, was gewöhnlich erst einen Tag vor Schulbeginn zu geschehen pflegte. Da rief mir meine Schwester zu, daß der Großvater unten auf mich warte, um mit mir spazieren zu gehen. Ich solle auch meine Botanisierbüchse mitnehmen, es gäbe schon Maikäfer. Natürlich wurden Schreibheft und Buch zugeklappt. Hopp, hopp war ich unten und marschierte wohlgemut an der Seite meines noch rüstigen zweiundachtzigjährigen Großvaters, der mir immer etwas Interessantes aus dem reichen Inhalt seines Lebens zu erzählen wußte.

Wir gingen durch das Münstertor und kehrten über die Rheinallee zurück. Vor einem kleinen Wirtshause saß auf einer Bank ein Gendarm mit einem Arrestanten. Jeder hatte ein Glas Bier vor sich, der Arrestant auch noch ein großes Stück Brot. Der Gendarm erhob sich und grüßte meinen Großvater.

„Ach so," sagte dieser, „Ihr seid's Franz! Wen habt Ihr denn da?" fügte er leiser hinzu. „Einen Schübling," sagte der Gendarm. — „Der sieht aber krank und elend aus." — „Kein Wunder, schon wochenlang wird er von einem Ort in den andern geschoben, und wenn er nicht weiter kann, kommt er ins Spital oder ins Gefängnis." — „Was ist er denn für ein Landsmann?"

„Ein Preuß."

„Warum schickt Ihr ihn dann nicht nach Preußen zurück?"

„Ja, das ist es eben, die wollen ihn nit. Die sagen, er wär' aus dem Untertanenverband entlassen und schicken ihn wieder retour. Der Vater von dem jungen Menschen, ein Schreiner in Breslau, ist gestorben. Die Mutter hatte eine Stellung bei einem Professor angenommen. Der Junge war bei einem Schreiner in der Lehre, und als der Professor nach München versetzt wurde, zog die Mutter mit dem Jungen auch dorthin. Da die Beschaffung der Ausweispapiere für Mutter und Sohn beim Polizeiamt Schwierigkeiten verursachte, riet man ihr, für sich und den Sohn die Entlassung aus dem preußischen Untertanenverband zu nehmen. Dies geschah. Der Junge, Fridolin Binzer mit Namen, blieb zuerst in München, wanderte dann als Geselle von Ort zu Ort. In Würzburg erkrankte er. Die Mutter war inzwischen gestorben, und nachdem der junge Mann genesen war, wollte ihn die Armenverwaltung nicht länger behalten. Er sollte nach Preußen zurückgeschoben werden. An der preußischen Grenze wies man ihn zurück, weil er nicht mehr preußischer Untertan wäre, und er wurde über Sachsen nach Bayern wieder zurückgeschoben. Dann ging's wieder

Digitized by Google

von Aschaffenburg nach dem kurhessischen Gebiet; von Hanau dann über Frankfurt ins Nassauische, von da nach Biebrich, und heute morgen wurde er von einem Kameraden herübergebracht. Ich wollte ihn anfangs nicht aufnehmen, aber der Mann hat so flehentlich gebeten, daß ich ihn mitgenommen habe. Er sagt, wenn er nur zwei Tage Ruhe und Arbeit fände, würde er keinen Menschen belästigen." — Der Gendarm sprach dies alles zu meinem Großvater in vermeintlichem Flüsterton — dieser aber war derart, daß man ihn auf fünfzehn Schritt Entfernung hörte. Während der Rede des Gendarmen schluchzte der Arrestant, und ich weinte natürlich mit. Ich nahm seine Hand in die meinige und streichelte sie, um den armen Menschen zu beruhigen. Auch mein Großvater war von Mitleid für den Armen ergriffen.

„Ist es schon vorgekommen," fragte er, „daß einem solchen mit dem nötigen Reisegeld versehenen Schübling die Auswanderung nach Frankreich oder der Schweiz von der Polizei gestattet wurde?" — „Nein," antwortete der Gendarm, „ich kann mich keines Falles erinnern, aber ich glaube, sie würde froh sein, ihn auf diese Weise los zu werden."

„Dann vorwärts, ich will sehen, was zu machen ist," sagte mein Großvater. Und nun ging's nach der Stadthausstraße. Der Gendarm mit dem Arrestanten voran, Großvater und ich hinterdrein. Ich war bald umringt von einer großen Menge gleichaltriger Jungen, die erfahren wollten, was da vorging. Voll Eifer berichtete ich, soviel ich verstanden hatte. Wir schimpften weidlich auf den Preuß, wir hatten alle die dunkle Empfindung, daß es nicht recht sei, einen Deutschen, der nichts verbrochen hatte, als daß er krank und dadurch hilfsbedürftig geworden war, ins Ausland zu jagen. Am Stadthaus angelangt, wurde der Arrestant in die Polizeistube gebracht, und mein Großvater begab sich zum Polizeikommissar. Ich wollte nach, aber die Jungenschar, die sich um mich versammelt hatte, wollte auch mit hinein, und die Folge war, daß wir alle miteinander hinausgeworfen wurden. So habe ich denn von dem, was zwischen dem Polizeikommissar und meinem Großvater verhandelt wurde, nichts erfahren. Als etwa 10 Minuten vergangen waren, hörten wir, daß ein Polizist dem andern zurief, er solle sich sofort nach einem Arzt umsehen, da der Arrestant in Ohnmacht gefallen sei. Das regte uns natürlich sehr auf, und als der Doktor kam, der mich kannte und mich fragte: „Was machst du denn hier?" benutzte ich die Gelegenheit, mit ihm ins Wachtlokal zu schlüpfen. Aber der Polizeidiener, der meinen Kameraden und mir vorher die Tür gewiesen hatte, verfehlte nicht, wie sehr ich mich auch an den Arzt drängelte, mich mit dem strengsten Blick, dessen ein Polizeidiener in Mainz fähig ist, hinauszuweisen. Durch die Spalte hatte ich jedoch gesehen, daß der arme Schlucker auf der Erde lag, und daß der Begleitgendarm um ihn beschäftigt war. Als ich den Kameraden mitteilte, daß der Arrestant auf der Erde liege und ganz weiß aussehe, rief einer von ihnen: „So, dann ist er doch tot!" Bei diesem Ausruf verschwanden mit einem Male alle Jungen. Mein erster Gedanke war: „Sind das Hasenfüß!" Aber ich hatte mich geirrt, die Jungen waren bloß

Digitized by Google

nach Hause gelaufen, um dort die sehr interessante Begebenheit mitzuteilen, und sie kamen alle, von Erwachsenen oder älteren Geschwistern begleitet, zum Rathaus zurück. Inzwischen hatte mein Großvater durch eine Kollekte in dem nahegelegenen Weinlokal die Sache dahin geregelt, daß der Arrestant, bei dem der Arzt nur einen vorübergehenden Magenkrampf festgestellt hatte, auf einige Tage in ein Krankenhaus geschafft wurde. Mein Großvater gab dem Schübling noch seine Adresse.

Im großelterlichen Hause wurde die Sache ausführlich besprochen. Von vornherein war man darüber einer Meinung, daß es nur ein Land gäbe, wohin der Mann mit Aussicht auf zukünftigen guten Erwerb gebracht werden könnte, nämlich Frankreich. Nach drei Tagen stellte sich der Schübling bei den Großeltern ein. Er sah noch sehr matt aus, an eine Reise nach Frankreich war vorläufig nicht zu denken. Meine Großmutter hatte dies vorausgesehen. Da der Mann Schreiner war, dachte sie sofort an die Verwirklichung eines längst gehegten Planes, in der zum Garten führenden sehr breiten Diele einen großen Verschlag zur Aufbewahrung von Möbeln, Gartengeräten und sonstigem alten Gerümpel machen zu lassen. Die Arbeit wurde unter Aufsicht eines Mainzer Schreinermeisters ausgeführt, der den fleißigen, geschickten Gesellen nicht genug zu loben wußte, den er gar zu gerne angenommen hätte, wenn er nicht wegen dessen Heimatlosigkeit Unannehmlichkeiten von seiten der Polizei hätte befürchten müssen. Der Geselle arbeitete bei uns etwa drei Wochen, während deren er volle Unterkunft bei den Großeltern gefunden hatte. Daß ich jede freie Minute gern bei dem Schreiner verbrachte, ist mir noch heute in lebhafter Erinnerung. Ich lernte hobeln, sägen, Nägel einschlagen und viele zum ehrsamen Schreinerhandwerk gehörige Erstlingsarbeiten. In Mainz, wo das französische Zivilgesetz herrschte, wußte man nichts von der preußischen Gesetzesvorschrift, laut welcher man seiner Untertanenschaft durch Entlassung verlustig gehen konnte, aber ebensowenig war man bereit, einen heimatlosen Menschen aufzunehmen, wenn auch die Zeugnisse über sein bisheriges Verhalten nur günstig lauteten. Das Schicksal des Schüblings wurde sehr viel besprochen und erregte besonders in liberalen Kreisen große Teilnahme.

Eines Tages kamen drei Herren in unsern Arbeitsraum, um mit dem Schübling dessen Heimatsverhältnisse zu besprechen. Ich kannte die Herren sehr gut. Der eine von ihnen, Gymnasiallehrer Dr. Munier, ließ sich alles ganz genau erzählen, weil er einen Bericht über diese Schubverhältnisse dem „Frankfurter Journal" einsenden wollte. Es ist mir noch heute in Erinnerung, mit welcher Erregung Dr. Munier immer wieder betonte, daß man in keinem andern europäischen Staate derartige Heimatsverhältnisse kenne. Aber an einem der nächsten Tage wurde bei Tisch erzählt, daß dem Dr. Munier vom Gymnasialdirektor verboten worden sei, diesen Artikel drucken zu lassen. Ich empfand dies als eine sehr ungerechte Sache, und Friedel, der ein kluger Kopf war, besprach mit mir noch viele Tage diese Angelegenheit.

Am Tage der Abreise konnte mein Großvater dem jungen Menschen außer dem Billett nach Metz das Ergebnis einer veranstalteten Sammlung von 70 Gulden

Digitized by Google

aushändigen. Meine Großmutter fügte Kleidungsstücke hinzu und noch Lebensmittel für mindestens drei bis vier Tage. Da ich erfahren hatte, daß die Abreise von Mainz nach Metz mit dem Postwagen vor sich gehen würde, hatte ich verschiedene meiner Spielkameraden davon benachrichtigt, um Friedel noch Lebewohl zuzurufen. Von der Großmutter hatte ich mir 12 Kreuzer erbettelt. Dafür kaufte ich fünfundzwanzig Zigarren. Großvater war auch bei der Abreise zugegen. Als der Postwagen abfuhr, riefen wir alle Jungen: „Hurra! und Glück zur Reis'!"

Aus Metz bekamen die Großeltern Nachricht von dem Ausgewiesenen, daß er gut angekommen sei und auskömmliche Arbeit gefunden habe. Eine spätere Nachricht besagte, daß er in Paris etabliert und jetzt in der Lage sei, an vielen heimatlosen Landsleuten die ihm in Mainz zuteil gewordenen Wohltaten zu vergelten.

*

Im Jahre 1860 machte ich das Examen als Doktor der Philosophie an meiner Landesuniversität Gießen und erhielt auf Empfehlung eines Verwandten eine Stellung als Lehrer der deutschen und englischen Sprache an dem Knabenerziehungsinstitut Derenbourg in Paris. Obgleich der Leiter des Instituts, ein bedeutender Orientalist, mir sehr wohlwollte, schied ich doch nach Jahresfrist aus dieser Tätigkeit, die mir nicht zusagte. Durch Dr. Derenbourgs Güte erhielt ich Empfehlungen an eine Anzahl namhafter Persönlichkeiten, unter denen ich besonders Ernest Renan hervorheben will. Auf mich allein angewiesen, führte ich nun das Leben eines jungen deutschen Gelehrten. Dasselbe war zwar ökonomisch ein sehr beschränktes, aber desto reicher in geistiger Beziehung. Ich hörte zahlreiche Vorlesungen an der Sorbonne und am Collège de France. Nach einer Vorlesung Renans hatte ich mit diesem eine kleine Unterredung. Unmittelbar darauf kam ein Herr auf mich zu, der sich als der badische Legationsrat v. Schweitzer vorstellte. Er habe aus einer Unterhaltung, die ich in deutscher Sprache geführt hatte, mich als Landsmann erkannt. Nun sehe er, daß ich mit Renan persönlich bekannt sei, es wäre ihm von hohem Interesse, über diesen bedeutenden Menschen etwas Näheres zu erfahren. Ich begleitete ihn ein Stück Wegs und lernte in der Unterhaltung Baron Schweitzer als ebenso liebenswürdigen wie hochgebildeten Mann kennen. Wir trafen uns von da an häufig, er lud mich in sein Haus und bat mich eines Tages, seiner Frau, einer Französin, deutschen Unterricht zu erteilen. Ich sagte gern zu, wir begannen schon am nächsten Tage. Er war oft in den Stunden zugegen, indem er mir versicherte, daß auch er großen Nutzen davon habe. Ganz besonders interessierten ihn meine Ausflüge ins etymologische Gebiet. Er forderte mich häufig zu Spaziergängen auf, die mir wiederum nach vielen Richtungen lehrreich gewesen sind. Ich freute mich stets, den sehr belesenen interessanten Mann begleiten zu dürfen. Er erzählte viel von seiner Heidelberger Studentenzeit, besonders aus den Jahren 1848/49; daß er mit Viktor Scheffel befreundet war, erregte mein besonderes Interesse.

Digitized by Google

Der Weg führte uns häufig zur Besichtigung einer Ausstellung oder einer besonders merkwürdigen Versteigerung im Hotel Drouot, wo er sich gern zur Vervollständigung der Einrichtung seines jungen Haushaltes hübsche Möbel anschaffte. Ich lernte auf diese Weise Paris von einer mir ganz neuen Seite kennen.

„Sagen Sie mal, lieber Doktor," sagte eines Tages Baron Schweitzer, „haben Sie vielleicht heute nach 4 Uhr Zeit, mit mir ins Faubourg St. Antoine zu gehen? Dort findet man die größte Auswahl von Möbeln, von den einfachsten Haushaltungsgegenständen bis zu den schönsten antiken und modernen Möbeln. Meine Frau hat dort zufällig jüngst einen Damenschreibtisch gesehen, von dem sie mir vorschwärmte und den sie gern für ihr Boudoir haben möchte." Ich sagte gern zu, und so marschierten wir nach der Rue du Faubourg St. Antoine. An einem schönen Möbelmagazin machten wir halt. Mein Begleiter war vor einem sehr hübschen kleinen Schreibtisch stehengeblieben und sprach mit mir, während der Ladeninhaber, ein stattlicher Mann etwa in der Mitte der Dreißiger, um unser Gespräch nicht zu stören, zur Seite getreten war. Da wurde ich auf eine in der Nähe stehende kleine Spiegelkonsole im besten Empirestil aufmerksam. Ich trat auf sie zu, zog die Schublade, öffnete das Schränkchen, guckte in den Spiegel, schüttelte den Kopf und wurde erst aus meinen Träumen geweckt, als ich die Stimme Schweitzers, der seinen Einkauf zur Zufriedenheit beendet hatte, hörte: „Sie gefallen sich wohl nicht, Doktor?" — „Gefallen? Ich habe mich ja gar nicht angesehen. Aber mir erscheint es merkwürdig, daß in der Wohnung meiner Eltern die ganz gleiche Konsole steht." Der Ladeninhaber, der die letzten Worte gehört hatte, trat auf mich zu und sagte: „Dieses Stück scheint Sie zu interessieren, Herr Doktor?" — „Allerdings, denn meine Eltern in Mainz haben merkwürdigerweise eine ebensolche." — „In Mainz?" fragte der Verkäufer eifrig. „Wie ist denn der Name Ihrer Eltern?" — „Cahn," sagte ich. — „Ei der Tausend, dann sind Sie wohl gar der kleine Wilhelm vom Jahre 1847? Ich bin nämlich der Schreinergeselle, der damals per Schub nach Mainz transportiert worden war. Ich werde es nie vergessen, wie sich die netten alten Leute meiner angenommen haben. Es ist wohl kaum wahrscheinlich, daß sie noch am Leben sind. Ich werde ihnen immer ein treues Andenken bewahren. — Das Schränkchen, von dem Sie reden, habe ich Ihren Großeltern in dankbarer Erinnerung an die von ihnen mir erwiesenen Wohltaten zugesandt." Ich traute meinen Ohren nicht, daß der Fridolin, dessen ich mich noch gut erinnerte, jetzt ein angesehener Geschäftsinhaber sei, kaum konnte ich es für möglich halten. Er mußte erzählen, und wir beide, Schweitzer und ich, hörten gespannt zu. Er hatte vor sieben Jahren die einzige Tochter seines Chefs geheiratet und war nach dessen Tode Inhaber des angesehenen Geschäfts geworden. „Nun muß ich aber meine Frau holen, sie kennt meine Geschichte ganz genau und wird sich sehr freuen, den ehemaligen kleinen Wilhelm kennen zu lernen." Er entfernte sich und kehrte nach einigen Minuten mit seiner allerliebsten jungen Frau zurück.

Digitized by Google

„Also da ist der junge Wilhelm, von dem ich dir so häufig erzählt habe," sagte er. „Jetzt ist er schon Doktor." — „Ich habe Sie mir größer vorgestellt," bemerkte die junge Frau. — „Es tut mir leid, Ihren Erwartungen nicht zu entsprechen," erwiderte ich. — „Ach nein, so meinte ich es nicht! Sie gefallen mir so auch!" — „Ihrer Aussprache nach sind Sie bei Karlsruhe zu Haus," bemerkte ich. — „Ich wollte gerade in Ihnen eine Landsmännin begrüßen," sagte Baron Schweitzer. — „Das stimmt," warf Binzer ein, „mein Schwiegervater war geborener Badener, hatte sich aber als Franzose naturalisieren lassen, und ich habe ein gleiches getan. Nun möchte ich aber beide Herren bitten, mit uns eine Tasse Tee zu trinken, wir wohnen drüben im Gartenhaus." — Das inmitten des kleinen Gartens gelegene Haus war nett eingerichtet, und das Eßzimmer, von dessen Fenstern man überall Ausblick auf den Garten hatte, bekundete guten Geschmack. „Es überkommt mich oft," sagte Binzer, „wie ein Gefühl der Reue, wenn ich mit so liebenswürdigen Deutschen zusammen bin, ob ich nicht eine Art Verrat geübt habe, indem ich Franzose wurde; aber merkwürdig, heute habe ich dieses Gefühl nicht. Ist es nicht vielleicht gerade die Rückerinnerung an die schnöde Behandlung, die ich in Deutschland erfahren habe? Sind denn in Deutschland die Heimatsverhältnisse immer noch dieselben wie damals in den vierziger Jahren?" — „Das kann Ihnen Herr Legationsrat Schweitzer besser sagen als ich." — „Gewiß, ich kann das um so mehr," bemerkte Schweitzer, „als ich anfangs der fünfziger Jahre am Zustandekommen des Gothaer Vertrages mitgearbeitet habe, auf Grund dessen die verpönten Schubverhältnisse aufgehoben worden sind." — „Aber, Herr Baron, Sie wissen gar nicht, wie sehr mich das erregt. Können Sie mir etwas Näheres darüber mitteilen?" — „Ich würde es gern tun, aber ich muß jetzt fort," sagte Herr v. Schweitzer. „Wenn der Herr Doktor mich begleitet, so erzähle ich ihm unterwegs etwas über den Vertrag, welchen die deutschen Bundesstaaten geschlossen haben; ich bin überzeugt, daß er Ihnen gelegentlich gern von seiner Wissenschaft mitteilen wird."

Und so erhielt ich Kenntnis von dem Gothaer Vertrag vom 15. Juli 1851. Herr v. Schweitzer gab mir am nächsten Tage noch ein kleines Buch, aus dem ich mich selbst über alles unterrichten konnte. Was ich damals erfuhr, war in Kürze folgendes:

Unter allen deutschen Bundesstaaten, ja sogar in der ganzen zivilisierten Welt hat Preußen allein die obligatorische Militärpflicht eingeführt. Jeder Preuße wird mit dem siebzehnten Jahre wehr-, mit dem zwanzigsten gestellungspflichtig. Eine Stellvertretung für den Militärdienst gibt es nicht. Ausgeschlossen von demselben ist nur der dauernd Untaugliche. Eine Auswanderungserlaubnis wird erteilt, wenn der Auswandernde noch nicht das siebzehnte Lebensjahr erreicht oder seiner Militärpflicht bereits genügt hat. Bei der Schaffung des Gesetzes vom Dezember 1842 hat man es für praktisch erachtet, mit der Auswanderungserlaubnis die Entlassung aus der Untertanenschaft zu verbinden. Der Entlassene hat damit aufgehört, Preuße zu sein. Wenn der aus Preußen Ent-

Digitized by Google

lassene sich nach einem andern Bundesstaate oder nach dem Ausland begab, um sich dort vielleicht eine bessere Zukunft zu sichern, in seinem Vorhaben aber scheiterte und durch Krankheit oder sonstige Unfälle der öffentlichen Armenpflege anheimfiel, so war der fremde Staat vor allem bedacht, die Heimbeförderung des Schiffbrüchigen zu beantragen. Das war die unglückselige zehnjährige Zeitepoche der Schubtransporte, die zu einer ganz unerträglichen Belastung der nichtpreußischen Bundesstaaten führte, bis endlich die letzteren diesem Unwesen durch den Gothaer Vertrag ein Ende machten. Dieser Vertrag bestimmte im § 1, daß jeder der vertragschließenden Bundesstaaten sich verpflichtete, seine vormaligen Untertanen zu übernehmen, auch wenn sie die Untertanenschaft nach der inländischen Gesetzgebung bereits verloren hatten, solange sie nicht dem andern Staate nach dessen eigner Gesetzgebung angehörig geworden sind. Wurde also z. B. ein aus Preußen Entlassener vom Auslande ausgewiesen und an die Grenze gebracht, so schaffte ihn das Grenzamt ohne weiteres in sein früheres Heimatland. Das Gesetz hatte aber nicht vorgesehen, daß der in die Heimat Uebernommene auch zugleich seine frühere Untertanenschaft wieder erhielt.

Diese Dinge interessierten mich ungemein, und ich kam immer wieder in unsern Unterhaltungen auf den Gothaer Vertrag zurück. Der Gedanke beschäftigte mich beständig, wie es nicht im Interesse eines Staates liegen könne, seine Landeskinder durch Gesetze wie das der Entlassung oder des zehnjährigen ununterbrochenen Aufenthalts im Ausland ihres Heimatsrechtes zu berauben. Wieviel kostbares Menschenmaterial ging für Preußen oder diejenigen Staaten, die ihm gefolgt waren, verloren.

Eines Tages, als ich wieder mit Herrn v. Schweitzer über diese Materie sprach, sagte er plötzlich: „Lassen wir heute mal den Gothaer Vertrag, lieber Doktor. Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Als ich mich verheiratete, erhielt ich, weil ich unabkömmlich war, keinen Urlaub zur Hochzeitsreise. Nun möchten wir sie nachträglich machen. Ein Urlaub von zehn Wochen ist mir bewilligt unter der Bedingung, daß ich auf meine Kosten einen Vertreter stelle. Ich habe Sie dazu ausersehen. Wollen Sie? Mein Vater, der Sie ja kennt, ist einverstanden."

„Ich habe bloß das eine Bedenken," erwiderte ich, „daß ich den Anforderungen des Herrn Gesandten zu entsprechen außerstande sein würde."

„Wissen Sie," erwiderte lachend v. Schweitzer, „was der schwedische Kanzler Oxenstjerna seinem ihn wegen der erstaunlichen Arbeitskraft bewundernden Sohn gesagt hat: „Nescis mi fili, quantilla prudentia mundus regitur." Sie werden's schon schaffen." Das war die erste Staffel meiner diplomatischen Laufbahn. Ich erachtete es als unaufschiebbar, ein eingehendes Studium der Kanzleiakten und der mir als wichtig bezeichneten Verträge und Erlasse vorzunehmen, und da ich von Natur mit gutem Gedächtnis begabt bin, so wußte ich sehr bald Bescheid. Meine Arbeitszeit beschränkte sich auf die Stunden von 12 bis 3 Uhr; sie war außerordentlich lehrreich für mich.

Digitized by Google

Zufälligerweise verfügte damals der Staatsminister v. Roggenbach, daß die politischen Berichte nach Karlsruhe nicht mehr wie bisher in französischer, sondern in deutscher Sprache abzufassen seien. „Seit vielen Jahrzehnten," sagte der Gesandte sehr erregt, „habe ich meine Berichte französisch geschrieben. Ich muß gestehen, daß es mir sehr unbequem ist, solche Berichte deutsch abzufassen. Darein werde ich mich nie finden. Die französische Sprache ist doch nun mal die Diplomatensprache."

„Aber Exzellenz," wagte ich einzuwenden, „geben Sie mir Ihren französischen Bericht. Ich werde ihn auf der Stelle übersetzen." Die alte Exzellenz schüttelte den Kopf: „Ich kann den Bericht nicht aus der Hand geben." — „Dann lesen Exzellenz mir den Bericht vor und währenddessen übersetze ich ihn sofort ins Deutsche." — „Das ist unmöglich," sagte der Gesandte. Sein Sohn, der der Unterredung beigewohnt hatte, warf ein: „Ich glaube, wenn Dr. Cahn es verspricht, dann führt er es auch aus. Wir können ja sofort eine Probe machen. Lies doch dem Doktor den heutigen Bericht vor, und dann soll er zeigen, was er kann."

Die Probe gelang zur Befriedigung des alten Herrn, der im allgemeinen für meine Leistungen stets Lob fand. Nicht ganz so zufrieden war ich selbst mit mir. Ich hatte häufig das Empfinden, daß meine juristischen Kenntnisse nicht genügten, und so beschloß ich, an der Rechtsfakultät (École de droit) Vorlesungen über Staatsrecht zu hören. Beiläufig: das badische Staatsrecht entsprach damals dem französischen.

Eines Tages kam auf die Gesandtschaft ein Franzose namens Baudouin, der, wie er sagte, vom Unterrichtsminister Duruy beauftragt war, sich über das Realschulwesen in Deutschland zu informieren. Er habe gehört, daß das Unterrichtswesen in den verschiedenen Staaten Deutschlands nicht gleichartig sei, und beabsichtige nunmehr, bevor er seine Reise nach Deutschland antrete, alle Gesandtschaften zu diesem Zweck zu besuchen; mit der badischen habe er den Anfang gemacht.

„Die Schulverhältnisse in Deutschland sind mir zufällig genau bekannt," erwiderte ich. „Ich kann Ihnen die verschiedenen Arten des Realschulwesens in Bayern, Baden, Württemberg, Hessen, Hannover, Sachsen und Preußen genau aufzeichnen. Sie haben dann gar nicht nötig, die einzelnen Gesandtschaften aufzusuchen. Das Verzeichnis können Sie übermorgen haben."

„Aber mein Herr, eine so prompte Erfüllung meiner Wünsche konnte ich gar nicht erwarten. Ich habe mit wochenlangen Besuchen bei den vielen deutschen Gesandtschaften und Konsulaten gerechnet."

Herr Baudouin erschöpfte sich in Danksagungen und nahm am bestimmten Tage die versprochene Aufzeichnung mit nochmaligem wärmstem Dank entgegen. Dieser Zwischenfall war mir längst aus dem Sinn gekommen, als ich etwa zwei bis drei Monate später einen Brief von Baudouin des Inhalts bekam, daß er sich in Deutschland meines Verzeichnisses mit bestem Nutzen bedient habe. Die Verständigung mit den Lehrern an den verschiedenen Real-, Bürger-, Handels-

Digitized by Google

und sonstigen technischen Schulen sei insofern sehr leicht gewesen, als die meisten dieser Herren der französischen Sprache mächtig waren; sie hätten ihn mit Studienplänen, Schulprogrammen und Lehrbüchern reichlich versehen. Nun seien aber seine eignen Kenntnisse der deutschen Sprache nur sehr mäßig. Ob ich ihm wohl einen Deutschen empfehlen könnte, der das Wesentliche aus der überreichen Sammlung herausfinde und übersetze, damit er daraufhin seinen amtlichen Bericht erstatten könne. Der Brief trug an der Spitze die Adresse: École de droit Rue Soufflot 1. II. Diese Adresse fiel mir auf. Sie bedeutete, daß der Briefschreiber eine Dienstwohnung in der Rechtsuniversität hatte. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß Herr Baudouin mit Familie bei seinem Schwiegervater, Professor Bugnet, dem Dekan der Rechtsfakultät, wohne. Das Schreiben erwiderte ich dahin, daß ich die Stellung an der badischen Gesandtschaft nur interimistisch verwaltet hätte, und daß ich jetzt über genügende Zeit verfügte, um mich selbst der von ihm gewünschten Arbeit zu unterziehen. Ich bat ihn um Angabe der Zeit, zu welcher ich mit ihm das weitere verabreden könnte. Er nahm meinen Vorschlag gern an und forderte mich auf, ihn zu besuchen.

Nach drei Wochen konnte ich ihm einen Teil meiner Arbeit, etwa dreißig eng beschriebene Seiten vorlegen. Herr Baudouin sparte nicht mit Lob und bewunderte mein Französisch, an dem er, wie er sagte, kaum etwas zu ändern finden dürfte. Diese Gelegenheit benutzte ich, ihm mitzuteilen, daß ich von befreundeter Seite darauf hingewiesen worden sei, meine Sprachkenntnisse durch Gründung eines Uebersetzungsbureaus zu verwerten. Hierzu sei aber unerläßlich die Ernennung zum beeidigten Uebersetzer und Dolmetscher an den französischen Gerichtshöfen. Eine Empfehlung seines Schwiegervaters, Herrn Professor Bugnet, würde genügen, eine derartige Ernennung zu bewirken. Das würde ich als einziges Honorar für meine Arbeit gern gelten lassen. Darauf versicherte Herr Baudouin lachend: „Nichts weiter? Ihr Wunsch soll bald erfüllt werden." Nach zwei Wochen konnte ich Herrn Baudouin einen neuen Stoß erledigter Arbeit überreichen. Baudouin stellte mich seiner Frau und seinem Schwiegervater vor. Ich verplauderte ganz angenehm ein halbes Stündchen. Es war mir jedoch auffallend, daß Herr Bugnet nicht mit einem Wort meiner Angelegenheit Erwähnung tat, obwohl ich von meinen Sprachstudien erzählt hatte. Baudouin schien die Absicht gemerkt zu haben; als ich mich verabschiedete, begleitete er mich hinaus und sagte, sein Schwiegervater sei erst jetzt von der Reise zurückgekehrt, und er werde noch heute mit ihm über die Angelegenheit sprechen. „Ich rechne ganz bestimmt darauf," erwiderte ich. Einige Tage später erhielt ich eine Einladung von Frau Baudouin zum Diner auf den 7. November. Diese Einladung schien von guter Bedeutung. Am Besuchstag trat ich in Baudouins Studierzimmer ein mit den Worten: „Hiermit überbringe ich Ihnen den Schluß des Berichts," worauf er erwiderte: „Und ich Ihnen den Beginn Ihrer Uebersetzungskarriere." Er gab mir die Liste der Sachverständigen am Tribunal, in welcher ich meinen Namen als Uebersetzer und Dolmetscher für die germanischen, romanischen und orientalischen Sprachen verzeichnet fand. Baudouin hatte inzwischen meinen

Digitized by Google

Bericht flüchtig durchblättert und rief erfreut: „Da haben Sie ja gar noch einen Anhang hinzugefügt, der nicht verabredet war: Sur la gymnastique obligatoire en Allemagne, mit der Devise: Mens sana in corpore sano — das ist ja vorzüglich; ich bin sicher, daß Sie auch den Beifall meines Schwiegervaters finden werden. Ja, ja, Deutschland mit seiner Disziplin, seiner Ordnungsliebe und seinem Fleiß wird noch mal der Lehrmeister für ganz Europa werden." [1])

Professor Bugnet, dem ich erzählt hatte, daß ich Vorlesungen an der Rechtsfakultät höre, versicherte mich seines höchsten Wohlwollens und lud mich ein, ihn bald und oft zu besuchen. Der alte Herr ist mir immer ein freundlicher Berater geblieben. Mein Uebersetzungsbureau, für das ich eine geeignete, gut gelegene Wohnung gefunden hatte, war bald sehr besucht, zumal ich von den deutschen Gesandtschaften bestens empfohlen war. (Schluß folgt)

Der Schweizerische Bundesrat und die Friedensvermittlung

Von

Dr. Freiherrn v. Jettel

Wenn auch der Krieg seine Wellen weit über die Ufer der kriegführenden Länder schlägt, so ist doch seine Rückwirkung auf die neutralen Staaten eine ungleiche. Nur wenige, wie Norwegen, ziehen aus dem Kriegsgeschäfte materielle Vorteile. Die Mehrzahl leidet darunter, und vielleicht am schwersten, vermöge ihrer Lage inmitten von vier kriegführenden Staaten, die Schweiz, deren so hochentwickelte Industrie infolge der unerhörten Knebelung seitens der Franzosen und Engländer empfindliche Einbuße erfährt. Und doch ist der Bundesrat zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Augenblick zu einem vermittelnden Einschreiten der Neutralen noch nicht gekommen sei. Wohl räume die Haager Konvention vom 29. Juli 1899 den Neutralen das Recht ein, selbst nach Ausbruch eines Krieges zur Beilegung internationaler Streitigkeiten ihre guten Dienste anzubieten, ohne daß die Ausübung dieses Aktes als Unfreundlichkeit angesehen werden kann. „Allein," heißt es in dem Berichte weiter, „die Gefühle und Anschauungen derjenigen, die mitten in einem Kriege auf Leben und Tod stehen, lassen sich durch solche Vorschriften nicht bestimmen. Solange nicht in den kriegführenden Staaten selbst die öffentliche Meinung eine einschneidende Wandlung erfahre und sich durchzusetzen vermöge, würde auch ein Zusammenschluß der neutralen Regierungen zum Zwecke der Friedensvermittlung erfolglos bleiben."

---

[1]) Baudouin wurde infolge seines Berichts Inspecteur général de l'enseignement secondaire.

Digitized by Google

An demselben Tage, an welchem sich der Bundesrat in diesem Sinne aussprach, wurde das Ergebnis der nordischen Ministerkonferenz veröffentlicht. Es wird darin auf die Kränkungen der Rechte und Interessen der Neutralen hingewiesen, die fortgesetzte Aufrechterhaltung einer loyalen, unparteiischen Neutralität von seiten der drei nordischen Staaten festgestellt, zum Schlusse aber erklärt, daß sie es für ausgeschlossen erachten, allein oder in Verbindung mit andern neutralen Regierungen die Initiative zur Vermittlung zwischen den kriegführenden Mächten zu ergreifen. Als wünschenswert wird es nur, ebenso wie in dem Berichte des Bundesrats, bezeichnet, daß die neutralen Staaten miteinander in Fühlung bleiben. Die Kongruenz der Auffassungen und die Gleichzeitigkeit der beiden Veröffentlichungen läßt ein vorheriges Einverständnis zwischen den beteiligten Regierungen annehmen. Wie richtig die Lage von ihnen beurteilt wurde, zeigt eine vom folgenden Tage datierte Meldung aus dem Haag, wonach Frankreich und England bei den neutralen Staaten die Erklärung abgegeben hätten, sie würden jeden Versuch einer Friedensvermittlung durch einen neutralen Staat als unfreundlichen Akt ansehen.

Die Unterlage und den Anlaß zur Erörterung der Vermittlungsfrage im Schweizerischen Bundesrate bildete, abgesehen von den Resolutionen einer Reihe großer Volksversammlungen in der Schweiz, das dringende Gesuch der Ford-Konferenz an die Regierungen und Parlamente der neutralen Staaten, sie mögen die Initiative zur Beschleunigung des Abschlusses eines gerechten und dauerhaften Friedens ergreifen. Die von Henry Ford eingeleitete Aktion ist nicht der erste Versuch dieser Art, sie ist nur in größerem Stile angelegt und mit namhafteren Geldmitteln in Szene gesetzt worden als frühere ähnliche Unternehmungen. Bereits im April 1915 hatte sich im Haag eine „Zentralorganisation für einen dauerhaften Frieden" konstituiert. Auf ihre Anregung hin versammelten sich im Dezember 1915 in Bern die Vertreter von sieben Staaten, die ein „Mindestprogramm" von Forderungen ausarbeiteten. Es umfaßt folgende Punkte: Respektierung des Nationalitätsprinzips, demgemäß Annexionen nur mit Zustimmung der Bevölkerung, Gleichheit der Behandlung für alle Nationen in den Kolonien, Ausbau des Haager Friedenswerkes, Einschränkung der Rüstungen, Abschaffung des Seebeuterechts, Schutz der nationalen Minoritäten, parlamentarische Kontrolle der auswärtigen Politik, Verbot des Abschlusses geheimer Verträge. Man wird diesen Thesen in ihrer abstrakten Form das Zeugnis eines gewissen ehrlichen Idealismus nicht versagen können. Zudem hielt es die Konferenz für angezeigt, ausdrücklich festzustellen, daß die Zentralorganisation es nicht als ihre Aufgabe betrachte, auf die Beschleunigung des Friedensschlusses Einfluß zu nehmen. Es sollten nur die Grundlagen einer künftigen internationalen Rechtsordnung festgestellt werden, deren Durchführung nach dem Kriege die Völker im Interesse eines besseren Einverständnisses verlangen müßten. Aehnliche Ziele wie die Berner Konferenz verfolgt die holländische Anti-Orloog-Raad. Sie strebt eine Verständigung unter den Nationen an, „zur besseren Sicherung und Handhabung des Völkerrechts". Als geeignetes Mittel hierzu

Digitized by Google

faßt sie „gemeinsame militärische und ökonomische Maßregeln gegen einen Staat ins Auge, der das Völkerrecht und den Frieden verletzt"!

Konkretere Formen nahm die Friedenspropaganda seit der Expedition Ford an, auf die sich eben der Schweizerische Bundesrat beruft. Henry Ford, ein reicher Automobilfabrikant in Detroit, Michigan, der sich rühmt, keine Lieferungen an Kriegführende übernommen zu haben, schiffte sich Anfang Dezember 1915 auf dem von ihm gescharterten schwedischen Dampfer „Oskar II." in Gesellschaft einer Anzahl von Gesinnungsgenossen nach Europa ein, um bei den neutralen Staaten zugunsten eines baldigen Friedensschlusses Stimmung zu machen. Das Ergebnis seiner Bemühungen war die Konstituierung einer „Neutralen Konferenz", die ihren Sitz in Stockholm hat und deren Aufgabe die Ausarbeitung von Friedensbedingungen sein sollte. Die Konferenz, an deren Verhandlungen Vertreter Dänemarks, Schwedens, Norwegens, Hollands, der Schweiz und der Vereinigten Staaten teilnahmen, entwarf einen „Appell" an die Regierungen, Parlamente und Völker der kriegführenden wie der neutralen Staaten, der zu Ostern 1916 seiner Bestimmung zugeführt wurde. Durch ein gemeinsames Vorgehen der neutralen Staaten sollten danach die Grundlagen für eine offizielle Vermittlung und für die Durchführung einer künftigen internationalen Rechtsordnung geschaffen werden. In diesem Appell ist eine Reihe von allgemeinen Grundsätzen aufgestellt, die, nach der Ansicht der Konferenz, „nicht ungestraft verletzt" werden könne. Sie lehnen sich stellenweise wörtlich an die Beschlüsse der Berner Vereinigung an, nur werden deren mehr abstrakte Thesen durch höchst konkrete Forderungen ergänzt und illustriert. Die Ueberschriften der einzelnen Paragraphen lauten: Selbstbestimmungsrecht der Nationen, Recht aller Länder auf freie ökonomische Entwicklung, Freiheit der Meere, Parlamentarische Kontrolle der auswärtigen Politik, Ausbau des schiedsgerichtlichen Verfahrens, Abrüstung, Allgemeiner Staatenkongreß. Was diesen letzten Punkt anbelangt, wird er in dem Bericht des Schweizerischen Bundesrats besonders hervorgehoben und sehr treffend als im voraus absichtslos bezeichnet. Man könne beinahe sicher sein, sagt der Bericht, daß keiner der kriegführenden Staaten heute einen derartigen Kongreß zu beschicken willens wäre. An dem Wiederaufbau des zertrümmerten Völkerrechts werde erst herangetreten werden können, wenn die Waffen gesenkt und friedliche Verhältnisse hergestellt sein werden.

Als eine aus dem Grundsatze der freien wirtschaftlichen Entwicklung der Völker fließende Konsequenz bezeichnet das Programm die Anerkennung des Grundsatzes der offenen Tür in den Kolonien, wie er ja bereits in der Kongoakte, ferner bezüglich Chinas, Marokkos und Abessiniens festgelegt ist. Weiters folgert die Konferenz daraus die Internationalisierung gewisser Wasserstraßen, wobei speziell der Dardanellen und des Bosporus gedacht wird, nicht aber der von England beherrschten Meerengen, wie beispielsweise der Straße von Gibraltar, endlich die Rückerstattung der deutschen Kolonien. Von der Aufhebung des Seebeuterechts, das die Berner Versammlung verlangt hatte, ist nicht weiter die Rede.

Digitized by Google

Die eingehendste Behandlung erfährt in dem Programm der „Neutralen Konferenz" der erste Punkt, das Selbstbestimmungsrecht der Nationen. Die neuere Geschichte, heißt es in dem Schriftstück, enthalte lehrreiche Beispiele für die Tatsache, daß Annexionen, die gegen den Willen des betreffenden Volkes durchgeführt werden, den Keim zu künftigen Befreiungskriegen in sich tragen. Es solle deshalb künftighin keine Gebietsübertragung gegen den Willen der betreffenden Bevölkerung stattfinden. Demgemäß verlangt die Konferenz die Volksabstimmung. Das Plebiszit ist bekanntlich keine neue Erfindung. Es war ein Lieblingsgedanke Napoleons III., der sich seiner bei der Abtretung von Savoyen und Nizza bediente, es findet sich wieder bei den Erwerbungen Sardiniens (1860—1870), bei der Abtretung der Jonischen Inseln, endlich im Prager Frieden bezüglich Nordschleswigs. Seither ist es in Mißkredit geraten und mit Recht. Für die Erforschung der wahren Gesinnung der Bevölkerung ist es ein Mittel von höchst zweifelhaftem Wert, überdies pflegt, um gewisse Härten für den einzelnen zu vermeiden, in neueren Gebietsabtretungsverträgen den Bewohnern in der Regel das Recht der Option für ihre frühere Heimat eingeräumt zu werden.

Aus dem Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes der Völker leitet die Konferenz aber weiters noch folgende Konsequenzen ab: Wiederherstellung Belgiens, Zurückerstattung der besetzten französischen Provinzen, neuerliche Erörterung der elsaß-lothringischen Frage, Gewährleistung der Unabhängigkeit Serbiens und Montenegros, Wiederherstellung Polens in Form eines unabhängigen Staates, Grenzberichtigung zwischen Oesterreich und Italien im Sinne des Nationalitätsprinzips, Autonomie Armeniens, Lösung der nationalen Fragen auf dem Balkan und in der asiatischen Türkei durch internationale Uebereinkommen. Auf dem Umwege über ein Prinzip gelangt die Konferenz also zu denselben Forderungen, die uns aus früheren Kundgebungen zur Genüge bekannt sind. Ist dies auch Wahnsinn, hat es doch Methode, ein Milderungsgrund, den man den Aeußerungen gewisser englischer Minister und Journalisten nicht zubilligen kann. Sie sind nur Wahnsinn, und zwar wie der Hamlets, gemachter Wahnsinn, darauf berechnet, bei den Verbündeten die Kriegsmüdigkeit nicht aufkommen zu lassen und die Neutralen zu blüffen. Vergleicht man übrigens die Opfer, die die Neutrale Konferenz den Mittelmächten und ihren Verbündeten zu bringen zumutet, mit den Zugeständnissen, die England zu machen hätte, so stellt sich heraus, daß die Mittelmächte sofort etwas zu leisten, England dagegen nur etwas zu versprechen hätte. Welcher Wert aber internationalen Abmachungen beizumessen ist, hat der jetzige Krieg zur Evidenz erwiesen. Sie haben völlig versagt.

Der Schweizerische Bundesrat hat jedenfalls das Richtige getroffen, wenn er bezweifelt, daß der durch solche Kundgebungen gewiesene Weg zum Ziele führe. Die Quellen des Zustandes der Unruhe, in dem sich Europa seit einiger Zeit befindet, liegen viel tiefer, als die Neutrale Konferenz anzunehmen scheint, sie sind in der Herrschsucht Englands, der Ländergier Rußlands, den Revanche-

Digitized by Google

gedanken Frankreichs zu suchen, dort müßte der Hebel angesetzt werden. Die Ablehnung der Fordschen Friedensvorschläge ist ein Begräbnis erster Klasse. Ob für sie je der Tag der Auferstehung kommen wird, ist zweifelhaft. Jedenfalls hat es allen Anschein, als ob noch lange kein Hauch des Völkerfriedens durch die Welt ziehen wollte.

Zur Beschlagnahme deutscher Schiffe in Portugal und in Italien

Von

H. Wittmaack

Am 23. Februar dieses Jahres wurden die auf dem Tajo ankernden deutschen Handelsschiffe von der portugiesischen Regierung gewaltsam mit Beschlag belegt. Gleiche Maßregeln sind bezüglich der sonst in portugiesischen Gewässern befindlichen deutschen Schiffe getroffen. Dieser Gewaltakt wurde verübt, während Portugal sich mit dem Deutschen Reich und mit allen andern Mächten im Frieden befand. Es handelt sich nicht um einen Akt der Kriegsnotwendigkeit, vielmehr hat die portugiesische Regierung nach den Zeitungsberichten ihr Vorgehen nur dadurch zu erklären versucht, daß sie die Schiffe zu Transportzwecken benötige.

Das Vorgehen der portugiesischen Regierung enthält, wie man es auch sonst zu rechtfertigen versuchen mag, eine offenbare Verletzung des Handels- und Schiffahrtsvertrags zwischen Deutschland und Portugal vom 30. November 1908. Der Artikel 2 dieses Vertrags bestimmt zunächst, daß die Angehörigen eines jeden der kontrahierenden Staaten in dem Gebiet des andern Teils von allen Militärdiensten sowie von allen Kriegslasten, militärischen Requisitionen und Kontributionen frei sein sollen. Dann heißt es: Leurs propriétés ne pourront être séquestrées, ni leurs navires, cargaisons, marchandises ou effets être retenus pour un usage public quelconque, sans qu'il leur soit accordé, préalablement un dédommagement à concerter entre les parties intéressées sur des bases justes et équitables.

Die deutsche Regierung verlangte Aufklärung von der portugiesischen, und da diese nicht befriedigend ausfiel, insbesondere Zahlung für die Schiffe nicht geleistet wurde, so erklärte sie Portugal den Krieg. Später hat die portugiesische Regierung nach Zeitungsberichten dreiundsechzig von den deutschen Handelsschiffen endgültig in Besitz genommen und sie mit portugiesischen Namen versehen.

Der englische Minister des Auswärtigen, Grey, gab am 14. März des Jahres im Unterhause folgende Rechtfertigung der portugiesischen Regierung: Wäre Portugal eine vollkommen neutrale Nation gewesen ohne Bande eines Bündnisses mit irgendeinem der Kriegführenden, so wäre nichtsdestoweniger sein

Digitized by Google

Vorgehen vollständig gerechtfertigt gewesen. Der Krieg war die Ursache schnell wachsenden Mangels an Tonnengehalt in allen Teilen der Welt, und es war klar geworden, daß es im Interesse ihres Landes Pflicht der portugiesischen Regierung war, sich alle in ihren Häfen liegenden und ihr zugänglichen Schiffe nutzbar zu machen. Dies war die Absicht der portugiesischen Regierung, und es wurde ihr auch von der britischen Regierung dringend nahegelegt. Der Staat ist im Notfalle zur Requisition des Eigentums aller Einzelpersonen und zu seiner Verwendung für den öffentlichen Gebrauch berechtigt. Dieses Recht beruht auf der Souveränität jedes Staates und konnte von keiner fremden Macht bestritten werden. Portugal indessen war nicht eine neutrale Nation im strengsten Sinne des Wortes. Bei Beginn des Krieges hatte die portugiesische Regierung erklärt, daß sie unter keinen Umständen die Pflichten ihres alten Bündnisses mit Großbritannien unbeachtet lassen würde. Sie verfolgte bei ihrem Vorgehen einen Kurs, der keine dritte Partei verletzte. Sie versprach bei der Beschlagnahme der Schiffe die Bezahlung einer Entschädigung, aber die deutsche Regierung überstürzte die Dinge durch ein peremtorisches Verlangen nach einer Erklärung, dem alsbald die Kriegserklärung folgte.

Grey scheint auf den einen Grund, daß Portugal sich nicht im Zustande der vollständigen Neutralität befunden habe, selbst kein Gewicht gelegt zu haben, und die portugiesische Regierung hat es anscheinend verschmäht, sich einer solchen hinterlistigen Ausrede zu bedienen. Die Schiffe hatten sich bisher in Portugal als in einem neutralen Lande aufgehalten; die portugiesische Regierung hatte bis dahin ihre Neutralität nicht bestritten, und wenn sie sich als im Kriegszustand mit Deutschland betrachten wollte, so hätte sie nach Artikel 1 des Haager Abkommens über die Behandlung der feindlichen Kauffahrteischiffe bei Ausbruch der Feindseligkeiten vom 18. Oktober 1907 den Schiffen unter Zustellung eines Passierscheins, der sie vor den feindlichen Kreuzern schützte, eine Frist zum Auslaufen gewähren sollen.

Der andre Rechtfertigungsversuch von Grey setzt voraus, daß völkerrechtliche Verträge, wenigstens den Deutschen gegenüber, nicht gehalten zu werden brauchen, denn weder Portugal noch England, dessen Regierung der portugiesischen Regierung die Aneignung der deutschen Schiffe (nicht aber die Zahlung einer Entschädigung) dringend nahegelegt hatte, haben, wie es nach dem Handelsvertrag unzweifelhaft hätte geschehen sollen, vor der Beschlagnahme den deutschen Reedern eine Entschädigung bewilligt. Es ist dieses auch bis jetzt nicht geschehen, und wenn man den Kriegszustand jetzt als Entschuldigung für die Nichtzahlung sollte ansehen wollen, so ist auch eine Feststellung der Entschädigung nicht erfolgt.

Untersuchen wir nun, wie die Beschlagnahme der Schiffe nach völkerrechtlichen Grundsätzen zu beurteilen ist.

Im Mittelalter hatte sich die Ansicht ausgebildet, daß eine Seemacht berechtigt sei, ausländische Kauffahrteischiffe im Inland und auf hoher See zu beschlagnahmen und für ihre Zwecke zu verwenden, wenn solches durch die Notwendigkeit oder durch Nützlichkeitsrücksichten geboten erscheine. Man dachte

Digitized by Google

dabei vorzugsweise an eine vorübergehende Verwendung für kriegerische Zwecke. Den Eigentümern der Schiffe wurde, wenigstens wenn sie Ausländer waren, ein Anspruch auf Entschädigung für die geleisteten Dienste zuerkannt. Gegen diese Theorie, wodurch die Kauffahrteischiffahrt in hohem Grade belastet und gefährdet wurde, entstand um das Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine kräftige Reaktion. Man schaffte das Jus angariae zunächst durch Staatsverträge ab. Verträge, in denen die Kontrahenten sich verpflichteten, gegenseitig gegen ihre Schiffe das Jus angariae nicht auszuüben, wurden von vielen Seemächten geschlossen. England indessen hielt sich hiervon fern, wie es überhaupt tunlichst vermeidet, die Ausübung seiner überragenden Gewalt auf der See durch Staatsverträge einzuschränken. Gegenwärtig ist im Völkerrecht die Ansicht durchgedrungen, daß ein Recht zur Beschlagnahme der Schiffe, wie es früher als Jus angariae bezeichnet wurde, abgesehen von Notfällen, nicht besteht. Die Notwendigkeit rechtfertigt auch die Beschlagnahme und Vernichtung von Sachen, die Ausländern gehören, wenn diese Sachen sich im Inlande befinden. Dieses ist selbstverständlich und gilt im Frieden ebensowohl wie im Kriege. Wenn die Versenkung eines ausländischen Schiffes, das sich in einem inländischen Hafen befindet, zur Eindämmung eines Brandes notwendig ist, so kann gegen eine solche Maßregel ebensowenig Einwand erhoben werden, wie wenn ein inländisches Schiff davon betroffen wird. Not kennt kein Gebot. Aber es muß in einem solchen Falle der den Eigentümern des ausländischen Schiffes verursachte Schaden ersetzt werden.

Diese Grundsätze werden auch in England anerkannt. Der englische Völkerrechtsgelehrte Phillimore spricht sich dahin aus, daß das Verfahren, ausländische Schiffe mit Beschlag zu belegen, zwar nicht gerechtfertigt, wohl aber entschuldigt werde durch eine overruling necessity, und daß die Beschlagnahme begleitet (accompanied) werden müsse von einer vollständigen Entschädigung. Die Entschädigung soll also nach seiner Ansicht möglichst gleichzeitig mit der Beschlagnahme erfolgen. In dem von den Engländern Halleck-Baker verfaßten Buche über das Völkerrecht heißt es: „Nach dem bürgerlichen Recht darf der Staat aus Gründen der urgent necessity jedes Schiff, welcher Nation es auch angehören mag, das sich in seinen Häfen befindet, in seine Dienste zwingen oder es mit Beschlag belegen, indessen ist damit stillschweigend die Bedingung der unversehrten Rückgabe verbunden.“ Aehnlich wie Phillimore spricht sich der Nordamerikaner Dana in seiner Bearbeitung von Wheatons „Elements of International Law“ aus. Heffter äußert sich in seinem Völkerrecht folgendermaßen: „Dagegen ist es nur als Maßregel in höchster Not und nur gegen vollständige Entschädigung zulässig, daß ein kriegführender Teil neutrale Sachen, z. B. Schiffe, in Beschlag nimmt und zu seinen Zwecken verwendet (Jus angariae).“ Es versteht sich von selbst, daß, wenn die Beschlagnahme von Schiffen während eines Krieges, also zu Kriegszwecken, nur in höchster Not und nur gegen vollständige Entschädigung zulässig ist, dieses um so mehr für die Friedenszeit gelten muß. Der englische Minister Grey erkennt in seiner obenerwähnten Aussprache

Digitized by Google

vor dem Unterhause ebenfalls an, daß der Staat nur im Notfalle zur Requisition des Eigentums der Privatpersonen berechtigt sei, und daß er grundsätzlich hierfür Entschädigung zu leisten habe.

Wir haben aus neuester Zeit einen Fall, in welchem neutrale Schiffe von einer kriegführenden Macht zerstört wurden. Am 19. Dezember 1870 wurden in der Seine in der Nähe von Rouen sieben englische Kohlenschiffe aus dringenden militärischen Gründen von den deutschen Truppen versenkt. Auf die Beschwerde der englischen Regierung rechtfertigte Fürst Bismarck diese Maßnahme mit der militärischen Notwendigkeit, welche die Versenkung als unvermeidlich habe erscheinen lassen. Er berief sich dabei auf das Jus angariae und führte als Autorität für seine Ansicht Phillimore an. Bismarck erkannte an, daß die Eigentümer der Schiffe einen Anspruch auf Entschädigung hätten, und verstand sich dazu, diese aus deutschen Mitteln zu leisten, während er anfänglich die Ansicht geäußert hatte, daß Frankreich, auf dessen Gebiet sich die Schiffe befunden hätten, für deren infolge des Krieges eingetretenen Verlust aufzukommen habe. Er bemerkte, daß die Notwendigkeit eine solche gewesen sei, wie sie auch in Friedenszeiten die Verwendung oder die Vernichtung fremden Eigentums unter Vorbehalt der Entschädigung zulässig erscheinen lassen könne. Auf Wunsch der Regierung des Norddeutschen Bundes ließ die englische Regierung den Betrag des Schadens durch das Board of trade feststellen. Dieses ließ den Wert der versenkten Schiffe nach dem Marktpreise schätzen und machte dann einen Zuschlag von 25 Prozent, indem es erwog, daß es sich hier um eine Art Zwangsverkauf handle, und der Fall ähnlich sei, wie beim Verlust eines Schiffes infolge einer Kollision, wo man einen Zuschlag zu dem Wert zu machen pflege. Außerdem wurde eine Entschädigung für die verloren gegangene Fracht in Ansatz gebracht. Der Wert der Ladung wurde nach dem Marktpreis geschätzt ohne Zuschlag. Auch die Mannschaft wurde für ihre Verluste entschädigt. Zu allen Beträgen wurde ein Zuschlag von 5 Prozent Zinsen pro anno gemacht. Sobald der Betrag der Entschädigungssumme der norddeutschen Regierung von der englischen mitgeteilt war, erfolgte umgehend die Berichtigung. Die Sache war am 19. Mai 1871 erledigt. Daß sie sich so lange verzögerte, beruhte zum Teil darauf, daß die Beteiligten eine unmäßig große Forderung gestellt hatten. Die englische Regierung sprach auch der deutschen ihren Dank für die prompte Erledigung aus. Sie erkannte dadurch das Vorgehen des deutschen Militärkommandanten als berechtigt an.

Was die deutsche Gesetzgebung anlangt, so legen die Paragraphen 23 und 24 des Reichsgesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873 den Besitzern von Schiffen und Fahrzeugen die Verpflichtung auf, in Kriegszeiten ihre Schiffe und Fahrzeuge zur Benutzung für Kriegszwecke der Militärverwaltung auf Erfordern zur Verfügung zu stellen und sie zum Zwecke der Verwendung für Hafen- und Flußsperren der Militärverwaltung eigentümlich zu überlassen. Das Gesetz unterscheidet nicht, ob die Fahrzeuge Inländern oder Ausländern gehören, man muß daher die erwähnten Bestimmungen auch auf die

Digitized by Google

im deutschen Gebiet befindlichen ausländischen Schiffe beziehen. Die Verpflichtung tritt nach § 2 des Gesetzes nur insoweit ein, als für die Beschaffung der Bedürfnisse nicht anderweitig, insbesondere durch freien Ankauf, gesorgt werden kann. Außerdem soll eine entsprechende Entschädigung der Eigentümer aus den bereitesten Mitteln, also soweit tunlich sofort, erfolgen. Für Deutsch-Südwestafrika gestatten die Verordnungen vom 3. September 1913 im Falle eines Aufstandes oder Krieges nur Seeschiffe deutscher Flagge für militärische Zwecke in Anspruch zu nehmen.

Die deutsche Regierung hat mit verschiedenen, insbesondere mit mittel- und südamerikanischen Staaten Verträge über die Entschädigung bei Inanspruchnahme deutscher Seeschiffe für militärische oder andere Zwecke des öffentlichen Dienstes geschlossen. Nur in einem dieser Verträge, nämlich in dem mit Kolumbien vom 23. Juli 1892, ist ausdrücklich festgesetzt, daß die Schiffe des einen Staates in dem Gebiete des anderen für militärische oder sonstige Zwecke irgendwelcher Art außergerichtlich nicht mit Beschlag belegt oder zurückbehalten werden dürfen. Dabei ist aber für den Fall der Unvermeidlichkeit einer solchen Maßregel hinzugefügt, daß dann eine gerechte Entschädigung zu gewähren sei, die in Friedenszeiten vorab vereinbart werden soll. In den Verträgen mit den anderen Staaten ist darüber, wann eine Beschlagnahme der Schiffe des einen Kontrahenten in dem Gebiete des anderen zulässig sei, nichts bestimmt. Ein Vertrag der letzteren Art ist mit Portugal geschlossen. Hierin ist nur festgesetzt, daß, wenn die Schiffe des einen Staates von dem anderen beschlagnahmt werden, zuvor eine entsprechende, wenn tunlich mit den Schiffseigentümern zu vereinbarende, Entschädigung zu bewilligen ist. Ueber die Frage, unter welchen Voraussetzungen eine Beschlagnahme erfolgen darf, können in Ermanglung einer vertraglichen Bestimmung nur die allgemeinen Rechtsgrundsätze entscheiden. Danach war die portugiesische Regierung nur in einem Notfalle, welcher die Maßregel als unvermeidlich erscheinen ließ, zur Beschlagnahme der Schiffe befugt. Ein solcher Fall lag nicht vor. Die Beschlagnahme erfolgte nicht für militärische Zwecke. Als Grund für die Maßregel ist angegeben, daß man wegen des Mangels an Tonnengehalt die Schiffe zu Transportzwecken, d. h. wohl hauptsächlich für die Herbeischaffung von Lebensmitteln, namentlich Getreide, und von Kohlen benötigt habe. Hierfür ließen sich aber Schiffe auch im Wege des freien Verkehrs beschaffen, wie dies das Beispiel des Nachbarstaats Spanien, in dessen Gebiet sich ebenfalls deutsche Schiffe befinden, zeigt. Daß für die Beschaffung der Transportschiffe höhere Preise als in Friedenszeiten bezahlt werden mußten, begründet keinen Notstand. Nach der Erklärung von Grey scheint auch, daß die portugiesische Regierung nicht auf einen solchen Einfall gekommen ist, sondern daß erst die englische Regierung ihr den Grund an die Hand gegeben hat.[1])

[1]) Nach neueren Nachrichten sind von den beschlagnahmten deutschen und österreichischen Schiffen 51 in England verfrachtet. Der Gewinn, den Portugal hieraus bezieht, wird auf über 5 Millionen Franken monatlich geschätzt. Hieraus ergibt sich unzweifelhaft, daß die portugiesische Regierung nicht durch ein Bedürfnis, sondern durch Gewinnsucht zu der Beschlagnahme bestimmt worden ist.

Digitized by Google

Schon aus diesem Grunde war das Verhalten der portugiesischen Regierung rechtswidrig. Außerdem verstieß es ebensowohl gegen die allgemeinen Rechtsgrundsätze wie gegen die besondere Bestimmung des Vertrags, weil die Beschlagnahme ohne vorhergehende Festsetzung der Entschädigung und ohne sofortige Auszahlung derselben erfolgte. Der Vertrag bestimmt zwar nur, daß die Entschädigung vorher akkordiert werden solle, aber es versteht sich von selbst, daß sie nach der Festsetzung tunlichst bald auszuzahlen war. Es ist allgemeine Regel, daß, wenn ein Termin für die Zahlung einer Schuld nicht bestimmt ist, sie sofort bezahlt werden muß.

Es kann die Frage aufgeworfen werden, ob die Eigentümer der Schiffe, wenn diese in einen neutralen Hafen gesandt werden, ihr Recht vor dem Gericht des Hafens geltend machen können. Nach völkerrechtlichen Grundsätzen kann ein Staat in dem Gebiet eines anderen nicht gerichtlich belangt werden. Dieser Grundsatz wird wohl in allen neutralen Staaten Anerkennung finden. Solange also die Schiffe im Besitze der portugiesischen Regierung sind und von dieser selbst benutzt werden, hat die Frage danach wohl keine praktische Bedeutung. Sollte die portugiesische Regierung die Schiffe veräußern, so ist die Entscheidung zweifelhaft. Man kann annehmen, daß es von der Regierung eines Staates allein zu entscheiden sei, ob es zulässig und zweckmäßig erscheine, ausländisches in ihrem Gebiet befindliches Eigentum mit Beschlag zu belegen, und daß die von ihr hierüber getroffene Entscheidung für die Rechtsansprüche der Eigentümer maßgebend sei. Es läßt sich aber auch die Ansicht vertreten, daß die ausländischen Gerichte einen solchen einer Piraterie ähnlichen Gewaltakt, wie er hier von der portugiesischen Regierung vorgenommen ist, nicht anerkennen dürfen, und daß sie daher die rechtmäßigen Eigentümer in ihren Rechten zu schützen haben.

Zur Zeit des Kriegsausbruchs befanden sich auch in italienischen Häfen deutsche Schiffe. Selbige wurden von der italienischen Regierung nach dem Ausbruch des Krieges mit Oesterreich vom Oktober 1915 ab requiriert, wie man wohl annehmen kann, zur Verwendung für Kriegszwecke. Eine solche Requisition steht mit der noch in Kraft befindlichen Bestimmung des Art. 4 des Handels-, Zoll- und Schiffahrtsvertrages zwischen dem Deutschen Reich und Italien vom 6. Dezember 1891 in Widerspruch, denn danach sollen die Angehörigen eines der kontrahierenden Staaten im Gebiet des andern „von allen militärischen Requisitionen und Leistungen, sowie von Zwangsanleihen und sonstigen Lasten, welche zu Kriegszwecken oder infolge andrer außergewöhnlicher Umstände aufgelegt werden, befreit sein". Solches scheint auch von italienischer Seite nicht bestritten zu werden. Nach der offiziösen „Agenzia Stefani" versucht man vielmehr die Berechtigung zur Beschlagnahme der Schiffe aus einem neueren Abkommen zwischen der deutschen und der italienischen Regierung vom 21. Mai 1915 herzuleiten. Dieses Abkommen wurde bezüglich der Behandlung der beiderseitigen Staatsangehörigen und des beiderseitigen Eigentums während der Dauer des Kriegszustandes von dem deutschen Staatssekretär des Auswärtigen Amts und

Digitized by Google

dem italienischen Botschafter in Berlin getroffen. Im Art. 4 desselben heißt es: „Die Vorschriften der sechsten Haager Konvention über die Behandlung der feindlichen Handelsschiffe bei Beginn der Feindseligkeiten werden auf die italienischen Handelsschiffe in den deutschen Häfen und die deutschen Handelsschiffe in den italienischen Häfen wie auf deren Ladung Anwendung finden."

Das Haager Abkommen, auf welches hier verwiesen wird, bestimmt zunächst, daß, wenn sich ein Kauffahrteischiff bei Ausbruch der Feindseligkeiten in einem feindlichen Hafen befinde, es erwünscht sei, ihm zu gestatten, unverzüglich oder binnen einer angemessenen Frist frei auszulaufen. Kann das Schiff innerhalb der festgesetzten Frist den feindlichen Hafen nicht verlassen oder wird ihm die Abfahrt untersagt, so darf es nicht konfisziert werden. Dann heißt es: „Le belligérant peut seulement le saisir moyennant l'obligation de le restituer après la guerre sans indemnité, ou le réquisitionner moyennant indemnité." In dem Uebereinkommen vom 21. Mai 1915 ist das Haager Abkommen insofern geändert, als in dem ersteren ausbedungen ist, daß die Schiffe zur Abfahrt nicht gezwungen werden dürfen, wenn ihnen nicht ein sie vor den feindlichen Kreuzern schützender Passierschein angeboten wird.

Es ist nicht ersichtlich, wie durch den Art. 4 des Uebereinkommens vom 21. Mai 1915 die Bestimmungen des formellen Handelsvertrags zwischen Deutschland und Italien sollten geändert sein. Der allgemeine Hinweis auf das Haager Abkommen konnte nach der durch den Handelsvertrag begründeten Rechtslage nur insoweit Wirksamkeit haben, als es an einer Regelung durch den Handelsvertrag fehlte. Nichts deutet an, daß die Bestimmungen dieses Vertrages haben aufgehoben oder abgeändert werden sollen. Italienischerseits scheint man die Bestimmung des Haager Abkommens, daß der kriegführende Staat die in seinen Häfen befindlichen feindlichen Handelsschiffe requirieren dürfe, aus dem Zusammenhang herausreißen und daraus eine Abänderung des Handelsvertrages, der die Requisition der Schiffe des andern Teils untersagt, herleiten zu wollen. Aber auch wenn man dieser Auffassung beitreten wollte, so würde Italien vertragsbrüchig sein, denn es hätte in diesem Falle nur moyennant indemnité die deutschen Schiffe requirieren dürfen. Es ist aber eine solche Entschädigung nicht geleistet. Nach der offiziösen „Agenzia Stefani" will man sich damit entschuldigen, daß die Haager Konvention nicht eine Verpflichtung zur sofortigen Auszahlung der Entschädigung vorausseh, diese also auch nach dem Frieden (wann?) gezahlt werden könne. Das klingt wie ein Scherz. Man erkennt zwar die Schuld an, aber will die Bezahlung beliebig usque ad calendas Graecas hinausschieben dürfen. Quod sine die debetur, statim debetur, d. h. wenn für die Zahlung einer Schuld eine Frist nicht festgesetzt ist, so muß die Schuld sofort oder, wenn dieses nicht möglich sein sollte, in kürzester Frist gezahlt werden. Diese Regel gilt natürlich auch in Italien, nur gegen Deutschland und die mit ihm verbündeten Staaten braucht man sie nicht zu beobachten. Die italienischen Schiffe würden, wenn sie sich in ähnlicher Lage in deutschen Häfen befinden sollten, nach dem deutschen Gesetz die Entschädigung sofort erhalten.

Digitized by Google

Der Norddeutsche Bund hat den Ersatz für die im Jahre 1870 versenkten englischen Schiffe unmittelbar nach der Feststellung des Betrages geleistet. Daß es sich hier nicht um eine deutsche Besonderheit handelt, ergeben die obigen Anführungen aus der völkerrechtlichen Literatur.

Wie wenig die italienische Regierung in Wirklichkeit daran denkt, die Eigentümer der deutschen Schiffe zu entschädigen, kann man daraus ersehen, daß auch nicht der kleinste Schritt vorgenommen ist, um den Betrag des Schadens festzustellen.

Nachtrag

Inzwischen hat Italien dem Deutschen Reich den Krieg erklärt. Dadurch wird die Vermutung hervorgerufen, die italienische Regierung habe bei ihrer Rechts- und Vertragsverletzung insbesondere auch die Absicht verfolgt, die deutsche Regierung zu der Kriegserklärung ihrerseits zu bestimmen, indem sie der Meinung war, daß dann ihre Treulosigkeit und Undankbarkeit gegen den langjährigen Bundesgenossen weniger auffallend hervorträte.

Die schlesische Leinenindustrie und Gerhart Hauptmann

Von

Dr. Arthur Friedrich (Berlin)

Die Leinenindustrie existiert in Schlesien seit ältester Zeit. Indessen kann von einer ins Gewicht fallenden ökonomischen Stellung des schlesischen Leinengewerbes und einem Export seiner Erzeugnisse in fremde Länder erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Rede sein. Mit ganz überraschender Schnelligkeit hatte sich in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Leinenindustrie in Schlesien entwickelt. Es ward sehr viel Flachs gebaut, Garn gesponnen, große Bleichen fanden sich auf den Bergwiesen längs des ganzen Zuges der Sudeten, bald klapperte fast in jeder Hütte ein Webstuhl, und diese Hausindustrie lieferte den Bewohnern eine gewünschte Zubuße zu dem Ertrage des in diesen Gegenden besonders beschwerlichen und kärglich lohnenden Ackerbaues.

Schlesien war gerade durch diese Leinenindustrie bereits am Ende des sechzehnten Jahrhunderts eines der ersten Industrieländer der Welt geworden. Erweitert wurde die Kunst des Webens allmählich durch die von einem Schuhmacher, namens Joachim Girnth, 1470 aus Haarlem in Holland nach Hirschberg gebrachte Schleierweberei. Sie ist in ihrer ursprünglichen, schwerfälligen Betriebsweise drei Jahrhunderte hindurch von bedeutungsvoller Wichtigkeit für Schlesiens Leinenhandel gewesen. Lagen in der Schreckenszeit des Dreißigjährigen Krieges Industrie und Handel darnieder, so erhob sich doch das Leinengewerbe, ohne nachhaltigen Schaden erlitten zu haben, aus dem Schutt und den Trümmern zu neuer Blüte.

Nur mit dem Leinenhandel Jauers war es ein für allemal vorüber, es war von Grund aus zerstört worden und sank zu geringer Bedeutung herab. Die Industrie zog

Digitized by Google

sich, den schönen Bleichen folgend, nach den am Gebirge liegenden Städten hin: Landeshut, Schmiedeberg, Hirschberg, Greiffenberg wuchsen zu Handelsemporien heran und begründeten von nun an den Weltruf der schlesischen Leinen.

Hatte man bisher nur die rohen und ungebleichten Garne zum Verweben im eignen Lande benutzt, das weiße schlesische Garn dagegen zumeist nach Sachsen und Lausitz exportiert, so begann man Anfang der zwanziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts der vorteilhafteren Kreasweberei (Leinwand aus gebleichtem Garn, Damast) größere Beachtung zu schenken. Wer sich derselben zuwandte, wurde durch Steuererlaß, Monopole und anderweitige Bevorzugungen begünstigt. Im Jahre 1725 befaßten sich 287 Ortschaften mit der Herstellung von Leinenwaren. 1748 gab es 19 810 Webstühle.

Als Friedrich der Große in den Besitz Schlesiens gelangte, erkannte er sofort, daß die Wohlfahrt dieses Landes zum großen Teil auf dem noch äußerst entwicklungsfähigen Leinenhandel beruhe, und seine Fürsorge wandte sich ihm mit großer Hingabe zu. Aber selbst Friedrichs Minister, Hoym, urteilte nach dessen Tode nicht gerade anerkennend über die von seinem Herrn eingeschlagene Wirtschaftspolitik. Daß indessen alle Anstrengungen nach kurzer Blüte nicht vermochten, eine lang andauernde Zeit der Not und des Elends abzuwehren, erklärt sich aus ganz andern unvorhergesehenen Umständen. Die glücklichsten Zeiten der Blüteperiode waren die Jahre 1783/86; in diesen wies Schlesien 25 000 bis 26 000 Webstühle auf. Es schien eine Zeitlang, als hätte Schlesien ein Weltmonopol auf bestimmte leinene Warengattungen.

Geriet schon durch die amerikanischen Freiheitskämpfe der Transport dorthin infolge der unsicheren Seefahrten ins Stocken, so gesellten sich mehrfach Mißernten von Flachs hinzu, welche eine unheilvolle Teuerung der Materialien hervorriefen, die man auf der andern Seite durch Verschlechterung der Leinenqualitäten nach Möglichkeit auszugleichen suchte. Diese unreelle Handlungsweise untergrub und erschütterte das Vertrauen und den Kredit im Ausland zusehends. Dazu kam oft eine Verfälschung des Leinens mit der billigeren Baumwolle. Unstreitig der heftigste Schlag für die schlesische Leinenmanufaktur war aber die Einführung des der Handspinnerei überlegenen Baumwollmaschinenspinnstuhls in England, auf dessen Ausbeutung und Nutzbarmachung sich die mächtigen Kapitalien der Briten mit aller Macht und Energie warfen, und welche sich so durch rechtzeitiges Erkennen der Sachlage einen auf Dezennien hinaus uneinholbaren Vorsprung vor allen Nationen der Welt zu sichern verstanden. Die Konkurrenz der bedeutend wohlfeileren Baumwollfabrikate, damals unter dem Sammelnamen Kattun bekannt, wirkte erdrückend auf die nur mittels Hand herstellbaren Leinenwaren. Zudem verstand man der irischen Leinwand eine vorzügliche Bleiche und Appretur zu geben und ahmte die schlesischen Sortimentspackungen und Baumwollfälschungen getreulich nach.

Als es endlich gelang, die technischen Schwierigkeiten, welche der mechanischen Flachsspinnerei lange im Wege standen, zu beseitigen, verbannte man durch ein schroffes Schutzzollsystem fremde Leinenfabrikate vom englischen Markt und demjenigen seines Kolonialreichs.

Durch die Vereinigung des industriellen Belgiens mit Frankreich gingen dem schlesischen Absatz noch diese Märkte verloren. Ferner wirkte lähmend die von Napoleon diktierte Kontinentalsperre. Außerdem wurde die Leinenindustrie im österreichischen Anteil längs der Sudeten (seitdem Schlesien von Oesterreich abgetrennt), die bisher nur mehr oder weniger Handlanger der schlesischen Fabrikate abgegeben hatte, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln gepflegt.

Einen weiteren schweren Schlag fügte Rußland der schlesischen Leinenmanufaktur zu. Es schloß eine Reihe von Jahren seine Grenze wie eine Mauer gegen dieselbe ab.

Verschlimmert wurden alle diese Störungen und unglücklichen Zufälle noch durch die plötzliche Proklamierung der Gewerbefreiheit, die sich unmittelbar nach ihrem Inkrafttreten für das Leinengewerbe unheilvoll gestaltete. Die Erleichterungen, die das Gesetz

Digitized by Google

schuf, brachten es mit sich, daß sich in die ohnehin schon übersüllte Klasse der Zwischenhändler — die schlesische Weberei an sich war nie Zunftschranken unterworfen — trotz ihrer schlechten Existenzbedingungen, einzig und allein um der nun unbeschränkten Selbständigkeit willen, eine Menge unnützer Elemente hineindrängte. So entstanden viele überflüssige Zwischenhände, welche den Verdienst noch weiter schmälerten. Die geringe Kapitalkraft, die Ohnmacht des damals zu Boden liegenden preußischen Staates und seine späteren Opfer und Anstrengungen verhinderten, daß man sich die umwälzenden technischen Neuerungen Englands in Schlesien schnell zu eigen machen konnte.

Auch hing hier der kleine Mann mit seltener Zähigkeit am Althergebrachten fest; nicht einmal die Einführung der bequemer und besser arbeitenden Schnellschützen, die schon 1738 in Anwendung gebracht wurden, gelang dem Minister v. Hoym zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Die Folge war das Hängenbleiben an der alten unrentablen manuellen Fabrikationsmethode. Man verlor vollständig die Fähigkeit, neue Warensorten zu erzeugen, sich dem wechselnden Geschmack des Publikums anzupassen und den Fortschritten und Launen der Mode zu folgen.

Und da außerdem der Leinenabsatz sich stetig verringerte, die Baumwolle hingegen beständig an Geltung gewann, warfen sich die geschickteren Weber ihr immer mehr in die Arme, und die Kunst, eine solide und gute Leinwand zu weben, schwand zusehends.

Eine solche Verkettung mißlicher Umstände mußte schließlich zum Verfall des altehrwürdigen Leinengewerbes führen.

Das ganze neunzehnte Jahrhundert in der schlesischen Leinenindustrie wird durchzogen von einem Faden, die chronische Webernot darstellend, der bald anschwellend sich versteift, bald unmerklich sich verläuft. Der Uebergang vom Hand- zum Maschinenbetrieb, vom unproduktiven Kleinbetrieb zu der in Massen billig schaffenden Großindustrie, haben soziale Umgestaltungen hervorgerufen, die sich nicht ohne Erschütterungen vollziehen konnten. Schon seit den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, dem Beginn des unaufhaltsamen Verfalls des Leinengewerbes, war die Existenz der Spinner und Weber prekär gewesen, doch fanden sie immer noch ihr leidliches Auskommen, solange die Lebensmittelpreise niedrig waren, solange in teuren Jahren die großen friderizianischen Getreidemagazine sich ihrer angenommen hatten. Mit dem außerordentlichen Steigen der Preise aller Unterhaltsmittel zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wurde ihre Lage trotz der dauernden Zunahme der Spinnerei erheblich gefährdet, Notstände kamen schon da und dort vor. Die sinkenden Leinenpreise drückten andauernd die Spinn- und Weblöhne herunter, und Ende der zwanziger Jahre begann man nach staatlicher Hilfe Umschau zu halten. Daß übrigens nicht allein in Schlesien bittere Not unter der Handweberbevölkerung herrschte, sondern auch in andern Gegenden des Zollvereins, sei hier nur angedeutet.

Der Verdienst der Spinner und Weber sank fast bis auf Null. Die tatsächliche Notlage führte jene jammervollen Zustände herbei, welche ihren äußeren Ausdruck in den furchtbaren Ereignissen, den blutigen Weberrevolten des Jahres 1844 zu Peterswaldau und Langenbielau fanden, bei denen mehrere Fabriken und Wohnhäuser der Zerstörungswut der aufgeregten Volksmenge zum Opfer fielen. Das Eingreifen des Militärs führte dort zum Blutvergießen.

Es sind die Vorgänge, die im wesentlichen getreu und zum Teil aktenmäßig genau in Gerhart Hauptmanns „Webern“ unsrer Generation vor Augen gestellt worden sind — keinem den Gesetzen der Fortentwicklung einer folgerichtigen, geschlossenen Handlung entsprechenden Drama, nur einem ergreifenden Ausschnitt aus dem schweren wirtschaftlichen Ringen eines todmüden Volkes. Erschütternder noch als die Szenen des Aufruhrs sind die lebenswahren Bilder aus dem Leben der Weber im Elend ihrer armseligen Hütten wie im Kontor vor dem erbarmungslosen Beamten der Fabrik, der ihnen ihr Gewebe gegen kargen Lohn abnimmt. Man hat wohl diese Bilder für das Erzeugnis einer ge-

Digitized by Google

staltungskräftigen Phantasie gehalten und in ihrer volkstümlichen kernigen Sprache die Meisterschaft eines „Dichterfürsten" zu erkennen geglaubt.

In Wirklichkeit sind sie im wesentlichen ein geschickt zusammengefügtes Mosaik der Tatsachen, die der sehr eingehende Bericht des Regierungsassessors Schneer enthält.

Der Breslauer Hilfsverein hatte im Mai 1844 den Assessor Schneer zu speziellen Erhebungen in das Notstandsgebiet entsandt.

Was dort an schmerzlichen Wahrnehmungen auf einer mehrwöchigen Reise, über ein weites Bergland verteilt, dem gewissenhaften Beobachter entgegentrat, wird vom Dichter wirkungsvoll auf einen Fleck vereinigt, zu einem grellen, grauenerregenden Gemälde. Selbst die dem Hörer wie Hammerschläge auf die Seele fallenden scharf geprägten Wendungen sind nicht vom Dichter erfunden, sie entstammen unmittelbar dem Munde des schwergeprüften Volkes und sind zuerst aufgefangen von dem Echo der Schneerschen Berichterstattung. Ihr und dem bittern Ernst der Dinge selbst wohnt bereits die erschütternde Kraft inne, die man auf Rechnung des Dichterwerkes zu schreiben pflegt.

Das war gewiß nur wenigen von denen gegenwärtig, die an seiner Wirkung sich berauschten, vielleicht nicht einmal denen, die den wissenschaftlichen Wert dieses Dramas gepriesen haben, ohne zu fragen, ob es nicht dem Manne der Wissenschaft besser anstehe, unmittelbar an die noch klar fließende frische Quelle heranzutreten, aus der Hauptmann den Zaubertrank für seine Zeitgenossen schöpfte.

Daß er diesen Stoff sich erwählte, wird ihm niemand verargen. Es kann unsrer Zeit nicht schaden, einmal den Blick auf diese noch keineswegs völlig hinter uns liegenden Nachtseiten des Zeitalters moderner Technik zu heften.

Aber wenn der Dichter sich erkühnt, die zermalmende Kraft der großen Schwungräder dieser Zeit zum Gegenstand seiner Geistesschöpfungen zu wählen, übernimmt er mit dem Eintritt in den Kampf sozialer Gegensätze auch ernste Pflichten. Er dient weniger der Wahrheit als dem Wunsche, möglichst starke Wirkungen zu erzielen, wenn er die Dinge unter einem viel zu engen Gesichtswinkel betrachtet, wenn er des Arbeiters Not nur wie ein ausschließliches Erzeugnis hartherziger Profitwut habgieriger Arbeitgeber erscheinen läßt. — Die Tragik der Geschicke dieses armen Bergvolkes ist nur mit weiterem Horizonte richtig zu erfassen!

Wie ergreifend ist schon die ohnmächtige Gegenwehr der waffenlosen Hände fleißiger Spinner und am veralteten Webstuhl sich mühender Weber gegen den Triumphzug der gewaltigen Maschinenkraft!

Wie erschütternd ist das arbeitsame Ringen eines vom Weltmeer weit abliegenden, von den idealen Träumen der Bureaukratie mehr gehemmten als geführten Binnenvölkchens um die Verteidigung des Weltmarktes gegen den von zielbewußter Politik gestählten Wettbewerb eines Inselreiches, dem die Meere allseitig sich öffnen zur Beherrschung des Weltverkehrs! Die Tragik dieses Geschicks ist so gewaltig wie die Räume, die es umspannt. Hat sie wirklich in Gerhart Hauptmann einen ihrer Größe ebenbürtigen Darsteller gefunden?

Digitized by Google

Die Lügen unsrer Feinde jetzt und 1870

Von

Prof. Dr. Gustav Brünnert (Erfurt)

Niemals ist ein Krieg mehr mit den Waffen der Lüge und Selbsttäuschung der Völker geführt worden als dieser Weltkrieg. Die Regierungen der uns feindlichen Staaten suchen die öffentliche Meinung über die eigne schlechte Lage und über ihre militärischen Mißerfolge hinwegzutäuschen und die sinkende Kampfesstimmung ihrer Nationen durch ein förmliches Lügengewebe zu beleben. Je schlechter die strategische Lage einer kriegführenden Partei ist, desto mehr legt sie die größte Gewissenlosigkeit in der Wahl der Mittel an den Tag. Niederlagen werden verschwiegen, klägliche Rückzüge sind wahre Triumphzüge, der kleinste deutsche Mißerfolg wird zu einem großen Siege ihrerseits aufgebauscht, die abenteuerlichsten Gerüchte über unermeßliche Verluste der Deutschen werden verbreitet, die Zerschmetterung und Zertrümmerung Deutschlands ist nur eine Frage der Zeit. Muß man wirklich einmal einen Erfolg der Deutschen zugeben, so ist dieser stets nur ein Verlegenheits- oder Verzweiflungsmanöver, welches auf die Entscheidung keinen Einfluß hat. Mit den Worten: „Wohin man blickt, Lüge und Verleumdung" brandmarkte unser Reichskanzler das Lügensystem unsrer Feinde mit berechtigter Entrüstung.

Aber auch schon 1870 sind unsre Gegner im Feldzug der Lüge unbestritten Sieger geblieben. Auch damals hat die französische Regierung das Volk fortgesetzt durch falsche Berichte getäuscht und selbst entschiedene Niederlagen verheimlicht, und die Presse hat über die Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen in geradezu frivoler Weise berichtet und das Volk im unklaren über die Ereignisse gelassen. Ja Lug und Trug wurde förmlich zur Staatsmaxime erhoben. Bestärkt wurde man in diesem Verfahren durch die oft hervorbrechenden Aeußerungen der Eitelkeit der Franzosen, welche die wahre Lage der Dinge nicht eingestehen wollten.

Schon vor den ersten Schlachten schreibt der „Figaro", die Preußen hätten große Furcht, in einer Woche seien in Berlin 211 Menschen an Diarrhöe gestorben. Die ministerielle „France" meldet, die preußischen Soldaten müßten durch Gendarmen in den Kampf geführt werden, sie liefen sonst davon, in Bayern müßten die Landwehrleute mit Gewalt fortgeschleppt werden, in einzelnen Dörfern stecke man ihre Häuser an, um sie zur Abreise zu zwingen. Die französischen Blätter erklären, die preußischen Armeen würden beim ersten Zusammenstoß auseinanderstieben, und bis zum 15. August werde Napoleon in Berlin einziehen.

Als nun am 2. August die kleine preußische Besatzung von Saarbrücken vor der dreißigfachen Uebermacht diese Stadt räumte, wurde bekanntlich Paris beim Eintreffen der „ersten Siegeskunde" von der „berühmten Schlacht bei Saarbrücken" in wahren Freudentaumel versetzt und der große, durch „den Elan der

Digitized by Google

Truppen errungene Sieg" mit Illumination und lautem Jubel gefeiert. Schon hieß es, Saarlouis sei genommen, die französische Armee stehe vor Mainz. Der von Gramont geleitete „Constitutionnel" sagt, die Preußen seien bitter getäuscht, sie hätten geglaubt, sie seien unüberwindlich, der Augenblick komme, wo die Popularität Bismarcks dem Hasse derer Platz mache, die endlich erkennen würden, daß die Größe und Wohlfahrt Preußens unverträglich sei mit der Eroberungs- und Ehrgeizpolitik des Kanzlers. Die „France" datiert von dem „ersten Erfolge" von Saarbrücken eine neue Aera in der Geschichte. Die Amtszeitung berichtet, die Preußen hätten 40000 Mann verloren.

Als am 4. August der Kronprinz den ersten glänzenden Sieg bei Weißenburg erfocht, verschwieg die Regierung dem Volke die Niederlage. Ja, am 5. August wurde an der Börse eine Depesche von einem großen französischen Siege angeschlagen. Es hieß darin: „20000 Preußen sind gefallen, 30000 gefangen, darunter der Kronprinz, 80 Kanonen erbeutet." Bald war Paris ein Jubelmeer. Eine ungeheure Menge Menschen wogte auf den Straßen hin und her, man stimmte die Marseillaise an, und in Zeit von einer Viertelstunde waren alle Fenster mit Fahnen behangen. Wildfremde Menschen schüttelten sich auf der Straße die Hände und gratulierten sich zu dem Siege. Aber bald folgte auf diesen Freudentaumel die Ernüchterung. Das Ministerium und die Polizeipräfektur ließen melden, daß nichts Offizielles bekannt sei. Man war das Opfer der Lüge eines Börsenmanövers geworden. Nun brach aber der Unwille des Volkes aus, wilde Volkshaufen drängten herein, alles vor sich hertreibend und niederwerfend. Das eiserne Gitter der Börse wurde niedergerissen und die Pulte der Wechselagenten zertrümmert. Die Regierung versprach, die Urheber der falschen Nachricht zu bestrafen und in Zukunft jede Nachricht, ob gut oder schlecht, unverzüglich mitzuteilen. Und wirklich verkündet sie nach den schweren Niederlagen bei Wörth und Spichern am 7. August: „Mac Mahon hat eine Schlacht verloren, Frossard ist an der Saar genötigt worden, sich zurückzuziehen", tröstet aber auch zugleich, indem sie sagt: „Der Rückzug vollzieht sich in guter Ordnung. Es kann noch alles wieder ins rechte Geleise kommen." In einer weiteren amtlichen Depesche heißt es sodann: „Die Truppen um Metz sind in ausgezeichneter Stimmung, drei volle Armeekorps waren noch gar nicht beteiligt, die Verluste des Feindes sind sehr beträchtlich, es vollzieht sich eine rückwärtige Bewegung zum Zweck der Konzentration." Im „Journal officiel" macht Ollivier auf die großen Vorteile aufmerksam, „wenn der Feind auf französischem Boden eine Schlacht anbieten wolle". In einer Proklamation der Minister an das französische Volk liest man: „Einige unsrer Regimenter sind erlegen. Die ganze Armee ist noch nicht besiegt. Derselbe Hauch von Unerschrockenheit beseelt sie noch immer. Es wäre ein Verbrechen, nur einen Augenblick an der Wohlfahrt des Vaterlandes zu zweifeln."

Nach den Niederlagen bei Colombey, Mars la Tour und Bionville, bei Gravelotte und St. Privat (14. bis 18. August) verbarg man wiederum, während doch in allen Ländern Europas diese Siege der Deutschen

Digitized by Google

bekannt waren, den Kammern und dem Volke die Gefahr des Landes und glaubte durch fortgesetztes Lügensystem zum Ausharren im Kriege ermutigen zu können. So meldet Napoleon am Abend des 14. August nach Paris: „Die preußischen Truppen, die Bazaines Abzug hindern wollten, sind nach vierstündigem Kampfe bei Longeville mit großen Verlusten zurückgeschlagen worden." Im „Journal officiel" feiert die Regierung die Bedeutung des „großen Sieges" in der lächerlichsten Weise. Der „Constitutionnel" betrachtet den endgültigen Sieg Frankreichs als eine ausgemachte Sache und erklärt: Der Sieg ist „der Anfang der Revanche". Der „Gaulois" sagt voraus, daß in drei Tagen die Preußen eine schreckliche Niederlage erleiden würden. Die „France" findet es klug, daß Bazaine die Zeit zu Hilfe nimmt, während der Feind sich täglich weiter von der Basis seiner Operationen und Verpflegung engagiert. „Schon," sagt sie, „findet er große Schwierigkeiten auf dem Marsche, Krankheiten verbreiten sich im Heere. Unter diesen Umständen ist eine Schlappe für ihn mehr als eine Schlappe, es würde eine Auflösung werden. Der Verzug des Schlages macht denselben zu einem entscheidenden." Am 16. August erklärte der Nachfolger des gestürzten Ollivier, Palikao, im Gesetzgebenden Körper: „Es hat keine eigentliche Schlacht, es haben nur Teilkämpfe stattgefunden, infolge deren die Preußen genötigt wurden, die Rückzugslinie des französischen Heeres aufzugeben." Am 17. August meldet Bazaine offiziell: „In der Schlacht bei Vionville und Doncourt wurde der Feind zurückgeworfen," in einer zweiten Depesche heißt es: „Bei Gravelotte sind wir im Vorteil gewesen, freilich sind unsre Verluste groß." Am 18. August berichtet er über die Schlacht bei Mars la Tour: „Wir haben überall unsre Positionen aufrechterhalten und dem Feinde bedeutende Verluste beigebracht. Um 8 Uhr abends war der Feind auf der ganzen Linie geworfen." Ja, das „Journal des Débats" schreibt: „Der Sieg ist ungeheuer, die Preußen sind verloren, wenn sie unter die Kanonen von Metz gedrängt werden können!" Die „France" sagt: „Für uns ist es ein großes Glück, daß wir erst einige Schlappen erlitten haben. Unsre Niederlagen haben uns gerettet. Die Vorsehung wollte nicht, daß der unverzeihliche Fehler für unser Land nicht wieder gutzumachen wäre." Von Bazaine wird das stolze Wort berichtet: „Wenn ich genötigt bin, am 20. eine Schlacht zu liefern, werde ich die Preußen schlagen, kann ich bis zum 25. warten, werde ich sie vernichten." Am 18. August gibt Palikao im Gesetzgebenden Körper die Erklärung ab: „Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze lauten gut, die Preußen ersuchen um einen Waffenstillstand. Das ganze Kürassierkorps Bismarck ist vernichtet. Eine preußische Depesche spricht nur von einem Kampf, nicht aber von einem Sieg, sonach müssen die Preußen eine Niederlage erlitten haben." Am 19. verkündet der „Gaulois" in großer Schrift zwei glänzende Siege bei Doncourt und Gravelotte: „Unser Herz ist voll Freude, daß sich bestätigt, was wir voraussagten. Jetzt nehmen wir Revanche für die ersten Niederlagen. Prinz Friedrich Karl ist schwer verwundet, eine Amputation ist nötig. Ja, Frankreich hat einen großen Feldherrn an der Spitze seiner Armeen. Wunderbar ist die Ruhe des

Digitized by Google

Siegers. Er hat einen ganzen Tag darüber vergehen lassen, bevor er seinen großen Sieg meldete. Er hat gewollt, daß nichts die gute Nachricht bei seinem Bekanntwerden trüben könnte." Die „France" sucht ihren Lesern glaubhaft zu machen, daß die Preußen am 14. und 16. August 80 000 Mann verloren hätten und daß die Armee von Friedrich Karl desorganisiert sei. Der „Constitutionnel" betrachtet den Feldzug Preußens schon jetzt als gescheitert, die Preußen hätten schon an 200 000 Mann verloren. — Noch am 20. August, zwei Tage nach der Schlacht bei Gravelotte, nachdem 30 Stunden keine offizielle Mitteilung in Paris ausgegeben worden war, dementiert Palikao jedes Gerücht von einem Siege der Preußen, in Wahrheit sei der Feind in die Steinbrüche von Jaumont geworfen worden. Und gleich darauf verkünden große Plakate in Paris, eine preußische Armee von 100 000 Mann sei auf eine Fläche in den Steinbrüchen von Jaumont gelockt worden, die künstlich ausgehöhlt und mit Balken gestützt worden sei; die ahnungslosen Preußen seien in die Gruben gestürzt und durch den Fall und die Kanonen der Franzosen zu Brei zermalmt worden.

Trotz dieser Mitteilungen rief doch das Ausbleiben weiterer Nachrichten vom Hauptquartier Beunruhigung hervor, und es verbreitete sich das Gerücht, Bazaine habe eine Schlacht verloren. Und diese Beunruhigung wich nicht, obgleich ein Minister im Senat die Mitteilung machte: „Nach achtundvierzigstündiger Pause teilt Bazaine mit, daß nach neunstündigem Kampf der Feind zurückgedrängt ist," und obgleich die der Regierung nahestehenden Blätter am 24. August von einem „großen Sieg am 18. August" sprechen. Selbst als der Abgeordnete der Opposition, Gambetta, im Gesetzgebenden Körper rügte, daß die Regierung über die große Schlacht am 18. August, über die ganz Europa aufs genaueste unterrichtet sei, Stillschweigen bewahre, und verlangte, die Wahrheit zu erfahren, erklärte die Regierung, noch keinen offiziellen Bericht erhalten zu haben. Endlich, am 26. August, meldet der Minister des Innern im Gesetzgebenden Körper, der Feind setze seinen Marsch auf Paris fort, und eine Belagerung stehe bevor. Was also alle Welt wußte, wurde acht Tage lang verheimlicht und das französische Volk durch falsche Nachrichten fortgesetzt getäuscht. Während dieser ganzen Zeit verbreiten dagegen die französischen Zeitungen die unglaublichsten Gerüchte über den Zustand der preußischen Armeen und über die wirtschaftliche Not in Deutschland, um die Stimmung des Volkes zu heben. Sie erzählen, die Heere seien dezimiert; epidemische Krankheiten wüten in ihnen; wenn der Krieg nur noch wenige Wochen dauere, seien die Preußen unrettbar verloren. Alle waffenfähigen Mannschaften seien bereits eingezogen, in Schlesien fehle es so an Männern und Pferden, daß die Ernte nicht geschnitten werden könne; in Deutschland sei Hungersnot, das Brot koste statt 8 Silbergroschen jetzt einen Taler, Haufen von Menschen hätten vor dem Palais Bismarcks Brot verlangt und schließlich die Fensterscheiben zertrümmert.

Auch nach den Schlachten bei Beaumont und bei Sedan bringen die Pariser Zeitungen die gewöhnlichen Siegesnachrichten ohne Sinn und Verstand, und auch die Regierung setzte ihr bisheriges Lug- und Trugsystem fort. Ja,

Digitized by Google

bis zum Ende des Krieges wurde die französische Nation über ihre Geschicke in der verderblichsten Täuschung erhalten und ist nie zur rechten Würdigung der Sachlage gekommen.

Gewiß wird in jedem Kriege, bei allen Völkern, und wenn sie noch so wahrheitsliebend sind, in den Kriegsberichten manches verschwiegen. Aber Aehnliches wie das, was die Kriegsnachrichten unsrer Feinde 1870/71 und vor allem jetzt geboten haben, ist sonst nirgends zu finden. Ein Volk, welches vom Geist der Verlogenheit geleitet wird und mit dem Heiligsten ein frivoles Spiel treibt, bietet ein entwürdigendes Schauspiel dar. Wir Deutsche aber sind stolz darauf, daß wir einer Nation angehören, deren Moral sich als makellos gezeigt hat. Wir lassen uns durch Worte nicht beugen, wir werden den uns aufgezwungenen Kampf entschlossen weiter kämpfen und sind fest überzeugt, daß der Reinheit unsrer Sache der endgültige, völlige Sieg nicht fehlen wird.

Literarische Berichte

Georg Ebers' ausgewählte Werke. Zehn stattliche Bände in Leinen geb. M. 40.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

In Hunderttausenden von Exemplaren sind Ebers' Romane in die Welt gegangen und haben, unberührt von den vielfachen Wandlungen des literarischen Geschmacks, eine sich immer wieder ergänzende Gemeinde treuer und dankbarer Leser gefunden. Der große, ständige Erfolg legte den Gedanken nahe, für diejenigen, die des Dichters bekannteste und bedeutendste Romandichtungen in schöner, einheitlicher Ausstattung besitzen möchten, eine Auswahl zu schaffen. Diese liegt jetzt vor: sie umfaßt zehn Bände, die in ihrem vornehmen Einband, dem klaren, schönen Druck auf gutem Papier schon äußerlich einen Schmuck für jede Bücherei darstellen. Was ihren Inhalt betrifft, so bürgt der Umstand, daß die Hinterbliebenen des Dichters die Auswahl trafen, dafür, daß sie auch in seinem Sinne getroffen ist. Und wir finden hier in der Tat all die Werke vereinigt, die dem Namen Ebers seinen starken, guten Klang verschafft haben und die den weiten Umfang seines Stoffgebiets wie den Gang, den seine dichterische Entwicklung genommen hat, am treffendsten bezeichnen. Die Hälfte dieser zehn Bände enthält Romane aus der ägyptischen Geschichte („Eine ägyptische Königstochter", „Uarda", „Die Schwestern", „Der Kaiser", „Homo sum"), vier andre („Die Gred", „Ein Wort", „Barbara Blomberg", „Die Frau Bürgemeisterin") führen uns auf nordischen, heimatlichen Boden, der letzte enthält die Autobiographie, die Ebers unter dem Titel „Die Geschichte meines Lebens" veröffentlicht hat. Es war ein glücklicher Gedanke, diese Autobiographie den Romanen gleichsam als Epilog beizufügen. Sie liest sich kaum weniger spannend, sicherlich nicht weniger ergreifend als ein Roman. Eine schöne, sonnige Kindheit, eine reiche, übermütig frohe Jünglingszeit, der dann durch schweres körperliches Leiden ein frühes Ende bereitet wurde, die ersten Jahre eines in ernster, konzentrierter Arbeit sich sammelnden Mannesalters ziehen hier an uns vorüber und mit ihnen jene Jahrzehnte der deutschen Geistes- und Weltgeschichte, die das Werden des Deutschen Reiches vorbereiteten und heraufführten. Mehr denn je werden gerade heute auch diese Lebensbekenntnisse dankbare und ergriffene Leser finden!

Der Krieg und die deutsche Kunst. Von Momme Nissen. Freiburg i. Br., Herdersche Buchhandlung. M. 1.—.

Der schonungslose Kampfruf, den hier ein deutscher Maler und Schriftsteller gegen den Druck künstlerischer Fremdherrschaft erhebt, wird weiten Widerhall finden. Die Schrift ist nicht nur eine Aufdeckung der Zusammenhänge, durch welche die deutsche Kunst in die verderblichen Bahnen des Futurismus und Kubismus gelenkt worden ist, nicht nur eine nachdrückliche Abrechnung mit der Malerei von Paris, sondern sie stellt auch dem Entarteten das Lebenskräftige gegenüber, entwickelt in drei Hauptgruppen, als Heimatkunst, Heldenkunst und Gotteskunst, das Wesen der deutschen Kunst. Wir müssen wieder gut deutsch sehen und gründlich deutsch denken lernen in der Malerei, das ist das Evange-

Digitized by Google

lium dieser reinen und frischen Schrift, die herzhaft zupackt und wohl geeignet ist, aufwärts zu führen. Hans Zimmer.

Das lustige Büchel der Liller Kriegszeitung. Verlag der Liller Kriegszeitung, Lille; Feldpoststation 403. M. 1.—.

Das schmucke, mit vielen Bildern gezierte Bändchen enthält eine Auslese humoristischer Beiträge, die im Laufe der Zeit in der Liller Kriegszeitung erschienen sind. Was besonders auffällt, ist das Harmlose, Herzerfrischende, das aus allen Beiträgen spricht. Da ist nichts von der Unflätigkeit, mit der uns unsre Feinde in ihren Witzblättern zu beschimpfen suchen.

Mein Dörfl im Krieg. Von Franz Schrönghamer-Heimdal. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 1.80, kart. M. 2.20.

Heimdal hat den Krieg mitgemacht und sich inzwischen auch wieder mal daheim im Dörfl umgesehen, wie er es dort gefunden hat, und wie das gewaltige Weltgeschehen auf die Dörfler gewirkt hat, das erzählt er uns in seinem Buche. Ein schönes Buch, das viel gelesen werden möchte — es gibt Kunde davon, wie hochgemut und gottergeben, wie stark und treu das bayerische Waldbörflein im Weltkrieg war, ein dauerndes Denkmal dörflichen Heldentums in schwerster Zeit.

Liller Kriegszeitung. Herausgegeben von Hauptmann d. L. Höcker. Auslese. Drei Bände. Preis jedes Bandes geb. M. 4.—. Verlag der Liller Kriegszeitung, Lille; Feldpoststation 403.

Mit Bewunderung nimmt man die stattlichen Bände in die Hand, die uns eine Auslese aus der Liller Kriegszeitung bringen: Was hier von im Felde stehenden Soldaten gedacht und geschrieben, was von ihnen gedruckt und herausgegeben ist, legt ein beredtes Zeugnis ab von dem Geist, der im Heere herrscht, von der sittlichen Kraft und der hohen Kultur des deutschen Volkes und unsrer tapfern Truppen. Was an Liedern und Stimmungsbildern im Felde entstanden ist, hart am Feinde, wird bis in die fernsten Zeiten ein Quell reicher Offenbarungen bleiben. Tief zu Herzen sprechend, läßt sich mancher Krieger vernehmen, der sonst vielleicht selten zur Feder gegriffen hat; kluge, warme Dichterworte erklingen, die nicht die Schriftfeder geschaffen hat, sondern das große, heilige Erleben deutscher Soldaten nah beim Tode. Von Erlebnissen in Kampf und Gefahr wird zwar nicht allzuviel erzählt, die Kameraden haben ja dasselbe erlebt, dagegen finden wir Schilderungen einzelner Taten auf Erkundigungsgängen, in Sappen und Laufgräben, namentlich solcher Einzelkampfhandlungen, in denen neben dem soldatischen Todesmut noch andre echt deutsche Herzenseigenschaften offenbar werden. Und noch eines ist es, was aus den vielen Beiträgen hervortritt: Ein wundervoller, zwingender Humor! Den machen uns unsre Feinde auch nicht nach! Wie gesagt, man muß bewundern, was in der Liller Kriegszeitung geleistet worden ist, und wir können allen unsern Lesern nur dringend empfehlen, sich die Auslese anzuschaffen. Sie fördern damit außerdem auch das Unternehmen: Der klingende Gewinn, den sie dem jungen Kriegsverlag einbringt, dient dazu, die Zeitung an sämtliche Truppen der Armee des Kronprinzen Rupprecht kostenlos zu verteilen. Bestellungen durch Feldpostanweisung sind an die Liller Kriegszeitung, Feldpoststation 403, zu richten.

Kriegsepigramme. Denkzettel für England und sein Gefolge. Von Dr. Schaube-Brieg, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H. 1916. Geb. M. 3.50.

Die meisten dieser streitbaren Epigramme richten sich gegen unsre erbittertsten Feinde, gegen die Engländer; es sind vier „Reihen", während den Franzosen, Russen und Italienern je eine „Reihe" gewidmet ist. Daran schließen sich noch „Denkzettel für das Entente-Ensemble" nnd „Xenien für allerhand Neutrale" (Spitteler, Hodler, Wilson usw.). Die Töne dieser Kriegsepigramme sind ihrem Inhalt entsprechend sehr verschieden: satirisch, sarkastisch, ironisch; alle scharf zugespitzt, verraten sie eine mannhafte Gesinnung und Siegeszuversicht. Sie kämpfen in ihrer Weise gegen die Feinde unseres Volks und zeichnen sich durch ihre Eigenart vor andern Kriegsgedichten aus.

E. M.

Griechenland. Landschaften und Bauten. Schilderungen deutscher Reisender. Herausgegeben von Ernst Reisinger. Mit 88 Vollbildern. Leipzig, Insel-Verlag. Preis M. 4.—.

„Griechenland wird in einer Zeit, wo Italien die Liebe der Deutschen mit Undank lohnt, das Reiseziel vieler werden, denen der Süden eine stete Sehnsucht bleibt." Wie eine Vorahnung der in diesem Satze ausgesprochenen Tatsache berührt es uns heute, daß kurz vor Ausbruch des Weltkriegs die Reisen Deutscher nach Griechenland und deutsche Bücher über das heutige Griechenland sich rasch mehrten. Wohl die letzte größere Veröffentlichung dieser Literatur vor dem Krieg waren Josef Pontens „Griechische Landschaften"; aufs trefflichste wird dies Werk ergänzt durch das soeben erschienene Buch von Reisinger. Hat Ponten, über den R. selbst ein unberechtigt schroffes Urteil fällt, vor allem die griechische Land-

Digitized by Google

schaft auf Grund ihres geologischen Aufbaus und daneben das griechische Volksleben von heute geschildert, so setzt nun Reisingers Buch mit den Abbildungen gleichsam in die Landschaft die Baudenkmäler aus Altertum und Mittelalter hinein und gibt im Textteil, vor allem in der von dem Herausgeber selbst herrührenden Einleitung: „Griechenland im Mittelalter und zur Neuzeit. Seine Wiederentdeckung durch Reisende," einen trefflich orientierenden Ueberblick über die Schicksale des viel heimgesuchten Landes vom Ausgang des Altertums bis in die Gegenwart. Daran schließt sich eine feinsinnige Auswahl aus den Schilderungen deutscher Reisender und Gelehrter, die als Ganzes ein inhalt- und farbenreiches Bild griechischer Landschaft und Volksart ergibt. Fallmerayer, Fr. Th. Vischer, Hettner, Furtwängler, Birt seien unter den Gelehrten, Geibel, Hoffmannsthal, Isolde Kurz unter den Dichtern genannt, die in dieser Auswahl zu Wort kommen. —y—

Der Krieg und das Schicksal der Kirchen Frankreichs. Von Jos. Löhr, Dr. theol., jur. et phil. Köln, Bachem. 44 S. M. 1.40.

Welche schreckliche Anklagen gegen das deutsche Volk hauptsächlich wegen der angeblichen Vernichtung von französischen Gotteshäusern erhoben worden sind, ist bekannt genug. Da kommt nun ganz zur passenden Zeit ein Buch, das mit Tatsachen belegt, daß Hunderte von Kirchen Frankreichs schon vor dem Kriege dem schlimmsten Verfall preisgegeben worden sind. Und weshalb sind diese Tatsachen unwiderleglich? Weil der Abgeordnete Barrès, Mitglied der französischen Akademie, kurz vor dem Kriege 1914 ein Buch unter dem Titel „La grande pitié des églises de France" hat erscheinen lassen, das diese Tatsachen enthüllt hat. Nun weist Löhr, der jetzt Festungsgarnisonspfarrer in Metz ist, nach, mit welchem Unrecht dieser Zustand vieler Gotteshäuser Frankreichs herbeigeführt worden ist und die Schuld davon auch noch den Deutschen aufgebürdet werden sollte. Er hat sich großen Dank verdient.

Ed. König.

Arnolds Kriegsflugblätter der Liller Kriegszeitung. Album mit hundert Zeichnungen. Verlag der Liller Kriegszeitung, Lille; Feldpoststation 403. M. 5.—.

Arnolds Humor ist von außerordentlicher Kraft und Vielseitigkeit, dabei frei von Haß und Verleumdung des Gegners. Mit großem Geschick weiß er in seinen drolligen Bildern das Wesentliche in den Erscheinungen herauszuheben, und über allem waltet ein kerngesunder, befreiender Humor. Diese Blätter geben uns nicht mehr frei, mit immer neuer Freude kehren wir zu ihnen zurück, und je öfter wir sie betrachten, desto größeren Reichtum erschließen sie uns. Sehr wohltuend berührt es, daß die Blätter wohl frischfröhliche Angriffslust, aber keine blinde Gehässigkeit atmen, daß sie keine gemalten Haßgesänge, sondern völkerpsychologisch interessante Charakterstudien sind.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Anzengruber, Ludwig, Allerhand Humore. Feldausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 50 Pf.

Baumgarten, Otto, Politik und Moral. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 3.—.

Benedix, Hans Erich, In England interniert. Eine Geschichte des Gefangenenwesens in England von Kriegsbeginn bis zum Frühjahr 1916. Gotha, F. A. Perthes. M. 1.—.

Biese, Alfred, Die deutsche Seele im Spiegel deutscher Dichtung als unbesiegbare Macht. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 80 Pf.

Bode, Wilhelm, Der weimarische Musenhof 1756 bis 1781. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.25.

Bornhak, Conrad, Der Wandel des Völkerrechts. Berlin, Carl Heymanns Verlag. M. 2 —.

Brunnemann, Erich, Der Meistertrunk. Eine Rothenburger Geschichte aus dem Dreißigjähr. Kriege. Rostock i. M., Carl Hinstorffs Hofbuchdruckerei. Geb. M. 1.50.

Carlyle, Thomas, Historical and Political Essays Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Geheftet M. 1.60.

Carlyle, Thomas, On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Geh. M. 1.60.

Chiavacci, Vincenz, Aus der stillen Zeit. Wiener Roman. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.40.

Cohen, Hermann, Religion und Zionismus. Ein Wort an meine Kommilitonen jüdischen Glaubens. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. 30 Pf.

Der Jude. Eine Monatsschrift. I. Jahrgang Heft 5 und 6. Berlin/Wien, R. Löwit Verlag, à M. 1.—.

Digitized by Google

Deutsche Volkskraft nach zwei Kriegsjahren. Vier Vorträge, herausgegeben vom Bund deutscher Gelehrter und Künstler (Kulturbund). Leipzig, B. G. Teubner. 60 Pf.

Die Güldenkammer. Norddeutsche Monatshefte. September 1916. Bremen, Verlag Kaffeehaag. 50 Pf.

Ein Wort an die unten und die oben von einem deutschen Sozialdemokraten. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 30 Pf.

Fritzsche, Curt, Die Einheitsschule. Dresden und Leipzig, Globus, Wissenschaftl. Verlagsanstalt. M. 1.50.

Fulda, Ludwig, Amerika und Deutschland während des Weltkrieges. Dresden u. Leipzig, Globus, Wissenschaftl. Verlagsanstalt. M. 1.20.

Gallipoli. Der Kampf um den Orient. Von einem Stabsoffizier. Berlin, Verlag August Scherl G. m. b. H. Geh. M. 1.—.

Greinz, Hermann, Tiroler Bauern anno 1915. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Habermann, Wilhelm, Aland. Schwedische Stimmen über die militärpolitische Bedeutung der finnischen Inselgruppe. München, Duncker & Humblot. M. 2.—.

Harnack, Adolf v., An der Schwelle des dritten Kriegsjahrs. Rede. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 40 Pf.

Hirsch, Prof. Dr. J., Krieg und Ethik. Vortrag. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. 75 Pf.

Janell, Prof. Dr. Walther, Kriegspädagogik. Berichte und Vorschläge. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H.

Jolles, André, Ausgelöste Klänge. Briefe aus dem Felde über antike Kunst. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Geb. M. 2.50.

Koepper, Gustav, Alfred Krupp. Leipzig, Hesse & Becker. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.—.

Kriegsgeographie. Bearbeitet von Herausgebern der E. v. Seydlitzschen Geographie. Leipzig, Ferdinand Hirt. M. 1.50.

Kriegswirtschaftliche Zeitfragen, Heft 2/3: Bevölkerungspolitik nach dem Kriege. Nahrungsspielraum und Volkswachstum in Deutschland. Von Prof. Dr. Paul Mombert. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 2.40.

Linnebach, Karl, Karl und Marie v. Clausewitz. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern. Berlin, Martin Warneck. Geb. M. 8.—.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1917. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. M. 2.—.

Münch-Born, Dr. Ph., Wenn du den Frieden willst, Bereite den Frieden vor! Leipzig, Verlag Oskar Born.

Mutius, Gerhard v., Die drei Reiche. Ein Versuch philosophischer Besinnung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 4.—.

Oesterreichisch-ungarisches Rotbuch. Diplomatische Aktenstücke. Wien, Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung. M. 1.—.

Ohr, Wilhelm, Der französische Geist und die Freimaurerei. Leipzig, Verlag K. F. Köhler. Geh. M. 3.50.

Orchelly, R. L., War Cartoons by A. M. Carp. The Continental Times Company, Berlin W 50.

Ostwald, Wilhelm, Monistische Sonntagspredigten. V. Reihe. Leipzig, Verlag Unesma G. m. b. H. M. 1.—.

Presber, Rudolf, Die Brücken zum Sieg. Kriegsgedichte. Mit Zeichnungen von Lutz Ehrenberger. Berlin SW, Dr. Eysler & Co. G. m. b. H. Geb. M. 4.50.

Reich, Albert, Mit meinem Corps durch Serbien. Berlin—München, Verlag R. Oldenbourg. Geh. M. 3.60, geb. M. 4.80, in Leinen M. 5.20.

Ripke, Axel, Der Koloß auf tönernen Füßen. Gesammelte Aufsätze über Rußland, München, Verlag J. F. Lehmann. M. 2.50.

Schleicher, Berta, Malwida v. Meysenbug. Ein Lebensbild zum hundertsten Geburtstag der Idealistin. Berlin, Schuster & Löffler. M. 5.—.

Sebastian, Paul, Die Beziehungen zwischen vegetarischer und Unterernährung. Dresden und Leipzig, Globus, Wissenschaftliche Verlagsanstalt. Geh. M. 1.50.

Simon, Der Weltkrieg und die Judenfrage. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.20.

Stavenhagen, Dr. Kurt, Die Kriegsziele des Großrussentums und der Fremdvölker Rußlands. Charlottenburg, Ostlandverlag G. m. b. H. Geh. M. 1.—.

Unthan, C. H., Ohne Arme durchs Leben. Karlsruhe, Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. M. 1.50.

Wagner, Prof. J. — Ph. Wagner, Weizen und andere Brotfrucht unter dem Kriegseinfluß. Dresden und Leipzig, Globus, Wissenschaftliche Verlagsanstalt. Geh. M. 1.20.

Weißen Blätter, Die. Eine Monatsschrift. 3. Jahrgang. 8. Heft. August 1916. Zürich. Rascher & Cie. M. 2.—.

Wien, Alfred, Liebeszauber der Romantik. Mit zahlreichen Bildnissen. Berlin, Mittler & Sohn. Geh. M. 6.50, geb. 8.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Die Freiheit der Meere als wichtigste Garantie für einen dauernden Frieden

Von

C. Dumba, österreichisch-ungarischer Botschafter a. D.

Es wäre Wahnsinn, zu bestreiten, daß alle in den Krieg verwickelten Völker von tiefer Friedenssehnsucht erfüllt sind. In beiden Lagern ist man sich indessen darüber klar, daß die unermeßlichen Opfer an Gut und Blut, an materiellen und Kulturwerten, welche der mehr denn zweijährige Krieg kostet, vergeblich gebracht würden, falls sie nicht zu einem dauernden, auf lange Zeit gesicherten Frieden führen. Die leitenden Staatsmänner sowohl als unverantwortliche Politiker hüben und drüben sprechen denn auch von Garantien für einen dauernden Friedenszustand, versäumen aber stets, auszuführen, worin diese Garantien bestehen sollen. Zum Beginne des gewaltigen Ringens, an dem England auf dem Kontinente zunächst nur mit seinem kleinen Berufsheere teilnahm, wurde das Schlagwort von der „Vernichtung des preußischen Militarismus" geprägt, von dessen Joche das deutsche Volk befreit werden müsse. Die Zertrümmerung Deutschlands, das Aufhören der preußischen Hegemonie, die Absetzung der Dynastie Hohenzollern, welche den militärischen Eroberungsgeist zu ihrem Lebensprinzipe erhoben habe, parallel damit die Abtretung des linken Rhein- und des rechten Oderufers, Entwaffnung des deutschen Heeres, Herausgabe der deutschen Kriegsflotte und finanzieller Ruin Deutschlands durch Auferlegung einer ungeheuren Kriegsentschädigung wurden als die unerläßlichen Schutzmaßregeln gegen die Wiederkehr eines neuen „Ueberfalles durch den räuberischen Nachbar" bezeichnet. Die militärischen Niederlagen der Entente, welche dem britischen Volke das verhaßte kontinentale System der allgemeinen Wehrpflicht aufzwangen, setzten jedoch jenes Schlagwort von der Vernichtung des preußischen Militarismus außer Kurs. Angesichts der gesamten ungünstigen Kriegslage mußten selbst die phantasiereichen Wortführer der Entente viel Wasser in ihren Wein gießen. Immerhin forderte noch vor kurzem Herr L. Barthou

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

militärische (?) und finanzielle (?) Garantien für die Aufrechterhaltung des durch den Frieden wiederherzustellenden Rechtszustandes. Darunter verstand er die Freigebung Belgiens und der von Deutschland besetzten nördlichen Departements Frankreichs, ferner die Wiederabtretung von Elsaß und Lothringen sowie den Wiederaufbau dieser vom Kriege schwer heimgesuchten Gebiete. Allein, so sehr auch die beiden Westmächte ihre Forderungen einschränkten, so fehlt noch immer jede konkrete Andeutung über Natur und Umfang der auszubedingenden Garantien.

Leider vermissen wir auch auf seiten der Zentralmächte eine offene und zielbewußte Aussprache der verantwortlichen Stellen über die von ihnen angestrebten Garantien für einen dauernden Frieden. Da unserseits ein reiner Defensivkrieg geführt wird, so war für Deutschland und Oesterreich-Ungarn — mit Ausnahme der Erstickung der serbischen Aufwiegelungsbestrebungen — kein andres positives Kriegsziel gegeben als das der Sicherung unsrer staatlichen Existenz und territorialen Integrität. Zu letzterem Zwecke müssen wir auf gewissen, vom strategischen Standpunkte notwendigen Grenzberichtigungen und Gebietserwerbungen bestehen. Ich begnüge mich, hier auf das Problem der künftigen Stellung Belgiens, dessen Neutralität sich als unhaltbar erwiesen, und die große Bedeutung Antwerpens für den deutschen Außenhandel hinzuweisen. Seine Exzellenz Dr. Dernburg berührte im Laufe seiner Preßkampagne in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wiederholt in Wort und Schrift dieses heikle Thema. Er deutete an, daß zwar belgisches Gebiet nicht annektiert werden solle, daß aber Deutschland sich besonders direkte Verbindungen mit dem wichtigsten europäischen Hafen des Atlantischen Ozeans und die Sicherheit verschaffen müsse, daß dieses Ausfallstor nach dem Westen dem deutschen Handel unter günstigen Bedingungen stets offen bleibe.

Wohl noch schwieriger ist die Lösung der polnischen Frage, wobei rein militärische Erwägungen mit nationalen und historischen Momenten in Einklang zu bringen sind. Da wir aber den Krieg nicht Polens wegen oder für die Polen, sondern zur Sicherung unseres staatlichen Bestandes führen, so muß die Rücksicht auf dieses letztere Ziel vorhalten und alle andern Momente, namentlich Gefühlsmomente, in den Hintergrund drängen.

Endlich obliegt uns auch noch die Neugestaltung der Balkankarte zugunsten des nunmehr ausschlaggebenden bulgarischen Staatsfaktors bei gleichzeitiger bleibender Ausschaltung der serbischen Gefahr. Es wäre ein großer Fehler, aus innerstaatlichen, um nicht zu sagen staatsrechtlichen Motiven zu übersehen, daß die serbischen Umsturzbestrebungen den äußeren Anlaß, wenn auch nicht den innersten Grund zur Entfachung des fürchterlichen Weltbrandes bildeten. Mögen wir uns daher davor hüten, hier nicht volle Arbeit zu tun, das Feuer unter der Asche glimmen zu lassen, den Seuchenherd nicht ganz und radikal zu sanieren.

Nach meiner Ansicht sollten die verantwortlichen Regierungen durch Zulassung, ja sogar Hervorrufung der publizistischen Diskussion dieser Probleme

Digitized by Google

die öffentliche Meinung aufklären und in ihr die nötige Rückendeckung für die hochwichtigen Entscheidungen, die ihrer harren, suchen.

Abgesehen von territorialen Garantien, wird von manchen Seiten, die meistens der liberalen oder sozialdemokratischen Partei nahestehen, das Postulat allgemeiner, international zu vereinbarender Entwaffnung aufgestellt, welche im Zusammenhang mit verpflichtenden Einrichtungen internationaler Schiedsgerichtsbarkeit das neue Millennium dauernden Friedens inaugurieren soll. Jenes Postulat ist leider immer noch in das Reich großmütiger Utopien zu weisen. Der allgemeine, finanzielle Niedergang mag allerdings das Tempo der Neubewaffnung und des Ersatzes der verbrauchten Kriegsrüstung verlangsamen. In der physischen und moralischen Erschöpfung der gegenwärtigen wehrhaften Generation liegt aber wohl die einzige wirksame Gewähr gegen den baldigen neuerlichen Ausbruch eines Weltbrandes. Auch dies gilt nur von den höher entwickelten Kulturstaaten, welche sich von Kriegsschäden nicht so bald erholen als wie primitive Ackerbaustaaten. Ein merkwürdiges Beispiel unverbrauchter Stoßkraft und unzerstörbarer nationaler Lebenskraft bietet uns in dieser Beziehung das junge Bulgarien, welches in erstaunlich kurzer Zeit die schweren Verluste der beiden Balkanfeldzüge zu überwinden vermochte.

Was die Forderung internationaler Schiedsgerichtsbarkeit mit obligatorischem Charakter anbelangt, so zeigt die bisherige Erfahrung bis zur Evidenz, daß die Haager Institutionen und ähnliche, selbst mit bindendem Charakter ausgestattete Einrichtungen bloß zur Austragung kleinerer Streitfälle von vorwiegend juristischer Natur taugen, während sie bei Beilegung großer, die Lebensinteressen der Streitteile berührenden Konflikte regelmäßig versagten. Aus diesem Grunde bildete sich in Nordamerika unter dem Vorsitze des früheren Präsidenten Taft ein Verein, welcher den Zusammenschluß der für das obligatorische Schiedsgericht gewonnenen Staaten zu einem Schutz- und Trutzbunde anstrebte. Die vereinigten Land- und Seestreitkräfte desselben sollen die Durchführung eines eventuell zu fällenden Schiedspruches, falls nötig, mit Waffengewalt erzwingen. Es ist eigentümlich, daß ein hervorragender Jurist und Richter gleich Taft das Unlogische einer Schöpfung übersieht, welche einen Krieg durch Androhung eines größeren Krieges verhüten will. Doch geht die Abneigung des amerikanischen Volkes gegen jeden Krieg so weit, daß auch Wilson in einer seiner Wahlreden, worin er die Möglichkeit einer Friedensvermittlung seinerseits in Aussicht stellte, auf diese internationale Friedensgarantie, welche einen künftigen Friedensbruch unter schwere völkerrechtliche Kollektivstrafe stellt, anspielen zu sollen glaubte. Trotz des Beifalls Lord Edward Greys müssen wir als nüchterne Realpolitiker von dieser Garantieforderung absehen.

Hingegen möchte ich mich hier eingehender mit einem Postulat beschäftigen, welches des Beifalls nicht nur unsrer Gruppe, sondern auch aller neutraler Staaten sicher ist und den eigentlichen Gefahrpunkt für den künftigen Frieden trifft. Es ist die Forderung der Wiederherstellung der Freiheit der Meere. Ohne deren Erfüllung kann von einem wirklichen, auf viele Jahre gesicherten

Digitized by Google

Frieden, welcher den erschöpften Völkern die Möglichkeit der wirtschaftlichen Wiedergeburt und normaler Entwicklung gibt, nicht die Rede sein. Wir stünden vor einem Waffenstillstande, welcher jeden Augenblick durch das seegewaltige England zerrissen werden könnte. Das Problem läßt sich daher noch anders formulieren, nämlich als das der Beseitigung der jetzt allmächtigen Seetyrannei Großbritanniens und der Schaffung von Garantien für den ungehinderten Betrieb des legitimen Seehandels im Kriege. In welcher Weise kann dieses Erfordernis Erfüllung finden?

Von einer Seite wird betont, daß Großbritannien durch sein weltumspannendes Netz von befestigten Flottenstützpunkten und Kohlenstationen zum absoluten Herrn des Mittelländischen und Roten Meeres sowie des Atlantischen und Indischen Ozeans geworden sei; daß es schon im Frieden die gesamte Seeschiffahrt beherrsche, da es durch die einfache Verweigerung von Kohlenabgabe den überseeischen Handel der Seemächte lahmlegen könne. Das einzige Mittel, diese vernichtende Uebermacht Englands zur See zu brechen, sei die Erwerbung einer größeren Zahl von Flottenstützpunkten und Kohlenstationen, verteilt auf verschiedene Meere, durch Englands deutschen Rivalen. Dadurch würde die deutsche Schiffahrt schon im Frieden vom Bezug englischer Kohlen unabhängig; im Kriegsfalle aber fänden die deutschen Handelsschiffe in den neu erworbenen Stützpunkten schützende Aufnahme, während die deutschen Kriegsschiffe, in Anlehnung an die zu schaffenden Arsenale, den deutschen Kolonialbesitz verteidigen könnten.

Diese Lösung krankt daran, daß sie weder dem bestehenden Kolonialbesitz noch der geographischen Lage des Dreiinselreiches genügend Rechnung trägt. Wo soll Deutschland Kohlen- und Flottenstationen erwerben? Es gilt wohl schon als feststehend, daß es darauf verzichten wird, in Ostasien wieder festen Fuß zu fassen; auch dürfte es, im Interesse der Anbahnung guter Beziehungen zur japanischen Vormacht, nicht die Ueberlassung von Stützpunkten im Stillen Ozean anstreben. Anderseits würde der Versuch unsers nordischen Bundesgenossen, sich in Westindien, im Bereiche des Karaibischen Meeres, festzusetzen und dort eine Zwischenstation für seinen bedeutenden südamerikanischen Handel zu gründen, an der Monroedoktrin in ihrer neuesten, auf Sicherung der Panamakanalzone gerichteten Anwendung ein unübersteigliches Hindernis finden. Es bliebe also vor allem die Besetzung eines Hafens an der Ostküste des Atlantischen Ozeans, etwa in Portugal, den Kanarischen Inseln oder Marokko. Deutschland wird voraussichtlich sein Augenmerk auf Rückgewinnung eventuell Erweiterung seines afrikanischen Kolonialbesitzes im Kompensationswege richten. Es hätte daher alles Interesse, sich durch eine Reihe von maritimen Stützpunkten die Verbindung mit Afrika zu sichern. Nun ist es aber klar, daß Großbritannien, dank seiner geographischen Lage, stets die Nordsee abzusperren, den gesamten deutschen Seehandel zu unterbinden vermag. Die deutsche Kriegsflotte, wenn nicht in ihrer Gesamtheit, so doch in ihrer Hauptstärke, müßte zum Schutze der Küsten in den heimischen Gewässern bleiben und könnte den isolierten Flotten-

Digitized by Google

stationen keinen wirksamen Schutz leihen. Letztere würden allerdings als Stützpunkte einzelner deutscher Kreuzer, welche dem Vorbilde der „Emden", der „Möwe" nachstreben, im Kaperkriege unschätzbare Dienste leisten. Allein ohne Hinterland mit militärischen Hilfskräften und der nötigen Mannschaftsreserven entbehrend, würden diese Flottenstationen, getrennt von ihrer heimatlichen Basis, gleich Kiautschau, früher oder später unrettbar verloren gehen. Dasselbe gilt in noch höherem Maße von etwaigen deutschen Stützpunkten im Indischen Ozean. Durch die Erwerbung solcher Stationen scheint also die englische Seeherrschaft nicht bedroht.

Von andrer Seite wird als wirksamstes Mittel hierzu die Eroberung Aegyptens durch die Türkei mit Unterstützung der Zentralmächte und die strenge Neutralisierung des Suezkanals vorgeschlagen. Allein die Eroberung Aegyptens ist bis jetzt ein frommer Wunsch geblieben, und die britischen Seestreitkräfte sind stets imstande, den Suezkanal vom Mittelländischen und Roten Meere aus zu blockieren und so die Bewegungsfreiheit unsrer Flotten aufzuheben.

Der einzige wirksame Schutz gegen die erdrückende britische Suprematie zur See liegt daher einerseits in der Ausgestaltung und technischen Ueberlegenheit der deutschen Flotte, andrerseits in der organisierten Zusammenfassung der maritimen Streitkräfte der neutralen Seestaaten, deren öffentliche Meinung sich bereits gegen die stets zunehmende Vergewaltigung seitens der britischen Uebermacht aufbäumt.

Kein Zweifel, daß die zielbewußte Vermehrung und Perfektionierung der deutschen U-Boote ein wichtiges Moment im Kampfe gegen die britische Suprematie darstellt. In der Voraussetzung jedoch, daß die humanere, mit Präsident Wilson vereinbarte Kampfweise beibehalten wird — wofür meines Erachtens sowohl politische als auch rein menschliche Motive überzeugend sprechen — dürfte die U-Bootwaffe trotz großartiger Erfolge allein nicht den Ausschlag geben. Die durch letztere verursachten Verluste der feindlichen Handelsflotten sind allerdings sehr bedeutend; das dadurch bewirkte Hinaufschnellen der Frachtsätze verteuert in empfindlicher Weise die Kosten der Lebensführung in den Ententeländern; der notwendige Patrouillen- und Ueberwachungsdienst stellt sicherlich an die englische Flotte die höchsten Anforderungen; auch ist die britische Admiralität zur vorsichtigen Schonung ihrer größten Kampfeinheiten, der „Dreadnoughts", gezwungen. Allein in letzter Linie ist deren Bestand — wenn auch in Reserveſtellung — für die Beherrschung der Meere entscheidend. Außerdem besitzt England Deutschland gegenüber eine vielfache numerische Ueberlegenheit an Kreuzern, Zerstörern und Kriegsschiffen mittlerer Größe, abgesehen von der riesigen Handelsflotte, welche teilweise zu Kriegszwecken herangezogen wird. Diese Superiorität, verbunden mit der überaus günstigen geographischen Lage, wird daher England auch in einem künftigen Kriege auf den Aushungerungsplan hinweisen, falls nicht neue Hemmungen den Erfolg des letzteren unwahrscheinlich machen oder ganz ausschließen.

Digitized by Google

Soll daher die Gruppe der Zentralmächte in einem späteren Konflikte nicht abermals der Gefahr der Aushungerung und der Absperrung der wichtigsten Rohstoffzufuhren gegenüberstehen, so müssen in oder neben dem abzuschließenden Friedensvertrage Garantien für die ungehinderte Ausübung des legitimen Seehandels der neutralen Staaten in Kriegszeiten geschaffen werden. Da jedoch die Erfahrung zeigt, daß selbst internationale Uebereinkommen wie die Pariser Seerechtsdeklaration vom Jahre 1856, deren Satzungen seit 60 Jahren zum Gemeingut des Völkerrechtes geworden waren, von den brutalen Beherrschern der Meere wie ein „Fetzen Papier" zerrissen werden, so bleibt den neutralen Seestaaten wohl nur der Ausweg der Selbsthilfe. Allein, ohne Zusammenschluß mit einer Großmacht, sind die mittleren Seemächte Europas wie der Neuen Welt zu schwach, um erfolgreich dem ungeheuren Drucke der britischen Flotten zu widerstehen. Am wirksamsten wäre die Schaffung eines Bundes der Neutralen nach dem Vorbilde der von Kaiserin Katharina im Jahre 1780 ins Leben gerufenen Liga der bewaffneten Neutralität. Damals waren es zunächst die skandinavischen Mächte, welche zur gemeinsamen Abwehr dieser Liga beitraten. Die wiederholten Konferenzen, zu welchen seit Jahr und Tag die Monarchen oder Minister der drei skandinavischen Staaten zusammentreten, führten auch jetzt zur Erkennung der Interessensolidarität derselben und der Notwendigkeit identischer oder gemeinsamer Schutzmaßregeln. Auf der andern Seite scheint auch die Regierung der Vereinigten Staaten nicht mehr gewillt, sich auf zahme papierne Proteste gegen die Knebelung ihres legitimen Handels, die Verletzung der neutralen Post, behufs der Erkundung von Geschäftsgeheimnissen, und die Versuche willkürlicher Boykottierung mit Hilfe der Anlegung von schwarzen Listen zu beschränken. Da der Kongreß den Präsidenten mit Vollmachten zu eventuellen Gegenmaßregeln ausgestattet hat, so ist letzteren eine bequeme Handhabe geboten, das Kabinett von St. James schon durch Androhung von Repressalien zur Milderung seiner seeräuberischen Methoden zu zwingen. Soll aber in Zukunft selbst dem Versuche ähnlicher Uebergriffe seitens Englands vorgebeugt werden, so müßte die einzige neutrale Großmacht, d. h. die nordamerikanische Union, veranlaßt werden, die Führung zu übernehmen und sich mit den seetüchtigen sog. ABC-Mächten Südamerikas, d. h. Argentinien, Brasilien und Chile, zur gemeinsamen Abwehr zu vereinigen.

Der erste Versuch hierzu ging im Monate Januar und Februar 1915 von den ABC-Mächten aus. Dieselben wollten, anschließend an die damals tagende Session der „Panamerikanischen Union", einen Kongreß der neutralen Seemächte unter dem Vorsitze Mr. Bryans einberufen, welcher die Aufgabe gehabt hätte, die wichtigsten Rechte des neutralen Seehandels zu formulieren. Die holländische Regierung erklärte sich sofort bereit, dem geplanten Kongresse beizutreten; kein Zweifel, daß auch Schweden und Norwegen sowie Spanien an demselben teilgenommen hätten. Der Versuch mißlang, weil er verfrüht und weil das amerikanische Staatsdepartement vom trügerischen Wahne befangen war, auch ohne Mitwirkung anderer Regierungen durch diplomatische Unterhandlungen

Digitized by Google

mit Sir Eduard Grey einen annehmbaren Modus vivendi schaffen zu können. Mr. Bryan glaubte seine Absage durch Berufung auf die falsch verstandene Warnung Washingtons vor dem „entanglement with foreign alliances", d. h. den von einem auswärtigen Bündnisse den Vereinigten Staaten drohenden Verwicklungen, begründen zu sollen. Er bewies zu viel, denn es wäre damit logisch jede diplomatische Kollektiv- oder auch nur Parallelaktion für das Staatsdepartement ausgeschlossen.

Die englische Aushungerungsblockade, welche die Zentralmächte zermürben sollte, führte indessen zur schrankenlosen Vergewaltigung der neutralen Seemächte. Im Uniongebiete veranlaßten diese Rechtsbeugungen einen Stimmungswechsel zwar nicht zugunsten Deutschlands, wohl aber gegen England und die Alliierten. Dieser Umstand, sowie der drohende Konflikt mit Mexiko hatten zur Folge, daß selbst die demokratische Administration in Washington die Notwendigkeit verstärkter Rüstungen zur See und zu Land einsah. Der Kongreß ging noch weiter und bewilligte die Mittel für eine sofortige ansehnliche Vermehrung der Seestreitkräfte bei gleichzeitiger Annahme eines großzügigen Flottenprogramms. Gleichviel, ob Mr. Hughes oder Mr. Wilson gewählt wird, es ist bei der Stimmung des amerikanischen Volkes alle Aussicht vorhanden, daß auf dieser Linie zielbewußt fortgearbeitet werde und daß nicht dem ersten beherzten Schritte in der Richtung des Ausbaus der amerikanischen Flotte halbe Maßregeln oder zaghaftes Zuwarten folgen. Hiermit wird aber erst die unentbehrliche Grundlage für das selbstbewußte Auftreten der Unionregierung gegen die britischen Seeübergriffe geschaffen.

Unsrer, der österreichisch-ungarischen und deutschen Diplomatie, entsteht nun die heikle Aufgabe, die Initiative der interessierten neutralen Regierungen zur Anbahnung einverständlichen Vorgehens in diskreter Weise zu unterstützen. Es würde zunächst genügen, wenn die Fäden zwischen einzelnen Regierungen geknüpft, z. B. zwischen Schweden und Nordamerika Schutzmaßregeln zugunsten der Postschiffe vereinbart würden. Die weitere Angliederung würde sich angesichts des allgemeinen, gleich gefühlten Druckes von selbst ergeben.

Gelingt es, den Bund der neutralen Seemächte unter Führung der Vereinigten Staaten von Nordamerika ins Leben zu rufen, so wäre hiermit der erste entscheidende Schritt zur Wiederherstellung der Freiheit der Meere und Vernichtung der britischen Seetyrannei gemacht. Hierin läge aber auch die beste Gewähr für die Dauer des zu gewärtigenden Friedens; denn die Möglichkeit, unsere Gruppe von jeglichem Seeverkehre abzuschließen, unsere Völker auszuhungern, unsere Industrie durch Unterbindung der Rohstoffzufuhr zu vernichten, war ein Haupttrumpf im Spiele der englischen Kriegshetzer. Fällt in Zukunft diese Möglichkeit weg, so fehlt ein wichtiger Anreiz zur Erneuerung eines Kampfes, dessen Chancen auf rein militärischem Gebiete äußerst gering sind.

Dabei macht es keinen großen Unterschied, ob die von der Neutralitätsliga aufgestellten Grundsätze im Friedensvertrage selbst formell aufgenommen werden,

Digitized by Google

oder ob sie, zunächst selbständig proklamiert, durch den darauffolgenden Beitritt unserer Gruppe neue Bekräftigung und erhöhten Wert gewinnen. Die Macht und das Ansehen der Mitglieder des Bundes würden genügen, um die verkannten Regeln des Völkerrechts von neuem zur Geltung zu bringen.

Gottfried Wilhelm Leibniz

(Gestorben 14. November 1716)

Von

Wilhelm Wundt

Als in der Abendstunde des 14. November 1716 Gottfried Wilhelm Leibniz aus dem Leben schied, hatte nicht er mit der Welt, aber die Welt hatte, so schien es, mit ihm abgeschlossen. Ihn beschäftigten bis zuletzt weittragende politische und wissenschaftliche Pläne. Um ihn aber war es einsam geworden. In seinen letzten Monaten war der Sekretär, den man ihm beigegeben, mehr um ihn zu überwachen als ihn in seinen Arbeiten zu unterstützen, sein einziger Verkehr gewesen, und als er begraben wurde, war dieser Mann, den keinerlei Bande der Freundschaft an ihn fesselten, wie sie sonst schon die Gewohnheit des Zusammenlebens zu erzeugen pflegt, der einzige Leidtragende, der seinem Sarge folgte. Niemand von der Hofgesellschaft, kein Geistlicher, keiner seiner hannöverschen Mitbürger gab ihm das letzte Geleit. „Er wurde," wie ein zufälliger Augenzeuge sich ausdrückt, „eher wie ein Wegelagerer begraben, denn als ein Mann, der die Zierde seines Vaterlandes gewesen war."

Einsam zu sterben ist ein gemeines Schicksal, und, das Wort nicht im buchstäblichen, sondern in einem tieferen geistigen Sinne genommen, es ist vielleicht ein häufigeres, als man gewöhnlich annimmt. Aber auf der Höhe seiner Zeit zu stehen, bewundert und geehrt von vielen, einer der Auserwählten zu sein, deren Ruhm die Jahrhunderte überdauert, und dennoch einsam zu sterben, das ist ein Los, das sonst nur denen beschieden ist, die als heldenhafte Kämpfer ihr Werk mit ihrem eignen Leben bezahlen.

Doch solch ein Kämpfer ist Leibniz nicht gewesen, weder nach seinem persönlichen Charakter noch nach der Art seiner Lebensarbeit. Die Zeitgenossen schildern ihn als eine immer gleichmäßig heiter gestimmte, Affekte vorsichtig vermeidende Persönlichkeit, allezeit hilfsbereit, wo man seines Rates bedurfte. Wenn er von sich selbst sagt, er sei stets eher geneigt gewesen, den Ansichten andrer zuzustimmen als zu widersprechen, so liefert sein Briefwechsel ein beredtes Zeugnis für die Wahrheit dieser Selbstcharakteristik, der nur beigefügt werden muß, daß dieser Bereitwilligkeit ein wunderbares dialektisches Geschick zur Seite stand, mit dem er dem fremden Gedanken eine Wendung zu geben wußte, durch die

Digitized by Google

er ihn seinen eignen Ueberzeugungen anpaßte. Nicht minder lagen aber die Gebiete, denen seine Arbeit gewidmet war, nach unsern heutigen Anschauungen zwar nicht dem Streit der Meinungen überhaupt, wohl aber jener erbitterten Form dieses Streites fern, wie sie etwa entgegengesetzte Glaubensüberzeugungen begleitet. Er ist der große Mathematiker, der daneben mit lebendigem Interesse an den Fortschritten der Naturwissenschaft teilnimmt, selbsttätig vor allem an denen der mathematischen Physik, während er außerdem in wunderbarer Vielseitigkeit zu den hervorragendsten Juristen und Diplomaten seiner Zeit gehört.

Um das tragische Ende eines solchen Mannes zu begreifen, müssen wir uns jedoch in die Zeit zurückversetzen, in die ihn das Leben gestellt hatte. Dann lernen wir vielleicht auch sein Schicksal als ein Opfer verstehen, das der in die Zukunft schauende Geist dieses größten Deutschen seiner Zeit den Ideen bringen mußte, für die diese Zeit noch nicht reif war. Sind doch schon die exakten Forschungen, mit denen er die Mathematik und Physik bereicherte, damals noch nicht wie heute Gegenstände einer durch die Sicherheit ihrer Methoden im ganzen dem leidenschaftlichen Streit der Ansichten entzogenen Betrachtung gewesen. Noch handelte es sich in jenen Tagen nicht zum geringsten Teil erst um die Auffindung der fruchtbaren Prinzipien, auf denen der Fortschritt der künftigen Wissenschaft ruhen sollte. Darum spielte die einzige Form wissenschaftlicher Polemik, die sich auch jetzt gelegentlich selbst in den exakten Gebieten erregter gestalten kann, damals eine ungleich bedeutsamere Rolle als heute. Das war der Streit um die Priorität großer Entdeckungen und Erfindungen, der oft nicht bloß die Nächstbeteiligten, sondern einen großen Teil der gebildeten Welt in seine Kreise zog. Unter den vielumstrittenen Entdeckungen des Jahrhunderts standen aber in erster Linie die beiden, die den Namen des deutschen Philosophen mehr als alle seine sonstigen Leistungen unsterblich gemacht haben: die Differentialrechnung und das Gesetz der Erhaltung der Kraft. Die Differentialrechnung war das mächtige Werkzeug des mathematischen Denkens, mit dem für uns ein neues Zeitalter der Mathematik beginnt, an das fast alle ihre seither gemachten Fortschritte direkt oder indirekt geknüpft sind. Das Gesetz der Erhaltung der Kraft, oder, wie man es jetzt häufiger zu nennen pflegt, der Konstanz der Energie, ist das Prinzip, in welchem die Naturwissenschaft nach langem Suchen endlich das universelle Axiom gefunden hat, das die gesamte Gesetzmäßigkeit der Natur zur Einheit verbindet.

Um diese beiden Entdeckungen, die in den folgenden Jahrhunderten die Entwicklung der Naturwissenschaft bestimmten, entspann sich aber ein Streit, der erst lange nach Leibniz' Tode endgültig geschlichtet worden ist. Vor allem wurde die Differentialrechnung zum Gegenstand eines mit steigender Erbitterung geführten Kampfes zwischen Leibniz und seinem größten Zeitgenossen, Isaak Newton. Immerhin war Leibniz anfänglich bereit, Newton sein selbständiges Verdienst zuzugestehen. Anders die Engländer, die Leibniz ohne weiteres des Plagiats beschuldigten, worauf dann auch er auf die Mängel des Newtonschen

Digitized by Google

Verfahrens hinwies, die es zu fruchtbaren Anwendungen wenig brauchbar machten. Die Nachwelt hat durch die fernere Entwicklung der Differentialrechnung in diesem Streit das Urteil gesprochen: beide Männer sind offenbar unabhängig zu der Idee der neuen Methode gelangt, Leibniz aber hat ihr die Form gegeben, in der sie für die ganze weitere Entwicklung maßgebend geworden ist. Beide sind, wie wir das Verhältnis wohl ausdrücken können, die Entdecker des neuen Rechnungsprinzips, Leibniz aber ist der alleinige Erfinder seiner brauchbaren Anwendungen. Gleichwohl hat die englische Gelehrtenwelt zum Teil bis zum heutigen Tag an der alleinigen Urheberschaft ihres großen Landsmannes festgehalten, und ihr Kampf gegen Leibniz bildete so, unterstützt durch den Gegensatz der philosophischen Anschauungen, eine eigentümliche Signatur dieser Zeit. Hier wirkte er aber nun verhängnisvoll auf die Stellung zurück, die dieser an dem Hofe einnahm, dem seit vielen Jahren seine politische Arbeit gewidmet war. Der Geist der englischen Gesellschaft hatte an diesem Hofe bereits die Herrschaft gewonnen, noch bevor der Kurfürst Georg Ludwig den englischen Thron bestieg. Er übertrug sich auf diesen Fürsten, der, uneingedenk der Verdienste, die sich Leibniz um sein Haus erworben, diesen seine Mißgunst fühlen ließ. Obgleich der erste englische König aus dem Hause Hannover bekanntlich sein Leben lang kein Wort Englisch verstand und natürlich von der Bedeutung des Streits zwischen dem deutschen und dem englischen Gelehrten keine Ahnung besaß, begann er den Mann, dessen geistiges Uebergewicht ihm unheimlich sein mochte, nach der Weise beschränkter Köpfe systematisch zu quälen. Neidisch auf dessen vielseitige Tätigkeit außerhalb Hannovers, verbot er ihm zuerst, ohne seine Erlaubnis die Stadt zu verlassen, und als Leibniz dieses Verbot als gänzlich außerhalb der von ihm eingegangenen Verpflichtungen zurückwies, erließ er bei der nächsten Gelegenheit eine Aufforderung in den Zeitungen, in der er demjenigen eine Belohnung aussetzte, der ihm über dessen Aufenthaltsort Auskunft geben könne.

Glimpflicher erging es Leibniz mit der zweiten großen Entdeckung, die seinen Namen unsterblich machen sollte, mit dem Gesetz der Erhaltung der Kraft. Aber auch sie wurde ihm eine Quelle des Kampfes und der Anfeindung, die seine letzten Jahre trübte. Zu dem Gedanken, von dem seine Arbeiten über dieses Gesetz ausgingen, hatte Descartes, der große französische Mathematiker und Philosoph, den ersten Anstoß gegeben, indem er in seiner Naturphilosophie von der Hypothese ausging, Gott habe der Materie bei der Schöpfung die gesamte Summe der Bewegungen mitgeteilt, die sich dann in ihr ins Unbegrenzte in gleicher Größe erhalte. Der Nachweis, daß dieses Erhaltungsprinzip irrig sei und mit den fundamentalsten Gesetzen der Mechanik, aber auch mit den der unmittelbaren Anschauung zu entnehmenden Wechselbeziehungen der Bewegungen der Materie in Widerspruch stehe, gehörte zu den frühesten Ergebnissen, zu denen Leibniz seine physikalischen Studien geführt hatten. Zugleich drängte sich ihm aber auch bei dieser Kritik der Cartesianischen Hypothese die Ueberzeugung auf, daß zwar nicht die Bewegungen der materiellen Teile selbst, die sich bald

Digitized by Google

verbinden, bald in ihrem wechselnden Spiel einander hemmen können, wohl aber die Kräfte, die hinter diesen Bewegungen stehen, konstant seien, wobei jedoch diese Kräfte teils als aktuelle oder lebendige, wie sie Leibniz nannte, in Bewegung sich äußerten, teils als bloß potentielle, tote nach seiner Bezeichnung, in einem bloßen Streben nach Bewegung bestehen, so daß erst die Summe dieser beiden fortwährend ineinander übergehenden Formen der Kraft erhalten bleibt. Dieses Leibnizsche Prinzip ist nun in der Tat als das wahre Erhaltungsprinzip, das die heutige Naturwissenschaft kennt, seit den von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an in reicher Fülle gewonnenen empirischen Bestätigungen als das bis dahin und wahrscheinlich auch für die Zukunft universellste Naturgesetz stehengeblieben. Doch es hat zwei Jahrhunderte gedauert, bis es als solches allgemein anerkannt wurde. In der Zwischenzeit ging den Physikern merkwürdigerweise die Einsicht in seine Bedeutung verloren, die doch Leibniz schon in voller Klarheit besessen hatte. Man betrachtete es als ein reines Maßprinzip, nach welchem verschiedene Naturkräfte, mögen diese nun in ursächlichen Beziehungen zueinander stehen oder nicht, ihrer numerischen Größe nach verglichen werden könnten. Als ein solches könne aber auch, meinten die Physiker jener Tage, unter entsprechend veränderten Voraussetzungen das Cartesianische Prinzip gelten. Ob man daher dem einen oder dem andern den Vorzug gebe, sei lediglich eine Frage der praktischen Zweckmäßigkeit. In beiden sah man mathematische Formeln, die nebeneinander bestehen konnten, nicht Naturgesetze, die einander ausschlossen und von denen tatsächlich nur das Leibnizsche richtig war. Aber indem sich so dieser realen physikalischen Bedeutung des Gesetzes jene formale mathematische unterschob, entspann sich nun ein Streit zwischen Leibniz und den Cartesianern, der, ähnlich wie der um die Erfindung der Differentialrechnung, wenn auch nicht in so schroffer Weise geführt, immerhin zugleich zu einem Nationalstreit geworden ist. In Frankreich stellte man sich durchweg auf die Seite Descartes', in dem von nationaler Parteinahme freieren Deutschland bald auf die eine, bald auf die andre Seite. Noch Kant hat in der frühesten seiner Schriften diese vermittelnde Richtung vertreten. So war es weniger die Gegnerschaft gegen die Originalität seiner Entdeckung, als die völlige Mißkennung ihrer Bedeutung und Tragweite, die hier die letzten Jahre des Philosophen verdüsterte. In Frankreich verband sich überdies mit der Parteinahme für den Mathematiker Descartes auch noch die andre für die aus seinem System hervorgegangene materialistische Naturphilosophie, während man in der Leibnizschen meist nur eine verkappte Theologie sah.

Trotzdem erhob sich in seinem eignen Vaterlande gerade von theologischer Seite mehr und mehr die öffentliche Meinung gegen ihn. Hier hatten sich zwar unter Führung des später berühmtesten Universitätslehrers Christian Wolff die Anfänge einer Leibnizschen Schule zu bilden begonnen. Aber in weitere Kreise war sein Ruf als Mathematiker und Philosoph kaum gedrungen. Auch seine juristischen und politischen Schriften entzogen sich schon durch ihr gelehrtes Ge-

Digitized by Google

wand einer breiteren Oeffentlichkeit. Man sah in ihm vor allem den Mann, der an der Spitze jener nach dem großen Religionskrieg verbreiteten Unionsbestrebungen stand, die zuerst auf die Wiederbeseitigung der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchenspaltung und dann, als die Aussichten auf die Verwirklichung dieses Planes scheiterten, auf die Einigung der protestantischen Konfessionen gerichtet waren. Innerhalb beider Bewegungen war Leibniz der unermüdliche geistige Führer, der durch einen über sein ganzes Leben sich erstreckenden, mit Männern der verschiedensten Bekenntnisse unterhaltenen Verkehr an dem Zustandekommen dieser Bestrebungen in dem ihm eignen versöhnenden Geiste gearbeitet hat. Doch es erging ihm hier, wie es den Vermittlern so manchmal ergeht. Die religiösen Parteien zu versöhnen gelang ihm nicht. Wohl aber wandten sich, als die Gegensätze in beiden Fällen durch einen immer erbitterter werdenden Kampf sich verschärften, beide gegen ihn. Die Katholiken sahen in ihm den Protestanten, der sie durch diplomatische Künste ihrem Glauben untreu machen wollte, den Protestanten wurde er durch seinen Verkehr mit den katholischen Theologen, besonders den Jesuiten, verdächtig. So begann man ihn von beiden Seiten für einen Mann zu halten, der selbst überhaupt keinen Glauben habe und die Religion nur zu politischen Zwecken gebrauchen wolle. Den Namen Leibniz übersetzte der hannöversche Volkswitz in „Glöbt nit". So eben kam es, daß an dem Sarge des Mannes, der die „Theodizee", dieses religiöse Erbauungsbuch weiter Kreise der Gebildeten, geschrieben hatte, der Geistliche fehlte.

Noch war es aber eine andre Seite seiner öffentlichen Tätigkeit, diejenige, die seine Bestrebungen unserm heutigen Denken vielleicht am nächsten bringt, die ihm nicht im Volke, das den politischen Fragen gleichgültig gegenüberstand, wohl aber unter den Politikern und Rechtsgelehrten zahlreiche Feinde erstehen ließ. Er befürwortete in dieser Zeit der Alleinherrschaft des römischen Rechts die Heranziehung der alten, vom Geiste germanischer Sitte getragenen Rechtsbücher. Zugleich wandte er sich gegen die Egoismusmoral und die auf sie gegründete Staatslehre seines größten juristischen Zeitgenossen, Samuel Pufendorf. Wie dieser mit den englischen und französischen Philosophen den Staat auf die Rechte des Individuums, so gründete Leibniz diesen in seinem Völkerrecht auf die Pflichten des Einzelnen gegenüber der ihm übergeordneten Gemeinschaft. Hier entsprang jene Ethik der Pflicht, die, im Gegensatz zu den sonst vielfach verfälschten und mißverstandenen Lehren, in die das achtzehnte Jahrhundert Leibnizsche Gedanken umwandelte, als deren wertvollster Kern erhalten geblieben ist und, wie man wohl sagen darf, von da an den am meisten bezeichnenden Gegensatz des deutschen Denkens gegenüber dem der westeuropäischen Nationen gebildet hat. Von diesem Geiste der Pflichtmoral, die er in dem bedeutendsten seiner juristischen Werke, dem „Kodex des Völkerrechts", mit den Forderungen der Religion und der Humanität in engste Verbindung bringt, sind auch die Gedanken getragen, von denen aus er den deutschen Staat und seine Zukunft beurteilt. Er hat diese Gedanken nicht in einem besonderen Werke niedergelegt,

Digitized by Google

aber sie schimmern überall durch, wo er in seinen politischen Schriften auf Verfassungsfragen zurückkommt. Vor allem bezeichnend ist hier seine unter dem Pseudonym „Caesarinus Fuerstenerius“ veröffentlichte Staatsschrift. Hinter den heute längst obsolet gewordenen Erörterungen über das Gesandtschaftsrecht der deutschen Fürsten, die die äußere Veranlassung dieser Arbeit bildeten, steht überall die Frage nach dem Wesen der deutschen Verfassung und der Zukunft des Deutschen Reichs. Pufendorf hatte in einer weitverbreiteten, ebenfalls pseudonymen Schrift dieses eine „politische Mißgeburt“ genannt. Seine völlige Zertrümmerung in eine große Zahl souveräner Kleinstaaten galt ihm nur als eine Frage der Zeit, während er sich überdies mit zynischer Offenheit zu dem „ubi bene ibi patria“ (wo es dem Einzelnen gut geht, da ist sein Vaterland) bekannte. In Leibniz lebte der Gedanke des Nationalstaats. Wie er der deutschen Sprache vor andern die hervorragende Fähigkeit eines reichen und dabei streng sachlichen Gedankenausdrucks zuschrieb, so erblickte er in der Verfassung des Deutschen Reichs trotz mancher mit der Zeit eingetretenen Mängel Vorzüge, durch die es dem doppelten Beruf des Staates, der Sicherung der Gemeinschaft nach außen und der Pflege der Kulturgüter im Inneren, am besten entspreche. Ebendarum stehen nach ihm die oberste Souveränität des Kaisers und die partikulare der Reichsfürsten nicht miteinander im Widerstreit. Jene entspricht der Einheit nach außen, diese der Autonomie der Einzelgebiete je nach ihren besonderen Bedürfnissen. Damit beide zusammen bestehen können, dazu sei freilich vor allem die Einigkeit der deutschen Fürsten erforderlich. Den zwingenden Grund zu solcher Einigkeit bilde aber der Umstand, daß das Deutsche Reich einem Lande benachbart sei, das von einem eroberungssüchtigen Fürsten regiert und von einer unruhigen Bevölkerung bewohnt werde: Frankreich. Hier wird diese Denkschrift über die Verfassung des Deutschen Reichs durch eine spätere ergänzt, die schon dadurch unter seinen politischen Schriften eine Art Ausnahmestellung einnimmt, daß er sie nicht im Auftrag einer Regierung, sondern ganz aus eignem Drang verfaßt und nicht anonym oder pseudonym herausgegeben, sondern mit seinem vollen Namen gezeichnet hat. Sie ist direkt gegen Ludwig XIV. gerichtet und sie ist die einzige, in der er den sonst ruhigen Ton sachlicher Betrachtung mit der Sprache bitterer Ironie vertauscht. Diese Ironie verwandelt sich in patriotische Empörung, wo sie sich gegen die Anhänger wendet, die der Eroberer Lothringens, der Räuber der alten deutschen Stadt Straßburg, selbst in Deutschland gefunden hatte. „Mars christianissimus“ hat Leibniz diese Schrift genannt. Der Doppeltitel soll andeuten, daß dieser König sich wie einen Gott verehren läßt, während er sich zugleich den Namen des allerchristlichsten beilegt. In der Tat gleicht er durch die Kriege, mit denen er fortwährend die Welt überzieht, dem heidnischen Gott Mars, aber, da er den Mars ins Christliche übersetzt, führt er diese Kriege nicht selbst, sondern läßt sie seine Generale führen. Er bleibt ruhig in Paris, um sich von den Parisern Triumphbögen für die Siege errichten zu lassen, die andre gewonnen haben. Gewiß ist dieser Spott, wenn man nur die Rolle des allerchristlichsten Königs anders

Digitized by Google

besetzt denkt, heute noch treffend, und daß schon Leibniz die Gefahr, die der Charakter des französischen Volkes für seine Nachbarländer mit sich bringt, richtig erkannte, hat ja die seitherige Geschichte genugsam bestätigt. Dagegen hat ihn wohl jener Optimismus, der seine Philosophie erfüllt und von dem auch seine politischen Anschauungen nicht frei sind, über den hoffnungslosen Zustand des Deutschen Reichs in seiner eignen Zeit hinweggetäuscht. Hier war sein Gegner Pufendorf, der den völligen Zerfall dieses morschen Staatsgebildes voraussagte, der bessere Prophet. Dennoch, für die fernere Zukunft des deutschen Staates bewährte Leibniz den tiefer dringenden Blick des größeren Staatsmannes. Freilich, wenn er in dem damaligen Deutschen Reich, trotz der Mängel, denen er sein Auge nicht verschloß, den Bundesstaat sah, den er schildert, so irrte er. Ein solcher Bundesstaat war weder das alte römische Reich deutscher Nation gewesen, noch glich ihm das lose Konglomerat weltlicher und geistlicher Fürstentümer, zu dem zu Leibniz Zeit dieses Reich geworden war. Wohl aber glich das Bild, das er entwarf, abgesehen natürlich von dem, was die moderne konstitutionelle Entwicklung hinzugebracht, in allem wesentlichen dem neuen Reich deutscher Nation, in dem wir heute leben und um dessen Dasein wir heute gegen alte und neue Feinde kämpfen. Es ist der Bundesstaat mit der von seinen absolutistischen Zeitgenossen verspotteten doppelten Souveränität, durch die Einigkeit der Fürsten und Völker nach außen stark, durch die innere Autonomie der Einzelstaaten der Pflege vornehmlich der geistigen Kulturgüter zugewandt, den er in seinem Geiste voraussah. So dürfen wir denn an seinem zweihundertjährigen Todestage seiner nicht bloß als des Forschers gedenken, der in einer fast alle Gebiete menschlichen Wissens umfassenden Gedankenarbeit bahnbrechend gewirkt und der deutschen Philosophie der folgenden Jahrhunderte ihre Richtung gegeben hat, sondern der zugleich der erste gewesen ist, der das wiedergeborene Deutsche Reich so, wie wir es heute besitzen und wie es hoffentlich gefestigt für alle Zukunft aus diesem Kriege hervorgehen soll, prophetisch in seinem Geiste geschaut hat.

Digitized by Google

Bismarck und Kardorff

Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs

Von

Friedrich Thimme

III.

Die nahen Beziehungen, in die Kardorff seit der Mitte der siebziger Jahre zu Bismarck getreten war, haben auch das ganze Jahrzehnt von 1880—1890, bis zu der Entlassung des Kanzlers angedauert. Nicht daß die persönlichen Begegnungen, die sich in der Zeit der Bekehrung Bismarcks zur Schutzzollpolitik so gehäuft hatten, jahraus, jahrein gleich zahlreich geblieben wären; der große Staatsmann hat bekanntlich seine Beziehungen zu ganzen Parteien wie zu einzelnen Abgeordneten nur in dem Maße gepflegt, als er sie zu Spiel und Gegenspiel gebrauchte. Kardorffs Unterstützung durfte er sich, zumal in allen Fragen von nationaler Bedeutung, auch ohne besondere Rücksprache gewiß halten. So stand es freilich zu keiner Zeit, daß Kardorff sich dem Kanzler unbedingt verschrieben hätte; nicht selten hat auch er, der Getreuesten einer, ihm die Gefolgschaft versagt, so wenn Bismarck 1881 in der Frage der zweijährigen Budgetperioden oder in der des Zollanschlusses Altonas das Budgetrecht des Reichstags antastete, so 1882 bei dem Tabakmonopol. Auch in der Frage des Branntweinmonopols (1886) ging Kardorff nicht mit Bismarck; doch suchte er wenigstens durchzusetzen, daß die in der Kommission zum großen Verdruß des Kanzlers nur ganz oberflächlich beratene Vorlage noch einmal dahin zurückverwiesen werde. Aber auch wenn Kardorff sich in Einzelfragen von der Politik des Kanzlers entfernte, so blieb er doch stets beflissen, nicht bloß selbst das Vertrauen zu Bismarck festzuhalten, sondern auch um Vertrauen für seine guten Absichten, um Respekt für seine gewaltige Größe zu werben. „Glauben Sie wirklich," so rief er den Gegnern des Kanzlers bei der Beratung über das Tabakmonopol am 27. März 1886 zu, „daß in Deutschland jemals eine Gewalt bestehen könnte, die ein gleiches Maß von allseitigem Vertrauen genösse, wie es der Herr Reichskanzler alle die Jahre hindurch genossen hat und noch heute genießt? Meine Herren, das sage ich trotz aller Anfeindungen, die Sie dem Herrn Reichskanzler zuteil werden lassen: im ganzen deutschen Volke lebt das unvertilgbare Vertrauen zu dem Herrn Reichskanzler und der Energie des Herrn Reichskanzlers, lebt das Vertrauen darauf, daß er das Beste will, daß er allen Ständen gerecht werden will." Unzähligemal ist Kardorff für Bismarck in dessen scharfen Kämpfen mit einem Eugen Richter, einem Ludwig Windthorst als ein geschickter und tapferer Sekundant eingesprungen. Als ein bezeichnendes Beispiel sei noch an Kardorffs Rede vom 7. Mai 1883 erinnert, in der er den Angriffen Richters auf die exzeptionelle Stellung Bismarcks

Digitized by Google

energisch entgegentrat. „Bei einer ruhigen, nüchternen Betrachtung," so führte er u. a. aus, „werden wir uns sagen müssen, daß diese exzeptionelle Stellung des Deutschen Reichskanzlers einmal hervorgeht aus den gewaltigen Leistungen des Fürsten Bismarck für unser deutsches Vaterland, zweitens aus der hervorragenden Natur des Mannes, eines Staatsmannes, wie er oft in Jahrhunderten einer Nation nur einmal geschenkt wird, und endlich, und nicht zum letzten aus der komplizierten Natur unserer Verfassungsverhältnisse, die wieder das notwendige Produkt der Tatsache ist, daß wir keinen Einheitsstaat bilden, sondern einen Bundesstaat." Und wenn Eugen Richter dem Kanzler mit besonderer Vorliebe die Abhängigkeit zum Vorwurf machte, in der sich eigentlich alle Minister von ihm befänden, so wußte Kardorff auch diesen Hieb gleich vielen anderen gut zu parieren. „Ich habe bereits hervorgehoben, wie das einmal aus der gewaltigen Natur des Mannes hervorgeht; sie wird vielleicht einem Nachfolger niemals wieder zu Gebote stehen. Aber eins liegt doch auch in den Zuständen, die der Herr Reichskanzler ins Leben gerufen hat, was der konstitutionellen Theorie völlig entspricht: das ist eine einheitliche Leitung des Staatsministeriums. Wollen Sie denn etwa frühere Zustände zurückwünschen, in welchen jeder Minister in seinem Ressort unter Umständen seine eigene Politik befolgte, oder wo die Minister blieben, trotzdem sie mit der Gesamtpolitik des Ministeriums nicht einverstanden waren." Kardorff hat hier, wie heute wohl allgemein zugegeben werden wird, den Nagel auf den Kopf getroffen: gerade die Einheitlichkeit des Staatsministeriums, die wir seit Bismarcks Abgang so oft und so schmerzlich vermissen mußten, bildet eines der stärksten Kriterien für die alles überragende Größe Bismarcks; an diesem Beispiel vornehmlich wird auch die Zukunft den staatsmännischen Rang seiner Nachfolger zu messen haben.

Besondere Verdienste hat sich Kardorff um die Durchbringung der Heeresvorlagen der achtziger Jahre, vor allem des Septennats von 1887 erworben. Im Kartellreichstage, wo ihm die Rolle des einflußreichen Vermittlers zwischen der deutschkonservativen und der nationalliberalen Partei zufiel, hat er mit einer Geschicklichkeit gegen einen Windthorst operiert, die nicht nur dem großen Kanzler, sondern auch Kardorffs altem Gegner, dem Minister a. D. Delbrück, ein Lächeln freudigen Beifalls entlockte. Kardorffs Briefe aus jenen Tagen enthalten manche Stimmungsbilder aus den heißen Kämpfen. Man darf aber aus Kardorffs häufigen Zusammenstößen mit Windthorst nicht schließen, daß er kulturkämpferische Neigungen bewahrt hätte. Mochte er auch bei der großen Auseinandersetzung zwischen Staat und Hierarchie von vornherein auf seiten des Staates stehen, so war diese Kämpfernatur — es liegt ein eigener psychologischer Reiz darin — doch zugleich von der tiefen Wahrheit durchdrungen, daß Friede ernährt, Unfriede verzehrt. Den Abbau der Kulturkampfgesetzgebung hat Kardorff, der freilich nicht Gelegenheit fand, dazu in vorderer Reihe mitzuwirken — er gehörte dem Abgeordnetenhause in den Jahren 1876—1888 nicht an — mit Freuden begrüßt. Er war später einer der ersten, der nicht

Digitized by Google

allein die großen wirtschaftspolitischen Verdienste des Zentrums, sondern auch seinen nationalen Charakter anerkannte; auch dem Verzicht auf den bekannten § 2 des Jesuitengesetzes hat er ja 1903 das Wort geredet. Als 1889 der Geffckenprozeß seinen Widerhall im Reichstage fand, da war Kardorff unbefangen genug, innerlich nicht etwa Bismarck, sondern Windthorst recht zu geben.

Kardorffs eigentliche Domäne blieb auch in dem Jahrzehnt von 1880—1890 die Wirtschaftspolitik. Sein Verdienst war es, daß nach der zweimaligen Ablehnung des Branntweinmonopols das Branntweinsteuergesetz vom Jahre 1887 und fast gleichzeitig das Zuckersteuergesetz aus der parlamentarischen Beratung in einer Form hervorgingen, die auf der einen Seite das landwirtschaftliche Interesse der östlichen Provinzen, auf der anderen die Interessen der kleineren Zuckerfabriken wahrte. Daß Kardorff dem weiteren Ausbau der Zollschutzgesetzgebung seinen Beistand lieh, versteht sich von selbst. Doch muß betont werden, daß er nie ein einseitiger Agrarier gewesen ist; davor bewahrten ihn schon seine nahen Beziehungen zur Industrie. Oft hat Kardorff in seinen Reden in eindringlichster Weise darauf hingewiesen, daß alle Berufsstände und Klassen aufeinander angewiesen seien, und darum nicht ihre Interessen rücksichtslos gegeneinander ausspielen dürften. Auch für die Interessen des Arbeiterstandes hat Kardorff stets ein warmes Herz gehabt. Gewiß war er ganz im Sinne Bismarcks ein scharfer und abgesagter Gegner der Sozialdemokratie. Er hat sich noch 1889 in vollem Einverständnis mit dem Kanzler alle Mühe gegeben, die Verlängerung des Sozialistengesetzes, die lediglich an der konfliktslüsternen Taktik der Konservativen scheiterte, durchzusetzen[1]). Aber Kardorffs Feindschaft gegen die Sozialdemokratie hinderte ihn nicht, jederzeit mit seiner Partei und manches Mal über einen Teil seiner Parteifreunde hinaus für die Besserung der materiellen Lage der Arbeiter und für die Sicherung ihres Loses mit aller Energie einzutreten. Es ist heute fast ganz vergessen, daß die Einführung obligatorischer Alters-, Invaliditäts-, Witwen- und Waisenkassen schon in den Jahren 1878 und 1879 von der Reichspartei, die so einen fruchtbaren Anstoß in der Richtung der großen Sozialgesetzgebung der achtziger Jahre gegeben hat, in präzise formulierten Anträgen gefordert wurde. Bei der Ausgestaltung der Krankenversicherung 1883, der 1882 gescheiterten, dann aber 1884 durchgeführten Unfallversicherung, der Alters- und Invalidenversicherung von 1889 hat Kardorff nach Kräften mitgewirkt. Zu großen oratorischen Leistungen erhob er sich namentlich bei der Beratung der Alters- und Invalidenversicherung. Seine Rede vom 18. Mai 1889 ist auch insofern bemerkenswert, als ja Bismarck das Stichwort zu der letzten Rede gegeben hat, die er im Reichstag gehalten hat, und die gleichsam zu einem Vermächtnis des eisernen Kanzlers an die konservativen Parteien geworden ist. Kardorff hatte in seiner Rede darauf hingewiesen: daß die Grundlagen der Gesetzes-

[1]) Vgl. Kardorffs Brief vom 8. Dezember 1889 und das dazu in den Anmerkungen Gesagte.

Digitized by Google

vorlage wirklich gute seien, das gehe schon aus der Gegnerschaft des Gesetzes — es handelte sich um die Parteien, die man einst als antinational bezeichnen durfte — hervor. Daran knüpfte Bismarck an, um den Konservativen, von denen ein Teil der Alters- und Invalidenversicherung heftig widerstrebte, den Spruch des Dichters entgegenzuhalten: „Es tut mir lang schon weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh." Damals war es, daß Bismarck angesichts des konservativen Widerstands mit allem Nachdruck betonte, daß er eine solche Opposition gegenüber einer Frage, welche die Gesamtheit des Reiches bis in ihre innersten Tiefen berühre, mit der Aufgabe der konservativen Partei nicht verträglich finde. Damals hat Bismarck für immer den Grundsatz festgelegt, daß bei Fragen von dieser Bedeutung keinerlei persönliche oder Parteiinteressen maßgebend sein dürften, sondern einzig und allein die großen Reichsinteressen, die nationalen, die christlichen Interessen. Bei Kardorff bedurfte es eines solchen Appells nicht, seine Auffassung deckte sich hier völlig mit der des Kanzlers. Er hat es ausdrücklich bei dieser Gelegenheit abgelehnt, solche Fragen vom Standpunkt des Parteiinteresses zu betrachten. „Meine Herren, diese Frage ist für mich keine Wahlfrage, die steht für mich zu hoch; und wenn wir 20, 30 Wahlkreise verlieren sollten, so behaupte ich, es muß das Gesetz gemacht werden."[1]) Er blieb damit nur getreu jener ersten programmatischen Kundgebung der freikonservativen Partei vom 27. Oktober 1867, die jede Unterordnung der vaterländischen Interessen unter die Sonderinteressen der Parteiung grundsätzlich verwarf. Der Gleichklang zwischen Bismarck und Kardorff hat in den Reden vom 18. Mai 1889 einen neuen Höhepunkt erreicht.

Nicht als ein Parteiinteresse, sondern als ein nationales und soziales Interesse von höchster Bedeutung betrachtete Kardorff auch jene Frage, der er einen guten Teil seines Lebens gewidmet und für die er mit allen Kräften auch den Fürsten Bismarck zu gewinnen gesucht hat: Die Währungsfrage. Ueber Bismarcks Stellung zu dem schwierigen und verwickelten Problem der Währungsfrage ist bisher nur wenig bekannt geworden. In öffentlicher Rede hat er sich nur einmal, ungern genug, geäußert, als er in der Reichstagssitzung vom 19. Juni 1879 die wegen der Einstellung der Silberverkäufe eingebrachte Interpellation seines ehemaligen Kollegen Delbrück beantwortete. Damals trat er der Befürchtung entgegen, als ob die Regierung mit der Einstellung der Silberverkäufe, die ihren Grund in der großen Entwertung des Silbers hatte, eine Aenderung in der Münzverfassung Deutschlands[2]) beabsichtige. Aber ob

[1]) Angesichts des Umstandes, daß sich bei den neuerlichen Abstimmungen des Reichstages die konservative Partei wiederholt ausgerechnet mit der „Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft" zusammenfand, ist die Reminiszenz nicht ohne Reiz, daß Bismarck am 18. Mai 1889 u. a. sagte: „Es liegt ja sehr nahe — les extrêmes se touchent —, daß Hyperkonservative — ich habe das oft in meinem Leben schon durchgemacht — sich unter Umständen, wenn sie zornig werden, im politischen Effekt von den Sozialdemokraten nur mäßig unterscheiden."

[2]) Bekanntlich war durch das Gesetz vom 9. Juli 1873 in Deutschland die Reichswährung mit dem Ziele der reinen Goldwährung eingeführt. Zu ihrer Durchführung

Digitized by Google

er nun auch die auf die reine Goldwährung hinsteuernde Reichswährung für die richtige halte, darüber ließ sich Bismarck mit keinem Worte aus. Ein aufmerksamer Leser der Rede wird aus der hypothetischen Fragestellung des Kanzlers, ob ein näheres Studium der Frage, ein Anhören von Sachverständigen, eine Prüfung der Auffassung derjenigen Regierungen, die anderer Meinungen darüber seien wie die deutsche, nicht zu einer veränderten Ueberzeugung führen könne, einen Zweifel an der Goldwährung und ihrem Bestande herausfühlen. Daß in der Tat solche Zweifel Bismarck nicht fremd waren, hat der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, spätere preußische Finanzminister v. Scholz, in einer Erklärung, die er namens des Kanzlers in der Reichstagssitzung vom 10. März 1881 abgab, offen zugestanden. Bismarcks Zweifel liefen darauf hinaus, ob auch der in der ganzen Welt vorhandene Goldbestand in Wirklichkeit ausreichend sei, um die Goldwährung überall zur vollen Durchführung gelangen zu lassen. Er war der Ansicht, daß man „allerdings einem allmählich zunehmenden, stärker hervortretenden und sich stärker geltend machenden Goldmangel wohl ins Auge zu sehen habe, daß die Folgen davon aber für alle Beteiligten, auch für ein Land, welches sich mehr oder weniger schon im Besitz von Goldmengen befinde, in der schlimmsten Weise sich geltend machen müßten". Bismarck hielt sich weiterhin nach Scholz' Worten überzeugt, daß „theoretische Erwägungen und wissenschaftliche Berechnungen der angedeuteten Sorge gegenüber absolut keinen Schutz gewähren. Nach den Erfahrungen, die man in dieser Beziehung auf dem engen Raum von Deutschland allein gemacht habe, wo man sich über den Silbermünzumlauf so außerordentlich habe täuschen können, daß man dessen Umfang beim Uebergang zur Goldwährung auf etwa 700 bis 800 Millionen Mark geschätzt habe, während man heute, nachdem so viel von dem groben Kurantsilber eingezogen ist, sich zu einer Schätzung jenes Umlaufs auf zirka $1^1/_2$ Milliarden Mark genötigt sehe, nach der Erfahrung, sage ich, daß eine solche Täuschung habe stattfinden können auf diesem kleinen begrenzten Gebiete, sei es noch viel weniger möglich, sich zu beruhigen bei der theoretisch freilich vielfach vertretenen Behauptung, daß ein Goldmangel nicht zu besorgen sei". Aus allen diesen Gründen ergab sich für Bismarck das Fazit, daß in der ganzen Frage das Non liquet zur Zeit noch so stark sei, daß es nicht rätlich wäre, jetzt irgendeinen entscheidenden Schritt zu unternehmen, weil man nicht wissen könnte, ob man ihn nicht demnächst zu bereuen haben würde.[1])

Den gleichen Standpunkt des Abwartens hat Bismarck auch später in der Währungsfrage festgehalten. Er wandte mit Vorliebe auf sie im Gespräche das Gleichnis des Sumpfes an, aus dem man nicht wieder herauskäme, bis ein Ortskundiger komme und einem Bescheid sage, ob man rechts oder

---

dienten starke Silberverkäufe auf dem Londoner Markt, in deren Verfolg aber der Preis des Silbers so sehr sank, daß die Verkäufe eingestellt werden mußten.

[1]) Sten. Ber. 1881. I, 251 f.

Digitized by Google

links gehen solle.[1]) Mit köstlicher Ironie fertigte der Kanzler einen amerikanischen Mr. Mackay ab, der im Jahre 1885 bis nach Friedrichsruh vordrang, um den großen Staatsmann wegen seiner Stellung zum Bimetallismus auszufragen. Die Antwort lautete: „Daß der Fürst in Friedrichsruh, wo er das gesamte Terrain genau kenne, allenthalben mit größter Ruhe und Sicherheit der Bekassinenjagd nachgehe; anders verhielte sich das bei den ausgedehnten im Bereich seiner Besitzungen in Varzin liegenden Sumpfstrecken. Da sei die größte Vorsicht geboten, und man dürfe keinen Schritt weiter tun, ohne sich vergewissert zu haben, daß der scheinbar sichere Boden den Jäger auch trage."[2]) Weniger zugeknöpft äußerte sich Bismarck im Gespräch mit bimetallistisch gesinnten Abgeordneten, wie Graf Mirbach und v. Schalscha; immer aber betonte er von neuem, daß er die Verantwortung für die unübersehbaren Komplikationen, die Deutschland aus einer Rückkehr zur Doppelwährung erwachsen würden, als leitender Staatsmann nicht übernehmen wolle und könne.[3]) In dieser Auffassung wurde Bismarck von der großen Mehrzahl seiner amtlichen Berater bestärkt, vor allem von dem Finanzminister v. Scholz, der mit der Zeit sich immer mehr zu einem ausgeprägten Gegner der Doppelwährung entwickelte. Später, als Bismarck der Bürde des Amtes und der Verantwortung entledigt war, hat er es in einem Schreiben vom 24. August 1896 an den Gouverneur von Texas, Charles A. Culberson, offen eingestanden: „Ich habe stets Vorliebe für Doppelwährung gehabt, ohne als ich im Amte war, den Sachverständigen gegenüber mich für unfehlbar zu halten. Ich glaube noch heute, daß es sich empfiehlt, das Einverständnis der am Weltverkehr vorzugsweise beteiligten Staaten in der Richtung der Doppelwährung zu erstreben."

Auf Bismarcks stille Hinneigung zur Doppelwährung hat aber, das ersehen wir jetzt aus Kardorffs Briefen an seine Gemahlin, niemand so sehr eingewirkt als dieser. Kardorff hat sich jahrelang einem ernsten Studium der Münz- und Währungsfragen hingegeben, ehe er zum erstenmal dazu in der Reichstagssitzung vom 26. Februar 1878 das Wort ergriff. Er äußerte sich zunächst sehr zurückhaltend; der ausweichenden Erklärung Bismarcks vom 19. Juni 1879 zollte er noch vollen Beifall. Allmählich aber rang er sich zum entschiedenen Anhänger der Doppelwährung hindurch, der von der „Remonetisierung" des Silbers die dauernde Hebung des Notstandes der Landwirtschaft und darüber hinaus selbst die Lösung der sozialen Frage erwartete. Mit dem ganzen Ungestüm seines feurigen Temperaments suchte er den in langer Arbeit gewonnenen Erkenntnissen den Boden in Deutschland zu bereiten. Wie einst an die Spitze des „Zentralverbandes deutscher Industrieller", so trat er jetzt an die Spitze eines „Vereins für internationale Doppelwährung", der eine lebhafte Propaganda für den Bimetallismus entfaltete. Die Bewegung ergriff in der Tat bald weitere Kreise;

---

[1]) Vgl. v. Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier I, 185 f.
[2]) Das. I, 237 f.
[3]) Siehe Poschinger a. a. O. I, 236 ff., III, 153, 168 f., 189.

Digitized by Google

dem Reichstage von 1885 lagen schon nicht weniger als 440 Petitionen meist von landwirtschaftlichen Vereinen vor, die die Regierung aufforderten, auf das Zustandekommen der vertragsmäßigen Doppelwährung hinzuwirken. Kardorffs Augenmerk war und blieb natürlich in erster Linie darauf gerichtet, Fürst Bismarck für seine Auffassung zu gewinnen. Er sprach es am 10. Februar 1886 im Reichstage ganz offen aus: „Worauf es ganz allein ankommt, das ist das, wie wird sich der Herr Reichskanzler zu dieser Frage stellen? Darauf kommt es ganz allein an, denn er ist der einzige Mann in der ganzen Welt, der diese Frage zur Lösung bringen kann vermöge seiner Autorität. Wir geben die Hoffnung nicht auf. Wir haben auch gesehen, daß er die Zoll- und Handelspolitik lange den Herren Camphausen, Delbrück usw. überlassen hat; wir sehen jetzt, daß er die Regelung des Münzwesens andern Herren überläßt und sagt, das sind Dinge, um die ich mich nicht kümmern kann und die mich abziehen von meinen sonstigen Geschäften, so daß ich das anderen Herren überlassen muß. Ich glaube, daß er diesen Standpunkt nicht wird aufrechterhalten können gegenüber dem Notschrei des Landes, und ich wünsche den Moment schnell herbei, wo der Herr Reichskanzler auch in diese Frage mit seiner mächtigen Hand eingreift."[1])

Kardorffs immer von neuem einsetzende Bemühungen, Bismarck für die Sache des Bimetallismus zu gewinnen, sind diesem ja sichtlich nicht immer bequem gewesen. Es kam vor, daß der Kanzler eine schriftliche Bitte Kardorffs um eine Unterredung in der Währungsfrage abschlug und ihn an den Reichsschatzsekretär Scholz verwies.[2]) Es kam ein andermal vor, daß er einen Brief Kardorffs, der darüber Klage geführt haben soll, daß in den Räumen des Reichsschatzamts, obwohl die Camphausen und Delbrück abgegangen seien, noch der Geist Bambergers, d. h. öden Manchestertums herrsche, dem Reichsschatzsekretär zufertigen ließ.[3]) Aber allmählich schenkte Bismarck doch dem Wortführer des Bimetallismus in steigendem Maße Gehör. Es fehlte der Bewegung auch nicht an mancherlei Erfolgen. Ein Erfolg war es schon, daß die deutsche Reichsregierung die internationale Pariser Münzkonferenz vom Jahre 1881 beschicken und hier erklären ließ: „Wir erkennen ohne Rückhalt an, daß eine Wiederherstellung des Silberwertes wünschenswert ist und erreicht werden könnte durch die Wiederaufnahme der Silberprägungen in einer Anzahl der bevölkertsten auf dieser Konferenz vertretenen Staaten, die zu diesem Zweck ein festes Wertver-

[1]) Sten. Ber. II, 982. Aehnlich hatte sich Kardorff schon in seiner Rede vom 6. März 1885 geäußert: „Ich habe die feste Ueberzeugung, daß es mir hier ebenso ergeht, wie in dem Kampfe für das protektionistische System. Ich habe auch sechs Jahre lang für das protektionistische System gekämpft, erst allein, dann mit wenigen, dann mit vielen Bundesgenossen, und endlich habe ich die mächtige Unterstützung des Herrn Reichskanzlers erhalten, und so hoffe ich es auch in diesem Kampf. Ich rechne darauf, daß die Unterstützung des mächtigen Staatsmannes, der heute noch die Geschicke der deutschen Nation zu deren Segen leitet, auf die Dauer mir nicht fehlen kann." Sten. Ber. 1884/85, III, 1625.

[2]) Vgl. Kardorffs Reichstagsrede vom 10. Februar 1886. Sten. Ber. II, 997.

[3]) So hat es wenigstens v. Scholz in der Reichstagssitzung vom 10. Februar 1886 erzählt. Kardorff hat jedoch die Richtigkeit der Erzählung bestritten.

Digitized by Google

hältnis zwischen Gold und Silber annehmen würden." Ein Erfolg war es auch, wenn der Reichstag am 11. Februar 1886 eine von Kardorff eingebrachte Resolution, die die Regierung aufforderte, der Währungsfrage erneut die eingehendste Prüfung zuteil werden zu lassen, trotz des erregten Widerspruches des Finanzministers v. Scholz mit 145 gegen 119 Stimmen annahm. Aber wenn die Wünsche der Bimetallisten ursprünglich dahin gegangen waren, daß das Deutsche Reich selbständig zur Doppelwährung zurückkehren möge, so mußten sie doch bald einsehen, daß die einzige Aussicht in einer internationalen Regelung der Währungsfrage liege, und schließlich wurde die ganze Diskussion auf die Frage eines gemeinsamen Vorgehens mit England beschränkt. Zu Anfang 1889 schienen sich zum erstenmal begründete Aussichten auf ein solches gemeinsames Vorgehen zu eröffnen, die Kardorff als „einen ersten Lichtstrahl" begrüßte; und die Art, wie Bismarck, der sich allmählich doch von dem bisherigen Einfluß des Finanzministers v. Scholz freizumachen begann, sich dazu stellte, gewährte verheißungsvolle Ausblicke. Aber die Dinge kamen nach Art internationaler Probleme nur langsam in Fluß, und mit Bismarcks Entlassung im März 1890 war, so darf man sagen, das Schicksal des Bimetallismus endgültig besiegelt.

Kardorffs Briefe an seine Gemahlin aus den Jahren 1880 bis 1890 gewähren ein treues Spiegelbild, wie überhaupt für die weitere Gestaltung seines Verhältnisses zu Bismarck, so für das Steigen seines Einflusses in der Währungsfrage. Die Dinge haben ja heute wesentlich nur ein historisches Interesse. Aber der Weltkrieg hat allen Geld- und Währungsfragen wieder eine erhöhte Bedeutung verliehen, und es ist schon jetzt zu erkennen, daß zwar nicht das alte, so oft und leidenschaftlich erörterte Problem der „Remonetisierung" des Silbers, wohl aber das neue einer Demonetisierung des Goldes in der Zukunft eine große Rolle spielen wird. In keinem Falle durfte bei der Darlegung des Verhältnisses zwischen Bismarck und Kardorff die Währungsfrage übergangen werden.

Ohne Datum, 12. März 1881.

Ich sitze den ganzen Tag in der Budgetkommission und im Plenum und bin schon ganz müde geworden. Um die zweijährigen Budgetperioden abzuwenden, arbeitet nämlich die Kommission mit Dampf, und wir sind in einigen Tagen fertig.[1]) Bei Bismarck war es neulich[2]) sehr hübsch; nach Tisch sagte mir die Fürstin, ich möchte doch noch einigen näheren Bekannten unter den Abgeordneten sagen, sie sollten mit dem Fortgehen zögern und dableiben, da sie und ihre Tochter ins Theater gingen, damit ihr Mann nicht allein bliebe. So blieben denn da: Helldorff,[3]) Graf Kleist,[4]) Bennigsen, Lucius, ich und Putt-

[1]) Dem Reichstage war eine Vorlage betreffend Einführung zweijähriger Etats und Verlängerung der Legislaturperioden zugegangen, die indessen am 28. März in der Kommission und am 6. Mai im Plenum abgelehnt wurde.

[2]) Gemeint ist das parlamentarische Diner vom 8. März. Näheres darüber bei v. Poschinger, a. a. O., I, 180.

[3]) Der bekannte konservative Abgeordnete v. Helldorff-Bedra.

[4]) Graf Konrad v. Kleist, Abgeordneter für Belgard.

Digitized by Google

kamer.[1]) Der Fürst war sehr gesprächig und nett, er äußerte sich über tausend Dinge und setzte seine ganzen Differenzen mit Eulenburg breit auseinander, in denen er nach aller Meinung sachlich durchaus im Rechte war. Er gab zu verstehen: jede andre Form, dem Dissensus Ausdruck zu geben, als die von ihm gewählte, würde nicht zum Ziele geführt haben, Eulenburg zum Abschied zu bewegen.[2]) Dann erzählte er sehr interessant aus dem französischen Kriege von Thiers, Jules Favre, den französischen Generälen, dem Kaiser; zuletzt kamen wir in ein großes Gespräch über Armenpflege, Unterstützungswohnsitz usw., Vagabundentum, Auswanderung, Kolonien, englische Politik gegen die Boers usw. Am andern Tage hatte er mit mir eine Konferenz über die Währungsfrage, in der es mir gelang, seine Erklärungen, die er durch Scholz abgeben ließ, noch in dezidiert bimetallistischem Sinne zu modifizieren.[3]) Er war sehr liebenswürdig dabei, was sich im Hinblick auf mein gestriges Eintreten für den Bau des letzten kleinen Panzerschiffes, das er wegen Stosch abgelehnt haben wollte, wohl ändern dürfte, zumal die Nationalliberalen und wir gegen Zentrum und die große Rechte nur mit wenigen Stimmen siegten.[4])

*

20. März 1881.

Durch eine sehr wichtige Frage, den Zollanschluß Altonas, die der Budgetkommission überwiesen ist, bin ich verhindert zu kommen. Ich aß gestern allein bei Bismarck, wo nur Rantzaus und Bill Bismarck[5]) waren, und habe nach Tisch über alle möglichen Fragen lange mit ihm konferiert. Er war noch elend

---

[1]) Kultusminister v. Puttkamer, der bald darauf das Ministerium des Innern übernahm.

[2]) Bei der Beratung des Kompetenzgesetzes im Herrenhause war es am 19. Februar zu einem Konflikt zwischen Bismarck und dem Minister des Innern, Grafen Botho zu Eulenburg, gekommen, indem dieser bei § 17 die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses zur Annahme empfahl, während ein von Geh. Oberregierungsrat Rommel verlesenes Handschreiben Bismarcks dagegen Bedenken erhob. Graf Eulenburg forderte darauf sofort seine Entlassung und ließ sich auch durch Bismarcks Herrenhausrede vom 21. Februar nicht zur Zurücknahme seines Gesuchs bewegen. Die Entlassung erfolgte am 26. Februar.

[3]) Am 10. März hatte der Staatssekretär des Reichsschatzamts, Scholz, sich im Reichstage im Auftrage des Reichskanzlers gegenüber dem bevorstehenden internationalen Münzkongreß in Paris einstweilen für Aufrechterhaltung des Status quo in der deutschen Münzgesetzgebung erklärt, da nach Bismarcks Ansicht in dieser Frage vorerst noch ein Non liquet vorliege. Aus Scholz' Aeußerungen ging u. a. hervor, daß Bismarck ernstlich daran zweifelte, ob der in der Welt vorhandene Goldbestand ausreichend sein würde, um der Goldwährung zu vollem Siege zu verhelfen. Sten. Ber., S. 251.

[4]) In der Reichstagssitzung vom 11. März war Kardorff (Sten. Ber., S. 266) warm für die von der Kommission gestrichene Bewilligung eines neuen Panzerkreuzers eingetreten, mit dem Erfolge, daß diese wesentlich mit den Stimmen der Freikonservativen und Nationalliberalen durchging. Daß Bismarck die Ablehnung der Bewilligung gewünscht hätte, ist neu; im übrigen ist die ausgesprochene Gegnerschaft zwischen Bismarck und dem Marineminister v. Stosch, die u. a. in dem Briefwechsel G. Freytags mit Stosch drastisch zutage tritt, bekannt.

[5]) Graf Wilhelm Bismarck, der zweite Sohn des Fürsten.

Digitized by Google

vom Schnupfen und Grippe, ist aber zusehends in der Besserung. Er erzählte eine lange, spaßhafte Sache vom Kaiser, die ich Dir mündlich wiedererzähle. Sonst bin ich gräßlich abgearbeitet, habe auch jeden Tag im Reichstag sprechen müssen. Ueber meine Rede kontra Versmann,[1]) die tatsächlich gut gelungen war und Eindruck auf das Haus machte, sagte mir Bismarck viele Komplimente, u. a.: „Sie haben die Replik viel besser gemacht, als ich sie gemacht haben würde; ich bin zu alt und blasiert, um noch gut reden zu können."

Nach Tisch aber hatten wir auch einen längeren Disput über Verfassungs- und Budgetrecht des Reichstages wegen des Zollanschlusses von Altona, in dessen Verlauf er sehr gereizt wurde — und wie ich bekennen muß, hatte er in der Sache recht.[2]) Unter anderm sprach er von Auflösung des Reichstages usw.: „Wer mich nicht unterstützt in dieser Frage, wird nicht wieder gewählt; Sie auch nicht, wenn Sie mich im Stiche lassen." Worauf ich erwiderte: „Das wäre mir an sich ziemlich gleichgültig; aber Sie irren sich. Wenn ich Ihnen Opposition machte, würde mich das höchstens populär machen und meine Wahl sichern."

Die Fürstin und die Rantzau waren sehr liebenswürdig; aber er wurde erst zuallerletzt wieder nett, nachdem er vorher sehr knurrig gewesen war. Die Sache selbst wird durchgefochten werden können, und ich werde sie im Plenum verarbeiten.

*

10. Mai 1882.

Bismarck ist krank in Friedrichsruh, kommt zur Tabakmonopoldebatte nicht mehr nach Berlin, wie es scheint; das Monopol wird in eine Kommission überwiesen, und dann komme ich wieder nach Hause; d. h. möglicherweise muß ich die Unfallversicherung auch noch aushalten, die noch einen Tag dauern wird.[3])

*

[1]) In der Reichstagssitzung vom 16. März war die Frage bezüglich der Kosten einer Einbeziehung Altonas und der Unterelbe in das Zollgebiet an die Budgetkommission gewiesen. Als dann der Abgeordnete v. Treitschke am 17. auf den in Art. 33 und 34 der Reichsverfassung vorgesehenen Anschluß der ganzen Hansestädte gedrungen hatte, erhob sich der hanseatische bundesratsbevollmächtigte Senator zu einer unmotiviert scharfen Abwehr. Ihm entgegnete in glücklicher Weise Kardorff am 18. Vgl. Sten. Ber., S. 393 ff. Durch diese Vorgänge kamen erst die Verhandlungen wegen des Zollanschlusses Hamburgs in Fluß.

[2]) Ueber die Frage, ob die zur etwaigen Durchführung des Zollanschlusses von Altona erforderlichen Kosten der Genehmigung des Reichstags bedürften, drohte ein Konflikt zwischen der Regierung und dem Reichstag zu entstehen, in dem Kardorff nach seiner Unterredung mit Bismarck zu vermitteln suchte. Vgl. Kardorffs Reichstagsrede vom 24. März. Sten. Ber., S. 481 ff.

[3]) Am 10. Mai begann im Reichstage die Beratung der Tabakmonopolvorlage, die mit der Ueberweisung an eine Kommission endete; Bismarck hielt seine berühmten Reden (vom 12. und 14. Juni) erst in einem späteren Stadium der Beratung. Die erste Lesung des Unfallversicherungsgesetzes begann am 16. Mai.

Digitized by Google

11. Dezember 1882.

Bismarck an Zahnschmerzen krank, will sich unter keinen Umständen von einem Zahnarzt untersuchen lassen; Laune fürchterlich, wie man sagt.

*

12. Juni 1883.

Ich habe gestern eine gute Rede über die Währungsfrage gehalten, die auch von der Linken mit großer Aufmerksamkeit angehört und von mehrfacher Zustimmung begleitet wurde.[1]) Die Antwort der Regierung war für uns sehr befriedigend. Das große Ereignis ist Bennigsens Mandatsniederlegung.[2]) Er hat sich mit seiner Fraktion im Abgeordnetenhause verzankt, nachdem er im Kulturkampfe die Bismarcksche Politik unterstützen wollte und damit in der Fraktion nicht durchdrang. Ich glaube nicht, daß er wieder ins Parlament zurückkehrt. Er hat es satt, hat seine Partei hinter sich verloren, die großenteils zu Eugen Richter fallen wird, und er hat keine Chance, sie wiederzugewinnen. Bismarck verliert sehr viel an ihm. Die Hochkonservativen und das Zentrum jubilieren. Die ersteren aus Dummheit, denn sie werden die Zeche bezahlen.

*

9. Mai 1884.

Heute ist die Abstimmung über das Sozialistengesetz, die ganz unsicher ist, für die größten Rechner unberechenbar.[3]) Die Debatte war gestern matt, heute erwartet man Bismarck zu hören, und dann wird es wohl lebendiger werden. Bismarck hat mich für morgen abend zu einer vertraulichen Besprechung eingeladen, worüber, weiß ich nicht; ich fürchte, über den Staatsrat und das beabsichtigte Ausscheiden Bismarcks aus dem preußischen Ministerkonseil;[4]) es könnte aber auch über die Währungsfrage sein ... Fällt heute das Gesetz, was nicht unmöglich ist, so wird sofort aufgelöst.

Alle Menschen quälen mich schrecklich, das Landratsamt aufzugeben und mein Mandat zu behalten.[5]) Ich weiß nicht, wie ich mich ihrer wehren soll. Windthorst, die Nationalliberalen und selbst die Hochkonservativen.

---

[1]) Siehe Sten. Ber. IV, 2982 ff. Die durch den Bundesratskommissar Geh. Oberregierungsrat Schraut erteilte Antwort ließ die Geneigtheit durchblicken, auch weiterhin mit andern Staaten auf deren Wunsch über die Währungsfrage zu beraten, lehnte allerdings eine Initiative der deutschen Regierung auf diesem Gebiete ab.

[2]) Vgl. dazu Hermann Oncken, Rudolf v. Bennigsen, II, 501 ff.

[3]) Die Abstimmung fand erst am 10. Mai statt, sie ergab die Annahme des Gesetzes mit 189 gegen 157 Stimmen.

[4]) Bismarck hat sich in der Tat im Frühjahr 1884 im Zusammenhang mit der geplanten Reaktivierung des Staatsrats mit dem Gedanken getragen, aus dem preußischen Staatsministerium auszuscheiden und nur das „Auswärtige Amt des Reiches" zu behalten, was indessen an dem Widerspruch des Kaisers scheiterte. Vgl. v. Mittnacht, Bismarck-Erinnerungen, N. F., S. 32 ff.

[5]) Es bestand im Frühjahr 1884 in Kardorffs Heimatskreise Oels die Absicht, ihn für das erledigte Landratsamt zu präsentieren. Kardorff trug sich für diesen Fall mit

Digitized by Google

Bei Lucius war es gestern sehr nett; ich saß neben Caprivi, der angenehm gescheit ist, über Kolonien, deutsche Marine und alles mögliche sehr ungeniert plauderte.[1])

*

Juni 1884.[2])

Ueberall großes Erstaunen, besonders der Minister, daß ich einstimmig, auch von den politischen Gegnern, zum Landrat präsentiert wurde. Von Puttkamer und Goßler[3]) die dringendsten Aufforderungen erhalten, unter keinen Umständen mein Mandat aufzugeben, selbst wenn ich gar nicht herkommen wollte als zu den zweiten und dritten Abstimmungen. Sie haben nämlich mit Recht große Angst, daß der Wahlkreis an einen Fortschrittsmann verloren geht, und sie wollen auch meinen Namen nicht entbehren. Ich war sehr kühl und zugeknöpft, worauf Puttkamer mich sofort zum Essen auf morgen einlud, weil er mit mir noch über die politische Situation sich eingehend besprechen wollte; er fürchtet, scheint es mir, den Kronprinzen im Staatsrat.[4])

*

5. Februar 1885.

Die Währungsfrage kommt morgen in der Wirtschaftlichen Vereinigung heran und Montag im Plenum des Reichstags.[5]) Ich bin gut vorbereitet und denke sie siegreich durchzufechten.

*

18. Februar 1885.

Bismarck wird allmählich zugänglich für Bimetallismus. Ich erwarte alles von meiner großen Währungsrede, die ich noch immer verbessere.[6])

*

---

der Absicht, sein Reichstagsmandat aufzugeben. Als er dann wirklich präsentiert wurde, erklärte auch Bismarck, nach einer späteren Mitteilung des Grafen Kospoth-Briefe, in bezug auf Kardorffs Mandat: „Ich habe den Mann nötig." Die Bestätigung Kardorffs wurde, anscheinend um eine Mandatsniederlegung, die infolge der Ernennung Kardorffs zum Landrat nötig geworden wäre, zu vermeiden, erst am 5. September, nach dem Schluß der Reichstagssession, vollzogen. 1895 legte Kardorff das Landratsamt wieder nieder.

[1]) General v. Caprivi hatte im März 1883 nach Stoschs Rücktritt die Leitung der Admiralität übernommen.

[2]) In der mir vorliegenden Abschrift trägt der Brief das Datum des 26. Juni 1882, er gehört aber offensichtlich in das Jahr 1884.

[3]) Kultusminister v. Goßler.

[4]) Durch Erlaß vom 20. April 1884 war die Reaktivierung des Staatsrats erfolgt. Am 11. Juni wurde der Kronprinz zum Präsidenten des Staatsrats ernannt.

[5]) Die Währungsfrage kam erst am 5. März im Reichstage zur Erörterung.

[6]) Gemeint ist Kardorffs große Reichstagsrede vom 6. März (Sten. Ber. III, 1614 ff.). Kardorffs Hoffnungen erfüllten sich nicht; der Reichstag lehnte den Antrag der Bimetallisten, den Reichskanzler zu ersuchen, die Initiative zu einer Wiedereinberufung der im Jahre 1881 abgebrochenen internationalen Münzkonferenzen zu ergreifen, mit großer Mehrheit ab.

Digitized by Google

19. Februar 1886.

Ich habe wegen Beantwortung eines Fragebogens für den Zentralverband der Industriellen sehr viel zu tun gehabt. Er betrifft die Währungsfrage und ist wichtig. Nächstens geht der Tanz im Abgeordnetenhause los und dann auch im Reichstage wieder[1]) bei einem Scheidemünzegesetz. Wir marschieren vorwärts.

*

6. März 1886.

Ich habe sehr in der Brauereimonopolfrage zu arbeiten[2]) gehabt. Bei der dritten Lesung der Nickelfrage werde ich nun doch noch über die Währungsfrage reden und Bismarck sagen, daß das Non liquet nicht geht, daß er sich entscheiden muß. Es ist ihm neuerdings von der Fürstin Bismarck gesagt worden, er solle doch auf Schraut[3]) nicht hören; leider aber steht Herbert Bismarck unter dem Einfluß Woermanns,[4]) der Goldfanatiker ist.

Die Stellung des Staatssekretärs[5]) v. Scholz wird allgemein als ganz erschüttert angesehen, und Bismarck hat, wie es scheint, trotz des offiziellen Dementis[6]) die Nationalliberalen gewarnt, sich nicht in den Schlund des Monopols zu stürzen. Ich gehe in die Kommission, der Bismarck selbst anwohnen wird, wie er dies zugesagt hat. Bei dieser Gelegenheit, denke ich, werde ich wohl eine Belehrung über Währung einfließen lassen können.[7])

*

Ohne Datum, Mitte Januar 1887.

Bismarck hat sich sehr darüber gefreut, wie ich Windthorst und Richter ad absurdum geführt hätte.[8])

*

---

[1]) Kardorff spielt auf die Sitzungen vom 10. und 11. Februar an, die eine scharfe Auseinandersetzung zwischen ihm und dem Finanzminister v. Scholz über die Währungsfrage gebracht hatten. Bei der Beratung des Gesetzentwurfs betreffend die Ausprägung einer Nickelmünze von 20 Pfennig kam es übrigens nicht zu der von Kardorff erwarteten neuen Währungsdebatte.

[2]) Am 4. März hatte im Reichstage die erste Beratung der neuen Branntweinmonopolvorlage begonnen; sie wurde gleich der ersten in der Kommission wie im Plenum abgelehnt.

[3]) Geh. Oberregierungsrat Schraut, seit 1880 vortragender Rat im Reichsschatzamt, bearbeitete hauptsächlich die Währungsfragen; er war ein entschiedener Gegner der Doppelwährung.

[4]) Der bekannte Hamburger Abgeordnete Adolf Woermann.

[5]) Verschrieben für Finanzminister.

[6]) Bismarck hatte am 6. März im Reichstage durch den Staatssekretär v. Boetticher erklären lassen, an dem Gerücht, als habe er in seiner Stellung zum Monopol eine Schwenkung gemacht, sei kein wahres Wort. Vgl. dazu auch v. Poschinger a. a. O., III, 169.

[7]) Bismarck hat die Absicht, in der Kommission zu erscheinen, wie er am 16. März in ihr durch den Finanzminister v. Scholz erklären ließ, wieder aufgegeben, womit auch Kardorffs Absicht entfiel.

[8]) Gemeint ist augenscheinlich Kardorffs Reichstagsrede vom 18. Januar 1887 bei der zweiten Beratung der Septennatsvorlage, in der er sehr wirkungsvoll gegen Windthorst und Richter polemisierte.

Digitized by Google

Undatiert, ca. 8. März 1887.

Ich bin zum Freitag zum Diner zu Bismarck geladen. Ich habe sehr viel Anerkennung über meine Reden gefunden. Unter andern hat der alte Minister Delbrück, mein Freihandelsgegner, mir eine Karte mit herzlichen Gratulationen geschickt. Bennigsen teilte mir mit, Bismarck habe sich geäußert, ich hätte mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit gegen das Zentrum operiert.[1])

Bennigsen und Miquel sind sehr gut. Ich glaube, der Reichstag wird gut laufen.

*

10. März 1887.

Morgen findet namentliche Abstimmung über das Septennat[2]) und dann das Bismarckdiner statt. Ich hatte in den letzten Tagen viel zu tun mit Besprechungen über die Brennerei- und Steuerfrage, in der Bennigsen und Helldorff mich baten, die Führung zu übernehmen, einige wenige Vertreter der Deutschkonservativen und Nationalliberalen und der Reichspartei zu versammeln, um die Grundsätze einer möglichen Spiritussteuer festzustellen und dann Bismarck zu bitten, das vom Finanzministerium auszuarbeitende Projekt uns zunächst vertraulich zur Durchsicht mitzuteilen. Bismarck hat dies bereitwillig zugesagt und zugleich, daß er selbst die Verhandlungen mit uns führen wolle, nachdem er das Projekt des Finanzministers persönlich geprüft habe. Dies würde also in drei Wochen etwa vor sich gehen.[3]) Rottenburg[4]) sagte mir vertraulich, Bismarck wolle selbst mit uns verhandeln, weil er Scholz dazu nicht brauchen könne, was auf eine Erschütterung der Stellung desselben hindeutet.

Die Fraktion ist jetzt 42 Mann stark; der zuletzt beigetretene Hospitant ist ein Freiherr v. Hornstein aus Baden. Die Fraktion ist also um genau ein Drittel stärker geworden (28 : 42); sie hat, wie die Stimmenverhältnisse liegen, immer die Entscheidung in der Hand, es kann keine Parteikombination geben, bei der wir übergangen werden können.

Windthorst ist ganz gebrochen; er hat selbst eingestanden, daß seine Taktik in der Militärfrage eine sehr törichte gewesen sei, und er wird nach diesem großen Mißerfolge, infolgedessen sich das Zentrum untereinander sehr heftig verzankt hat, nicht mehr die alte Rolle spielen können[5]) . . .

---

[1]) Der Brief stammt zweifellos aus den ersten Tagen des sog. Kartellreichstages. Gemeint sind Kardorffs Reden vom 3. und namentlich vom 7. März (vgl. Sten. Ber. S. 7, 20 f.). In letzterer bemerkte er u. a. gegen Windthorst: „Mit dem Abgeordneten Windthorst möchte ich eigentlich gar nicht rechten. Wir müssen ihm ja außerordentlich dankbar sein; durch seine Taktik, durch seine Politik hat er ja das herbeigeführt, was wir seit Jahren herbeizuführen uns bestrebt haben: nationale Majorität in diesem Hause."

[2]) Am 11. März wurde die nach den Neuwahlen von neuem eingebrachte Septennatsvorlage mit großer Majorität angenommen.

[3]) Die Vorlegung des von der Regierung geplanten Branntweinsteuer-Gesetzentwurfs erfolgte am 5. Mai.

[4]) Geh. Rat Dr. v. Rottenburg, Chef der Reichskanzlei.

[5]) Bekanntlich hatte das Zentrum das erstemal für die Ablehnung der Septennatsvorlage gestimmt, das zweitemal, trotz der Einwirkung des Papstes Leo XIII., der das

Digitized by Google

Gestern waren die im Reichstage befindlichen Offiziere von der Reserve — ein General v. Degenfeldt, der nationalliberal ist, und zwei von unsrer Fraktion, Baumbach und Freiherr v. Ellrichshausen (Württemberger), zum Kaiser befohlen; sie kamen ganz begeistert zurück von dessen überaus freundlicher und gnädiger Haltung. Er betrachtet die Annahme eines Reichstagsmandats seitens eines Konservativen — so hat er sich selbst ungefähr ausgedrückt — immer als ein ihm persönlich gebrachtes Opfer. Die Wahlen hätten ihn um 20 Jahre verjüngt usw.

Dabei soll gegen die Septennatsverweigerer am Hofe jetzt damit vorgegangen werden, daß keiner derselben mehr zu Hof und auch keiner mehr zu den Prinzen befohlen werden darf.

*

11. März 1887.

Heute ist das große Bismarcksche Diner für die Kartellparteien.[1]) Das Zentrum ist jetzt so tief herunter, daß es einem leid tun kann. Die elende Ausflucht der Stimmenthaltung ist das einzige Mittel gewesen, die Partei vor dem sofortigen Auseinanderfallen zu sichern, und dabei stimmten doch noch sieben für und zwei gegen das Septennat; auf Windthorst schimpfen sie ganz ungeniert.

*

21. März 1887.

Bismarck setzt in diesem Jahre auf seinen Gütern große Summen zu, was mich deshalb freut, weil es ihm ad oculos demonstriert, daß ich recht hatte, als ich ihm den Ruin der Landwirtschaft vorhersagte, wenn er nicht in der Währungsfrage vorginge . . .

Das Herkommen des Nuntius wirbelt viel Staub auf; hoffentlich duckt er das Zentrum gehörig.[2])

*

18. Mai 1887.

Von morgens 9 Uhr bis abends 11 Uhr sitze ich mit Ausnahme von zwei Stunden Mittagszeit im Reichstage, in den Brausteuerangelegenheiten.[3]) Bis jetzt geht alles sehr nach Wunsch: alles, was ich beantrage oder durch Mir-

---

Zentrum durch den Kardinalstaatssekretär Jacobini hatte ersuchen lassen, das Septennat in jeder demselben möglichen Weise zu unterstützen, sich der Stimme enthalten.

[1]) Vgl. darüber v. Poschinger a. a. O., II, 240 f.

[2]) Näheres über den Aufenthalt des Nuntius Galimberti in Berlin siehe in den hochinteressanten Aufsätzen „Aus Windthorsts Korrespondenz", herausg. von O. Pfülf S. J. in „Stimmen aus Maria Laach", LXXXII, 492 ff. Galimberti mußte in der Tat im Auftrag der Kurie Beschwerde bei Windthorst wegen der erregten Sprache der Zentrumspresse führen. Nach dem Werke von Crispolti und Aureli, „La Politica di Leone XIII da Luigi Galimberti a Mariano Rampolla. Documenti inediti. Roma 1912", wäre es sogar zu den stürmischsten Szenen zwischen Windthorst und Galimberti gekommen.

[3]) Es handelt sich um die Kommissionsberatung des am 5. Mai eingebrachten Branntweinsteuergesetzes. Die erste Lesung hatte am 10. und 11. Mai stattgefunden.

Digitized by Google

bach,[1]) Helldorff usw. beantragen lasse, nachdem wir es vorher fertiggestellt haben, geht mit großer Majorität durch. Es wird für die Brauereien recht günstig. Dagegen hat Lucius durch seine Erklärung im Abgeordnetenhause[2]) über die Getreidezölle, die kaum noch in dieser Session behandelt werden können, es zustande gebracht, daß Unsummen russischen Getreides importiert und unsre Getreidepreise infolgedessen miserabel werden.

Meine Stellung im Hause ist die denkbar beste, weil meine Position die Deutschkonservativen und die Nationalliberalen zwingt, stets auf mich zurückzugreifen, wenn sie irgend etwas vereinbaren wollen. In der Brauereikommission ist der Minister Scholz von einer wahrhaft erdrückenden Liebenswürdigkeit gegen mich ... Wenn ich etwas gesagt habe, beginnt er gewöhnlich mit den Worten: Nach dem überaus klaren Exposé des Herrn v. Kardorff, dem ich vollständig beitrete usw.

Die Kommission ist von allen Seiten sehr gut zusammengesetzt, und sie macht mir Vergnügen, wenngleich ich des Abends gewöhnlich so abgearbeitet bin, daß ich zu müde bin, auf die Kneipe zu gehen.

*

26. Mai 1887.

Der Reichstag ist heute vertagt worden, und die Branntweinsteuervorlage ist glücklich unter Dach gebracht.[3]) Ich bin halb tot von den fortwährenden Kommissionssitzungen von des Morgens früh bis abends 11 Uhr; wir haben aber für das landwirtschaftliche Interesse der östlichen Provinzen die Möglichkeit erreicht. Miquel war vorzüglich als Vorsitzender und hielt seine Fraktionsgenossen in Ordnung, desgleichen Huene,[4]) der jetzt Windthorst in der Leitung des Zentrums Konkurrenz macht, und Helldorff, der die Deutschkonservativen im Zaume hielt.

Sehr aufgeregt ist man hier über das Befinden des Kronprinzen, das viel schlimmer ist, als die Zeitungen sagen[5]) ... Der Kaiser scheint allmählich doch geistig nachzulassen; er hat z. B. Herbert Bismarck, der fast einen Tag um den

---

[1]) Der langjährige konservative Abgeordnete Freiherr, später Graf v. Mirbach-Sorquitten.

[2]) Am 5. Mai hatte der Landwirtschaftsminister Lucius im Abgeordnetenhause die Erklärung abgegeben, daß die Regierung die schwere Krise, unter der die Landwirtschaft leide, anerkenne, zur Hilfe bereit sei und somit geneigt sei, mit einer angemessenen Erhöhung der landwirtschaftlichen Zölle vorzugehen.

[3]) Soll heißen: in der Kommission. Die zweite und dritte Lesung des Gesetzes erfolgte erst vom 13. bis 17. Juni; die Annahme mit 233 gegen 80 Stimmen am 17. Juni.

[4]) Der bekannte Zentrumsabgeordnete Freiherr v. Huene.

[5]) Im Mai waren die zugezogenen Autoritäten, Tobold, Gerhard und v. Bergmann, zu dem Ergebnis gekommen, daß es sich bei der Krankheit des Kronprinzen, die sich seit Februar und März ausgebildet hatte, um Kehlkopfkrebs handle. In seinen weiteren Briefen macht Kardorff seiner Gemahlin sehr oft über die fortschreitende Krankheit, die Stimmung am Hofe Mitteilungen, auf deren Wiedergabe hier verzichtet wird.

Digitized by Google

andern bei ihm Vortrag hat, nicht erkannt, als er neulich zu ihm kam. Bismarck soll über die Krankheit des Kronprinzen außer sich sein.

*

7. Juni 1887.

Ich habe gestern bis 5 Uhr nachmittags in der Zuckerkommission[1]) gesessen, wo es nicht so glatt zugeht wie in der Branntweinkommission. Staudy,[2]) Goldfus[3]) und ich haben gestern ein großes Gefecht mit Scholz gehabt, und zwar mit Glück debattiert, aber, so fürchte ich, ohne eine Aenderung seiner Haltung zu erreichen. Die Vorlage ist verhängnisvoll für die Zuckerindustrie der östlichen Provinzen; hoffentlich wird sie nicht angenommen; jedenfalls werden wir namentliche Abstimmung beantragen.

*

11. Juni 1887.

In der Zuckersteuerkommission haben wir unsern Willen, die Regierungsvorlage nicht anzunehmen, durchgesetzt; für das Plenum hat sich nun Bennigsen zu einem Kompromiß mit uns bequemt. Die Branntweinsteuer kommt übermorgen ins Plenum; ich werde erst am zweiten Tage reden, wenn ich überhaupt rede.

Bismarck ist wohl und munter; was in den Zeitungen über sein Unbefinden steht, ist gelogen, um zu kaschieren, daß er wegen des Kaisers resp. des Kronprinzen nicht nach Friedrichsruh gegangen ist ...

Die Sitzungen der Zuckersteuerkommission dauerten immer bis in die Nacht um 12 Uhr, waren aber sehr interessant. Anfänglich hatte die Regierungsvorlage alle Stimmen für sich bis auf die drei Stimmen unsrer Fraktion, und zuletzt hatten wir zwei Stimmen Majorität gegen die Vorlage zurecht gebracht, weil wir allmählich die Herren überzeugt hatten, daß es der Tod für alle schwächeren Fabriken sein würde, wenn sie angenommen würde. Bennigsen hat dies gar nicht für möglich gehalten, ich auch anfänglich nicht; nun bekommen wir durch ein Kompromiß mit den Nationalliberalen einen Vorschlag durch, der die kleinen schwächeren Fabriken in weniger gutem Rübenboden lebensfähig erhält.[4])

*

12. Juni 1887.

Ich bin jetzt gebunden, Branntwein- und Zuckersteuer durchzubringen. In dem Branntweinsteuergesetz haben wir den Triumph, eine große Majorität zu besitzen, 200 gegen 73.[5]) Zucker mache ich morgen zurecht.

*

---

[1]) Am 25. Mai war eine von der Regierung eingebrachte Zuckersteuervorlage in der ersten Lesung an eine Kommission verwiesen.

[2]) Staudy, konservativer Abgeordneter für den 5. Gumbinner Wahlkreis.

[3]) v. Goldfus, freikonservativer Abgeordneter für den 5. Breslauer Wahlkreis.

[4]) Am 16. und 18. Juni fand die zweite und dritte Lesung der Zuckersteuervorlage statt. Der von Graf Chamaré und v. Bennigsen eingebrachte Kompromißantrag wurde am 18. Juni mit großer Majorität angenommen.

[5]) Das Verhältnis war, wie wir sahen, noch etwas günstiger.

Digitized by Google

15. Juni 1887.

Zucker- und Branntweinsteuer glücklich unter Dach und Fach gebracht, wie ich sie für richtig halte. Bismarck sehr vergnügt.

*

28. Januar 1888.

Ich habe zwei Tage hindurch die anstrengende Aufgabe gehabt, den Debatten über das Sozialistengesetz[1]) unausgesetzt folgen zu müssen, da ich noch für unsre Fraktion reden soll. Da alle Redner ungefähr zwei Stunden — jeder einzelne — sprachen, war das sehr ermüdend. Ich bekomme nun aber wenigstens einen leidlich guten Platz hinter Bebel und werde meine Sache so gut wie möglich machen.

*

7. Februar 1888.

Die gestrige Bismarcksche Rede[2]) ist vielleicht von allen Reden, die er jemals gehalten, die großartigste Leistung — und das einstimmige Votum des Reichstages war eine schöne Antwort. Ich habe den Eindruck, daß diese Rede den Frieden erhalten wird und freute mich sehr, den Prinzen Wilhelm in der Hofloge zu sehen . . .

*

10. Februar 1888.

Ich habe hier übermenschlich viel zu tun gehabt durch die Sozialistenkommission, die jeden Morgen von 10 Uhr ab tagte. Du wirst Dich über meine Rede gegen Windthorst amüsieren. Bennigsen meinte, ich hätte demselben gegenüber einen so glücklichen Tag gehabt, daß er mich darum beneidete.[3])

Ich hatte das kleine Untier in der Sozialistenkommission, wo er Unfug genug redete, und da ich Vorsitzender war, habe ich mich an der Diskussion gar nicht beteiligt.

*

16. Februar 1888.

Vorgestern war großes Diner bei Bismarck;[4]) ich war nicht geladen, werde wohl erst zu dem nächsten kommen, da mir Geheimrat Rottenburg eröffnet hat, daß Bismarck noch gelegentlich einmal mit Miquel und mir über das Brennereigesetz konferieren wolle. Er hat kein Wort über Politik gesprochen, ist aber sehr heiter gewesen.

*

---

[1]) Am 27. Januar hatte die erste Lesung des Sozialistengesetzes begonnen, dessen Verlängerung bis 30. September 1893 gefordert wurde. Die Vorlage wurde an eine Kommission verwiesen, deren Vorsitz Kardorff erhielt.

[2]) Am 6. Februar hielt Bismarck im Reichstage aus Anlaß der Wehrvorlage die berühmte Rede, in der er ausführlich auf die kurz zuvor erfolgte Publikation des deutsch-österreichischen Bündnisvertrages vom 7. Oktober 1879 einging.

[3]) Gemeint ist Kardorffs Auseinandersetzung mit Windthorst in der Reichstagssitzung vom 7. Februar 1888 in Sachen der fünfjährigen Legislaturperioden. Sten. Ber. II, 739 ff.

[4]) Näheres darüber bei v. Poschinger a. a. O., I, 242 ff.

Digitized by Google

26. Juni 1888.

Die gestrige feierliche Eröffnung des Reichstags war großartig; der junge Kaiser bezaubernd.

*

14. Januar 1889.

Ich komme eben von der Eröffnung des Landtages, die recht feierlich war. Der Kaiser sah in der Gardedukorpsuniform stattlich aus und las die Thronrede gut vor. Dieselbe machte sichtlich guten Eindruck.

*

20. Januar 1889.

Herbert Bismarck wünscht dringend, daß ich da bin, wenn die Kolonialfrage[1]) verhandelt wird, und daß ich in die Kommission gehe, die nur einen Tag, wie ich denke, sitzen wird.

Meine Position im Abgeordnetenhause[2]) scheint sich ganz günstig zu gestalten. Von vornherein kamen Nationalliberale und Deutschkonservative für die Verhandlungen unter den Kartellparteien zu mir ...

Die Stöckersche Geschichte ist sehr blamabel;[3]) aber sie ist eigentlich alt, und in der Kolonialfrage sprach er recht gut. Ein Jammer, daß er Geistlicher und nicht reiner Agitator ist.

*

23. Januar 1889.

Diese Tage habe ich mit der Kolonialvorlage sehr viel zu tun gehabt. Sie kommt am Sonnabend zur Verhandlung, wobei ich wohl sprechen werde ...

Heute hielt Rickert im Abgeordnetenhause eine sehr boshafte Rede gegen die Deutschkonservativen wegen der Desavouierung der Hammersteinschen Erklärung gegen den Reichskanzler,[4]) und keiner von ihnen wußte etwas zu erwidern, was ich sehr erbärmlich fand. Helldorff war wütend darüber, und ich sagte ihm, das käme davon, weil er nicht im Abgeordnetenhause wäre.

Ich konnte natürlich nicht antworten, weil weder meine Partei noch ich persönlich angegriffen waren.

*

---

[1]) Dem Reichstage war eine „Ostafrikanische Vorlage", betreffend Bekämpfung des Sklavenhandels und Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika, zugegangen, die am 26. Januar in erster Lesung beraten und zunächst in eine Kommission verwiesen wurde.

[2]) Bei den Landtagswahlen vom 6. November 1888 hatte Kardorff, der seit 1876 dem Abgeordnetenhaus ferngeblieben war, wieder ein Mandat angenommen.

[3]) Gemeint ist die bekannte Affäre Stöcker-Witte, die durch eine Erklärung Pfarrer Wittes in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 15. Januar aufgerührt war.

[4]) Vgl. Sten. Ber. I, 61 f. Es handelt sich um den bekannten Artikel der „Kreuzzeitung" über „Das monarchische Gefühl" vom 20. Januar, dessen Erscheinen von der konservativen Partei öffentlich bedauert wurde und der dann vorübergehend am 29. Januar der Konfiszierung verfiel.

Digitized by Google

29. Januar 1889.

Ich habe in den letzten Tagen sehr interessante Vorbesprechungen in der Kolonialfrage mit Bennigsen, Miquel, Helldorff, Mirbach und Dr. Peters geführt.

*

2. Februar 1889.

Gestern hatten wir den ersten Sonnenstrahl in der bimetallistischen Sache, der mich leider jetzt hier festhält. Mirbach und ich wurden nämlich Mittag zu Herbert Bismarck zitiert, der uns mitteilte, daß sein Vater aus England von Mr. Chaplin, dem Führer der Hochtorys, einen Brief erhalten habe, in welchem dieser den dringenden Wunsch ausspreche, daß Deutschland irgendeine Kundgebung dahin machen solle, daß es für den Fall, wenn England die Initiative zur Wiedereinführung des Silbers als Währungsmetall ergreife, mit England gemeinsam vorgehen wolle. Der hochinteressante Brief ist inhaltlich gleichlautend mit einem Briefe, den Dr. Arendt[1]) von einem andern Bimetallisten erhalten hatte, und der deshalb nicht sekretiert zu werden braucht. Danach wäre in England die letzte Ausrede der Goldfanatiker die: Wenn England die internationale Regelung der Währung anrege, würde Deutschland es im Stiche lassen und eventuell allein die Goldwährung beibehalten. Da die Frage sehr bald im Parlamente zur Sprache komme, wäre es von der höchsten Wichtigkeit, daß von hier aus vorher eine Erklärung ausgehe, daß Deutschland mit England gemeinsame Sache machen wolle. Dies traf nun zusammen mit meiner vorgestrigen Rede beim Getreidezollantrage,[2]) die einen großen Eindruck im Reichstage und, wie mir Graf Herbert andeutete, auch auf seinen Vater, der sie in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" gelesen hatte (wo sie sehr gut stand), gemacht hat. Die Fürstin Bismarck, die Mirbach gestern zufällig getroffen hat, hat ihm gesagt, daß ihr Mann jetzt ganz günstig für den Bimetallismus gestimmt sei.

Nun ist mit Herbert verabredet, daß wir entweder eine Resolution im Reichstage einbringen, durch welche die Regierung aufgefordert wird, eine Erklärung in dem oben gedachten Sinne abzugeben, oder daß wir bei der übermorgen fortgesetzten Getreidezolldebatte eine solche Erklärung der Regierung provozieren sollen. Die Entscheidung hierüber wird der Reichskanzler heute oder morgen uns wissen lassen, und wir werden je nachdem entweder Montag oder bei der dritten Lesung des Etats losgehen.[3])

---

[1]) Bekannter freikonservativer Abgeordneter.

[2]) In seiner Rede vom 31. Januar 1889 (Sten. Ber. II, 719 ff.) war Kardorff ausführlich auf die Notlage der Landwirtschaft eingegangen.

[3]) Die Entscheidung fiel, nachdem Graf Mirbach im weiteren Lauf des 2. Februar eine Unterredung mit Fürst Bismarck gehabt hatte (vgl. v. Poschinger a. a. O., III, 189 f.), zugunsten der Einbringung einer Resolution. Am 6. Februar stellten die Abgeordneten v. Helldorff, Graf Mirbach, v. Kardorff usw. den Antrag, der Reichstag wolle beschließen, die verbündeten Regierungen zu ersuchen, falls England die Initiative zur Wiederherstellung des Silbers als Währungsmetall ergreife, die Bereitwilligkeit Deutschlands zu einem gemeinsamen Vorgehen mit England auszusprechen. Es war bisher unbekannt, daß die Einbringung dieser Resolution mit Bismarck konzertiert war.

Digitized by Google

Ueber den Finanzminister Scholz hat sich Bismarck sehr abfällig geäußert, und Herbert machte auch eine Redensart, die mir bezeichnend genug war. Ich hoffe jetzt das Beste.

*

Ohne Datum; 5. Februar 1889.

Uebermorgen ist die Währungsdebatte. Bismarck bleibt günstig gestimmt. Der große Sturm gegen ihn wegen Veröffentlichung der Anklageschrift gegen Geffcken[1]) verlief sehr matt in der Opposition; nur Munckel, Windthorst, Richter und der Sozialdemokrat Sabor eiferten gegen ihn. Schelling[2]) als neuer Justizminister machte seine Sache gut. Die Sache verläuft im Sande, glücklicherweise, denn in der Sache hatte Windthorst leider recht.

In der Währungsfrage werden wir eine gute Majorität für unsre Resolution haben, und Bismarck läßt durch Maltzahn eine ordentliche vernünftige Erklärung abgeben.[3])

*

Ohne Datum; zirka 12. Februar 1889.

Ich habe dieser Tage sehr an der Währungsfrage gearbeitet; einen Artikel für die „Post" und einen für die englischen Bimetallisten geschrieben. Die Notiz in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" ist zu meiner Zufriedenheit erschienen.[4]) Bismarck bleibt, wie es scheint, gut.

*

16. Februar 1889.

Mein „Post"-Artikel[5]) stand als Leitartikel in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" abgedruckt, ein gutes Zeichen für Bismarcks Stimmung gegen Scholz.

---

[1]) Am 6. Februar war der Prozeß gegen den Geh. Justizrat Professor Geffcken wegen der Veröffentlichung des Tagebuchs Kaiser Friedrichs im Reichstag durch den freisinnigen Abgeordneten Munckel zur Sprache gebracht worden. In der Debatte tadelte Windthorst besonders die teilweise Veröffentlichung der Privatkorrespondenz Geffckens nach dessen Freisprechung.

[2]) Am 17. Januar war der Staatssekretär des Reichsjustizamts v. Schelling als Nachfolger v. Friedbergs zum Justizminister ernannt worden.

[3]) Die Erklärung des Staatssekretärs des Reichsschatzamts v. Maltzahn in der Sitzung vom 7. Februar (Sten. Ber. II, 855 f.) fiel doch weniger entgegenkommend aus, als Kardorff erwartet hatte; sie lehnte es ab, sich darauf festzulegen, daß Deutschland, falls England die Initiative ergreife, mit diesem gemeinsam vorgehen werde; dagegen stellte sie in Aussicht, daß, wenn von seiten Englands eine Erörterung mit Deutschland gewünscht werde, von der deutschen Regierung einem solchen Verlangen kein Widerspruch würde entgegengesetzt werden.

[4]) Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" interpretierte am 8. Februar die Maltzahnsche Erklärung dahin, daß Vorschläge, welche in Sachen der Doppelwährungsfrage von England ausgehen würden, hier in wohlwollende Erwägung genommen werden würden.

[5]) Er findet sich in Nr. 45 der „Post" vom 15. Februar 1889, daraus abgedruckt in Nr. 77 der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom gleichen Tage. Kardorff spielte in diesem Artikel die Maltzahnsche Erklärung vom 7. Februar gegen den Finanzminister

Digitized by Google

Im Abgeordnetenhause ganz amüsante Debatten,[1]) bei denen ich in einer persönlichen Bemerkung den kleinen Windthorst etwas bürstete. Ich denke, dort nächstens einmal eine größere Rede zu halten, beim Etat über Steuerpolitik oder dergleichen.

Schelling, der neue Justizminister, war, als der Geffcken-Fall von Munckel angerührt wurde, ziemlich ungeschickt. Er hat aber auch eine schwere Aufgabe, zu verteidigen, was als Akt der Notwehr auf staatsrechtlichem Gebiete von Bismarck selbst verteidigt werden könnte, aber privatrechtlich absolut unhaltbar ist. Herrfurth schnitt bei den Debatten vortrefflich ab.[2])

*

19. Mai 1889.

Gestern kam ich zu Wort, als Bismarck eben in den Saal trat. Meine Freunde behaupten, daß ich noch nie so gut gesprochen; jedenfalls hatte ich das Ohr des Hauses, und Bamberger, der nach Bismarck sprach, machte mir sogar Elogen über meine Verteidigung der Vorlage. Ebenso hatte ich die Agrarier und Bismarck zufriedengestellt, der sehr freundlich war.[3])

Ich hoffe, daß dem Staatssekretär Bötticher, der bisher rein gar nichts von der Währungsfrage wußte, allmählich ein Licht aufgeht. Es freute mich sehr, daß ich eine ganz ordentliche bimetallistische Auseinandersetzung in meine Rede einflechten konnte,[4]) und Bismarck so auch etwas davon profitierte, dem jetzt doch sehr daran liegen wird, die östlichen Provinzen mit ihrer notleidenden Landwirtschaft zu versöhnen.

Morgen ist um 11 Uhr Reichstagsfrühschoppen bei Bismarck.

*

Ohne Datum; zirka 28. November 1889.

Ich bin augenblicklich das einzige anwesende Vorstandsmitglied der Fraktion. Walderseés Einfluß auf den Kaiser wird immer mächtiger.

---

v. Scholz aus, der sich 1886 so scharf gegen die Möglichkeit eines internationalen Währungsvertrages zur Remonetisierung des Silbers gewandt hatte. Kardorff wollte aus der Maltzahnschen Erklärung in Verbindung mit der Auslegung, die ihr die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gab, den Schluß ziehen, daß „offenbar die gesamte Währungsfrage doch in ein neues Stadium für Deutschland getreten ist".

[1]) Gemeint sind die Verhandlungen vom 14. über die Justizverwaltung, wo Windthorst u. a. auf einen Zuruf Kardorffs heiter meinte: „Der verehrte Herr hier, der ganz neuerlich zu unsrer großen Befriedigung zu uns zurückgekehrt ist, scheint das Angeführte nicht für richtig zu halten. Ich weiß nicht, wieviel Jurisprudenz er vergessen, seitdem er nicht bei uns war." Kardorff erwiderte auf diese, seine zwölfjährige Abwesenheit im Abgeordnetenhaus berührende Anspielung ebenso launig. Vgl. Sten. Ber. I, 418.

[2]) Minister des Innern seit Juli 1888.

[3]) Gemeint ist Kardorffs Reichstagsrede bei der Beratung über die Alters- und Invaliditätsversicherung am 18. Mai 1889 (vgl. Sten. Ber. III, 1828 ff.), an die dann Bismarck in seiner letzten Reichstagsrede anknüpfte.

[4]) Vgl. Sten. Ber. III, 1831.

Digitized by Google

Morgen kommt das Bankgesetz an die Reihe, wo ich eine größere Rede in petto habe.[1]) Hoffentlich kommt der Reichskanzler bald.[2])

*

8. Dezember 1889.

Bismarck verhandelt durch Rottenburg mit mir über das Sozialistengesetz, um die Deutschkonservativen und Nationalliberalen unter einen Hut zu bringen. Ich denke, es wird gelingen. Ich bekomme fast täglich einen Brief von Rottenburg.[3])

*

Ohne Datum; 21. März 1890.

Ich war gestern bei der Fürstin Bismarck und auch einen Augenblick bei Bismarck; mußte aber fort, weil eben die Beauftragten des Kaisers kamen (Lucanus und Hahnke), um ihm das Demissionsschreiben des Kaisers zu überbringen.[4])

(Fortsetzung folgt)

---

[1]) Vgl. Kardorffs Reichstagsrede vom 29. November 1889. Sten. Ber. I, 588 ff.

[2]) Bismarck traf erst am 24. Januar 1890 von Friedrichsruh in Berlin ein.

[3]) Diese Auslassungen Kardorffs sind wichtig für die Beurteilung der Frage, ob Bismarck um die Wende des Jahres 1889/90 das Sozialistengesetz absichtlich zu Fall gebracht hat oder nicht. Ueber diese Frage hat sich zwischen dem bekannten Historiker Hans Delbrück und mir eine Kontroverse entsponnen. Ich habe in einem im Aprilheft 1915 der „Süddeutschen Monatshefte" erschienenen größeren Aufsatze: „Der Fall des Sozialistengesetzes und Bismarcks Staatsstreichplan", der u. a. auch einen unveröffentlichten Brief Bismarcks an Kardorff vom 23. Januar 1893 brachte, besonders aus der Tatsache, daß Bismarck den eigens nach Friedrichsruh entbotenen Führer der Konservativen v. Helldorff darauf hinwies, daß ihm mehr an der Erhaltung der Kartellpolitik als an dem ganzen Sozialistengesetz liege, und daß Helldorff sich mit Kardorff ins Einvernehmen setzen möge, da er, Bismarck, auf das Zusammengehen der konservativen Parteien den höchsten Wert lege, den meines Erachtens allein möglichen Schluß gezogen, daß Bismarck nicht den Konflikt, sondern das Kompromiß, nicht den Fall, sondern das Zustandekommen des Sozialistengesetzes gewollt habe. Delbrück, der der Frage einen eignen Exkurs in seinem Büchlein „Bismarcks Erbe" (S. 128 ff.) gewidmet hat, will das nicht Wort haben; er meint, Helldorff habe jene Weisung auch so auffassen können: „daß dem Fürsten an dem jetzigen Sozialistengesetz nichts liege, daß man aber für eine zukünftige Wiederbelebung der Kartellpolitik zunächst einmal durch eine Krise hindurchgehen müsse". Einer solchen in sich unwahrscheinlichen, weil gekünstelten Deutung entzieht nun Kardorffs Brief vom 8. Dezember 1889 vollends den Boden. Wenn Bismarck fortdauernd durch Rottenburg auf Kardorff in dem Sinne einwirken ließ, die Deutschkonservativen und die Nationalliberalen unter einen Hut zu bringen, so läßt das doch einzig und allein die Deutung zu, daß Bismarck ein einträchtiges Zusammengehen der Kartellparteien in Sachen des Sozialistengesetzes und eben dadurch eine Befestigung des wankenden Kartells wünschte.

[4]) Bismarck hatte sein Abschiedsgesuch am 18. März eingereicht. Am 20. überbrachten ihm die Chefs des Militär- und des Zivilkabinetts, General v. Hahnke und Geh. Kabinettsrat v. Lucanus, die kaiserliche Genehmigung mit dem bekannten Handschreiben.

Digitized by Google

Polen und die Teilungsmächte

Von

Conrad Bornhak

Polen ist zu einem konstitutionellen Königreiche erklärt worden. Angesichts der vollzogenen Tatsache wäre es ein müßiges Beginnen, nachträglich Bedenken zu erheben. Es handelt sich nur darum, auf dem Boden des Geschehenen für Deutschland die Sicherung seiner Ostgrenze zu erlangen, die wir bedürfen, und zwar auf Grund realer Garantien, nicht auf Grund von Dankbarkeit und andern schönen Tugenden, die allenfalls deutsche Sentimentalität erwartet, die aber der Politik von jeher fremd gewesen sind.

Das Schicksal der Polen in den drei Reichen, denen sie durch die Teilungen zugefallen waren, hatte sich sehr verschieden gestaltet. Preußen hatte schließlich aus den Teilungen nur die schon halb von Deutschen durchsetzten Provinzen Posen und Westpreußen behalten, in denen die Polen unter deutschem Einflusse die höchste wirtschaftliche und kulturelle Stufe erreichten, aber in der freien nationalen Entwicklung durch den deutschen Nationalstaat unterbunden waren. Der Nationalitätenstaat Oesterreich gestattete den Polen in Galizien, die alte polnische Wirtschaft einfach fortzusetzen, Kultur und Wirtschaftsleben blieben weit hinter Posen und Westpreußen zurück, aber national konnten sich die Polen in dem österreichischen Kronlande frei entwickeln, sogar Deutsche und Ruthenen unterdrücken. Am schlechtesten erging es den Polen in dem russischen Anteile, dem bei weitem größten. Wirtschaftlich blieben die Polen dieses Anteils mindestens hinter den preußischen Polen weit zurück, national und kirchlich wurden sie geknechtet. Wiederholte polnische Aufstände gegen Rußland waren 1830 und 1863 mit äußerster Grausamkeit niedergeschlagen worden.

Man hätte also von vornherein erwarten sollen, daß die Polen Rußland als ihren Todfeind betrachteten und die erste Gelegenheit benutzten, sich von ihm zu befreien. Eigentümlicherweise war das Gegenteil der Fall, sogar in dem Maße, daß bis zum Kriege selbst in Galizien eine starke Richtung bestand, die den Anschluß an Rußland suchte. Zwei Gründe waren für diese Erscheinung bestimmend, nationale und wirtschaftliche.

National darf man nicht etwa daran denken, daß die Polen sich vom Panslawismus hätten einfangen lassen, der doch im letzten Grunde nichts andres ist als Großrussentum. Die Polen waren und blieben Polen und suchten den Anschluß an Rußland gerade im Interesse des Polentums. Daher galt es für sie vor allen Dingen, die Teilungen zu überwinden und, da sie dies aus eigner Kraft nicht vermochten, einer der drei Teilungsmächte anzugehören. Dies konnte nur Rußland sein, das bereits den größten Teil polnischen Bodens besaß. Wenn Rußland auch noch Galizien und die halbpolnischen Landesteile Preußens erwarb, wie es am Anfange des Krieges beabsichtigte, dann war alles polnische

Digitized by Google

Land wieder vereint, und man konnte nun innerhalb des russischen Reiches und unter der Herrschaft des Zaren wieder für die Polen eine gewisse Selbständigkeit erstreben, zumal nur auf diesem Wege die galizischen und die preußischen Polen für Rußland zu gewinnen waren. Dagegen konnte ein Sieg Deutschlands und Oesterreichs niemals zur Vereinigung alles polnischen Landes führen, da man den siegreichen Mächten nicht die Preisgabe ihrer polnischen Gebiete zumuten konnte. Selbst wenn man ganz Russisch-Polen an Oesterreich gab, was die Polen allenfalls als Abschlagszahlung angenommen hätten, blieben vorläufig Posen, Westpreußen und Oberschlesien draußen.

Wirtschaftlich stand das russische Polen zwar weit hinter dem preußischen Anteile zurück, aber es war einer der höchstentwickelten Teile des russischen Reiches, der russische Industriebezirk gegenüber einem weiten agrarischen Hinterlande. Die Polen verdienten in Rußland riesig viel Geld, und das war ein ganz besonderes Band. Die Loslösung von Rußland hätte ihnen den weiten Absatzmarkt entzogen und die polnische Industrie eingeschnürt. Eine Vereinigung mit Deutschland oder Oesterreich vollends muß die polnische Industrie durch den überlegenen Wettbewerb Sachsens, Schlesiens und Böhmens erdrosseln und Polen wieder auf den Zustand des reinen Agrarlandes zurückdrücken. Polens wirtschaftliche Blüte ist auf Gedeih und Verderb an Rußland gebunden.

Nun steht aber als Kriegsergebnis so viel schon fest, daß die polnischen Landesteile für Rußland verloren sind. Daß Rußland sie nicht wieder bekommen soll, hatte der deutsche Reichskanzler bereits offen ausgesprochen. Eine unparteiische Verwaltung auf nationaler Grundlage war der Bevölkerung in Aussicht gestellt und zum Teil schon durchgeführt. Nunmehr ist auch das Königreich Polen errichtet. Mit diesen Tatsachen müssen die Polen vorläufig rechnen. Sie nehmen ohne Dank, was ihnen angeboten wird, und hoffen auf das Weitere, das große Polenreich vom Meer zum Meer.

Als Ziel der künftigen Gestaltung unsrer Grenzverhältnisse, die ja im einzelnen noch nicht erörtert werden können, hat der deutsche Reichskanzler einzig und allein den Sicherungszweck bezeichnet. Es kommt also nicht darauf an, was die Polen wünschen — polnische Wünsche sind überhaupt unerfüllbar, denn sie setzen neben einer vernichtenden Niederlage Rußlands gleichzeitig eine solche Deutschlands und Oesterreichs voraus —, sondern was zur Sicherheit des Reiches dient.

Die Polen erklären zunächst, sie wünschten eine neue Teilung nicht. Was dahintersteckt, kann man höchstens ahnen. Denn jede Loslösung polnischen Landes von Rußland ist unbedingt schon eine neue Teilung, da Preußen und Oesterreich ihre Anteile nicht aufgeben werden.

Namentlich seitens der österreichischen Polen hatte man dem Wunsche nach Vereinigung von ganz Russisch-Polen mit Oesterreich Ausdruck gegeben, so daß unter Vereinigung mit Galizien Polen in ein ähnliches Verhältnis zu Oesterreich getreten sein würde wie Ungarn. Die reale Sicherheit des Grenzschutzes gegen Rußland mit der Weichsel- und Narewlinie legte Deutschland damit in die Hände

Digitized by Google

Oesterreichs, das Schlesien von drei Seiten umklammert hätte. Der polnische Einfluß auf Leitung der österreichischen Gesamtmonarchie würde dadurch natürlich entsprechend gestiegen sein. Aber Polen wäre durch diese neue Teilung immer noch zwischen zwei Teilungsmächte geteilt geblieben. Es handelte sich also nunmehr darum, auch die halbpolnischen Teile Preußens für das neue Polenreich zu gewinnen, das im übrigen auf den engsten Anschluß an Rußland angewiesen wäre. Die Ueberweisung von ganz Russisch-Polen an Oesterreich hätte also einen Keil der Feindschaft zwischen Deutschland und Oesterreich getrieben und Oesterreich an die russische Seite gedrängt. Doch ist diese Richtung der wahre Hintergedanke des polnischen Ausspruches, daß man eine neue Teilung nicht wünsche.

Das geteilte Polen galt Menschenalter hindurch als der festeste Kitt unter den drei Ostmächten Preußen, Rußland und Oesterreich, die gerade durch die Teilungen auf das engste miteinander verbunden waren. Der Kitt ist schließlich brüchig geworden und das Band durch den Krieg zerrissen. Damit tauchte auch sofort die polnische Frage wieder auf.

Rußland suchte sie sofort beim Beginn des Krieges in seinem Sinne und wohl auch nach den Wünschen der Polen zu regeln, indem es unter Angliederung Galiziens und der polnischen Teile Preußens den Polen Autonomie innerhalb des russischen Reiches versprach. Dieser Versuch ist durch das Ergebnis des Krieges gescheitert.

Was anderseits ein selbständiger Polenstaat bedeuten würde, ergibt sich nach der bisherigen Entwicklung der Dinge von selbst. Er würde nicht seine Spitze gegen Rußland richten, sondern sofort der engste Verbündete Rußlands werden. Denn er wäre politisch auf Rußland angewiesen, um mit seiner Hilfe auch die preußischen und österreichischen Polen zu „befreien". Er müßte das engste wirtschaftliche Bündnis mit Rußland eingehen, um der polnischen Industrie in Rußland ihre bisherigen Absatzgebiete zu erhalten, sich anderseits gegen Deutschland und Oesterreich durch hohe Zollschranken absperren. Für die Erreichung dieser Vorteile könnten die Polen sich schließlich allenfalls den Zaren als König von Polen gefallen lassen, so daß beide Teile dabei auf ihre Rechnung kämen. Ein polnisches Königreich würde einfach für Rußland, was Belgien bis zum Kriege für England und Frankreich war. Daß ein deutscher Fürst als Polenkönig nicht die geringste Gewähr gegen eine deutschfeindliche Politik bilden würde, zeigt ja das Beispiel Rumäniens.

Die Erklärung Polens zum eignen Staate noch während der Dauer des Krieges bietet zunächst den äußeren Vorteil, das polnische Heer, dessen Schöpfung in der Erklärung besonders betont ist, sofort gegen Rußland zur Verfügung zu stellen.

Alles andre ruht noch in der Zukunft Schoße.

Es steht noch dahin, wie weit man den Polen eine Mitwirkung bei der Bestellung ihres Königs gewähren wird. Sollte dies geschehen, so dürfen die Polen jedenfalls nicht auf den schlauen Gedanken verfallen, den Kaiser von

Digitized by Google

Oesterreich zum Könige von Polen zu wählen und auf diese Weise die Angliederung Galiziens zu erlangen. Denn die Verständigung der Mittelmächte geht auf ein eignes konstitutionelles Königreich, das natürlich auch einen besonderen König voraussetzt.

Der eigne polnische Nationalstaat wird sich auch im wesentlichen innerhalb der Grenzen der polnischen Nationalität halten müssen. In dieser Beziehung ergehen sich die Polen jetzt schon in überschwenglichen Träumen. Wenn die polnische Erklärung an den Deutschen Kaiser von Warschau und Wilna als den Städten spricht, die jedem polnischen Herzen teuer sind, so ist dem entgegenzuhalten, daß Wilna die Hauptstadt Litauens ist. Was aus Litauen werden soll, weiß noch niemand. Jedenfalls liegt kein Grund vor, die Litauer den Polen zu unterwerfen. Auch der künftigen Lösung der ukrainischen Frage darf nicht vorgegriffen werden. Von andrer Seite schwärmte man schon von einem polnischen Kurlande als dem Korridor zum Meere. Die Verbindung zum Meere findet Polen eben nur durch Deutschland.

Das führt auf etwas andres, die wirtschaftliche Verbindung Polens mit Mitteleuropa. Die künftige Wirtschaftspolitik wird der naturgemäßen wirtschaftlichen Hinneigung zu Rußland entgegenwirken müssen. Die Einbeziehung in die deutschen Zollgrenzen, die dies am einfachsten bewirkte, ist leider nicht möglich, da Polen eine gemeinsame Schöpfung Deutschlands und Oesterreichs ist. Nirgends zeigt sich aber die Notwendigkeit einer wirtschaftspolitischen Annäherung, am besten einer Zolleinigung zwischen Deutschland und Oesterreich, so wie gerade an der polnischen Frage.

Militärisch müssen die Mittelmächte Polen trotz des eignen polnischen Heeres in der Hand behalten, um der ebenso naturgemäßen politischen Hinneigung zu Rußland entgegenzuwirken. Ein neues Belgien im Osten können wir nicht brauchen. Es geht nicht an, daß ein künftiger Krieg nach Osten wieder mit der Eroberung der Weichselfestungen beginnen muß, damit das deutsche Heer nach Rußland kommen kann, wie es die belgischen Maasfestungen nehmen mußte, um nach Frankreich zu gelangen.

Durch die deutsche Besetzung ist auch das verkümmerte Deutschtum Kongreßpolens, besonders in Lodz, wieder zu Selbstbewußtsein erwacht. Dies gilt es für die Zukunft auch in dem neuen Polenstaate zu schützen. Seine innere Selbständigkeit darf nicht einen Vorwand bilden, Deutsche zu polonisieren.

Am meisten enttäuscht über die erfolgte Lösung der polnischen Frage dürften die polnischen Juden sein. Sie sind die betrübten Lohgerber, denen die Felle fortschwimmen. Schon träumte der kleine Schacherjude davon, daß er bei einer Einverleibung Polens in Deutschland im ganzen Deutschen Reiche Freizügigkeit genießen, sein Sohn ein großer Professor oder ein großer Arzt in Berlin werden würde. Und nun das Erwachen aus allen Träumen.

Mit der Erklärung Polens zum Königreiche ist nur die Wegerichtung angedeutet, aber eine Menge von Einzelfragen harrt noch der Lösung.

Digitized by Google

Geraubte Schätze in Paris

Von

Ernst Steinmann

II.

Der Löwe und die Rosse von San Marco

Alle Feste, die die Phantasie ersinnen kann, waren schon auf der Piazza di San Marco gefeiert worden, aber noch niemals ein Fest wie das Pfingstfest 1797. Auf das blutige Ostern von Verona folgte dies entsetzliche Pfingsten von Venedig, dieser Karneval der Wirklichkeit, dies verzerrte Fest der Freude, das die Franzosen ihrem Schlachtopfer bestimmt hatten. Unter den Klängen der ehemals herzoglichen Kapelle, unter Glockenläuten und Kanonendonner wurde auf dem mit Farben und Fahnen und Kränzen geschmückten Markusplatz vor dem französischen General Baraguay d'Hilliers der Freiheitsbaum mit der roten Jakobinermütze errichtet. Ein Hochzeitszug bewegte sich in feierlicher Prozession nach San Marco, und unter den Klängen des Ambrosianischen Lobgesanges erhielt das unschuldige Symbol freiheitlicher Fruchtbarkeit den kirchlichen Segen. Es folgte die Rückkehr auf den Platz, die Anrufung des Pfingstgeistes in gotteslästerlicher Rede eines gottverlassenen Priesters, die Anzündung eines Scheiterhaufens und die Verbrennung des Goldenen Buches von Venedig und aller Abzeichen der Dogengewalt. Und mit rasenden Tänzen um Freiheitsbaum und Scheiterhaufen begruben die Venezianer die glorreichen Erinnerungen ihrer Vergangenheit, und der Sieger schaute dem Besiegten mit grimmiger Freude zu. „Grausamere Freudenfeste," so schreibt ein Augenzeuge, „wurden in der Welt noch nicht gefeiert. Das menschliche Herz hat keine Empfindungen, die Einbildungskraft kein Bild, die Sprache keine Worte, um den Seelenzustand derer zu schildern, die wußten, was sich unter diesen Freudenbezeugungen verbarg."

Am 15. Mai waren die Franzosen in Venedig eingezogen, und am 26. Mai versprach Bonaparte der Stadt, die er bereits an Oesterreich abzutreten entschlossen war, wortbrüchig Freiheit, Ruhm und Unabhängigkeit. Hatte er nicht den Völkern Italiens in einer feierlichen Proklamation vom 26. April 1796 zugerufen: Euer Eigentum, eure Religion, eure Gebräuche sollen uns heilig sein? Und richtete nicht derselbe Bonaparte am 19. Februar 1799 jenes triumphierende Schreiben an das Direktorium nach Paris, in dem er sagte: Mit Ausnahme weniger Dinge in Turin und Neapel werden wir alles besitzen, was einst Italien an Kunstwerken besaß?

Nun packte das Schicksal mit eisernem Griff auch die altgewordene Königin der Meere, und ein junger, erst gestern berühmt gewordener General der jungen Republik von Frankreich zerstörte in Wochen und Monaten eine tausendjährige Herrlichkeit. Mailand, Parma, Modena, Verona hatten eben erst erlitten, was Venedig jetzt erleiden sollte: Kontributionen von unwahrscheinlicher Höhe, Ver-

Digitized by Google

gewaltigungen jeder Art, Plünderung und Beschlagnahme des Staatseigentums und des Privatbesitzes in Kirchen, Bibliotheken, Palästen, Klöstern und Kunstsammlungen.

Damals wurden der Thron des Dogen und der Bucintoro verbrannt, jenes Prachtschiff, auf dem sich der Beherrscher Venedigs mit dem Meere vermählte. Damals wurde der Schatz von San Marco zum großen Teil zerstört und eingeschmolzen und, ach, die Venezianer selbst machten sich diesmal schuldiger als die Franzosen. Und wie alle Schiffe sequestriert und alles Kriegsmaterial aufgebracht wurde, so wurde auch das herrlichste Arsenal der Welt vollständig ausgeplündert.

In einem geheimen Vertrag hatte sich Bonaparte überdies für die Bibliotheken und Museen von Paris eine Auswahl von 20 Gemälden, eine Anzahl von Skulpturen und von 500 Handschriften gesichert. Und weit entfernt, sich mit dem vertraglich Festgesetzten zu begnügen, raubten die Franzosen, was ihnen gut dünkte. Weiß doch der „Moniteur“ noch am 10. August 1801 seinen Lesern zu melden, daß die gesamten Archive Venedigs in 34 Kisten in Paris angelangt seien!

Inzwischen walteten die Kommissare Tinet, Lallemand, Arnauld ihres Amtes, und die Auswahl der Gemälde, die sie trafen, macht ihrer Kennerschaft Ehre. Der heute zerstörte Petrus Martyr von Tizian, die thronende Madonna Bellinis in San Zaccaria, Paolo Veroneses Hochzeit zu Kana und Tintorettos Wunder des heiligen Markus gelten noch heute als das Größte, was die großen Meister geschaffen haben.

Vielleicht hatte man den geflügelten Löwen auf der Piazzetta und die vier Rosse über dem Portal der Markuskirche anfangs nicht in die Raubliste aufgenommen, um die Gefühle des Volkes zu schonen. Besaß doch Venedig nichts Heiligeres als diese Reliquien, diese Wahrzeichen der Stadt, Trophäen und Unterpfänder einer glorreichen Vergangenheit.

Aber warum noch Rücksichten üben, nachdem Venedig bereits an Oesterreich abgetreten war? Galt es nicht, alles zu nehmen, was genommen werden konnte? Jedenfalls fand es der gelehrte Arnauld nicht für gut, die Rosse von San Marco in Venedig zu lassen, und im Juli 1797 ging aus Venedig ein Schreiben an Bonaparte ab: „Venedig besitzt vier monumentale griechische Pferde, die für einen unsrer Plätze ein prächtiges Denkmal sein würden; gebunden durch den Vertrag, würden wir bedauern, sie zurücklassen zu müssen. Beschränken wir die Zahl der Gemälde auf 16 und ersetzen wir die fehlenden 4 Gemälde durch die 4 Rosse! Citoyen général, vielleicht habt Ihr noch andre Mittel. Genüge es Euch, zu wissen, daß die Rosse von Venedig für Paris ein würdiges Wahrzeichen der hohen Taten sein würden, die dies Jahr in den Annalen der Welt so groß gemacht haben.“

Um diese „andern Mittel“ war Bonaparte nicht verlegen; ohne die Zahl der Gemälde zu verringern, wurde einfach befohlen, die Rosse herabzunehmen. „Als dies vor den Augen der in Menge versammelten Venezianer geschah,“ so

Digitized by Google

berichtet ein Augenzeuge, „machte es einen so schrecklichen Eindruck auf sie, daß sie vor Bestürzung mehr versteinert als betrübt erschienen." Am 30. Januar 1798 sah General Berthier die Rosse von Venedig an Bord der Fregatte „Diana", und der Löwe wird sie begleitet haben. „Die Franzosen scheinen sich zur Abreise zu rüsten," schrieb damals der Veroneser Dichter Giovanni Pindemonte, „und es scheint, daß sie auf den Rossen davonreiten wollen, die über der Fassade von San Marco gestanden haben. Da es keine Venezianer mehr gibt, ist es recht, daß die Pferde den Franzosen gehören, denn zusammen mit den Venezianern haben sie sie erobert."

Pindemonte sprach die Wahrheit mit diesen bitteren Worten. Die Schwingen des geflügelten Löwen waren zerbrochen, das stolze Venedig lag zerschmettert am Boden, Venezianer von jener Rasse, die im Jahre 1204 mit den Franzosen zusammen die Herrlichkeit Konstantinopels zerstört hatten, gab es nicht mehr. Damals hatten Marino Zeno und Giovanni Dandolo die vier Rosse mit vielen andern Kunstschätzen von Konstantinopel nach Venedig gesandt, und Domenico Morossini hatte die Beute glücklich nach Venedig gebracht. Er erhielt von der Serenissima zur Erinnerung den zerbrochenen Fuß eines der Pferde, der später beim Palazzo Contarini auf einem besonderen Sockel zur Aufstellung gelangte.

Im Arsenal der Lagunenstadt wurde die Beute geborgen und scheint dort lange wenig beachtet worden zu sein, bis eines Tages Abgesandte von Florenz das Arsenal besuchten, die Rosse sahen und durch ihre Bewunderung die Venezianer veranlaßten, diese glorreichen Reliquien des Altertums den Reliquien von San Marco zuzugesellen. Niemand weiß zu sagen, wann dies geschah, aber sie standen schon auf dem Dach der Markuskirche im Jahre 1364. Petrarca sah sie dort „mit ihren schnaubenden Nüstern und stampfenden Hufen", als er auf dem Markusplatz neben dem Dogen stehend an der Feier der Wiedereroberung Candias teilnahm.

Mehr als ein Jahrhundert später, im Jahre 1497, besuchte der Ritter Arnold v. Harff, Sprößling eines edlen Geschlechtes vom Niederrhein, die Lagunenstadt. Als er die vier vergoldeten Rosse über dem Hauptportal der Markuskirche erblickte, fragte er einen Edelmann der Stadt, was sie bedeuteten, und erhielt folgende Antwort: „Gelegentlich eines Zwistes, den Friedrich Barbarossa mit dem Papst hatte, war der Papst nach Venedig geflüchtet, und der Kaiser verlangte vom Dogen die Auslieferung Seiner Heiligkeit. Als diese verweigert wurde, schwur er zornig bei seinem roten Bart, er würde Venedig zerstören und in San Marco seine Pferde einstellen. Aber bei der Belagerung der Stadt wurde der Sohn des Kaisers gefangengenommen, und um den Sohn zu befreien, mußte der Vater einen Fußfall tun vor dem Papst. Und zur Erinnerung an die Demütigung des Kaisers und an den Schwur, er wolle San Marco in einen Pferdestall verwandeln, ließ der Rat von Venedig die vier Rosse über dem Hauptportal aufstellen." So erklärte man sich im Volksmunde im fünfzehnten Jahrhundert die Herkunft der Rosse; so hatte man demselben Harff wenige Monate früher in Rom erzählt, die Statue Marc Aurels sei das Ehrendenkmal

Digitized by Google

eines Bauern, der Rom vom Feinde befreit habe, indem er den Ruf des Kuckucks nachahmte.

Dunkel aber war die Herkunft der Rosse nicht nur den vergangenen Jahrhunderten; sie ist es auch noch heute. Die einen behaupten, Nero habe sie für den Schmuck seines Triumphbogens gießen lassen, die andern wollen in ihnen griechische Arbeit aus Chios erkennen. Der Löwe aber scheint in Venedig selbst im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert gegossen worden zu sein; jedenfalls steht fest, daß er bereits im Jahre 1293 die Säule auf der Piazzetta schmückte und reparaturbedürftig war.

An dem feierlichen Umzuge aller in Italien und anderswo geraubten Kunstwerke, der am 27. Juli 1798 auf dem Marsfelde in Paris stattfand, hat der Löwe von San Marco nicht teilgenommen. Er war in schwer beschädigtem Zustande in Paris angekommen. Es fehlten ihm die Flügel, alle vier Füße, der Schwanz und das Buch des Evangelisten, auf dem die Vorderfüße geruht hatten. Aber die ehernen Rosse, die ihre ehemalige Vergoldung noch nicht ganz verloren hatten, eröffneten den Zug, und eine Inschrift rühmte ihr Glück, nun französischen Boden zu berühren mit den Worten:

Endlich sind sie auf einer freien Erde angelangt!

Man schwankte anfangs, ob die venezianischen Bronzen im Museum aufgestellt werden sollten, oder ob man sie für die Siegesdenkmäler in Paris benutzen sollte. Einstweilen wanderten sie in den Invalidendom, damals Marstempel genannt, und dort scheinen sie Monate und Jahre gestanden zu haben. Endlich wurde der Löwe von dem Bildhauer Moitte wiederhergestellt und ihm zu Ehren wurde ein Brunnen vor dem Invalidendom errichtet. Hier stand er oben auf der Plattform eines unsäglich nüchternen, ofenartigen Aufbaues und fletschte grimmig seine Zähne, und unten plätscherte aus Löwenmasken das Wasser in eine Brunnenschale. Auf diesem elenden Machwerk las man nach der Seine zu eine stolze Inschrift:

Napoléon Bonaparte
empereur des Français a ordonné que ce monument fut placé sous les yeux des guerriers dont il atteste les exploits.
L'an Ier de son règne 1804.

Die Rosse wollte man anfangs auf der Place des Victoires aufstellen. „Sie werden vor den Triumphwagen der Republik gespannt werden," schrieb der „Moniteur" am 12. Brumaire 1799. „Das Direktorium hat die Ausführung dieses Denkmals bereits angeordnet." Warum der Plan keine Verwirklichung fand, wissen wir nicht. Jedenfalls erhielten die Rosse zunächst auf vier Pfeilern des hohen Eisengitters des Tuilerienpalastes ein wenig würdiges Unterkommen. Angesichts dieser Trophäen hielt Napoleon jeden ersten Sonntag im Monat die Musterung seiner stolzen Garden ab. Hier sah sie noch August v. Kotzebue im Jahre 1804: „Die berühmten vier Rosse," schreibt er, „die manche artige Reise in der Welt gemacht haben, stehen jetzt einzeln verteilt auf dem schönen Gitter,

Digitized by Google

welches den Hof der Tuilerien vom Carrouselplatz scheidet, sie haben nur einen schwachen Eindruck auf mich gemacht. Es sind vier recht artige Klepper, die nach meinem Gefühl mit den vier Rossen auf dem Brandenburger Tore zu Berlin nicht zu vergleichen sind."

Ein kaiserliches Dekret vom 26. Februar 1806 verhieß den Bronzen von San Marco eine neue Zukunft. Hier befahl Napoleon die Errichtung eines antiken Triumphbogens nach Art des Septimius-Severus-Bogens in Rom auf dem Carrouselplatz am Haupteingang der Tuilerien, à la gloire des armées: „Triumphbogen zu errichten," dekretierte der Kaiser, dem es persönlich völlig an Kunstverständnis fehlte, „Triumphbogen zu errichten, würde ein völlig zweckloses Unternehmen sein, wenn es nicht ein Mittel wäre, die Architektur als solche zu fördern. Ich will mit diesen Denkmälern auf zehn Jahre hinaus den Bildhauern Frankreichs Nahrung geben." Denon erhielt den Auftrag, den Plan zu entwerfen, und eines Abends 11 Uhr erging aus den Tuilerien der Befehl, am nächsten Morgen mit 500 Arbeitern die Vorarbeiten zu beginnen. Percier und Fontaine, die ersten Architekten des Kaiserreiches, wurden beauftragt, das Ruhmesdenkmal auszuführen, und bereits am 7. Juli 1806 fand die Grundsteinlegung statt.

Nach dem Entwurf von Denon sollten oben auf der Plattform des Bogens die Rosse von Venedig aufgestellt werden, angeschirrt an einen Triumphwagen, den die Statuen des Sieges und des Friedens geleiteten. Auf dem Triumphwagen aber sollte Napoleon stehen in wallendem Mantel, den Lorbeerkranz auf der Stirn, das Adlerzepter in der erhobenen Linken.

Der vollendete Triumphbogen aber sollte sich keineswegs eines ungeteilten Beifalls erfreuen. Die Rosse wirkten so kleinlich oben auf der Plattform des Denkmals wie dieses selbst auf dem ungeheuren Paradeplatz. „Die Pferde, die im Hippodrom von Byzanz am rechten Platze waren", lesen wir in russischen Briefen aus der Zeit über die Monumente von Paris, „passen hier in keinem Sinne in die Verhältnisse. Die beiden Statuen, von denen sie geleitet werden, sind viel zu groß. Die Bildhauerarbeiten, mit denen das ganze Denkmal überladen ist, verraten einen Erfinder, der groß zu sein glaubt, wenn er sich in Kleinigkeiten überbietet. Aber man soll den Franzosen diese Geschmacklosigkeit nicht anrechnen, die allgemein getadelt wird."

Am 15. August 1808 sah der Kaiser von einem Fenster der Tuilerien aus, daß der Triumphbogen noch immer mit Gerüsten verdeckt war, und er fragte den Indentanten des kaiserlichen Hauses, Fleurieu, wann denn das Denkmal endlich ganz enthüllt werden würde? Die Antwort lautete: „Sobald die Aufstellung der Statue Eurer Majestät vollendet sein wird."

Diese Worte versetzten den Kaiser in höchste Erregung. „Von welcher Statue sprecht Ihr?" rief er aus. „Niemals habe ich gewollt noch befohlen, meine Statue zum Prunkstück eines Denkmals zu machen, das ich mit großer Mühe und vielen Kosten zur Ehre meiner Armeen errichten ließ. Ich will, daß meine Statue, wenn sie schon oben steht, entfernt werde, und daß der Wagen

Digitized by Google

leer bleibt, wenn man nichts andres anzubringen weiß." So berichtet Bausset in seinen Erinnerungen, und eine spätere Quelle behauptet, die Statue Napoleons habe tatsächlich vierundzwanzig Stunden auf dem Triumphbogen gestanden, den nun die Rosse Venedigs allein mit dem leeren Triumphwagen und den beiden Allegorien zierten. Fürchtete Napoleon abergläubisch den neidischen Zorn der Götter, als er einen doch wohl früher sicherlich gegebenen Befehl widerrief? Er sollte ihn trotz alledem erreichen und sich hier oben an den Trophäen Venedigs auf eine seltsame und denkwürdige Weise offenbaren.

*

Als die verbündeten Armeen im Juli 1815 zum zweitenmal von Paris Besitz ergriffen hatten, sah sich General v. Müffling als Gouverneur von Paris auch vor die Aufgabe gestellt, dem Kaiser von Oesterreich das Eigentum Venedigs zurückzuerstatten. Er hat selbst mit der nüchternen Sachlichkeit des Soldaten die Vorgänge beschrieben, die sich auf die Herabnahme der Rosse vom Triumphbogen der Tuilerien beziehen: Wie Ludwig XVIII. sich anfangs sträubte, den Unwillen des Volkes fürchtend, und dann nachgeben mußte; wie zwei Versuche, die Rosse bei Nacht herabzunehmen, zuerst an der drohenden Haltung der Garde, dann am Widerstand des Volkes scheiterten; wie dann am nächsten Morgen österreichische Truppen zu Pferde und zu Fuß den Platz besetzten und die Herabnahme der Rosse am hellen Tage bewerkstelligt wurde.

Nichts hat in jenen erregten Wochen und Monaten in Paris die Gemüter so in Wallung versetzt wie dies Ereignis, dem Wellington selbst in voller Uniform beigewohnt haben soll, um die Pariser in Schach zu halten. Von keinem Vorgange besitzen wir so viele und so anschauliche Beschreibungen. Greifen wir eine heraus, die zwar schon ins Legendenhafte übergeht, die aber doch im ganzen die Dinge so darstellt, wie sie sich wirklich zugetragen haben. Und wer würde nicht gerne den ehrwürdigen Schatten von Friedrich Ludwig Jahn heraufbeschwören, der Selbsterlebtes in seiner Novelle „Der Geleiter" so unübertrefflich wiederzugeben verstanden hat? Zwar werden die Archäologen die Köpfe schütteln über alles, was Jahn über Abstammung und Schicksale der ehernen Rosse vorzubringen wußte, und die Franzosen mögen das Gebaren dieses Urgermanen höchst tölpelhaft und ungebührlich gefunden haben. Aber wie harmlos erscheint der Triumph der Deutschen und Oesterreicher auf der Plattform des Triumphbogens im Vergleich zu dem Pfingstfest, das die Franzosen achtzehn Jahre früher angesichts derselben Rosse in Venedig begangen hatten! „Ja, das waren herrliche Tage, der 30. September und der 1. Oktober," schreibt ein andrer Deutscher, „wo man so recht fühlte, daß man als Sieger in Paris sei."

„Der Geleiter winkte seinen Freunden," so beginnt Jahn von sich selbst zu erzählen, „und sie gingen zum Eingang. Auf der Treppe beim Hinaufsteigen wollten sie gern wissen, was es mit den Pferden für eine Bewandtnis habe. „Wartet, bis wir hinauf sind, da sollt ihr alles erfahren," gab ihnen der Geleiter zum Bescheid.

Digitized by Google

Oben waren Feldwerkleute des englischen Heeres, ihrer Landsmannschaft nach Irländer, beim Hinunterlassen der Pferde beschäftigt. Zufällig kannte der Geleiter drei irländische Worte, die auf Deutsch ungefähr heißen: Es lebe Irland! Die hatte er von Irländern gelernt, so bei dem unglücklichen Kampfe um Irlands Selbständigkeit in Englands Gefangenschaft geraten und, weil die Briten des Mordens satt hatten, an deutsche Kriegsmächte verschenkt waren. Dieser irländischen Worte sich erinnern, sie aussprechen und die Verwunderten mit Fünffrankenstücken beschenken, war eins. Gutwillig ließ sich der Feldwerker den Possekel[1]) aus der Hand nehmen, mit dem der Geleiter an die Seite der Ruhmesgöttin trat. Jetzt brach er aus: „Du hast den Mund immer sehr voll genommen, wir haben ihn dir aber in Deutschland geklopft und gestopft." Darauf holte er aus und führte erst einen gewaltigen Schlag auf die Posaune und dann auf den Mund der Bildsäule. Beim ersten Schlage rief er „Leipzig", beim zweiten „Waterloo", was beide Male die Irländer allstimmig nachsprachen, als ob es so sein müßte. Nun machte er sich an die Siegesgöttin und rief zürnend: „Längst haben wir dich in Deutschland flügellahm geschlagen, aber du sollst auch hier deine Fittiche sinken lassen," und wiederum ausholend, hieb er mit aller Kraft zweimal auf die Flügelgelenke unter dem Ausrufe: „Leipzig", „Waterloo", was die Irländer gleichfalls wiederholten.

Nun entkleidete er den Wagen seiner Zier, riß die Lorbeeren herunter, nahm das große vergoldete N ab und steckte es bei, brach von der Deichsel den großen und schweren Adler. Dann bestieg er den Wagen, setzte sich hinein, beschaute sich die Sündenstadt, erhob sich und begann zu seinen Freunden:

„Diese Rosse, so wir jetzt ausspannen, zierten einst den Sonnentempel zu Korinth. Der wilde römische Würger Mummius entzog sie der allverheerenden Brunst, so er selber geschürt, und brachte sie mit Siegespracht nach Rom.

Der Vandalenkönig Genserich schleppte sie von Rom nach Karthago, als er die Heldenstadt des Hannibal an den Enkeln der Scipionen rächte.

Des mittelgriechischen Reiches sieghafter Feldherr Belisar schiffte sie nach Byzanz bei des Vandalenreiches Zerstörung.

Von dort entführte sie der Venediger Herzog und Heerführer Dandolo als Siegesbeute, um seine rosselose, durchgrachte Inselstadt damit zu verherrlichen.

Hier sah sie der Korse, dem alles anstand, und raubte sie, sich und den Seinen zum ruhmlosen Andenken. Nicht durch Krieg gewonnen, waren sie des Siegers Kampfpreis, sondern im Frieden und Bunde gestohlen, wie der Einbrecher dem Geknebelten sein Gut nimmt. Sie werden jetzt wieder nach ihrem letzten Halte geschafft. Wohin sie gehören, dahin werden sie auch gelangen. Seit sie von der Urstelle gerückt worden, haben sie den Sonnenkoller bekommen und rennen und bissen um die Ende. Ein weiser Mann zöge sie darum nimmer in seinen Marstall . . .

---

[1]) Possekel = ein schwerer Hammer.

Digitized by Google

Nach dieser Zusprache schwang sich der Geleiter von dem Wagen, raffte den Adler in seinen Rock, trug ihn hinunter und legte ihn auf einen der Rüstwagen, der österreichischen Wache einschärfend, dieses Denkzeichen sorgfältig zu wahren."

„Als die Pferde weg waren," so beschreibt ein andrer Augenzeuge den weiteren Verlauf der Dinge, „zogen die Oesterreicher ab, und die Franzosen strömten auf den Platz und besahen den Siegeswagen und die beiden Genien des Ruhms und des Sieges, welche stehengeblieben, obschon sie nichts mehr zu tun hatten. Es war ein rechter Jammer! Il faut que la France soit bien humiliée de prendre tout ça en plein jour — au milieu de la capitale et devant le château du roi — oh mon Dieu! — et les décorations — ils n'appartenaient pas aux étrangers — le char est fait à Paris. Das war das Hauptsächlichste, was sie vorzubringen hatten. Aber sie waren so kitzlig, so gereizt als die Bienen, wenn es heiß ist und sie schwärmen oder viel Honig bekommen."

Wenigstens bei der Herabnahme des Löwen, die schon am nächsten Tage ausgeführt wurde, erlebten die Pariser Gassensteher einen kleinen Triumph. „Ob sich die Arbeiter vor dem grimmen Tier gefürchtet haben," schrieb Jahn an Eiselen, „weiß ich nicht, genug, der Löwe ist heruntergeschlagen." Und ausführlicher schrieb die polnische Gräfin Potocka über den Vorfall am 5. Oktober an ihren Gatten: „Man hat den Löwen auf dem Invalidenplatz herabgenommen, denn die Venezianer verlangten ihn zurück. Die Oesterreicher mußten die Arbeit selbst in Angriff nehmen, denn man konnte keinen Franzosen finden, der Hand anlegen wollte, als es galt, Frankreich zu berauben. Das ganze Volk hatte sich stillschweigend auf dem Platz versammelt und sah zu, aber die Ungeschickten ließen den Löwen von oben herabfallen, und er ist in zwanzig Stücke zerbrochen. Beifall, Gelächter, Jubel erfüllte die Luft, was die Oesterreicher in einen wütenden Zorn versetzte. Der Löwe von San Marco wird niemand mehr Freude machen."

Auch Canova, der die Ansprüche Roms in Paris zu vertreten hatte, berichtete über seine Erlebnisse in Paris an Cicognara nach Venedig und fügte hinzu, er habe dem Kaiser von Oesterreich geraten, die vier Rosse in Zukunft San Giorgio, gegenüber am Eingang des Dogenpalastes, aufzustellen. Er fühlte auch die wenig beneidenswerte Rolle, die Italien bei dieser Gelegenheit zu spielen verdammt war, und schrieb: „Das Beste ist jetzt fortgenommen und alles durch die Gewalt der preußischen, österreichischen und englischen Bajonette. Denn es sind diese drei Mächte, die uns besonders beschützen. England zahlt außerdem den Transport von Paris nach Rom. Eine schöne Sache!"

In den ersten Dezembertagen 1815 kehrten der Löwe und die vier Rosse aus Paris nach Venedig zurück, und sie wurden empfangen wie glücklich befreite Gefangene im langentbehrten Vaterland. Das Arsenal, das völlig ausgeleerte, nahm sie auch diesmal wieder auf. Von dort wurden die Rosse bereits am 13. Dezember nach dem festlich geschmückten Markusplatz zurückgebracht und ungeachtet der Ratschläge Canovas unter unermeßlichen Freudenbezeigungen des

Digitized by Google

Volkes wieder auf ihren alten Platz, hoch über dem Eingang der Markuskirche, aufgestellt. „Das erste öffentliche Fest von einiger Wichtigkeit," schrieb Lady Morgan, „welches nach langer Zeit wieder in Venedig gefeiert wurde, ließ die österreichische Regierung zu Ehren der Rückkehr der weltberühmten Rosse veranstalten. Man unterließ nichts zur glänzenden Feier eines Ereignisses, das die Wiederherstellung der Legitimität und den Untergang der Gewalten des Umsturzes verherrlichen sollte. Auf dem Markusplatz prangte eine Tribüne für den Adel Venedigs, nahe dem Markusturm war ein schöner Balkon für den Kaiser errichtet. Sobald Franz I. mit dem Hofe eintraf, verkündigte Kanonendonner von Arsenal und Hafen her den feierlichen Augenblick, in dem die Rosse des Lysipp in die Höhe gezogen wurden."

Auch die Gelehrten und Dichter setzten ihre Federn in Bewegung. Klaproth in Berlin und Darcet in Paris hatten schon früher die Erzmasse analysiert und die Methode des Gusses festzustellen versucht. Jetzt entbrannte über den Ursprung der Rosse unter den Gelehrten Italiens ein heftiger Streit. Waren sie in Rom, waren sie in Griechenland gegossen worden? Kurz, das neue Schicksal hat den uralten Erzbildern neuen Ruhm gebracht.

Seltsamer Wechsel menschlicher Dinge! Was Napoleon Venedig geraubt hatte, gab Franz I. zurück, dessen Namen man am Abend des 13. Dezember im Fackelschein über dem Hauptportal von San Marco erglänzen sah. Der Kaiser wohnte mit Metternich dem Freudenfeste bei, und die Inschrift, die das Datum der Rückkehr verewigt und die Munifizenz des Habsburgers preist, ist noch im Jahre 1856 erneuert worden. Ihr fehlt der wahrhaft monumente Charakter einer andern Inschrift, die Cicognora aufgezeichnet hat, ohne den Verfasser anzugeben:

Trophaeum Venetum
an. 1204
Spolium Gallicum
an. 1797
Munus Austriacum
an. 1815.

Munus Austriacum! Nicht alle jubelten! Der venezianische Dichter Lantana brachte damals in tiefempfundenen Versen zum Ausdruck, was mancher Nachdenkliche auch empfinden mußte: die Schmach, die Siegestrophäen glorreicher Ahnen als Geschenk aus Oesterreichs Hand zurückzuerhalten!

Dem Volk aber wurde die reine Freude durch solche Erwägungen nicht verkümmert. Ein neues und ebenso glänzendes Fest wurde gefeiert, als einige Monate später der zweimal halbzerstörte Löwe auf die Piazzetta zurückkehrte. Tatzen und Schwanz, Buch und Flügel hatten zum zweitenmal erneuert werden müssen. Am 17. April 1816 wurde das geflügelte Wahrzeichen Venedigs wieder auf seinen erhabenen Platz oben auf die Säule neben dem Drachentöter St. Teodoro aufgestellt, nachdem auch die geraubten Bellini, Tizian, Paris Bordone und Tintoretto in den Kirchen und in der neugegründeten Akademie der schönen

Digitized by Google

Künste zur Schau gestellt waren. Paolo Veroneses Gemälde aus dem Dogenpalast aber blieben in Versailles zurück, und die weltberühmte „Hochzeit zu Kana" aus San Giorgio Maggiore war zwar von Venedig nach Paris gelangt, konnte aber wegen des riesigen Umfanges nicht von Paris nach Venedig zurücktransportiert werden. Die Verluste, die Arsenal, Bibliotheken und Privatsammlungen erlitten hatten, sind überhaupt niemals auch nur annähernd ersetzt worden.

Merkwürdiger Zufall! Der österreichische Kaiser war wieder in Venedig, als sich der vielgeprüfte Löwe von den Schrecken der Pariser Gefangenschaft erholt hatte. So konnte er auch der Wiederaufrichtung des Löwen am blauen Wasser des Canale grande durch seine Gegenwart kaiserlichen Glanz verleihen. Die Kaufleute Venedigs stifteten zu diesem Fest eine Mitgift für achtzehn Bräute, die mit großem Prunk verteilt wurde. Das Volk aber jubelte wie in alten Tagen: „Viva San Marco!", von der festen Zuversicht erfüllt, daß mit den alten heiligen Zeichen des Löwen und der Rosse nun auch der alte Herrscherglanz der Dogen in die Lagunenstadt zurückkehren würde.

Freie Bahn für alle Tüchtigen!

Von

Arnold Sachse

Am 28. September d. J. hat der Reichskanzler am Schlusse seiner Reichstagsrede für die innere Politik die Losung ausgegeben: Freie Bahn für alle Tüchtigen!

Breiten Kreisen des deutschen Volkes hat er damit aus der Seele gesprochen. Denn schon lange herrscht die Meinung, daß der freien Betätigung der Tüchtigen auf vielen Gebieten unberechtigte Hemmnisse entgegenstehen. Namentlich ist häufig, auch im Reichstage, der Vorwurf erhoben worden, daß unsre Diplomatie vor dem Kriege versagt habe, weil ihr Personal, das sich im Kriege natürlich nicht geändert hat, nicht ausschließlich nach der Rücksicht auf die Tüchtigkeit, sondern, wie angenommen wird, mehr nach höfischen Rücksichten und nach Reichtum und Stand ergänzt werde. Es könnte sein, daß dem Reichskanzler dieser Vorwurf besonders eindrucksvoll gewesen ist und auch vorgeschwebt hat. Weniger bekannt wird ihm gewesen sein, daß in den Kreisen der deutschen Schulmänner während der Kriegszeit stärker als zuvor die Frage des Aufstieges der Begabten erörtert worden ist. In dem von Jakob Wychgram herausgegebenen Buche „Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft", in dem Ausführungen einer großen Anzahl deutscher Schulmänner über die Zukunftsaufgaben des deutschen Unterrichtswesens gesammelt sind, ist an zahl-

Digitized by Google

reichen Stellen gerade diese Frage besprochen worden. Dort findet sich die Formulierung: Mehr Luft und Licht der Begabung! Der Deutsche Ausschuß für Erziehung und Unterricht, eine kürzlich gebildete freie Vereinigung von Männern, die auf verschiedenen Gebieten des Unterrichtswesens wenigstens schriftstellerisch eine führende Stellung einnehmen, hat sich als erste Aufgabe die gestellt, der Frage nach dem „Aufstieg der Begabten" näherzutreten. Dazu hat der Ausschuß eine Sammlung von Meinungsäußerungen veröffentlicht. Die überwiegende Mehrzahl dieser Aeußerungen bewegt sich ausschließlich in schulmännischem Fahrwasser und will in der Einführung der nationalen Einheitsschule ein Abhilfemittel gefunden haben. Unter der Einheitsschule wird eine Schule verstanden, in der alle Schüler von Schulbeginn an während einer Reihe von Jahren gemeinsam unterrichtet und danach ihrer Begabung entsprechend, also nach dem Urteil der Lehrer, verschiedenen höher führenden Schulen zugewiesen werden. Es ist aber nicht nur vor einer Ueberschätzung dieses nicht unbedenklichen Abhilfemittels zu warnen, sondern es muß überhaupt als ein Irrtum bezeichnet werden, daß die Hemmungen für die Begabten und Tüchtigen allein oder auch nur hauptsächlich in Schuleinrichtungen beruhen. Die Begabung läßt sich sowohl nach ihrer Eigenart wie nach ihrer Stärke in der Zeit der Schuljahre häufig noch gar nicht erkennen. Und schließlich darf das durch unzählige Erfahrungen bewährte Bibelwort nicht vergessen werden, daß der Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckstein geworden ist. Durch die sog. Einheitsschule kann wohl da und dort ein Begabter einem Berufe zugeführt werden, dem er sonst ferne geblieben wäre — in der Regel wird es sich um einen gelehrten Beruf handeln. Aber es ist zweifelhaft, ob es für einen solchen Einzelnen ein Vorteil ist, praktischer Betätigung, in der er voraussichtlich auch Hervorragendes geleistet haben würde, entzogen zu werden, und erst recht ist zweifelhaft, ob das für die Allgemeinheit ein Vorteil ist. Größer ist die Gefahr, daß durch die Einheitsschule die Entwicklung Begabter nieder- und aufgehalten wird.

Soll die Erörterung darüber, welche Hemmnisse der Begabung die freie Bahn versperren, ersprießlich sein, so muß über das Gebiet der Schule hinausgegriffen und die gesamte Vorbereitung für das öffentliche Leben und die Einführung in dasselbe ins Auge gefaßt werden. Es gilt festzustellen, worin die Hemmungen bestehen. Sie bestehen erstens in der Mittellosigkeit vieler Begabter, zweitens in dem Verfahren der Auslese, das geübt wird durch Prüfungen und durch Empfehlungen. Danach ist die Vorfrage zu erörtern, wie die Begabung zu erkennen ist, und schließlich die Hauptfrage: Welche Maßnahmen sind zu ergreifen, um die Hemmungen zu beseitigen, welche dem Aufstieg der Begabten entgegenstehen? Die Vorfrage ist psychologischer Natur; es wird nicht beabsichtigt, ihr hier näherzutreten, sondern es soll vorausgesetzt werden, daß es gelungen ist, die Begabung für eine bestimmte Laufbahn zutreffend festzustellen. Daß bei dem Versuche dieser Feststellung viele Mißgriffe unterlaufen, lehrt die Erfahrung. Hier sollen nur einige Maßnahmen angedeutet werden, die zur Beseitigung von Hemmungen dienen können. Erstens zur Beseitigung solcher Hem-

Digitized by Google

mungen, die aus der Mittellosigkeit entspringen. Es ist mit der Schule zu beginnen. Mittellosen Begabten, aber auch wirklich nur den begabten Schülern, sind zu ihrer Weiterbildung auf den für ihre Begabungsart geeigneten Schulen aus öffentlichen Mitteln Unterstützungen zu gewähren. Auf den höheren Schulen muß solchen Schülern mindestens Schulgelderlaß, und zwar unabhängig von der Höhe des Gesamtschulgeldaufkommens, bewilligt werden. Für die Hochschulen ist eine Reform der Bestimmungen über Befreiung, Stundung und Erlaß der Vorlesungshonorare zugunsten der Begabten nötig, wie sie der unvergeßliche Friedrich Althoff erstrebt hat, aber über der Fülle der Aufgaben, deren Lösung er sich vorgesetzt hatte, nicht in Angriff nehmen konnte. Die Stundung ist durch den gänzlichen Erlaß zu ersetzen. Der Gesichtspunkt, daß die Vergünstigung in erster Linie von der Bedürftigkeit abhängig zu machen ist, muß aufgegeben werden. Die Vergünstigung darf nur den Begabten und Tüchtigen zuteil werden, wobei die Prüfung der Bedürftigkeit in sehr wohlwollender Weise zu handhaben ist. Der Förderung des Begabten ist die Beschränkung auf das Existenzminimum abträglich. Nach gleichen Gesichtspunkten hat eine Reform des Stipendienwesens auf den Universitäten einzutreten, wobei nötigenfalls auf gesetzlichem Wege die Aenderung der gänzlich veralteten, auf der Anlockung armer Studenten beruhenden Verleihungsgrundsätze der meisten bestehenden Stipendienstiftungen herbeizuführen ist. Die Ausbildungszeit für viele Berufe kann abgekürzt und damit die Laufbahn verbilligt werden. Die Verlängerung der Ausbildungszeit, namentlich am Anfang durch Forderung der Entlassungsreife einer höheren Schule, ist keineswegs immer durch das Bedürfnis der praktischen Ausübung des Berufs herbeigeführt worden, sondern häufig, um damit der früheren Ueberfüllung der höheren Berufe zu steuern, und auch aus Standesrücksichten. Man hat damit manchen mittellosen Begabten ausgeschlossen. Besondere Berücksichtigung werden nach Friedensschluß die aus dem Felde zurückkehrenden jungen Leute, deren Ausbildung durch den Krieg jäh unterbrochen worden ist, verdienen.

Zweitens ist das Verfahren der Auslese reformbedürftig. Da ist wieder mit der Schule zu beginnen. Die Bevorzugungen, welche jetzt den Vorschülern bei der Aufnahme in die höhere Schule zuteil werden, müssen fallen. In dieser Richtung bewegen sich auch bereits Verordnungen einzelner Unterrichtsverwaltungen, so die kürzlich erlassenen Bestimmungen des preußischen Kultusministers über die Aufnahme von Schülern in die unterste Klasse der höheren Lehranstalten. Näher kommen dem Ziele der gleichen Behandlung aller die Aufnahme erstrebenden Schüler die neuen bayerischen und badischen Bestimmungen. Die Versetzungen müssen streng gehandhabt werden. Die Unbegabten sind bei den Prüfungen auf den Schulen und Hochschulen rechtzeitig abzuweisen. Dadurch wird die Bahn freier für die Begabten. Die Laufbahn durch die Schule und durch die Prüfungen soll als Regel bleiben, aber es muß gerade für den Begabten, der auf der Schule verkannt ist oder sich spät entwickelt oder ganz besondere Lebensschicksale erfahren hat, die Möglichkeit offen bleiben, in jede Laufbahn, für die

Digitized by Google

er sich fähig fühlt, doch noch durch Ablegung der diese Laufbahn letzten Endes eröffnenden Eintrittsprüfung aufgenommen zu werden. Hierzu ist eine ganz erhebliche Einschränkung des Berechtigungswesens der Schulen nötig. Es wird ernstlich zu prüfen sein, ob nicht die unselige Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung, welche das höhere Schulwesen so herabgezogen hat und zahllosen jungen Leuten kostbare Lernjahre raubt, fallen zu lassen ist. Die gesetzlichen Hindernisse, welche jetzt den Eintritt in Laufbahnen und Aemter von der Ablegung ganz bestimmter Prüfungen abhängig machen, können zum Teil beseitigt werden. Es wird dabei namentlich daran gedacht, daß zu manchen Aemtern nach gesetzlicher Bestimmung ausschließlich Personen zugelassen werden, welche juristische Prüfungen abgelegt haben. Bei dem Erlaß dieser Gesetze ist der Grundsatz praktischer Staatsverwaltung, überall Ausnahmemöglichkeiten offen zu halten, zum Schaden des Ganzen außer acht gelassen worden. Höhere Verwaltungsämter müssen Technikern und Parlamentariern, überhaupt begabten und tüchtigen Leuten der Praxis ebensogut offenstehen. Die Erfahrungen außerdeutscher Länder sprechen für eine solche Reform. Es müssen auch die Hindernisse beseitigt werden, welche der Verwendung jüngerer Kräfte in verantwortlichen Stellungen vor Ablegung der regelmäßigen Prüfungen entgegenstehen. Es ist nicht abzusehen, warum nicht auch ein Referendar im Bedarfsfalle eine Amtsrichter- oder Staatsanwaltsstelle soll versehen können. Da muß nur das bei preußischen Parteien wurzelnde Mißtrauen aufgegeben werden, daß ein junger Mann, der nicht die letzten Prüfungen bestanden hat und den ganzen, den endgültig angestellten Beamten zustehenden Schutz genießt, seine Entscheidungen nicht unbeeinflußt treffen könne. Die Notwendigkeiten des Krieges haben in Hunderten von Fällen die Verwendbarkeit solcher jüngeren begabten Leute in verantwortlichsten Stellungen bewiesen. Das heutige System der Beamtenbesoldung bedarf der Aenderung, insoweit es durch die starre Befolgung des Dienstalterssystems den Tüchtigen niederhält und der Trägheit und Gleichgültigkeit Vorschub leistet. Die Beförderung muß mehr als bisher nach den Leistungen, nicht nach Besitz und Verbindungen erfolgen. Es ist das freilich für diejenigen, welche zu entscheiden haben, eine sehr schwere und verantwortungsvolle Aufgabe. Wenn auch alle mechanischen Maßstäbe für die Auslese zu verwerfen sind, weil damit die scheinbar höchste Gerechtigkeit in Wahrheit höchst ungerecht wirkt, so gibt es doch Mittel und Wege, um den Zufall mehr als bisher auszuschalten.

Große Geschehnisse, hohe Anforderungen des Augenblicks offenbaren Begabung und Tüchtigkeit. Der Krieg hat es tausendfältig gezeigt. In der gemeinsamen Kampfesnot fallen die Hemmnisse träger Friedenszeit zu Boden. Die Zeit, welche nach diesem Kriege folgen wird, wird keine Zeit des Genusses sein. Die gemeinsame Kampfesnot wird anhalten, wenn auch das blutige Ringen mit dem Feinde aufhören wird. Sie wird leichter als bisher die Begabten und Tüchtigen erkennen lassen. Es wird aber noch nötiger sein, sie zu fördern und an den rechten Platz zu stellen. Das deutsche Volk, das so viele hoffnungsvolle Söhne verloren hat, kann von den Begabten und Tüchtigen, die ihm geblieben

Digitized by Google

sind und neu geboren werden, keinen mehr missen. Es muß und wird ihrer Betätigung freie Bahn schaffen. Das ist nach den Worten des Reichskanzlers eine Staatsnotwendigkeit.

Meine neunundsechzigjährige Fehde gegen den Verlust der Staatsangehörigkeit durch Entlassung

Von

Wilhelm Cahn, Geh. Legationsrat z. D.

(Schluß)

Am 9. Mai 1865 fand meine Vereidigung als Uebersetzer am Kaiserlichen Appellationshofe statt. Einen mir vom sächsischen Gesandten gemachten, von Baron Schweitzer eifrig befürworteten Vorschlag, an Stelle des plötzlich verstorbenen Kanzlers Leutnant Braun in die sächsische Gesandtschaft einzutreten, nahm ich trotzdem im Herbst desselben Jahres an. Dieses Amt brachte bei weitem nicht soviel Arbeit mit sich, wie das gleiche an der badischen Gesandtschaft, da die Zahl der in Frankreich lebenden Sachsen nur etwa 5—6000 betrug, während Baden mit etwa 12—15000 Angehörigen vertreten war. Aber in einer Hinsicht war es doch nicht ganz leicht. Es ereignete sich nämlich merkwürdigerweise, daß von den bei uns sich Rat holenden „Sachsen" die meisten bereits gar nicht mehr die Eigenschaft sächsischer Untertanen besaßen. Sachsen hatte sich das preußische Gesetz zum Muster genommen, nach welchem das Untertanenrecht durch Entlassung oder zehnjährigen Aufenthalt im Ausland verloren ging. Die Fälle, in denen ich deshalb die Leute abweisen mußte, waren sehr häufig, und oft verließen sie das Zimmer mit dem zornigen Ausruf: „Dann werde ich eben Franzose werden!" Solche Szenen berührten mich sehr unangenehm. Das war auf der badischen Gesandtschaft nie vorgekommen. Das badische Gesetz kannte, wie das französische, nur den Verlust der Staatsangehörigkeit durch Naturalisierung im Ausland oder durch Zivilstandsänderung (Heirat, Legitimation). Wenn also ein Badener gekommen war, so hatten auch dessen Papiere ihre Richtigkeit gehabt. Da mir auch aus andern Gründen die Tätigkeit an der sächsischen Gesandtschaft nicht zusagte, so schied ich Anfang 1867 aus derselben. Es war das Jahr der Pariser Weltausstellung, in welchem sich mein Uebersetzungsbureau zu einem internationalen Rechtsbureau entwickelte.

Als mir Ende Juni 1868 provisorisch die Stelle eines Kanzlers an der bayerischen Gesandtschaft angeboten wurde, nahm ich diese nur unter der Bedingung an, daß, falls die Stellung eine definitive werden würde, ich meine Tätigkeit als beeidigter Uebersetzer beibehalten könnte. Auch würde ich nur als Kanzler mit Unterschriftsberechtigung für die beim französischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu beglaubigenden Akten eintreten. Nach kürzester

Digitized by Google

Probezeit wurde ich unter dem Staatsministerium Hohenlohe mit Berücksichtigung der von mir ausgesprochenen Wünsche definitiv angestellt und am 15. Juli 1868 als bayerischer Staatsbeamter vereidigt.

Was mich an dem bayerischen Staatsangehörigkeitsgesetz erfreute, war, daß das Staatsbürgerrecht weder durch Entlassung noch durch mehr als zehnjährigen ununterbrochenen Aufenthalt im Auslande verloren ging. Aber einen schwarzen Punkt hatte ich sehr bald in der bayerischen Gesetzgebung herausgefunden. Das war in bezug auf Verehelichung, die Trennung zwischen rechts- und linksrheinischem Bayern durch das Gesetz vom 16. April 1868, betreffend Heimat, Verehelichung und Aufenthalt in Bayern. Während die linksrheinischen Bayern hinsichtlich ihrer Verehelichung von dem Code Napoléon regiert wurden und nur der Vorlage der standesamtlichen Akten bedurften, wurde die Ehe des rechtsrheinischen Bayern nach § 33 des vorerwähnten Gesetzes nur dann als gültig anerkannt, wenn ein distrittspolizeiliches Zeugnis bestätigte, daß gegen die beabsichtigte Eheschließung kein im Heimatsgesetz begründetes Ehehindernis bestehe. Da vielen im Ausland wohnhaften rechtsrheinischen Bayern diese gesetzliche Bestimmung unbekannt war, auch die Mehrzahl der im Ausland fungierenden Standesbeamten von dieser Vorschrift keine Ahnung hatte, war nach dem bayerischen Gesetz ein ansehnlicher Teil der abgeschlossenen Ehen ungültig. Zur Illustrierung dieser Tatsachen eine Episode aus der Kriegszeit 1870/71. Ich war unter Genehmigung der französischen Regierung und bei Gewährung der Gegenseitigkeit für den französischen Gesandtschaftskanzler in München während des ganzen Krieges 1870/71 der mit dem Schutz der Bayern und Badener betrauten schweizerischen Gesandtschaft attachiert in Paris geblieben. Im August wurde infolge unserer Siege die Stimmung gegen alles Deutsche in Paris immer erbitterter, bis endlich unter der Regentschaft der Kaiserin Eugenie eine Ausweisung aller Deutschen verfügt wurde. Wie eine Sturmflut ergoß es sich über unsre Kanzlei. Zur Auszahlung der Reisegelder kam auch ein rechtsrheinischer Bayer, Schlossergeselle aus Cham, verlangte für sich und seine Familie, die mit ihm gekommen war, Reisegeld. Seine Frau, eine Französin, hielt ein munteres Kind auf dem Arm, an ihren Rock klammerten sich zwei andre Kinder von zwei und vier Jahren, während ein Junge von etwa sechs Jahren, stämmig, die Hände in den Hosentaschen, sich zur Seite des Vaters hielt. „Ja, sind Sie denn rechtsgültig verheiratet?“ fragte ich.

„Versteht sich,“ antwortete dieser und zeigte mir einen Heiratsausweis der Mairie vor.

„Das ist nicht genügend,“ bemerkte ich, „Sie müssen noch die distriktspolizeiliche Eheerlaubnis vorlegen, da sonst Ihre Ehe nach dem bayerischen Heimatsgesetz ungültig ist und ich Ihnen weder für Ihre Frau noch für Ihre Kinder, die nicht als Bayern anerkannt werden, Reisegeld verabreichen kann.“

Der Mann sah mich einen Augenblick verdutzt an, dann aber schrie er los: „Was? Meine mir rechtmäßig angetraute Frau! Das wäre ja noch schöner; mein Kamerad, der Helferich aus Rodalben, der vorhin da war, der hat ja

Digitized by Google

auch nur einen Heiratsauszug von der Mairie gehabt, und dem haben Sie doch für seine Frau und seine zwei Kinder das Geld gegeben! Hat denn der die Extraerlaubnis von der Regierung gehabt?"

„Nein," sagte ich, „der braucht sie auch nicht, der ist aus der Pfalz, die hat französisches Gesetz."

„Ei, da soll ja ein Kreuzdonnerwetter dreinschlagen! — Entschuldigen Sie, Herr Sekretär," fügte er begütigend hinzu, „also die Pfälzer, weil sie mal zum Franzosen geschworen haben, die sind besser dran als wir Altbayern! Das ist ja 'ne Schand'!"

Während die Französin, erschreckt über ihres Mannes Aufregung, diesen nach der Ursache fragte, ging es mir auf, wie recht der biedere Altbayer eigentlich hatte, und welche Erniedrigung darin liegt, daß die Pfalz es gleichsam als Vergünstigung ansehen muß, einmal französische Provinz gewesen zu sein! Eine Ironie, wie sie unter den jetzigen Verhältnissen kaum beleidigender erdacht werden könnte!

„Sie haben recht," rief ich, „die Altbayern sollen den Pfälzern nicht nachstehen, ich gebe Ihnen und den Ihrigen das Reisegeld, aber Sie müssen mir versprechen, daß Sie, in Ihrer Heimat angelangt, die Erlaubnis nachträglich erwirken." [1])

Ich hatte Paris übersatt. Die Franzosen mit ihrem ewigen Phrasengedresche wurden einem zum Ekel, und die Deutschen, die sofort nach dem Kommunebrand wieder nach Paris zurückgekehrt und den Herren des „Universalgehirns", wie Victor Hugo Paris betitelte, nachzuweisen bestrebt waren, daß sie sich während des Krieges nicht in Deutschland, sondern in England, in der Schweiz oder in Belgien aufgehalten hatten, waren mir zum Abscheu. „Weg von Paris!" war mein Losungswort. Auf eine Anfrage bei dem Ministerium in München, ob dort eine geeignete Stellung für mich vakant sei, wurde mir der Bescheid, daß im Etat kein Posten mehr vorgesehen sei; falls ich aber die Absicht hätte, nach Berlin zu gehen, so würde das Ministerium mich gern dahin empfehlen. Im fragte nunmehr im April 1874 beim Auswärtigen Amt an, ob ich bei der Reichsbehörde einen passenden Platz finden könne. Am 23. Mai erwiderte der Staatssekretär v. Bülow, daß für mich gewiß eine geeignete Stellung gefunden werden würde, daß ich im Juni in Berlin eintreffen und mich bei dem Ministerialdirektor v. Philipsborn melden möge, damit das Weitere veranlaßt werde. Auf eine Anfrage an den Geheimen Legationsrat Hellwig, mit dem ich in den Jahren 1871/72 in Paris freundschaftlich verkehrt hatte, ob er mich in seinem Dezernat — Staatsangehörigkeits-, Heimats-, Armensachen usw. — beschäftigen könnte, antwortete dieser bejahend, und am 1. Juni 1874 saß ich in einem bescheidenen Zimmer des Auswärtigen Amtes. Mit dem 1. Januar 1876

---

[1]) Das Gesetz, wonach der rechtsrheinische Bayer zur Verehelichung außerhalb Bayerns der Vorlage einer distriktspolizeilichen Erlaubnis bedurfte, ist erst neuerdings durch königlich bayerische Verfügung vom 16. Februar 1916 aufgehoben worden.

Digitized by Google

wurde meine Stellung eine etatsmäßige. Die mir zugewiesenen Arbeiten waren mir durch meine Pariser Tätigkeit auf der Gesandtschaft und in meinem Rechtsbureau zum großen Teil vertraut. Ich arbeitete mich schnell ein. Im Jahre 1883 wurde ich Dezernent für Staatsangehörigkeits- und Heimatssachen. Neunjährige Arbeit in diesem Referate hatte mir genugsam zu erkennen gegeben, daß die Fragen der Nationalität im Deutschen Reiche von der deutschen juristischen Welt nicht mit der ihr gebührenden Aufmerksamkeit behandelt wurden. Ueber das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 gab es noch keinen erschöpfenden Kommentar, der über manche strittigen Punkte die gewünschte Erläuterung gegeben hätte. Das bedeutende Aktenmaterial, das mir zur Verfügung stand und aus dem ich mir allmählich eine Sammlung wichtiger Erlasse verschiedener deutscher Ministerien sowie ausschlaggebender gerichtlicher Entscheidungen angelegt hatte, brachte mir den Gedanken nahe, einen solchen Kommentar zu schaffen. Die Ermächtigung zu diesem Buche, und zwar unter Benutzung amtlicher Quellen, wurde mir vom Reichskanzler erteilt. Im Jahre 1886 wurde ich etatsmäßiger Hilfsarbeiter, nachdem ich schon vorher zum Kaiserlichen Legationsrat ernannt worden war. Dagegen wurde mir statt des bisher geführten Dezernats ein andres — Rechtshilfe im Ausland (gerichtliche Zustellungen, Ersuchungsschreiben, Exterritorialität usw.) — zuerteilt. Dies hinderte mich nicht, an meinem Kommentar weiterzuarbeiten, der auch im Jahre 1888 im Verlag von Guttentag erschien. Das Buch hatte so guten Erfolg, daß es im Jahre 1892 schon vergriffen war.

In meinem Buche hatte ich insbesondere gegen zwei gesetzliche Bestimmungen, die den Verlust der Reichsangehörigkeit zum Gegenstand haben, Stellung genommen, und zwar

a) gegen die Entlassung,

b) gegen den Verlust durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande (§ 13, 1 und 3).

Zur besonderen Genugtuung gereichte mir eine Anfrage meines ehemaligen Schulkameraden und Freundes Schlippe, der Präsident des Großherzoglich Hessischen Justizministeriums war. Von dem zuständigen Gericht in Mainz war in einer Strafsache gegen Toussaint und Genossen die Frage erörtert worden, ob der Angeklagte noch deutscher Staatsangehöriger sei, wenn er während der zehnjährigen Verlustfrist einen Besuch in Mainz gemacht hatte. Das Gericht hatte verneint, der Staatsanwalt hatte dagegen Rekurs eingelegt. Schlippe forderte mich zur Meinungsäußerung auf. Mein Bericht, mit dem sich Schlippe völlig einverstanden erklärt hatte, gipfelte darin, daß jeder amtlich festgestellte Besuch in Deutschland eine Unterbrechung des zehnjährigen Aufenthalts im Auslande bedeute. Das Reichsgericht entschied in diesem Sinne.

Im Jahre 1897 war ich in den Pfingstferien in Kopenhagen, wo ich unsern Gesandten v. Kiderlen-Wächter besuchte. Ich war damals gerade mit der Korrektur meiner „Pariser Gedenkblätter" beschäftigt. Unter dem Datum vom

Digitized by Google

27. Februar 1871 erzähle ich da eine den Fürsten Bismarck und den württembergischen Staatsminister v. Wächter betreffende Anekdote.[1])

Da kam mir der Gedanke, ob nicht etwa der Gesandte es mir verargen könnte, daß ich von seinem Onkel dieses an sich harmlose Geschichtchen erzähle. v. Kiderlen las den Druckbogen, lachte sehr und sagte: „Das ist ja eine ergötzliche Geschichte. Es wäre ja schade, wenn sie wegbliebe! — So, lieber Doktor, nun sind Sie Ihrer Gewissenssorgen ledig. Jetzt werde ich mal mit meinen Sorgen kommen, sie betreffen die Staatsangehörigkeit. Die Fälle, um die es sich handelt, beziehen sich auf den leidigen § 21. Zwei deutsche, in Kopenhagen ansässige Kaufleute waren bei ihrer Heimatsbehörde um Pässe eingekommen, die ihnen aber verweigert wurden, weil sie durch ihren mehr als zehnjährigen Aufenthalt im Auslande ihrer Staatsangehörigkeit verlustig gegangen seien. Ich machte dagegen, gestützt auf Ihren Kommentar, die Behörden darauf aufmerksam, daß die Betreffenden während der Verjährungsfrist sich mehrfach in Deutschland aufgehalten hätten und dadurch Deutsche geblieben wären. Mein Einwand half nicht. Was nun?"

„Sehr einfach," erwiderte ich. „Durch Entscheidung des Reichsgerichts vom 16. Dezember 1895 gilt jeder amtlich festgestellte Besuch in der Heimat als Unterbrechung der Verjährungsfrist." Ich berichtete dem Gesandten von dem Fall Toussaint und versprach ihm die Abschrift der reichsgerichtlichen Entscheidung gleich nach meiner Rückkehr. Wie mir der Gesandte später mitteilte, ist dem einen der Kaufleute, einem Preußen, der erbetene Paß bewilligt worden, für den andern Petenten, einen Bayern, ist der Hinweis auf die Entscheidung des Reichsgerichts ergebnislos geblieben, da das bayerische Oberverwaltungsgericht dem Gutachten des Professors v. Seydel folgte, wonach durch einen Besuch in Deutschland die Verjährung nicht unterbrochen werde, sondern nur durch definitive Niederlassung. Es müssen seitdem noch einige andre strittige Fälle vorgekommen sein, genug, im Jahre 1898 wurde Seiner Majestät dem Kaiser von dem Gesandten v. Kiderlen-Wächter ein Immediatbericht unterbreitet, worin der vielerwähnte § 21 einer herben Kritik unterzogen wurde. Eine Marginalnotiz Seiner Majestät auf dem Bericht besagte — ich zitiere den Text nicht wörtlich —, daß eine solche Gesetzesbestimmung, die weder den Engländern noch den Franzosen bekannt sei, aus dem deutschen Reichsgesetz verschwinden müsse. Und sie verschwand aus dem neuen Reichsgesetz vom 22. Juni 1913, nachdem im Jahre 1898 eine Kommission zur Prüfung und Abänderung des Gesetzes vom 1. Juni 1870 eingesetzt worden war.

Ich komme nun zu meinem neunundsechzigjährigen Aergernis, nämlich zur gesetzlichen Bestimmung der Entlassung aus der Staatsangehörigkeit (17. Ziff. 1).

Es ist mir des öftern Gelegenheit geboten worden, Personen, die auf den Rat untergeordneter Beamten ihre Entlassungsurkunde eingereicht und so ihre Staatsangehörigkeit verloren haben, zur Renaturalisierung zu verhelfen. Aber

[1]) Siehe „Im belagerten Paris 1870/71", S. 326.

Digitized by Google

was bedeutet es, wenn auf Tausende von Fällen, in denen auf Grund dieses Paragraphen Deutsche im Ausland staatlos umherirren, einige wenige durch das Eingreifen einer einsichtigen Verwaltungsbehörde wieder in den Besitz ihrer früheren Staatsangehörigkeit gelangten? Das Vaterland soll in der Fürsorge für seine Untertanen die Stelle eines Bonus pater familias vertreten. Wie dieser für das Wohl seiner Angehörigen Sorge trägt, so muß auch das Vaterland auf das Wohl seiner Landeskinder bedacht sein. Tut es dies aber durch Entlassung seiner Staatsangehörigen? Nein, und abermals nein! Die Entlassung, die zumeist aus Unkenntnis der sich daran knüpfenden Folgen beantragt wird, ist ein gesetzliches Unding. England gewährt die förmliche Entlassung nur denjenigen Untertanen, die nachweisen, daß sie im Auslande bereits eine andre Staatsangehörigkeit erworben haben; Frankreich und die Länder des französischen Rechtsgebietes kennen die Entlassung überhaupt nicht. Hat aber der Deutsche, durch die Entlassung seiner Reichsangehörigkeit verlustig, sich im Ausland niedergelassen, so wird er die erste Zeit seines Verbleibens daselbst staatlos umherirren, denn wenn er auch die Absicht hegt, sich später in dem Lande seiner Wahl naturalisieren zu lassen, so kann dies erst nach einem mehrjährigen Aufenthalt erreicht werden. Dieser Zeitaufwand ist vornehmlich durch die im Gesetz des Auslands vorgesehene Niederlassungsfrist bedingt und beträgt für eine geschäftsfähige Person fünf bis fünfzehn Jahre. Ist aber der Entlassene nicht verfügungsfähig, sondern minderjährig, so ist die Frist, die derselbe im Ausland bis zu seiner Naturalisierung — wenn letztere überhaupt gewährt wird — verstreichen lassen muß, eine noch viel größere.

Was übrigens die Entlassung der Minderjährigen betrifft, so darf dieselbe nur an solche zugestanden werden, die noch nicht das wehrpflichtige Alter erreicht haben, also noch vor dem siebzehnten Lebensjahre stehen. Daß eine derartige Entlassung nur von einem gesetzlichen Vertreter und mit Genehmigung des deutschen Vormundschaftsgerichts beantragt werden darf, ist durch den § 19 des Reichsgesetzes bestimmt. Ehe indessen die Entlassung bewilligt wird, hat noch die Kreisersatzkommission zu untersuchen, ob die Entlassung nicht in der Absicht nachgesucht wird, die Erfüllung der aktiven Dienstpflicht zu umgehen (§ 22 des Reichsgesetzes).

Hat dann diese Behörde nichts gegen die Verabreichung der Entlassungsurkunde an den Minderjährigen einzuwenden, so muß angenommen werden, daß diesem die Absicht fernliegt, sich der Militärpflicht zu entziehen. Es handelt sich also dann nicht um einen sog. „Drückeberger".

Nun kommt es häufig vor, daß solche aus der Staatsangehörigkeit entlassene Minderjährige, nachdem sie im Ausland sich jahrzehntelang aufgehalten und eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen erreicht haben, von Sehnsucht getrieben in die Heimat zurückkehren, um dort im Kreise von Freunden und Angehörigen den Rest ihres Lebens zu verbringen. Der vielleicht erworbenen fremden Staatsangehörigkeit gehen sie meistens durch die Rückwanderung verlustig. Sie möchten gern wieder naturalisiert werden, aber durch die ablehnende Haltung der zu-

Digitized by Google

ständigen Behörden wird es ihnen erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Viele solcher Fälle sind unter der Herrschaft des Gesetzes vom 1. Juni 1870 zu meiner Kenntnis gelangt.

Wäre es nicht eine mit Freuden zu begrüßende Tatsache gewesen, wenn in dem neuen Gesetz die Bestimmung über den Verlust der Staatsangehörigkeit wegen Entlassung verschwunden wäre?

In meiner im Jahre 1908 erschienenen Broschüre „Zur Reform der Reichs- und Staatsangehörigkeit" habe ich nachgewiesen, daß die Aufrechterhaltung der Entlassung in keiner Weise als eine durch das Gesetz erforderte nützliche Bestimmung erachtet werden kann. Die Entlassung soll beibehalten werden: 1. damit ein Deutscher, der eine andre Bundesstaatsangehörigkeit erworben hat, aus seiner früheren gelöscht werden kann. Ist dies durchaus nötig? Kann das Gesetz nicht bestimmen, daß beispielsweise ein Preuße, der Bayer wird, seine frühere Staatsangehörigkeit stillschweigend verliert und daß er sie nur behält, wenn er bei Erwerbung der neuen Staatsangehörigkeit ausdrücklich darum ersucht; 2. wenn ein Deutscher sich ins Ausland begibt, um seine Lebensbedingungen zu verbessern, warum mutet man ihm dann zu, ehe er weiß, ob er dort bleibt, seine Entlassung zu nehmen? Ist er mit der Entlassungsurkunde ausgerüstet, ein Jahr im Ausland verblieben, so ist er nach dem neuen Gesetz (dem früheren gemäß schon nach einem halben Jahre) staatlos. Infolge dieses Gesetzes ist es eine allgemein anerkannte Tatsache, daß es im Auslande von keiner Nation der Welt so viele staatlose Individuen gibt als von der deutschen. Von den fremden Staaten, die in den siebziger Jahren einen Uebernahmevertrag mit dem Deutschen Reich abgeschlossen haben, wurde deshalb zur Bedingung gemacht, daß hilfsbedürftige Deutsche, welche in dem fremden Staate sich aufhalten und aus demselben ausgewiesen werden, von Deutschland übernommen werden müssen, auch wenn sie nach dessen Gesetz ihrer Staatsangehörigkeit verlustig gegangen sind. Solche aus fremden Staaten vertragsmäßig übernommenen ehemaligen Deutschen werden durch die Tatsache ihrer Heimkehr durchaus nicht wieder Deutsche, sie sind staatlos. Es ist meines Wissens bis jetzt noch nicht statistisch festgestellt worden, wieviel solcher Staatloser in Deutschland leben. Die Erkenntnis dieses Uebelstandes dürfte auch wohl den preußischen Minister des Innern zu nachfolgendem Erlaß vom 20. November 1904 veranlaßt haben:

„Wie bei mir zur Sprache gebracht worden, soll es häufig vorkommen, daß Personen, welche sich in das Ausland begeben und sich zu diesem Zwecke mit Reise- und Heimatspapieren versehen wollen, seitens der Lokalbehörden — namentlich von dem Bureaupersonal — geraten oder nahegelegt wird, um allen Unbequemlichkeiten, insbesondere in bezug auf den inländischen Militärdienst — aus dem Wege zu gehen, ihre Entlassung aus dem diesseitigen Staatsverbande zu beantragen.

Da es im Interesse des Deutschtums im Auslande erwünscht erscheint, daß die sich dort aufhaltenden Deutschen ihre Staatsangehörigkeit beibehalten, ersuche

Digitized by Google

ich Euer Hochwohlgeboren, gefälligst dafür Sorge zu tragen, daß die fraglichen Behörden und ihr Personal sich nach der erwähnten Richtung jeder Einwirkung enthalten.

Der Minister des Innern
Im Auftrag: v. Kitzing.

Berlin, den 20. November 1904.

Auch der preußische Justizminister hat für die Fälle, in denen es sich um die Entlassung von Minderjährigen handelt, durch Erlaß vom 24. Oktober 1905 die Beamten auf die schwerwiegenden Bedenken, die eine solche Entlassung mit sich bringt, ganz besonders hingewiesen (siehe Cahn, Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz vom 22. Juli 1913, 4. Aufl., Anhang, Anl.-Nr. 35, S. 334).

Während ich dies niederschreibe, stehen wir im Beginn des dritten Kriegsjahres, gegen eine Ueberzahl von Feinden, die uns aushungern und für alle Zukunft zur Ohnmacht herabdrücken wollen. Das wird ihnen nicht gelingen.

„Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war", dieses Wort unsers Kaisers vom 4. August 1914 ist uns bisher ein Leitstern gewesen und wird uns den Frieden, wie wir ihn wollen, erzwingen helfen.

Haben wir aber dieses Ziel erreicht, so gilt es, auch im Frieden dafür Sorge zu tragen, daß der Deutsche im Bewußtsein seiner Machtfülle in die Welt hinausschmettern kann: „Civis germanus sum."

Durch Gesetzparagraphen aber, wie die der Entlassung, kann das Ansehen des deutschen Namens nur geschädigt werden. Darum rufe ich zum Schluß: Weg mit der Entlassung, weg mit den §§ 17 (Ziff. 1) bis 24, die vollständig nutzlos im neuen Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz verblieben sind.

Der Verfasser dieses Artikels steht im achtundsiebzigsten Lebensjahr. Es würde für ihn einen hohen Triumph bedeuten, wenn er noch die Streichung der Entlassung aus dem Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz erleben würde.

England, die Neutralen und der Weltbund des Ministers Lord Grey

Von

Karl v. Stengel

Wer die englische Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte kennt, kann nicht im Zweifel sein, daß England, das es stets verstanden hat, diejenigen Völker, die ihm politisch und wirtschaftlich gefährlich zu werden drohten, niederzuringen, in diesem Kriege, der ja doch in der Hauptsache sein Werk ist, das Ziel verfolgt, Deutschland in politischer, militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht so zu schwächen, daß es auf absehbare Zeit von demselben nichts mehr zu befürchten hat. Daß es sich für England in erster Linie um die wirtschaftliche Vernichtung bzw. Schwächung Deutschlands handelt, zeigt die Art der englischen Kriegführung,

Digitized by Google

die darauf abzielt, Deutschlands wirtschaftliche Beziehungen zum Auslande vollständig zu unterbinden, um auf diese Weise die Industrie und den Handel des deutschen Volkes lahmzulegen und Deutschland, wenn nicht durch Waffengewalt, so doch durch Hunger und Not zu besiegen.

Mit echt angelsächsischer Heuchelei wird aber dieses Kriegsziel möglichst verschleiert und der Welt weisgemacht oder doch weiszumachen versucht, England kämpfe für die Interessen der Menschheit gegen die Barbarei der Deutschen, für die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker, namentlich der kleinen Staaten, gegen den preußischen Militarismus und gegen die deutschen Weltherrschaftsgelüste.

So hat Lord Rosebery in der Rede vom 2. November, die er bei Eröffnung des Kolonialklubs in Edinburg hielt und in der er sich gegen einen voreiligen Frieden aussprach, gesagt: „Wir kämpfen für die kleinen Nationen und die Neutralen, von denen einige die nächsten sein würden, die unter dem skrupellosen preußischen Angriff zu leiden hätten, falls wir niedergeworfen wären." Ebenso hat Minister Grey die Rede, die er am 23. Oktober auf einem Bankett der Vereinigung der fremdländischen Presse hielt, mit folgenden Worten geschlossen: „Jahrelang lebten wir unter dem tiefen Schatten des preußischen Militarismus. Es darf keinen Frieden geben mit Ausnahme eines Friedens, der darauf abzielt, sicherzustellen, daß die Nationen Europas künftig frei von diesem Schatten leben. Wir wollen leben in freier Luft, im Lichte der Freiheit, dafür kämpfen wir."

Um für die Zukunft den Frieden sicherzustellen, fordert sodann Grey die Neutralen auf, eine internationale Vereinigung zu dem Zwecke zu bilden, künftige Kriege eventuell mit Gewalt zu verhindern.

Was zunächst die Behauptung anlangt, England kämpfe zum Schutze der Neutralen gegen die Herrschaftsgelüste Deutschlands, so weiß jedermann, in welch rücksichtsloser, dem Völkerrechte widersprechender Weise England die neutralen Staaten behandelt und seinen Zwecken dienstbar zu machen versucht hat, teilweise auch dienstbar machte. England ist in dieser Weise nicht bloß gegen die schwachen Staaten vorgegangen, die sich nicht ernstlich zur Wehr setzen konnten, sondern auch gegen die Vereinigten Staaten hat sich England Maßregeln erlaubt, die ihm hätten recht teuer zu stehen kommen können, wenn die Union wirklich neutral gewesen wäre und sich nicht mehr und mehr als Helfershelferin des angelsächsischen Volkes entpuppt hätte.

Neutral nennt man diejenigen Staaten, die sich an einem zwischen andern Staaten ausgebrochenen Kriege nicht beteiligen, die für sich und ihren Bereich den Friedenszustand aufrechterhalten und demgemäß den friedlichen Verkehr sowohl unter sich als auch mit den Kriegführenden fortsetzen. Daraus ergibt sich, daß die Neutralen keine der kriegführenden Parteien in bezug auf die Kriegführung unterstützen dürfen, anderseits aber verlangen können, daß sie von den Wirkungen des Krieges möglichst unberührt bleiben und daß namentlich auf ihrem Gebiete (Wasser wie Landgebiet) keinerlei kriegerische Akte vorgenommen

Digitized by Google

werden. Freilich ist es unvermeidlich, daß sich mittelbar die Wirkungen eines Krieges auch für die Neutralen geltend machen, namentlich gilt dies vom Seekriege, da im Seekriege die Kriegführenden das Recht haben, auch die neutralen Handelsschiffe auf offener See anzuhalten, nach Bannwaren zu untersuchen und eventuell festzuhalten und zu konfiszieren, wie auch durch die Maßregel der Blockade nicht nur der feindliche Handel, sondern auch der neutrale Handel betroffen wird.

Auf die Stellung der Neutralen beziehen sich zwei der auf der zweiten Friedenskonferenz vom Jahre 1907 festgestellten Abkommen, nämlich das 5., das von den Rechten und Pflichten der neutralen Mächte und Personen im Falle eines Landkrieges handelt, und das 13. über die Rechte und Pflichten der neutralen Mächte im Falle eines Seekrieges. Außerdem kommen noch in Betracht verschiedene Artikel der Londoner Seerechtsdeklaration vom Jahre 1909, wie deren drittes Kapitel über neutralitätswidrige Unterstützung, das vierte Kapitel über Zerstörung neutraler Prisen usw.

Durch diese Vereinbarungen ist die rechtliche Stellung der Neutralen wenigstens in der Hauptsache geregelt. Allen den in bezug auf die Stellung der neutralen Staaten geltenden Rechtsvorschriften liegt der Gedanke zugrunde, daß die Neutralen verpflichtet sind, sich jeder einseitigen Unterstützung einer Kriegspartei zu enthalten, und daß anderseits keine kriegführende Macht das Recht hat, von einem neutralen Staat eine Unterstützung in bezug auf die Kriegführung zu verlangen oder denselben gar zu einer solchen Unterstützung zu zwingen.

In diesem Sinne bestimmen namentlich die ersten Artikel der beiden erwähnten Neutralitätsabkommen vom 18. Oktober 1907 übereinstimmend, daß das Gebiet der neutralen Mächte unverletzlich ist, und daß die Kriegführenden verpflichtet sind, die Hoheitsrechte der neutralen Staaten zu achten und sich in deren Gebiet und Gewässern jeder Handlung zu enthalten, welche auf seiten der Mächte, die sie dulden, eine Verletzung ihrer Neutralität darstellen würde.

Es ist zu bekannt, in welch rücksichtsloser Weise die Entente, namentlich England, diesen Grundsatz wiederholt übertreten hat. Das unerhörteste Beispiel bietet Griechenland, dessen Gebiet ohne jeden stichhaltigen Grund zu kriegerischen Operationen und außerdem zu dem Zweck von der Entente besetzt wurde, um die griechische Regierung zum Anschluß an die Entente zu zwingen.

Durchaus völkerrechtswidrig war und ist auch das Vorgehen der Entente, vor allem natürlich Englands, gegen neutrale Staaten, namentlich Holland, die skandinavischen Staaten und die Schweiz, um dieselben durch Beaufsichtigung und Unterbindung ihres auswärtigen Handels zu zwingen, an der von England geplanten Aushungerung des deutschen Volkes sich zu beteiligen.

Bei diesem Aushungerungsplan tritt so recht die Roheit der englischen Kriegführung zutage. Die seit Jahrhunderten angestrebte Humanisierung des Krieges zeigte sich namentlich darin, daß der Grundsatz immer mehr Anerkennung fand, daß die Zivilbevölkerung der Kriegführenden vom Kriege möglichst un-

Digitized by Google

berührt bleiben soll und daß sie auch im Kriege grundsätzlich auf Schutz ihres Rechtes und ihres Eigentums rechnen kann. In geradezu klassischer Weise hat diese Auffassung in der bekannten Erklärung König Wilhelms I. bei Beginn des Krieges 1870/71 Ausdruck gefunden: „Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs. Diese werden demnach fortfahren, eine vollkommene Sicherheit ihrer Person und ihres Eigentums zu genießen."

Nur der Seekrieg macht insofern eine Ausnahme, als in demselben die Unverletzlichkeit des Privateigentums bisher nicht anerkannt ist.

Handelt es sich im Kriege lediglich um die Niederringung der feindlichen Streitmacht, um hierdurch die gegnerische Regierung zum Nachgeben zu zwingen, so ergibt sich ganz naturgemäß eine strenge Scheidung der Behandlung der Angehörigen der bewaffneten Macht einerseits und der Zivilbevölkerung anderseits und die Schonung des Privateigentums, soweit nicht die kriegerische Notwendigkeit dessen Verletzung gebietet, ebenso auch Freilassung des Handelsverkehrs der Neutralen mit den kriegführenden Staaten, soweit es sich nicht um unmittelbare Unterstützung der bewaffneten Macht handelt.

Demgegenüber hat England von Anfang des Krieges an erklärt, daß es nicht bloß den „preußischen Militarismus" bekämpfe, sondern daß sein Ziel die wirtschaftliche Vernichtung Deutschlands, vor allem seines so hochstehenden, England so unbequemen Handels sei, und daß es dieses Ziel auch noch nach dem Kriege verfolgen werde.

Daß eine derartige Auffassung des Kriegszwecks eine Aenderung der bisherigen Ansicht über Begriff und Zweck des Krieges mit sich brachte, und zwar nicht bloß bei den Engländern, sondern auch bei seinen Verbündeten, die sich der englischen Auffassung anschlossen, ist begreiflich. Es zeigt sich dies in der rohen Behandlung der im Gebiet unsrer Feinde befindlichen Angehörigen der gegnerischen Staaten, der Beschlagnahme ihres Privateigentums usw., namentlich aber in dem Versuche Englands und seiner Verbündeten, die neutralen Staaten durch allerlei mehr oder minder gewaltsame Mittel sich dienstbar zu machen.

Sollte die englische Auffassung dauernd zum Siege gelangen, so läge nicht bloß ein Rückfall in die Barbarei der Kriegführung früherer Jahrhunderte im allgemeinen vor, sondern es würde sich auch eine wesentliche Aenderung in der Auffassung von der Stellung der Neutralen ergeben.

Es wäre dies um so bedauerlicher, als sich zwar in der neueren Zeit der Begriff der Neutralität als eines Zustandes unparteiischer Nichtteilnahme an einem zwischen dritten Staaten ausgebrochenen Kriege schärfer und klarer entwickelt hat als früher, diese Entwicklung aber noch keineswegs zu einem befriedigenden Abschlusse gelangt ist.

Während des Mittelalters trugen Staaten, die neutral zu sein behaupteten, kein Bedenken, die Kriegführenden durch Lieferung von Geld und Truppen, Gestattung der Anwerbung von Truppen auf ihrem Gebiete, Gewährung des Durchzugs durch ihr Gebiet usw. zu unterstützen, wie dies namentlich seitens der schweizerischen Eidgenossenschaft geschah.

Digitized by Google

Anderseits erlaubten sich die Kriegführenden die schwersten Eingriffe in die Rechte der Neutralen, und namentlich benutzten die zur See mächtigen Staaten, vor allen England, die von ihnen geführten Kriege, um nicht bloß den Handel ihrer Gegner lahmzulegen, sondern auch möglichst den Handel der Neutralen zu vernichten. Erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, hauptsächlich infolge des Zusammenschlusses neutraler Staaten in der sog. bewaffneten Neutralität von 1780 gegen die Uebergriffe Englands, trat eine Wendung zum Besseren ein, die trotz mancher Rückschläge z. B. in der napoleonischen Zeit bis zur Gegenwart fortgedauert hat.

Der gegenwärtige Krieg hat aber leider, was die Eingriffe der Kriegführenden in die Rechte der Neutralen anlangt, wieder einen bedauerlichen Rückfall in die alte barbarische Kriegführung gebracht, ein Beweis, wie schlecht es mit der Aufrechthaltung von Grundsätzen des Völkerrechts steht, wenn für diese Aufrechthaltung nicht ein machtvoller Wille einzutreten in der Lage ist.

Auch in bezug auf die unmittelbare Unterstützung der Kriegführenden seitens neutraler Staaten hat das Völkerrecht noch keine abschließende, der Natur der Sache entsprechende Entwicklung erlangt.

Allerdings ist in den Art. 2, 4 und 5 des 5. Haager Abkommens bestimmt, daß keine neutrale Macht gestatten darf, daß Truppen und Munitions- oder Verpflegungskolonnen durch ihr Gebiet hindurchgeführt oder auf ihrem Gebiete zugunsten der kriegführenden Korps von Kombattanten gebildet oder Werbestellen eröffnet werden. Dagegen ist nach Art. 7 eine neutrale Macht nicht verpflichtet, die für Rechnung des einen oder andern Kriegführenden erfolgende Ausfuhr oder Durchfuhr von Waffen, Munition und überhaupt von allem, was für ein Heer oder eine Flotte nützlich sein kann, zu verhindern.

Diese Bestimmung, die sich gleichlautend in Art. 7 des 13. Abkommens über die Neutralität im Seekriege befindet, steht in einem gewissen Widerspruch zu den Artikeln 6 und 8 dieses Abkommens.

Art. 6 heißt: „Die von einer neutralen Macht an eine kriegführende Macht aus irgendwelchem Grunde unmittelbar oder mittelbar bewirkte Abgabe von Kriegsschiffen, Munition oder sonstigem Kriegsmaterial ist untersagt."

Art. 8 lautet: „Eine neutrale Regierung ist verpflichtet, die ihr zur Verfügung stehenden Mittel anzuwenden, um in ihrem Hoheitsbereiche die Ausrüstung oder Bewaffnung jedes Schiffes zu verhindern, bei dem sie triftige Gründe für die Annahme hat, daß es zum Kreuzen oder zur Teilnahme an feindlichen Unternehmungen gegen eine Macht, mit der sie im Frieden lebt, bestimmt ist. Sie ist ferner verpflichtet, dieselbe Ueberwachung auszuüben, um zu verhindern, daß aus ihrem Hoheitsbereich irgendein zum Kreuzen oder zur Teilnahme an feindlichen Unternehmungen bestimmtes Schiff ausläuft, das innerhalb ihres Hoheitsbereichs ganz oder teilweise zum Kriegsgebrauch hergerichtet worden ist."

Man sollte nun meinen, daß wenn in der unmittelbaren oder mittelbaren Abgabe von Munition und sonstigem Kriegsmaterial eine Verletzung der Pflichten

Digitized by Google

der Neutralität zu erblicken ist, eine solche auch in der Gestattung der Ausfuhr von Waffen und Munition zum Zwecke der Lieferung an Kriegführende gesehen werden kann. Ganz abgesehen davon, daß das Verbot des Art. 6 leicht in der Weise umgangen werden kann, daß der neutrale Staat die Munition usw. nicht selbst den Kriegführenden liefert, sondern sie Privaten zur Lieferung an die Kriegführenden abgibt, so liegt doch auch in der Gestattung der Ausfuhr von Waffen und Munition an die Kriegführenden eine Unterstützung derselben, da diese Ausfuhr von dem betreffenden Staate jeden Augenblick verboten werden kann. Ebenso ist es auffallend, daß nach Art. 8 des 13. Abkommens zwar die Neutralen verpflichtet sind, die Ausrüstung und Bewaffnung von Kriegsschiffen und deren Auslaufen aus ihrem Hoheitsbereich zu verhindern, daß aber eine Verpflichtung, die Ausfuhr von Waffen und Munition und sonstigem Kriegsmaterial zu verbieten, nicht besteht, obwohl doch nicht bloß Kriegsschiffe zu denjenigen Gegenständen zu rechnen sind, „die einer Flotte von Nutzen sein können".

Diese Widersprüche erklären sich wohl daraus, daß die Haager Abkommen in der Hauptsache nur das geltende Recht kodifizierten und daß die Entwicklung des Seekriegsrechts seit zwei Jahrhunderten sehr wesentlich unter dem Einflusse Englands stand, das zwar ein Interesse daran hatte, daß seine Gegner in einem etwaigen Seekriege mit ihm nicht von Neutralen Kriegsschiffe geliefert erhielten, während es andrerseits in seinem Interesse lag, daß es in Landkriegen, an denen es in der Regel nicht beteiligt war, den Kriegführenden Waffen und Munition liefern und dadurch sich bereichern konnte. Daher der Unterschied zwischen den bezüglichen Vorschriften des für den Landkrieg geltenden Abkommens 5 und des für den Seekrieg geltenden Abkommens 13.

Da die Lieferung von Waffen, Munition und sonstigem Kriegsmaterial an die Kriegführenden ausdrücklich nicht verboten ist, sondern nur von den betreffenden Regierungen verboten werden kann, hat sich die Regierung der Union, die ein solches Verbot nicht erließ, einfach auf den erwähnten Art. 7 bezogen.

Gegen eine derartige rein äußerliche Auslegung des Art. 7 läßt sich freilich geltend machen, daß derselbe voraussetzt, daß beide Kriegsparteien von der Möglichkeit, aus dem betreffenden neutralen Gebiete Waffen, Munition usw. zu erhalten, Gebrauch machen können, weshalb auch Art. 8 des 5. Abkommens ausdrücklich bestimmt, daß etwaige Ausfuhrverbote der neutralen Regierungen auf die Kriegführenden gleichmäßig anzuwenden sind.

Da nun im Weltkriege die Zentralmächte nicht in der Lage waren, von Amerika Waffen und Munition zu erlangen, so handelte die Unionsregierung, indem sie die Waffenausfuhr an die Entente gestattete, nicht im Sinne wahrer Neutralität, da durch diese Gestattung lediglich die Mächte der Entente einseitig begünstigt wurden. Sie hatte daher auch zwar den Wortlaut der betreffenden Bestimmungen für sich, aber keineswegs deren Zweck und Sinn. Bestimmend für das Verhalten der Amerikaner war aber einmal die Verwandtschaft mit den Engländern und dann die Aussicht, von den Waffen- und Munitionslieferungen

Digitized by Google

große Gewinne einheimsen zu können. „Virtus post nummos“ ist ein Satz, der auf niemand mehr Anwendung findet, als auf die Yankees, die trotz ihrer angeblichen Schwärmerei für den „ewigen Frieden“ doch kein Bedenken trugen, aus der durch ihre Lieferungen veranlaßten Dauer des Krieges Gewinn zu ziehen.

Obwohl England vom „neutralen“ Amerika während des Krieges recht kräftig unterstützt worden ist, und die Staaten, die in Wahrheit neutral sein wollten, gezwungen hat, ihm zur Erreichung seines Kriegsziels dienstbar und behilflich zu sein, so ist es damit doch noch nicht zufrieden, wenigstens hat Minister Grey in der erwähnten Rede die Neutralen aufgefordert, eine internationale Vereinigung zu dem Zwecke zu schaffen, in der Zukunft den Frieden zu sichern und ähnliche Kriege unter Umständen durch Gewalt zu verhindern.

Es soll ganz davon abgesehen werden, daß in dieser an die Neutralen gerichteten Aufforderung das Eingeständnis liegt, daß die Engländer, die sich in der Widerstandskraft der bösen Deutschen schon in diesem Kriege schwer getäuscht haben, auch nicht hoffen, mit ihnen in Zukunft allein fertig zu werden und deshalb um die Hilfe der Neutralen werben.

Auch das soll nicht besonders betont werden, daß der von Grey vorgeschlagene Weltbund so wenig greifbare Gestalt hat, daß man nicht weiß, ob es sich bloß um eine rednerische Phrase oder einen ernst gemeinten Vorschlag handelt.

Dagegen ist darauf hinzuweisen, daß sich Grey in erster Linie an die Vereinigten Staaten wendet, die ja, wie der Weltkrieg mit hinreichender Deutlichkeit gezeigt hat, mit England in einem vielleicht nur stillschweigenden Gesellschaftsverhältnisse stehen, um dem Angelsachsentum die Weltherrschaft zu sichern bzw. zu verschaffen. Die internationale Vereinigung, die unter der Anerkennung Greys die Vereinigten Staaten zur Sicherung des Friedens in der Zukunft ins Leben rufen sollen, soll daher nur den Zweck haben, unter falscher pazifistischer Flagge Deutschland für alle Zeiten niederzuhalten.

Würde ein derartiger Weltbund wirklich zustande kommen, so würde damit ein Wiedererstarken des während des Krieges erschütterten Völkerrechts verhindert, da dasselbe auf dem Grundsatze der Souveränität und Gleichberechtigung der Staaten beruht, dieser Grundsatz aber durch die Alleinherrschaft und Weltmachtstellung eines einzelnen Staates oder eines einzigen Volkes, wie der Angelsachsen, in der bedenklichsten Weise eingeschränkt werden würde.

Nicht um angeblichen Weltherrschaftsgelüsten des deutschen Volkes entgegenzutreten, ist ein Weltbund notwendig; notwendig ist vielmehr, die Weltmachtstellung Englands zu erschüttern und das Angelsachsentum, das in Amerika wie in England die Alleinherrschaft in der völkerrechtlichen Gemeinschaft anstrebt, in die Schranken zurückzuweisen, die durch die Grundsätze der Völkerrechtsordnung jedem Mitglied der völkerrechtlichen Gemeinschaft gezogen sind.[1]) Nur dann,

[1]) Vgl. darüber Stengel, Die Zukunft des Völkerrechts in der „Deutschen Revue“ 1915, S. 282 ff., insbesondere S. 302.

Digitized by Google

wenn die Souveränität der Staaten, auch der kleinen, und ihre grundsätzliche Gleichberechtigung volle Anerkennung nicht bloß in der Theorie, sondern auch in der Praxis gefunden haben, wird eine Behandlung, wie verschiedene neutrale Staaten seitens Englands und seiner Bundesgenossen erfahren haben, ausgeschlossen sein.

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Amalie an Eichhorn.

Berlin am 12ten Oct. 1813.

Jetzt schreibe ich Dir wieder in meiner reinlichen und geordneten Stube, in der mir nach mancher gehabten Not und Unruhe wieder recht wohl ist, das heißt sehnsuchtsvoll und wehmuthsvoll, aber im Ganzen ruhig. Seit Deinen Zeilen vom 3ten habe ich keine erhalten, vielleicht morgen. Adressire doch künftig: Leipziger Straße Nr. 59. Wie geht es nun meinem geliebten Mann, ach! wie mag es ihm jetzt ergehen bei der nassen Witterung, bei allem Ungemach, bei Freud und Leid, so denke ich immer und immer wieder. In diesen Tagen habe ich so viel Beschäftigung gehabt, daß ich nicht lange unthätig denken konnte, und das ist ein vortreffliches Mittel, denn das Andenken in Thätigkeit hat bei Weitem das Verzehrende nicht. Heute ist unser Hermann 7 Monate alt, schon 7 Monate. Wie ist er Dir in so Manchem gleich, auch in der Nerven Reizbarkeit fürchte ich, daher auch der wenige Schlaf: wenn er noch so abgespannt ist und das geringste ihm in's Auge fällt, so ist er gleich wieder lebendig und an keinen Schlaf zu denken. Alles will er greifen, haben, langen, dann kreischt er vor Lust, macht Scherz und Tollheiten. Die Großeltern haben ihre herzlichste Freude über das Kind, Sonnabend und Sonntag war ich mit ihm bei ihnen.

Wir gingen am Sonntag zum Abendmahl, wobei mein Gemüth, so hoch es sich auch erhob, doch nur Dich, Dein Schicksal, meins völlig umfassen konnte. Du warst verflochten in meine ganze Andacht, ich konnte das Eine nur fühlen: Gebet um Deine Erhaltung, um Stärkung, Kraft meiner Seele. Ach, es kann nicht sündlich sein, dieses Irrdische ins Ueberirrdische hinüberzutragen, beides Eins werden zu lassen. Sonst wähnte ich, hier sei eine Trennung, aber nein es ist Keine, wie in der ganzen Natur nicht.

Von Deinen Freunden, die noch hier sind, habe ich in dieser letzten Zeit wenig gesehen, auf Augenblicke war ich bei Balan's und Simon's, sie sind wohl und lassen Dich herzlichst grüßen. Simon hat jetzt seinen Freund aus Münsterberg bei sich. Ob Savigny jetzt hier ist, habe ich nicht gehört, Reimer war

Digitized by Google

dieser Tage immer noch hier, er konnte nicht zu Ende kommen mit seinem Auftrag, der in Herbeischaffung von Schuhen für's Batallion besteht. Grolmann soll das Eiserne Kreuz bekommen haben, auch sein Adjudant. Wenn es nicht schon in meinem Herzen unvergeßlich eingeprägt wäre, daß Krieg sei, so hätte ich's jetzt zur Erinnerung beständig vor Augen: hier auf dem Dönhoffschen sieht man den ganzen Tag exerciren u. d. gl. m.

Ach wie kommt es mir so gering vor, was ich Dir vorschwatze gegen das, was Du täglich erfährst, erlebst, und was unsre Herzen sich zu offenbaren hätten. Unser beiderseitiges Dasein ist jetzt in seinen äußeren Erscheinungen so schneidend getrennt, keiner offenbart sich völlig dem andern, und im Innern ist es so eng verbunden. Es wird noch lange dauern, ehe ich mich ohne Dich hier in dieser neuen Wohnung heimathlich gewöhne, aber dasselbe Gefühl war zum Theil auch mein steter Begleiter schon in der vorigen. An Deiner Brust ist ja allein meine süße Heimath, und das liebe Kind im Arm. Amalie.

Jetzt schreibt Arnim den Correspondenten.[1]) Hierbei der Brief von Reimer. — Alles grüßt Dich herzlich.

Wir haben wieder einen Verwandten verloren. Ein junger Elteſter ist an seinen Wunden gestorben: ein blühender braver junger Mensch. Er ward bei der Kazbach verwundet.

Amalie an Eichhorn

Am 18ten Oct. 13.

Heute hat sich hier der abermalige Sieg Blüchers[2]) verbreitet. Blücher wird der Held des Volks. Man erzählt, der alte Mann habe geäußert, ihm werde es leicht Schlachten zu gewinnen, denn solch einen ausgezeichneten Generalstab habe noch nie ein commandirender General gehabt. Wunderst Du Dich nicht, Geliebter, wie Deine Sammelsie so gelassen schreiben kann, da sie Dich in Schlachten weiß, und keine Nachricht von Dir hat. Seit dem 3ten keine! Ach wie bang war mir in diesen Tagen. Wie wurde man geworfen von den gespanntesten Empfindungen, wie kann das der Körper noch so lange ertragen. Gieb o Gott mir bald wieder Stärkung durch ein Brieflein von meinem theuren Heißgeliebten. Hierin liegt so viel Trost, ich kann mich wieder von Neuem fassen auf viele Bangigkeit. Gestern am Geburtstage Karls waren die lieben Meinen bei mir, mir war da aber wunderbar beklommen zu Muthe, bist Du da etwa verwundet worden, oder krank, oder sehr in Gefahr? Oft verspreche ich mich und sage zu meinem Hermann in der Nacht, wenn ich ihn im Arme halte, lieber Eichhorn! schlaf doch! — ich träume, Du seiest der an meiner Seite ruhte, dann halb erwachend fühle ich das Kind, und dieses bringt das merkwürdigste Gemisch in meine Seele: denn obgleich Du es nicht bist, so ist das Kind doch Dir so nahe, so das lebendigste Andenken an Dich, Du bist es halb,

---

[1]) Seit 1. Oktober führte Achim v. Arnim die Redaktion, nachdem Schleiermacher ausgeschieden war.

[2]) In der Schlacht bei Möckern am 16. Oktober.

Digitized by Google

und seine Lage mir zur Seite ganz ähnlich Deinem sanften Ruhen an meiner Brust. O! wie wunderbar dieses Ineinanderfließen, Vater, Gatte, Mutter, Kind — Diese Eine Liebe in zwei Gestalten. —

Jetzt langt mein lieber Junge nach mir mit beiden Armchen, so derb, braun und rund. Er sieht die Pferde und die Hunde aufmerksamer als Andres an, und wenn man sagt, wo ist Bau Bau?, so sieht er sich suchend um mit seinen himmlischen Augen. Alle Menschen freuen sich über das liebe Kind, und für mich ist es zur einigen Rettung geboren. Wenn dieser Nebel mich umhüllt, wenn das Gefühl, o das bittere Gefühl, Deinen, Deinen Anblick, Deinen Umgang, Heiß Geliebter nicht zu haben, mich überwältigen will, so kommt das liebe Kind und tröstet, tröstet so sanft, daß nur Wehmuth noch mich erfüllen kann, diese vorzüglich, daß Du ihn nicht siehest, den Knaben. Nimm dieß nicht als Klage, Geliebter, oder verzeihe sie mir — ich weiß Dein Weib ist Deiner nur würdig, wenn sie ohne Klage das eiserne Kreuz erträgt. Wenn diese Thränen, die in diesem Augenblick meine Augen anfüllen, getrocknet sind, wird mir wieder freier, leichter werden. Gewiß schreibe ich Dir noch am Ende dieses Briefes mit freudigerem Sinn, wie eine begossene Blume, so erquickt durch einen Brief von Dir. —

Wir haben in voriger Woche wieder den Spuck gehabt mit den lieben Franzosen. Nun sollten sie gewiß kommen. Ich bin sehr ruhig gewesen, die ganze Noth dauerte auch nur einen halben Tag. Da kam das Tauenzienſche Corps herangezogen,[1]) und unsre braven Soldaten haben sich solchen Ruhm erworben, daß, wenn man sie nur sieht, man schon ganz gesichert zu sein glaubt! Der Berliner Bürger nimmt die Tapfern auch auf's Willigste auf, denn sie sind tapfer und bescheiden zugleich. Alles ist von diesem Lobe voll, und man mögte jetzt mit Niebuhr sagen, es giebt nichts Besseres, nichts Edleres, als ein preußischer Soldat, wie er sein soll und wie er in der That jetzt ist. Vor meinem Fenster auf dem Dönhoffschen Platz lagerten sich Cosacken, wodurch ich erst Bangigkeit empfand, es war grade im peinlichsten Moment, dabei erschallte ein Pistolenschuß, der mich fürchterlich erschreckte und meine Fantasie aufs Höchste reizte. Er war durch eine Unvorsichtigkeit losgegangen und hatte einen Cosacken verwundet, welcher fürchterlich heulend vor der Thür lag. So, dachte ich, liegen Tausende auf dem Schlachtfelde! —

Das Einquartirungswesen hat jetzt wieder viel zu thun, das Gouvernement hätte aber etwas das Publicum davon benachrichtigen können: in der Nacht

---

[1]) Das Vordringen Neys gegen Dessau am 12. Oktober hatte in Tauentzien die Vorstellung hervorgerufen, als sei ein neuer Angriff auf Berlin geplant. In Gewaltmärschen eilte er dorthin, um sich dann von der gänzlichen Unbegründetheit seiner Besorgnisse zu überzeugen; vgl. darüber Pflugk-Harttung, a. a. O., S. 375—383. R. Friedrich nennt diesen Marsch „eine geradezu erstaunliche Kopflosigkeit" („Der Herbstfeldzug 1813", Berlin 1912, S. 269). Der vollkommen gefechtsuntüchtige Zustand, in dem Tauentziens Korps infolge der überstürzten Eile in Berlin eintraf, wird geschildert in den Erinnerungen der Gräfin Sophie Schwerin, Vor hundert Jahren, Berlin 1909, S. 463 f.

Digitized by Google

kamen die guten Menschen, hungrig und marode von dem forcirtesten Marsch, an. Auch ich bekam Einquartirung, welche ich mit vieler Freude einen Tag verpflegte. Unsre Dörte hatte die Freude, einen Bruder, den sie in 2 Jahren nicht gesehen hatte, unverhofft wieder zu sehen. Die Eltern, denke Dir, haben 3 Offiziere und 5 Gemeine im Quartier, dieß ist fast zu arg. Da es so excellente Menschen sind, erträgt der Vater die Last leichter, aber fast muß sie ihm zu schwer werden. Heute sah ich den guten, lieben Vater auf das Innigste freudig bewegt über den Blücherschen Sieg, dabei redete er mich so tröstend zu. — Er war am 14ten in der unruhigsten Bewegung, weil er glaubte, da würde etwas Entscheidendes geschehen. —

Wie erträgst Du, Geliebter, diese nasse Witterung, die feuchte kalte Luft? Ach, die ist Dir so schädlich. Hast Du nun auch einen recht warmen Mantel? Trage doch immer Dein wollnes Nachtkamisol unterm Rock. Soll ich Dir nicht einen Pelz schicken? — Eckardts Onkel hat ihm einen besorgt, aber noch keine passende Gelegenheit zum Hinschicken gefunden. Gute Nacht für heute. Hast Du wohl guten Schlaf? —

Am 26ten October 1813.

Ueber 3 Wochen und keine Silbe Nachricht von Dir! Nun ist die große Schlacht geschehen, Napoleon ist geschlagen, mein Eichhorn hat viel gethan, viel erfahren — aber lebt er, wo und wie? Ja, er lebt, sagt mir jetzt eine trostvolle Stimme im Innern, er lebt und ist voll glücklichen Gefühls über den Sieg. Durch das Zuflüstern dieses himmlischen Trostes lebe ich nicht allein, sondern lebe ich sogar ruhig. Wie hätte ich mir das je gedacht. Viel, Geliebter, hatte Deine Amalie aber auch zu kämpfen. Da ich die Schlacht erfuhr, war ich zerstört von Sorge und Bangigkeit, grade da ward auch mein Hermann krank, wohl mit durch die böse Nahrung, welche ich ihm gab, und nun konnte ich ihn nicht entwöhnen, die Kinderfrau war auch krank. Gott Lob, der Junge ist wieder besser, aber er war recht herunter. Ich blickte schon wieder frei nach dem Himmel, als mir die Kunde ward, Du seiest nach den blutigen Tagen gesund, ich falle auf meine Knie. — Es hieß, bei F. v. Podewils sei die Nachricht, ich laufe zu ihr mich näher zu erkundigen und erfahre, daß ihr Bruder Dich am 12ten gesund in Zerbst gesehen habe. Dieß war die Nachricht, aber nichts nach der Schlacht bei Leipzig. Was hilft's auch, Du gehst ja immer wieder neuen Gefahren entgegen. Wenige nur haben Nachricht, Alles hofft, und doch müssen die Trauerposten kommen, aber ich bin, Geliebter, voll freudigen Glaubens.

Was habe ich Dir Neues zu sagen, denke Dir, Philipp[1]) ist hier. Vorgestern überraschte er mich auf das Höchste; sein Hiersein macht mir Zerstreuung, Aufheiterung, bringt mich Dir noch näher. Ja, oft ist's mir in diesen Tagen, als sprächen wir wahrhaft geistig zusammen, so nehmlich, daß ich bestimmt fühle, Du denkst an mich, wie ich grade an dich. Mitten im Weltgericht umfängst Du

[1]) Ein Neffe Eichhorns, Sohn seiner ältesten Schwester Charlotte Luise, die mit dem Superintendenten Müller zu Wertheim verheiratet war.

Digitized by Google

Deine Amalie, wie sie unter Millionen Dich herausfindet und in Deine Arme fliegt. Ja ich dachte es immer, Philipp werde noch kommen. Er hat sicher geglaubt Dich hier zu finden und Deinen Rath. Ich habe ihn an Simon gewiesen und dieser Treffliche hat schon so weit für ihn gesorgt, daß er schon beim Detachement des Leibhusaren Regiments angestellt ist, Er wie auch Leopold Menshausen und noch Einer aus Göttingen. Er glüht für den Krieg, wäre er nur erst hinein. Er ist dazu geboren. Sein grenzenloser Leichtsinn hat sich nicht vermindert, ohne Geld, wie er steht und geht, ist er hier angekommen. Für seine Equipage hat Simon auch gesorgt: er hat mit Sack gesprochen, und der versichert, sie solle ihm und auch den andern werden. Nun exercirt er schon, einhauen wird er schon können, aber reiten muß er erst lernen. So gerne ich ihn hier habe, so wünsche ich doch, daß er bald in die eigentliche Kriegs Thätigkeit kommt, ich fürchte sonst wieder Excesse. Er wohnt natürlich bei mir, obgleich er ein Einquartirungsbillet hat.

Der liebenswürdige Savigny war heute wieder bei mir. Er trat so ernst hinein, daß ich dachte, er brächte eine üble Nachricht, aber er wollte nur hören, was ich von Dir wüßte, die ich nichts wußte und doch Dir so nahe, nahe stehe. Die Professor Eichhorn hat schon Nachricht von ihrem Mann; sonst weiß ich keine.

Jetzt ist Hermann wieder der Alte; das Zahnen machte ihn krank, was ein Kind gleich sehr herunterbringt. Heute ist der König von Sachsen hier angekommen, o wie wunderbar! Unser König[1]) ist mit unglaublichem Jubel empfangen. Auch ich habe Gott gedankt für den Sieg, aber jubeln kann ich nicht. Nur dann erst, wenn ich mit Dir wieder vereinigt bin — O komme bald, bald diese seelige Zeit!

Amalie.

Eichhorn an Amalie

Leipzig den 21. Oktober 1813.

Die großen, blutigen Tage bei Leipzig hab' ich gesund und glüklich überstanden. Die Anstrengungen waren fürchterlich. Blüchers Armée ist schon weiter, den geschlagenen Feind zu verfolgen. Gneisenau hat mich zurükgelassen, um die hiesige Commandantur zu organisiren. Das soll ja, wie Du, geliebtes Weib, glaubst, mein größtes Talent seyn. Was mir vorzüglich Freude gemacht, ich habe hier Stein gefunden, bin von ihm wie von einem Vater aufgenommen worden, und werde wohl bald zu ihm in ein näheres Verhältniß treten.

Diese Worte in einem Athem Dir, meine Amalie, zur Nachricht und Trost. Ich bin dick in der Arbeit. Sobald ich einigermaßen Luft schöpfen kann, werd' ich Dir umständlicher schreiben. Nimm einen herzlichen Kuß. Deutschland ist frey. Freue Dich der großen Begebenheit. Der stolze Ueberwinder flieht dem

---

[1]) Friedrich Wilhelm war schon Sonntag den 24. Oktober aus dem Großen Hauptquartier nach Berlin zurückgekehrt.

Digitized by Google

Rhein zu, der auch bald wie die Elbe, die Weichsel, der Njemen und die Düna zürnend und voll Rache seine Wellen wider ihn empoeren wird.

Grüße Eltern, Geschwister, Verwandte und Freunde. Einen Kuß unserm Hermann.

Dein Eichhorn.

Eichhorn an Amalie

Leipzig den 23. Octbr. 1813.

Ich bin bey Stein und werde ihn vor der Hand begleiten wo er hingeht. Über die Länder, welche das Glük der Waffen frey gemacht hat, will er bildend und ordnend gehen. Ein schoener Geschäftskreis erwartet mich in seiner Nähe. Ich trete gern in diesen über, ohne den Säbel entschieden niederzulegen. Ein wunderbares Chaos von Hoffnungen, Anstrebungen und Bildungen gährt und bewegt sich. Da ist viel zu thun und zu schaffen. Stein wünscht auch Bärensprung zu haben. Gieb Dir doch Mühe, geliebte Amalie, anliegenden Brief dem Verschollenen, von dem ich seit Berlin nichts weiß, auf einem sicheren Wege welchen Du vielleicht bey seinem Bruder erfahren kannst, schleunigst zukommen zu lassen.

Wie geht es Dir, meine heißgeliebte Amalie? Was macht unsere Freude, unser kleiner Herrmann? Sobald ich aus dem unstäten Leben in ein stätes übergehen kann, dann hohle ich Euch zu mir. Denn so frey und wohlgestimmt mich auch der Gang der Begebenheiten, die Gott mit sichtbar seegnender Hand leitet, macht, so fehlst Du mir doch immer noch, die ich immer mit neuer Sehnsucht verlange. Deine Beschreibung von unserer neuen Wohnung u. der Einrichtung Deiner Häußlichkeit entzükt mich. Ach, könnt' ich doch plözlich an Deine Thüre klopfen, Dir, Himmlische, in die Arme fallen und mich nun von Dir herumführen u. von Dir zeigen und sagen lassen, wie alles ist u. warum die sorgfältig waltende Hausfrau dieß so und nicht anders gemacht hat. Für eine gute Aufstellung des Sopha, um nach Tische süße Ruhe zu pflegen, hast Du doch auch gesorgt? Jetzo hab' ich keine Zeit, diese alte schoene Gewohnheit zu üben. Komm' ich zurük, werd' ich wohl von der Unruhe, die Du immer getadelt, bekehrt sein und gerne zwischen meiner Amalie u. meinem kleinen Herrmann stiller, häußlicher Ruhe pflegen. Du lachst, geliebte Amalie. Lache nicht. Wenn man in allerley Sturm und Drang sich umgetrieben u. müde gemacht hat, und ein Weib, wie Du, zum ruhigen Genuß des Daseins in süßer Liebe u. freundlicher Häußlichkeit einladet, da ist die Wahl und der Übergang nicht schwer. Ich möchte gerne einmal im Kreise der Eltern und Geschwister zubringen u. von unserm alten, geliebten Vater mir erzählen lassen u. wieder erzählen von den Dingen, die seit unserer Trennung passirt sind.

Grüße die Unsern alle auf das Herzlichste. Die wackere Tante, was macht sie? Du hast mir lange nicht über sie geschrieben. Grüße Simon, Balan u. Beeliz. Mit unveränderlicher Liebe und Treue

Dein Eichhorn.

Digitized by Google

Amalie an Eichhorn

Mit entzücktem Geist, innigst Geliebter, schreibe ich Dir heute am Morgen des 27ten October. Gestern Abend empfing ich Deine beseeligenden Zeilen aus Leipzig vom 21ten. Ich bin unaussprechlich glücklich. Gott hat Dich nicht allein in den blutigen, siegreichen Tagen beschützt, ich sehe Dich auch jetzt nicht mehr in diesen Gefahren des Lebens, ich weiß, wie glücklich Du bist über das gekrönte Werk endlich nach allem Leiden, Mühen, Sorgen, Grämen und Thun, endlich nachdem auch Deine vieljährigen Bestrebungen ihre Wirkung sehen, und Du selbst nun in einer Thätigkeit für die heilige Sache, der Du ganz gemacht bist und wodurch Du so unendlich seegensreich eingreifst in das große Werk. O, was bin ich glücklich! Nur einige 20 Meilen trennen uns! Ich freute mich früher innigst über den schönen Sieg, aber jubeln konnte ich nicht, ich wußte ja nicht, ob er mich nicht das Theuerste gekostet habe. Nun habe ich Dich noch, Deine himmlische Liebe, ich habe Dich glücklicher als vorher. Die Rettung des Vaterlandes, Dein Werk mit, umstrahlt Deine Seele, nun erst kann ich ganz, ganz glücklich sein. Und bin es in diesem Augenblicke, wo ich Dich geistig mit wärmster Liebe umfasse, als wärest Du leiblich in meinen Armen, ich bin es in dem Grabe, wie es nur Irrdischen vergönnt ist, nein ich bin es nicht. Ich bin es im himmlischen Gefühl.

Denn in diesem entzückten Augenblick stört auch nicht die entfernteste irrdische Sorge mein Gemüth. Glaube, Vertrauen und Liebe sind im höchsten Grade in meinem Gemüth und daher der seelige Zustand, wie er nur selten im Leben erscheint, noch Einmal habe ich ihn, wenn ich Dich wieder sehe! Aber ich will ihn auch, wenn auch nicht in der ganzen Stärke es möglich ist, ich will ihn immer haben. Immer soll mir innewohnen das lebendige Gefühl dieser Rettung dieses seeligen Zustandes, daß dadurch für meine ganze Lebenszeit zurückgestellt werden alle die elenden Bänglichkeiten und Beängstigungen fürs Irrdische, dieß gelobe ich Dir, theurer Mann! Wank' ich, o! so erinnre mich sanft an dieses Gelübde.

Gestern schrieb ich Dir, diesen Brief wirst Du spät oder gar nicht empfangen, er geht ins Blücherische Hauptquartier. Es wäre mir lieb, wenn Du ihn läsest, denn er sagte Dir, daß Deine Amalie in der beklommensten Zeit stark gewesen ist. In den Tagen, da die Schlacht war, (wovon man aber noch nichts wußte) war ich in einer sonderbaren unruhigen Bewegung, ich kann davon keine Beschreibung versuchen, die ganze große Wichtigkeit des Moments belebte mich. Als man den Sieg erfuhr, ward ich noch beklommener, ich konnte mich nicht der Freude hingeben, Hermann ward krank und keine Nachricht hatte ich von Dir seit dem 3ten. Die ersten bangen Tage vergingen, mein Muth kam wieder, die Sorge für Hermann zerstreute mich, eine Überraschung, die ich hatte, erhöhte meinen Glauben, und seit mehreren Tagen empfand ich eine Ruhe, eine Zuversicht, eine Freudigkeit, über die ich selbst erstaunte. Ja, es war höchst wunderbar, wie Du mir so gewiß als lebend erschienst, wie ich Dich beständig

Digitized by Google

sah, mit Dir redete, Du warst mir noch nie geistig so nahe gewesen. Ich konnte lange allein sein und sehr ruhig. Es war immer eine Stimme in mir: der Geliebte lebt und ist glücklich. Alle die mich besuchten, theilnehmend fragten, beruhigte ich, daß Du gewiß wohl seiest, und gestern, da die Stülpnagel und der gute Vater bei mir sind, kommt spät Abends Dein Brief. Hermann hatte ich auf dem Arm, er wollte mit Gewalt den Brief haben, der Vater sagte, dieß wäre ein herrliches Tableau zum Mahlen gewesen. Der gute Vater war gerührt zu Thränen. Zu Hause fand er auch einen Brief vom lieben Karl. Er war doch im Feuer gewesen als Reserve, was ihn sehr unglücklich macht. Dicht neben ihm ist der junge Besser[1]) gefallen. Vielleicht, daß die herrlichen Erfolge der großen Schlacht den guten Bruder wieder erheitern, er war zuletzt in einer sehr geängstigten Stimmung, so wie schon einmal in Göttingen. Ich table ihn sehr, daß er sich so unglücklich fühlt bei der Garde, er hat Schritte gethan, in ein andres Regiment versetzt zu werden und ärgert sich über die Menschen. Sein Gemüth hat noch kein Gleichgewicht. Freilich ist keiner weniger als er passend zu einem Soldaten ohne Krieg, aber er irrt, wenn er bloß das Zuschlagen dazu rechnet, zu dem Andern gehört in der That Muth und Tapferkeit und Ausdauer genug, die ihm wie es scheint mangeln.

Heute morgen noch (es ist ein schöner Herbsttag) gehe ich umher, mein Glück den theilnehmenden Freunden zu verkünden. Der liebenswürdige Savigny war noch gestern bei mir, nach Dir zu fragen, ihm und Simon habe ich's schon verkündet. Ich lebe von Neuem auf, und nun sollst Du sehen, wird Deine Sammelsie dikke Backen bekommen. Der Junge ist auch wieder gesund, so herunter er auch war, vermuthlich durch die unruhige Milch, welche ich ihm gab, oder auch vom Zahnen. Ich ließ den Doktor rufen, da auch die Kinderfrau krank war, nun ist Alles wieder gut, und keiner ist gesunder als Deine dumme und jute Sammelsie. Daß Du unendlich viel zu thun hast, kann ich mir denken, sei auch nicht zu verschwenderisch mit Deinen Kräften, halte Haus, damit kommt man aus. Wo wohnst Du, wie wird für Dich gesorgt? Soll ich Dir nun nicht Deinen blauen Mantel schicken und Wäsche, oder noch sonst etwas Gutes, Nützliches, sage mir doch, Du bist mir jetzt so nahe, so leicht zu erreichen.

Savigny war heute wieder hier. Er ist herzlich erfreut über Deine Zeilen und läßt Dich innigst grüßen. Das nähere Verhältniß mit Stein will ihm darum nicht behagen, weil es Dich lange von hier entfernen könnte. Die Eltern, Geschwister, alle Freunde lassen Dich grüßen, besonders auch Wilhelm, der sich sehr gefreuet hat. So wärest Du an Deinem Platz, sagen Alle. Mit welchem Gefühl mußt Du Stein wieder gesehen haben. — —

Denke Dir: Baerensprung ist hier recht krank, man fürchtet für ihn. Ich weiß dieß aber nur von Fremden und will mich erst näher erkundigen. Wie mag es mit Eckardt stehen? Die Seinen haben noch keine Nachricht. Ist das

[1]) Ein junger Theologe, Freund von Fritz Sack.

Digitized by Google

unser Hueser, der in Halle Commandant geworden ist?[1]) — Schreibe mir oft, wenn auch nur 2 Zeilen. Nicht wahr, unter allen großen, gewaltigen, glücklichen Begebenheiten der Welt kannst Du nicht vergessen, Du Lieber,

Deiner Amalie.

Am 28ten Oct.

Ich füge diesem Briefe noch einige Zeilen hinzu, da ich ihn gestern noch nicht fortgeschickt hatte und am Abend wiederum durch einen Brief von meinem göttlichen Eichhorn erfreuet wurde. Wie theuer ist mir dieser Brief. Deine darin ausgesprochene Sehnsucht nach mir, nach unsrer schönen Häußlichkeit, ist das Schönste, was mir werden kann. Ich habe wohl gelächelt über Deine Versicherung, ein ruhiger Hausvater zu werden. Nein, das kannst Du wenigstens in der nächsten Zeit nicht werden. Du bist bestimmt, nach Außen mit Deinen Kräften thätig zu sein; das weiß und fühlt Dein Weib. Zugleich aber fühlt sie auch, wie reich sie auch ohne eine engere Häußlichkeit, wonach mein Sinn strebt, an Deiner Seite ist. Die gegenwärtige Zeit hat mich völlig überzeugt von dem ganzen Umfange meines Glückes, und den Zug Deines Herzens nach den stillern Gütern, Du Herrlicher, habe ich ja nie verkannt. Noch eine Weile werden die Wellen toben, Du wirst von ihnen umhergeworfen werden, ich werde entweder an Deiner Seite oder am Ufer unverwandt Dir nachschauen, vielleicht aber dann, späterhin, — beschützt uns Gott ferner — treten wir beide vereint ans glücklich befreite Land, genießen des heiligen Friedens im Äußeren Leben wie im Innern. So mag's kommen, Amen.

Ich habe Deinen Brief selbst an Baerensprung abgegeben, er ist schon seit einigen Wochen hier, aber krank. Ich ging selbst zu ihm und fand ihn sehr übel: ein sehr heftiger Kopfschmerz hat ihn sehr heruntergebracht, er sieht sehr elend aus, und hat mich tief gejammert. Gram, Krankheit, Verdruß und schlechte Häußlichkeit umgeben ihn. Er wollte Dir heute noch selbst antworten, doch schickt er mir nichts: Er sagte mir, daß er zum Landrath gewählt worden wäre und dieß gern annähme, um besser seine eignen Zwecke verfolgen zu können. Das sieht ihm ganz gleich. Bei Stein wäre er zu gefesselt, doch reize es ihn wieder auf einer andren Seite. Vor der Hand aber könne er sich wegen seines Gesundheits Zustandes für nichts bestimmen. Eben habe ich auch ein Billet an den lieben Savigny geschrieben wegen Deiner. Er nimmt wahrhaft brüderlichen Antheil.

Ist es nicht so, mein theurer Eichhorn, die erste Freude Deines Herzens über den herrlichen Sieg läßt Dich sagen, Deutschland ist frei! Mir däucht, es ist zu viel für jetzt. Ja es ist, und so meinst Du es auch, wenn die Anstrengungen, der Enthusiasmus fortdauert, wenn die andern Provinzen handeln wie Preußen. Napoleon hat aber keine Niederlage erlitten, er ist nicht in Deroute, wie man es erst glauben machen wollte, er ist tüchtig geschlagen, das ist freilich

[1]) Hueser war von Mitte Oktober bis Mitte November 1813 Stadtkommandant von Halle.

Digitized by Google

für ihn, für uns unendlich, unendlich viel. Gott sei gelobt dafür! Die Macht ist gebrochen. Aber gewiß gehört die höchste Ausdauer dazu, damit der Kluge, Böse sie nicht wieder zusammenflickt, und Oestreich, Oestreich! — . . .

Heute war die unglückliche Tante Spalding bei mir. Ich konnte in meinem Glück nicht zu ihr kommen, nun kam sie sich mit mir zu freun, aber tiefer Schmerz ist auf ihrem Gesicht, nun kommen sie dennoch, die Narben des Grams. Sie läßt Dich von ganzem Herzen wieder grüßen. O Geliebter welch ein Spalt wird unterm Volk, unter den Familien, hier die Glücklichen, die Geretteten, dort die das Opfer gebracht haben — —

Weißt Du nichts von Emil Michaelis, nichts von Hueser, nichts von Eckardt? Auch bittet Dich Simon, ob Du nichts von seinem Bruder erforschen könntest? Einliegendes Blat sagt das Nähere über ihn. So ist mir auch eingefallen, ob Du nicht etwa durch Stein Gelegenheit hättest, der Madam Sprengel, welche in Holland bei G. Bentink[1]) ist, Nachricht von ihrer Familie zu ertheilen und von ihr zu erhalten. Stein interessiert sich ja auch für die Familie und hat vielleicht geheime Gelegenheit nach diesen Gegenden. — —

Nun muß ich wohl aufhören zu schreiben, Du hast nicht Zeit, alles zu lesen. . . . Der Herzens Junge gibt Dir einen Kuß; aber er ist auch voller böser Tücken, wie Deine Amalie, also hast Du nicht Ursache, ihn mehr zu lieben als diese. Alles grüßt Dich, alle Verwandte und Freunde, auch meine beiden Mädchen. Lebe wohl!

(Fortsetzung folgt)

Armenien

Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D.

Daß die Armenier mit ihrem Schicksale unzufrieden sind und daß sie Grund haben, es zu sein, ist nicht zu leugnen. Mehr vielleicht als in den europäischen Provinzen läßt die türkische Verwaltung in Armenien viel zu wünschen übrig. Dazu kommt das unerträgliche Verhältnis zwischen den christlichen Armeniern und den Mohammedanern, insbesondere den Kurden, die in den meisten Wilajets die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen. Die fast durchaus noch nomadenhaft lebenden Kurden, ein räuberischer Volksstamm, aus dem sich die von Abd ul Hamid geschaffene und nach ihm benannte Hamidiereiterei rekrutiert, sind die Geißel der seßhaften und begüterten Armenier. Die Kurden überfallen sie in ihren Heimstätten, treiben das Vieh weg, berauben sie ihrer Ländereien oder auferlegen ihnen schwere Kontributionen. Es ist ein wirtschaftlicher Prozeß, der sich da vollzieht, es sind Zustände, die an die Zeit der Völker-

[1]) W. G. F. Graf Bentinck van Rhoon, Maire von Varel, einer der hervorragendsten Männer der antifranzösischen Partei in Holland. Wer Madam Sprengel ist, kann ich nicht ermitteln.

Digitized by Google

wanderung erinnern. Wie oft bei den Zusammenstößen zwischen Christen und Mohammedanern die einen oder die andern die Angreifer waren, läßt sich nachträglich selten feststellen. Von einem friedlichen Zusammenleben der beiden Volksstämme kann aber wohl nicht die Rede sein.

Daß sich Rußland diese Zustände zunutze machte, ist begreiflich und steht fest. Bereits während des Russisch-Türkischen Krieges 1828—1829 rief Rußland die Armenier zum Kampfe für die unterdrückten Brüder auf und versicherte sie des kaiserlichen Wohlwollens. Dies wiederholte sich 1878—1879, und ebenso richtete zu Beginn des gegenwärtigen Krieges der Zar an die Armenier ein Manifest, in dem er sie aufforderte, sich vom Despotismus und der Sklaverei zu befreien. Unter dem Zepter des Zaren würden sie sich der Wohltaten der Freiheit und der Gerechtigkeit erfreuen. Das Streben der türkischen Armenier nach Erlangung der Autonomie könnte aber Rußland kaum erwünscht sein, denn es müßte ein Hinübergreifen der Bewegung nach den von Armeniern bewohnten transkaukasischen Gebieten befürchten. Mit solchen „befreiten Ländern" hat aber Rußland schlechte Erfahrungen gemacht. Vom Fürsten Lubanow stammt das Wort: Nous ne voulons pas d'une Bulgarie arménienne. Immerhin sorgte man in Rußland dafür, daß die armenische Frage nicht zur Ruhe kam, und der „Temps" gestand erst kürzlich ganz offen ein, daß Rußland den Waffenschmuggel nach Armenien nicht hindern könne, da es sich die Sympathien der dortigen christlichen Bevölkerung nicht verscherzen wolle.

Jedenfalls ist es Tatsache, daß die armenische Wunde am Leibe des Osmanischen Reiches stets zu bluten begann, so oft die Türkei mit Rußland in Krieg geriet. Mit den militärischen Aktionen Rußlands in jenen Gegenden läuft regelmäßig parallel eine von Rußland begünstigte Bewegung der christlichen Armenier. Eine ernstere Form nahm diese Bewegung an und griff über lokale Zusammenstöße hinaus in der Mitte der siebziger Jahre, gleichzeitig mit den Aufständen in der europäischen Türkei. Ermutigt durch das Eintreten der Mächte zugunsten der Balkanchristen, traten nunmehr auch die Armenier mit Beschwerden über schlechte Behandlung und Bedrückung durch die Mohammedaner hervor. Daß Rußland dieser Bewegung nicht ferne stand, dafür spricht die Tatsache, daß es im Frieden von St. Stefano die Aufnahme eines Artikels folgenden Inhalts durchsetzte: Da der Abzug der russischen Truppen aus den von ihnen besetzten Gebieten (in Asien), die den Türken zurückgegeben werden sollen, Veranlassung zu Konflikten und Verwicklungen geben könne, die die Aufrechthaltung der guten Beziehungen zwischen den beiden Ländern unmöglich machen würde, verpflichtet sich die Pforte, ohne weiteren Verzug die durch die örtlichen Bedürfnisse in den von Armeniern bewohnten Provinzen erforderten Verbesserungen und Reformen ins Werk zu setzen und den Armeniern Sicherheit vor Tscherkessen und Kurden zu garantieren (Art. 16). In Rußland war man sich wohl dessen bewußt, daß die Türkei nicht willens, vielleicht nicht einmal in der Lage sein würde, ein solches Versprechen zu halten. Allein, man wollte durch diese Stipulation ein Schutzrecht über die türkischen Armenier konstituieren,

Digitized by Google

ein Recht des Einspruches, nötigenfalls der Intervention, nach bekannten Vorbildern. Einer solchen Absicht traten aber die Mächte auf dem Berliner Kongresse einmütig entgegen. Im Artikel 61 des Friedensvertrages fand die erwähnte Bestimmung wörtliche Aufnahme. Allein an die Stelle der Kontrolle Rußlands trat jene der Signatarmächte, denen die Pforte „die in dieser Richtung getanen Schritte in bestimmten Zeitabschnitten bekannt geben und die ihr Inkrafttreten überwachen" sollten. Ueberdies verpflichtete sich die Türkei im Zypernvertrage vom 4. Juni 1878 England gegenüber noch besonders zur Einführung von Reformen in Armenien „im Sinne einer guten Verwaltung und des Schutzes der christlichen Bewohner". Allein mit der Erfüllung dieser Versprechungen hatte es seine guten Wege. Am 7. September 1880 erinnerte eine gemeinsame Note der Mächte die Pforte an ihre Verpflichtungen, in der sie ausführten, eine Fortdauer der gegenwärtigen Lage würde die Vernichtung der christlichen Bevölkerung zur Folge haben. Lord Granville kam im Januar 1881 auf die Angelegenheit zurück, dann schlief sie für längere Zeit ein.

Die blutigen Vorgänge der letzten neunziger Jahre hatten die armenische Bewegung vorerst zum Schweigen gebracht. Die Zustände hatten sich aber begreiflicherweise indessen nicht gebessert. Seit 1910 mehrten sich die Beschwerden über Gewalttätigkeiten der Kurden, die armenische Nationalversammlung richtete im Mai 1911 an den Großwesir eine in beweglichen Worten gehaltene Beschwerdeschrift, und so mußte sich die Pforte endlich entschließen, irgend etwas zur Besserung der Lage zu tun. Mit einem Projekte, das sie im Jahre 1912 den Mächten vorlegte, begann die Leidensgeschichte der armenischen Reformaktion. Die Pforte wollte zunächst mit einer neuen administrativen Einteilung Armeniens hervortreten. Je drei Wilajets, und zwar Siwas, Erzerum, Wan, dann Bitlis, Diarbekir und Marmaret ul Aziz, sollten zu einem Wilajet vereinigt werden. Rußland machte den Gegenvorschlag, Armenien möge nur eine Provinz bilden mit einem christlichen, von der Türkei im Einvernehmen mit den Mächten zu ernennenden Generalgouverneur, der auf fünf Jahre ernannt würde. Die Gendarmerie solle aus Christen und Mohammedanern bestehen unter dem Kommando europäischer Offiziere, die Hamidiereiterei sei zu entlassen. Deutschland trat vermittelnd ein. An der Schaffung von zwei Gouvernements, wie sie die Pforte im Auge hatte, wäre festzuhalten, im übrigen der russische Vorschlag anzunehmen. Es kommt zu einem Meinungsaustausch zwischen den Kabinetten von Berlin und Petersburg, die sich dahin einigen, daß den beiden Gouverneuren europäische Beiräte an die Seite zu stellen seien. Die Pforte verlangt, daß diese Beiräte den Charakter von türkischen Beamten an sich tragen sollen. Ihr Ansehen dürfe keine Einbuße erleiden und die Reform nicht dazu dienen, die Autonomie Armeniens vorzubereiten. Inzwischen versammelte sich im Dezember 1913 in Paris eine internationale Konferenz zur Besprechung der armenischen Frage. Den Vorsitz führt Boghos Nubar-Pascha, ein in Kairo lebender reicher Armenier, derselbe, der bekanntlich unlängst von den türkischen Gerichten wegen seinen Agitationen zum Tode verurteilt wurde. Unter den Teilnehmern befindet

Digitized by Google

sich der Leipziger Dr. Lepsius. Die Konferenz spricht sich dafür aus, daß man der Türkei weder die Zollerhöhung noch eine Anleihe gewähren möge, bevor sie in Armenien die verlangten Reformen eingeführt hat. Nach langwierigen Verhandlungen wird endlich am 10. Februar 1914 ein Abkommen über die Angelegenheit vom Großwesir und vom russischen Geschäftsträger unterzeichnet. Es sollte zehn Jahre gelten. Die Pforte betont neuerdings, daß es sich nur um die Durchführung eines Teiles des türkischen Wilajetsgesetzes handle, das provisorisch in Kraft gesetzt werden solle.

Der Liebe Müh' sollte aber umsonst gewesen sein. Das Jahr war noch nicht zu Ende gegangen, da standen Rußland und die Türkei einander neuerdings im Kriege gegenüber. Sofort begann es in Armenien wieder zu gären. Der Anstoß soll diesmal von den Armeniern ausgegangen sein. Die Lage war um so bedrohlicher, als die Türkei von den Balkankriegen erschöpft war und sich die Armenier der offensichtlichen Unterstützung des Feindes erfreuten. Daß die Türkei während eines Krieges auf Leben und Tod einer solchen aufständischen Bewegung an ihren Grenzen nicht mit verschränkten Armen zusehen wollte, kann man ihr nicht verübeln. In einer Fabel Lafontaines findet sich der hübsche Satz:

Cet animal est très méchant,
Quand on l'attaque, il se défend.

Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Die Pforte rechtfertigte ihr Vorgehen in einem Kommuniqué, das im Juli 1916 veröffentlicht wurde. Sie sah sich genötigt, die Armenier aus den Grenzzonen und Küstenstrecken, wo Etappenlinien bestehen, zu entfernen, um sie dem Einflusse der Russen zu entziehen und sie außerstande zu setzen, den höheren Interessen der Landesverteidigung zu schaden oder die Sicherheit im Innern zu gefährden. Es mag dabei nicht immer sehr glimpflich zugegangen sein. Sofort begann aber in England eine erbitterte Kampagne wegen des Vorgehens der Türken, das auf die Vernichtung der Armenier abziele. Die Anklagen richteten sich diesmal nicht sowohl gegen die Türkei, als gegen Deutschland, das der Anstiftung dieser Gewaltmaßregeln beschuldigt wurde. Am 18. Oktober 1915 interpelliert Lord Cromer im Oberhause über die Vorgänge in Armenien und beschuldigt die deutschen Konsuln der moralischen Urheberschaft. Der Staatssekretär Lord Crewe erwidert, die englische Regierung habe keine offiziellen Nachrichten. Um dieselbe Zeit findet im Londoner Mansionhouse unter dem Vorsitze des Lord-Mayors, bald darauf in Lausanne eine antideutsche Demonstrationsversammlung statt. Eine solche Gelegenheit, gegen die „deutsche Barbarei" loszuziehen, konnte man sich doch nicht entgehen lassen. Bezeichnend ist aber, daß die russischen Truppen nach der Einnahme von Erzerum die größten Scheußlichkeiten begangen haben. Der Abgeordnete Popadjanow erklärte in der russischen Duma, ohne dementiert zu werden, der russische General Januschkiewitsch hause unter den Armeniern entsetzlich, über 40000 von ihnen seien massakriert worden. Anderseits beklagt sich der mohammedanische Deputierte Tefkelef über russische Grausamkeiten an den Türken. Es scheint also, Iliacos intra peccatur muros et extra. Der leidende

Digitized by Google

Teil sind unter allen Umständen die Armenier. Alle Versuche, ihnen zur Verbesserung ihrer Lage zu verhelfen, sind bisher erfolglos geblieben. Ja, man kann sagen, die Intervention der Großmächte hat ihnen eher geschadet als genützt. Gelegentlich der Reformverhandlungen äußerte sich Turkhan-Pascha zu den Dragomanen, die armenische Bevölkerung sei eine friedfertige gewesen, bis sich ihr die Sympathien der Großmächte zuwandten. Die Türkei ist bisher jedem Schritte der Großmächte zugunsten der Christen mit Mißtrauen begegnet. Sie hat darin einen Eingriff in ihre Souveränitätsrechte erblickt, zugleich aber auch, und vielleicht nicht mit Unrecht, die Vorbereitung der Losreißung eines Landesteiles von dem türkischen Staatskörper. Darunter haben auch die Armenier gelitten. Es geht ihnen wie dem jungen Schafhirten, den Don Quichotte gegen seinen Herrn in Schutz genommen hat und der dann von diesem nur um so ärger geprügelt wird. So bewegt sich die armenische Frage in einem Circulus vitiosus.

Wendet man den Blick von dem beklagenswerten Lose der christlichen Armenier auf die politische Bedeutung der Vorgänge, die sich in ihrer Heimat abspielen, so wird man nicht darüber im Zweifel sein können, daß sie letzten Endes darauf hinauslaufen, Rußland zum Herrn Armeniens zu machen. Es liegt durchaus im Bereiche seiner weit ausblickenden Politik, daß Rußland bereits in Friedenszeiten die Wege zu diesem seinem Ziele sich zu ebnen gesucht hat. So wie die russische Regierung mit französischem Gelde die strategischen Bahnen an der Westgrenze ausgebaut hat, so traf sie auch an ihrer kaukasischen Front Vorkehrungen, um eine geeignete Operationsbasis für einen Vorstoß zu gewinnen. In Transkaukasien baute Rußland zunächst eine Bahn von Kutais nach Poti und Batum am Schwarzen Meer, von wo die russischen Truppen längs der Küste, durch die Flotte gedeckt, leicht nach Trapezunt vorrücken konnten, ferner eine Sackbahn von Suram nach Achalzig. Von der transkaukasischen Bahn zweigt bei Tiflis eine Linie nach Alexandropol ab, die sich einerseits bis nahe an die armenische Grenze nach Kamysch fortsetzt, anderseits über Eriwan nach Dschulfa an die persische Grenze führt. Rußland sorgte aber auch dafür, daß jenseits seiner Grenze, auf türkischem Gebiet, sich seinem Vordringen keine Hindernisse in den Weg legen. Zu diesem Zweck hat die russische Regierung sich bei der Pforte sehr wertvolle Zugeständnisse in betreff des Baues von Eisenbahnen im östlichen Kleinasien herausgeschlagen. Wohl war man in Konstantinopel auf das Verlangen, daß an der russischen Grenze Bahnkonzessionen nur nach vorheriger Zustimmung Rußlands erteilt werden sollten, nicht eingegangen. In einem Irade vom 20. März 1900 hat sich aber die Pforte verpflichtet, russische Konzessionäre zu bevorzugen, falls die Türkei nicht mit eignem Kapital Eisenbahnen zur russischen Grenze und zur Schwarzen-Meeres-Küste bauen und selbst exploitieren würde. Dieses Vorzugsrecht sollte sich auf die Wilajets Wan, Erzerum, Siwas, Trapezunt und Kastamuni beziehen, also auf einen Gebietsstreifen, der sich, von der türkisch-persischen Grenze ausgehend, längs der türkisch-russischen Grenze und des Schwarzen Meeres hinzieht. Eine Initiative der Türkei zur

Digitized by Google

Schaffung von Verkehrsmitteln in Armenien war damit so ziemlich ausgeschlossen, denn die Türkei sollte in jenen Gegenden Eisenbahnen nur mit restierenden Mitteln aus dem ordentlichen Budget bauen dürfen, ohne zu neuen Anleihen oder zu den Resten alter ihre Zuflucht zu nehmen. Das hieß so viel, als die Türkei der Lebensbedingungen und der notwendigsten Voraussetzungen berauben, in Armenien Ordnung zu machen. Ein noch vor Beginn des Krieges von der Pforte unternommener Schritt, um Rußland zu bestimmen, auf sein Vorzugsrecht zu verzichten, blieb erfolglos. Sie bekam die Antwort, diese Frage könne erst nach Abschluß des Friedens erörtert werden. Seine Ergänzung erfuhr das türkisch-russische Abkommen durch eine Vereinbarung, welche gelegentlich der Potsdamer Monarchenbegegnung im November 1910 zwischen Rußland und Deutschland in den Grundzügen zustande gekommen war und am 29. August 1911 vom Grafen Pourtalès und dem russischen stellvertretenden Minister Neratow unterzeichnet wurde. Im Artikel I erklärt die deutsche Regierung, daß sie nicht die Absicht habe, nördlich einer Linie, die sich von Kasri Chirin über Ispahan, Jezd und Kha bis zur afghanischen Grenze hinzieht, also innerhalb der im englisch-russischen Vertrage vom 31. August 1907 festgesetzten russischen Interessensphäre, sich um eine Eisenbahnkonzession zu bewerben oder solche Gesuche zu unterstützen. Dagegen verpflichtete sich Rußland, keinerlei Maßregel zu treffen, die den Bau der Bagdadbahn hindern könnte. Endlich ließ sich die französische Regierung von Rußland bestimmen, auf die Eisenbahnkonzessionen, die sie für eine Reihe von Strecken in Ostanatolien erworben hatte, zu verzichten, und im August 1912 wurde zwischen Frankreich und Rußland eine Vereinbarung getroffen, wodurch sich die französische Regierung verpflichtete, keine Bahnen in der Nähe der russischen Kaukasusgrenze zu bauen, „um die Massenansammlung türkischer Truppen in jenen Gegenden zu verhindern".

Faßt man alle diese Aktionen zusammen, die Hinüberführung aller Kriege Rußlands mit der Türkei nach Kleinasien, die Unterstützung der armenischen Reform- und Losreißungsbestrebungen von seiten Rußlands, die Vorbereitung künftiger Vorstöße durch Schaffung strategischer Bahnen, so kann wohl kein Zweifel darüber obwalten, daß Rußland die Absicht hat, in irgendeiner Form in Armenien sich festzusetzen. In einer Rede, die Sasonow am 9. Februar 1915 in der Duma gehalten und mit der er die Vorlage einer Sammlung diplomatischer Aktenstücke über die Verhandlungen mit der Türkei in betreff Armeniens einbegleitet hat, äußerte er sich folgendermaßen: Die russische Regierung sei uneigennützig bemüht gewesen, das Los der Armenier zu erleichtern. Das russisch-türkische Einvernehmen vom 26. Januar 1914 (a. St.) sei ein geschichtlicher Akt, worin die Türkei die ganz besondere Rolle Rußlands in der armenischen Frage anerkannte. Nach Beendigung des Krieges werde die Sonderstellung Rußlands von der Regierung in einem für das armenische Volk günstigen Sinne zum Ausdruck gelangen. — Aus England kam das Echo auf diese Ankündigung. Lord Cromer erklärte im Oberhause, eines der Kriegsziele sei die Befreiung Armeniens vom türkischen Joche, und Sir Edward Grey versprach

Digitized by Google

den armenischen Freiwilligen, ihre Landsleute würden nach dem Kriege die Autonomie erhalten und so das Ideal erreichen, das sie seit Jahrhunderten anstreben. Man müßte also annehmen, daß Rußland für die Armenier eine gewisse Selbständigkeit, vielleicht unter russischer Oberhoheit, zu erwirken beabsichtigt. Für ein so bescheidenes Ziel sind aber die Opfer, die Rußland bereits gebracht hat, zu bedeutend. Erzerum und Trapezunt sowie die dazwischenliegenden Gebiete Gümüsch-Chane und Baiburt, neuerdings auch Erzindjan, sind in seiner Hand. Erleidet Rußland auf dem europäischen Kriegsschauplatze nicht ein völliges Debakel, so wird man es nicht zwingen können, auf alle seine Eroberungen in Asien zu verzichten. Es dürfte sich aber auf die Dauer kaum damit begnügen. Armenien bildet wohl nur eine Etappe auf dem Wege zu andern Zielen. Sasonow hat noch kurz vor seinem Zusammenbruche einem russischen Journalisten gegenüber erklärt, der gegenwärtige Krieg lasse für Rußland eine Reihe von Aufgaben entstehen, deren Lösung für lange Zeit seine Aufmerksamkeit an den Okzident (im Gegensatz zum fernen Osten) fessele. In welcher Richtung werden sich aber diese weiteren Entwicklungen bewegen, auf die Sasonow anspielt?

Drei Wege öffnen sich Rußland vom armenischen Hochplateau aus, die alle ans offene Meer führen. Nach Westen gegen Konstantinopel, nach Süden zum Mittelmeer, endlich nach Südosten an den Persischen Meerbusen. Von der Aussichtslosigkeit seines Strebens nach der „Pforte der Glückseligkeit" hat es sich neuerdings überzeugen können. Die ungebrochene militärische Kraft der Türkei und ihrer Verbündeten steht auch weiterhin wie der Engel mit dem feurigen Schwerte vor diesem Nolimetangere. Was aber ein weiteres Vordringen Rußlands in Asien anbelangt, scheint wenigstens zwischen den russischen Parteien eine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit obzuwalten. Der Kadettenführer Miljukow bestreitet, daß Rußland die Absicht habe, das Schwergewicht seiner Operationen nach Asien zu verlegen, es wolle nur einen Teil armenischen Besitzes. Der Hafen von Alexandrette wäre für Rußland nur eine Last, da es dann im Mittelmeer eine große Flotte unterhalten müßte. Die Konservativen scheinen andrer Ansicht zu sein, wenigstens veröffentlichte Menschikoff in einer Mai-Nummer der „Nowoje Wremja" einen Artikel, in dem er entschieden dafür eintrat, daß Rußland seine Ziele in Asien suche. Ein auch sonst beachtenswerter Artikel Johnstons in der „Contemporary Review" stellt sich ebenfalls auf den Standpunkt, daß Rußlands Zukunft in Vorderasien liege. Sollte tatsächlich Alexandrette das Ziel seiner Sehnsucht sein, so stieße es auf die deutsche Einflußsphäre. Bleibt noch der Persische Golf als zu erreichendes Ziel. Die militärischen Unternehmungen Rußlands in Persien waren nicht gerade vom Glück begünstigt, wenn sie auch nicht zu so eklatanten Niederlagen geführt haben wie die der Engländer. Dort begegnet aber Rußland seinem britischen Verbündeten, dem es bisher gelungen ist, seine Konkurrenten, auch Rußland, vom südlichen Persien fernzuhalten. Daß England hieran gelegen ist, bestätigt auch das neue russisch-englische Abkommen vom 6. August. Es ist eine Neuauflage des Teilungsplanes von 1907, nur daß das arme Persien sein eignes Todesurteil mitunterfertigen

Digitized by Google

mußte. So findet Rußland auf jedem dieser drei Wege ein Hindernis. Es wird Sache seiner Staatsmänner sein, sich darüber Rechenschaft abzulegen, wo das Punctum minoris resistentiae liegt. Die Mittelmächte aber werden darüber zu wachen haben, daß bei dem Streben Rußlands, aus dem „Rock mit zugenähten Aermeln" herauszukommen, ihre Interessen keinen Schaden leiden.

Der gegenwärtige Stand der römischen Frage

Von

Dr. J. Lulvès (Archivrat in Hannover)

I.

Vatikanische Kundgebungen zur römischen Frage während des Weltkrieges und die Stellung der italienischen Katholiken

Der Weltkrieg hat neben zahlreichen anderen auch die vielerörterte römische Frage wieder aufgerollt. Das sogenannte Garantiegesetz, das, am 13. Mai 1871 in Kraft getreten, nach dem Willen Italiens die Stellung des nunmehr der weltlichen Souveränität beraubten Papsttums regeln sollte, hat sich als unzureichend und ersatzbedürftig erwiesen; vor allem vermochte es den beim Papste beglaubigten Gesandten der Zentralmächte nicht die nötige Sicherheit zu gewährleisten, die sie vielmehr außerhalb Italiens suchen mußten. Diese Erkenntnis hat bereits eine große, immer stärker anschwellende Literatur gezeitigt.[1]) Die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Lage des Papstes in seiner Abhängigkeit von Italiens Regierung und Parlament ist von Katholiken und Nichtkatholiken dargetan, eine Aenderung der Lage als eine notwendige Forderung aufgestellt worden, die beim Friedensschluß von den siegreichen Zentralmächten gegenüber Italien zu erheben sei.

Von autoritativer katholischer Seite ist dann die Parole ausgegeben worden, daß „der Papst allein über das befindet, was ihm notwendig erscheint", in Erinnerung an einen entsprechenden Ausspruch des früheren Kardinal-Staatssekretärs Merry del Val in einer Journalistenunterredung vom Januar 1905.

Für eine ersprießliche weitere Diskussion der römischen Frage ergab sich somit die Notwendigkeit, zu wissen, welches denn die Absichten des Papstes, also jetzt Benedikts XV., seien.

Nunmehr liegt eine Reihe von programmatischen Aeußerungen vor. Sie dienen vor allem einer Beobachtung: Ausschlaggebend, wie überall in diesem

---

[1]) Auf die Aufzählung dieser Literatur und auf die sachlichen Ausführungen in meinen Untersuchungen über „Die Stellung des Papsttums im Weltkriege" („Deutsche Revue", November 1915, und Flugschriftenfolge: „Der Deutsche Krieg", Heft 76) sei hiermit für das Folgende verwiesen.

Digitized by Google

Kriege, ist auch hier das nationale Moment. Der Papst ist, wie es seit fast vierhundert Jahren nicht anders gewesen, ein Italiener, und Benedikt XV. noch dazu mit jenem starken Nationalgefühl, das sich seit dessen Wiederbelebung durch Italiens größten Sohn, Napoleon I., infolge seiner Errichtung des Königreichs Italien, im Laufe des vergangenen Jahrhunderts fortschreitend intensiver in den Volksgenossen ausgebildet hat.

Eine bedeutsame, vielleicht mit die bedeutsamste Aufgabe in der Erledigung der römischen Frage dürfte sodann, wie wir sehen werden, den italienischen Katholiken zugewiesen sein.

Mit diesen beiden Tatsachen muß jetzt vor allem bei der Erörterung der römischen Frage gerechnet werden.

Schon klangen Aeußerungen des Kardinal-Staatssekretärs Gasparri vom Juni 1915 über das Verhalten der italienischen Regierung weit milder, als das bisher in der Besprechung der römischen Frage von vatikanischer Seite üblich war: Der Kardinal erkannte an, „daß die Regierung wohlwollend bestrebt wäre, die zahlreichen Schwierigkeiten, welche, wie der Heilige Stuhl vorhersah, sich aus der Kriegslage ergeben mußten, nach Möglichkeit abzuschwächen". — Als Beispiele werden die von der Regierung angeordneten Zensurausschaltungen für Korrespondenzen an Papst und päpstliche Behörden angeführt. Dann fährt der Kardinal fort: „Aber darf etwa daraus gefolgert werden, die gegenwärtige Lage des Heiligen Stuhles sei eine normale und müsse vom Heiligen Vater endgültig gutgeheißen werden? Nein, dies ist sicher nicht der Fall. Wenn es dem Heiligen Stuhle auch mit Rücksicht auf seine Neutralität fernliege, der Regierung irgendwelche Schwierigkeiten bereiten zu wollen, er vielmehr all sein Vertrauen auf Gott setze und eine angemessene Gestaltung nicht von den fremden Waffen, sondern vom Sieg des Gerechtigkeitssinnes erwarte, welcher, wie er hoffe, sich im italienischen Volke, seinen wahren Interessen entsprechend, mehr und mehr durchsetzen werde. Dies war der Gedanke des Heiligen Vaters."

Unverkennbar spielt der Kardinal im vorletzten Satze seiner einem Redakteur des „Corriere d'Italia" gewährten Unterredung auf die politische Wirksamkeit der italienischen Katholiken an.

Eine Betonung des Entgegenkommens der italienischen Regierung ist dann auch aus päpstlichem Munde selbst erfolgt. Bereits im November 1915 hatte Benedikt XV. gelegentlich hervorgehoben, daß „sich die italienische Regierung nicht so feindselig gegen uns gezeigt hat wie früher, ja sogar verhältnismäßig viel Rücksicht hat walten lassen".

In seiner von echt christlicher Friedensliebe durchwehten Ansprache an die Kardinäle im Geheimen Konsistorium vom 6. Dezember 1915 erkennt er anläßlich der Schilderung der unwürdigen Lage des Heiligen Stuhles, wie sie der Eintritt Italiens in den Krieg offenbart und gleichzeitig verschlimmert hat, bei „den italienischen Staatsmännern den guten Willen, um diese Mißstände zu beseitigen", an. —

Digitized by Google

Die völkerrechtliche Sicherung der Stellung des Papsttums durch ihre Internationalisierung, eventuell durch eine Internationalisierung des Garantiegesetzes ist, besonders vom Ausland her, von nichtitalienischen Katholiken, in der Absicht gefordert worden, daß das Papsttum nicht mehr von Italiens häufig wechselnder Regierung und von dem Gutdünken seiner von mancher Zufälligkeit beeinflußbaren Parlamentsmajoritäten abhängig sei, daß es vor allem den bedrohlichen Treibereien der Freimaurer entzogen bleibe.

Im Zusammenhang damit ward die weitere Forderung zur Sprache gebracht, daß der Papst an dem vorgeblich in Aussicht stehenden Friedenskongreß nach Beendigung des Weltkrieges teilnehmen müsse.

Diese Forderung veranlaßte die Regierung zu markanten Erklärungen und zu einer vielbesprochenen Präventivmaßregel in der Direktion ihrer äußeren Politik, mit der ja von jeher, schon seit Camillo Cavours Zeiten, die römische Frage für das Königreich Italien im innigsten Zusammenhang steht, jedenfalls in einem viel näheren, als das auswärts beobachtet und berücksichtigt worden ist.

Jene Erklärungen gab der Justizminister Orlando ab, und zwar zuerst in einer zu Palermo am 21. November 1915 gehaltenen Rede, die ziemlich unerwartet zum Thema der römischen Frage überging, sodann in einer Parlamentsrede vom 8. Dezember 1915. In beiden führte er aus, daß auf Grund des Garantiegesetzes sich der Papst in diesem gewaltigen Kriege bei Ausübung seines hohen geistlichen Amtes aller Rechte, voller Freiheit und Sicherheit in der ihm zukommenden, wahrhaft souveränen Autorität erfreue. Italien werde sich deshalb auf eine Internationalisierung des Garantiegesetzes, die auch mit seiner Würde nicht vereinbar sei, nie einlassen.

Diese Wendungen, denen die Beurteilung seiner Lage durch Papst Benedikt XV. in der Konsistorialrede vom 6. Dezember diametral entgegensteht, sind dahin gedeutet worden, daß zwischen dem Ministerium Salandra-Sonnino und der Kurie kurz zuvor im Herbste 1915 durch beiderseits nicht in offizieller Stellung befindliche Persönlichkeiten in unverbindlicher Weise Verhandlungen geführt worden wären, die aber zu keinem Ergebnis geführt hätten. Die unausgeglichenen alten Gegensätze sind dann hüben und drüben in jenen Reden in alter Schärfe wieder zum Ausbruch gekommen.

Ueber jene Forderungen nach Internationalisierung des Garantiegesetzes und nach Beteiligung des Papstes an der Friedenskonferenz hat sich sodann eine längere Kontroverse vornehmlich in der italienischen Zeitschrift „Nuova Antologia“ entsponnen; den antiklerikalen Standpunkt vertrat da gewandt der rechtsgelehrte Deputierte Tommaso Mosca, in übertriebener und oft nicht mehr ernst zu nehmender Weise der frühere Bürgermeister Roms und Großmeister der Freimaurerloge, Ernesto Nathan, den entgegengesetzten Standpunkt die patriotischen, dabei papsttreuen Katholiken Graf Soderini, Monsignore Benigni und Marchese Crispolti, neben dem vermittelnden des Senator Eugenio Valli.

Die Präventivmaßregel, zu der die italienische Regierung in jenen Wochen gegen die vatikanfreundlichen Forderungen gegriffen hat, ist die vielbesprochene

Digitized by Google

Vatikanklausel: Anläßlich ihres Beitritts zum Londoner Pakt am 30. November 1915 hat sie die Bedingung durchzusetzen gewußt, daß Italiens Verbündete ohne dessen Zustimmung keine Entscheidung über die Zulassung des Papstes zur Friedenskonferenz treffen dürfen, bei welcher die Erörterung der römischen Frage überhaupt auszuschließen sei.

Die Verpflichtung, die Zulassung unter allen Umständen abzulehnen, ist nach neueren Informationen[1]) nicht eingegangen worden, mag sie auch ursprünglich verlangt worden sein.

Dabei war es aber bis dahin noch nicht möglich gewesen, in den beiden Fragen auch nur auf eine halbwegs authentische Aeußerung des Papstes selbst hinzuweisen. Sie ließ aber eben nur so lange auf sich warten, bis sich die Gemüter über die erneute Zuspitzung des Gegensatzes beruhigt hatten.

Hinsichtlich der Teilnahme am Friedenskongreß ward am 14. Januar 1916 im „Corriere d'Italia" von angeblich unterrichteter Seite die Tatsache betont, „daß der Heilige Vater bisher in keiner Weise ... Schritte getan habe, um für diesen Kongreß eine Einladung zu einer Vertretung oder zum Vorsitz auf demselben zu erlangen". — In der Hauptsache aber, in der Frage der Besserung der Lage des Papstes, hob der Verfasser unter Hinweis auf die bereits angeführten Worte des Kardinal-Staatssekretärs hervor: „Der Papst beabsichtige nicht, die eventuellen Gestaltungen der Kriegslage (also eine Niederlage Italiens) dazu zu benutzen, um seine eigene Stellung zu verbessern ... Die Bestimmung der Art und des Maßes der Korrektur des Anormalen und Ungebührlichen in der Lage des Heiligen Stuhles steht, so sehr sie auch alle Katholiken interessiert, weder den italienischen Katholiken noch den ausländischen zu. Sie bleibt dem Papst vorbehalten, und Sache aller Katholiken ist es, dieser Entscheidung, welche im geeigneten Moment erfolgen wird, mit voller Ruhe und vollem Vertrauen entgegenzusehen."

Damit war an jenen obenerwähnten Ausdruck des Kardinal-Staatssekretärs Pius' X., Merry del Val, vom Januar 1905 erinnert: „Der Papst allein befindet über das, was ihm notwendig erscheint", gleichzeitig war aber auch den gutgemeinten, jedoch nicht immer angebrachten, in Italien zumeist peinlich wirkenden Einmischungen von seiten der mitunter unvollkommen informierten nichtitalienischen Gläubigen abgewinkt worden.

Schon als national empfindender Italiener nimmt der jetzige Papst besondere Rücksichten auf die ihm nahestehenden italienischen Katholiken. Daß deren Stellung zum politischen Leben Italiens heute nicht mehr bestimmt wird durch die nunmehr intransigent erscheinende Weisung Pius' IX. „Non expedit" vom Oktober 1874, die ihnen jegliche Beteiligung an den politischen Wahlen versagte, geht aus den bereits herangezogenen, an neuen Gesichtspunkten reichen Ausführungen M. Claars unwiderleglich hervor. Seit dem Jahre 1891 ist eine

[1]) M. Claar, „Italien, der päpstliche Stuhl und die Lösung der römischen Frage" in der „Zeitschrift für Politik", 1916, Heft 3/4, S. 355.

Digitized by Google

Wandlung eingetreten. Angesichts der bedrohlichen Fortschritte, welche die Sozialdemokratie in Norditalien vornehmlich durch die Propaganda Enrico Ferri's, des jetzigen Großmeisters der italienischen Freimaurerloge, machte, sah sich ein Teil der italienischen Bischöfe genötigt, bei dem damaligen Kardinal-Staatssekretär Rampolla vorstellig zu werden wegen Erteilung der Erlaubnis für die Katholiken, an den Provinzial- und Gemeindewahlen Italiens teilzunehmen.

Rampolla wußte Papst Leo XIII. zu diesem Zugeständnis zu bewegen. Weitere Konzessionen mußten sich unausbleiblich hieran anschließen; das geschah aber erst, nachdem der energischste jener zur Neuerung ratenden Bischöfe, Giuseppe Sarto, als Pius X. Papst geworden war. An den Parlamentswahlen 1904 und 1909 war die Beteiligung der italienischen Katholiken von Fall zu Fall gestattet, zur Unterstützung konservativer und antirevolutionärer Kandidaten.

Daß das in Abwehr gegen umstürzlerische Bewegungen, also gegen eine dem Bestande des Papsttums wie dem des Königtums gleich bedenkliche Gefahr geschah, ist ein Moment, welches bei der gegenwärtigen Beurteilung der römischen Frage sehr wohl berücksichtigt werden muß.

In der Weiterentwicklung traten sogar die meisten der italienischen Bischöfe den politischen Fragen des nationalen Staates näher. Die italienischen Katholiken selbst wurden sich bewußt, daß ihre Beteiligung am politischen Leben des Vaterlandes eine endgültige, auch durch keinen Papst mehr aufhebbare sei. Unter einheitlicher Leitung gelangten bei den Parlamentswahlen von 1913 34 ausgesprochen katholische Abgeordnete ins Parlament. Offen haben sie bereits den Wunsch ausgesprochen, sich zu einer politischen Partei im Sinne des deutschen Zentrums zusammenzuschließen. Das inzwischen im Sommer 1916 gebildete Ministerium zählt einen Vertreter der katholischen Gruppe, Filippo Meda, als Finanzminister in seiner Zahl.

Im Gegensatz zu den Demokraten hatte sich im Parlamentswahljahr 1913 eine Verbindung zwischen den Katholiken und Nationalisten ergeben; durch letztere ist auf die politisch unorganisierten Katholiken viel von den Anschauungen und Parteiprinzipien der systematisch organisierten Nationalisten übergegangen. Das zeigte sich schon 1911 bei Entfesselung des Tripoliskrieges, das zeigte sich jetzt während des Weltkriegs im Patriotismus der italienischen Geistlichkeit; die italienischen Laienkatholiken bekannten sich, wenigstens bis zu Italiens Kriegseintritt, in der Mehrzahl zur Neutralität.

Bei einer derartigen Stellung der italienischen Katholiken im politischen Leben ist es schon an sich ausgeschlossen, daß Benedikt XV. daran denken wird, die römische Frage ohne Italien oder gar gegen Italien erledigen zu wollen. Es ist vielmehr zu erwarten, daß sich die Lösung der Frage in ziemlich engem Zusammenhange mit jener Entwicklung, gewissermaßen als deren natürliche Folge, ausgestalten wird.

Was sich aus dieser Erwägung logisch für jenes in die öffentliche Diskussion getragene Programm, das Garantiegesetz zu internationalisieren, also der Mit-

Digitized by Google

wirkung der auswärtigen Großmächte zu unterbreiten, ergeben mußte, ist am 4. März 1916 der Welt bekanntgegeben worden durch die „Civiltà cattolica". Das bekannte römische Organ des Jesuitenordens, dessen Schriftleiter P. Rosa derartige Artikel persönlich dem Papste vor der Drucklegung vorzulegen hat,[1]) sagte bei der Besprechung von Ausführungen des Abgeordneten Tommaso Mosca:

„Wir sind sicherlich nicht auf Internationalisierung des Garantiegesetzes erpicht, nicht nur deshalb, weil selbst internationale Vereinbarungen sich als wenig dauerhaft erweisen, sondern auch, weil das nicht den Ideen des Heiligen Vaters entspricht, welcher niemals von einer derartigen Internationalisierung gesprochen hat,[2]) und der überdies ... „nicht gesonnen ist, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten". Die darauf folgenden Worte nehmen bestätigend Bezug auf den von Kardinal Gasparri Ende Juni 1915 fixierten Standpunkt, trotz des Scheiterns der inzwischen mit der italienischen Regierung gepflogenen Unterhandlungen.

Es heißt dann weiter:

„Die Hypothese einer Uebertretung des Garantiegesetzes seitens Italiens könnte nur zur Wirklichkeit werden, wenn das italienische Volk seine Natur, seine tausendjährige Geschichte und seine vitalen Interessen verleugnen würde," so schrieb die „Civiltà cattolica", allerdings ohne zu ahnen, welches Schicksal wenige Monate später dem Palazzo Venezia bevorstehen würde.

Diese ein gewisses Entgegenkommen von seiten der Kurie an Italiens Adresse enthaltende Bemerkung wurde wenige Tage später ergänzt durch eine ziemlich klare Andeutung des vatikanischen Programms;[3]) sie findet sich in der Einleitung zu der im Juli 1916 erschienenen Broschüre von Karl Hoeber in Köln: „Der Papst und die römische Frage", nämlich in dem als Zeugnis der Approbation beigegebenen Schreiben von „der in dieser Hinsicht allein entscheidenden Stelle" des Vatikans mit dem Datum des 12. März 1916. Es enthält den Passus: „Sie können sehr gut ... die Stelle, „daß das

---

[1]) Nach Behauptung der „Kölnischen Volkszeitung" vom 7. März 1916. — „Civiltà cattolica", Quaderno 1577, p. 521.

[2]) Wenn am gleichen Tage die katholischen „Neuen Zürcher Nachrichten" in ihrer Nr. 63 wohl die Lösung der „schwierigen und wichtigen römischen Frage" der „Allmacht Gottes und dem erleuchteten Urteil des Papstes" überlassen wollten, aber doch die Katholiken zu einer Propaganda für Zulassung des Papstes auf einem Friedenskongreß und indirekt für eine Internationalisierung usw. aufforderten, so erwies sich dabei, daß jener Artikel, entgegen den Vermutungen von anderer Seite, nicht als völlig autoritativ anzusehen war. Eine derartige offensichtliche Propaganda würde in der römischen Bevölkerung leicht einen Haß entfachen, der einmal dem Vatikan sehr gefährlich werden könnte.

[3]) Ein positives Programm hatte z. B. H. Mulert vermißt, so daß er sich dazu verstieg, vorläufig „alle Klagen über des Papstes unwürdige Lage als eine Agitation anzusehen, die ohne konkretes Ziel, trotzdem aber und vielleicht gerade deshalb, nicht unbedenklich ist" („Preußische Jahrbücher", Bd. 164, Mai 1916, S. 332).

Digitized by Google

Gebiet des Papstes nur wenige Quadratkilometer zu umfassen brauchte usw." bestehen lassen; denn nur ein wirklicher territorialer Besitz kann dem Papst diejenige Freiheit gewährleisten, deren derselbe zur Ausübung seines hohen Amtes bedarf. Der Papst muß ein wirklicher Souverän sein und nicht ein solcher, dem durch die Gnade eines Staates oder auch aller Staaten lediglich nur souveräne Ehrenrechte zugebilligt werden; das wäre unwürdig für das Oberhaupt der Kirche. Die Internationalisierung der italienischen Garantiegesetze würde den Papst nur zum Spielball sämtlicher Mächte machen."

Die vielbesprochene Frage der Internationalisierung des Garantiegesetzes ist damit endgültig abgetan. Der in jenem Buche auf Seite 59 allerdings nur hypothetisch gesetzte „Fall, der Papst wollte sich ... entschließen, etwa bloß den leoninischen Stadtteil Roms ... und das unmittelbar daranstoßende westliche Gebiet bis ans Meer als hinreichende territoriale Unterlage für seine Souveränität zu erklären — die internationale Anerkennung dieser Bedingung entspräche nur dem allgemein üblichen Brauche" —, erscheint damit gleichzeitig als das unter den gegenwärtigen Umständen erreichbare und erstrebenswerte Ziel für das Papsttum.

Wichtig ist für unsere Betrachtung vornehmlich der durch jenes offiziöse Schreiben mit Zustimmung anerkannte Passus des Buches (S. 61):

„Der gegen diesen Vorschlag des sog. kleinen Territoriums erhobene Einwurf, daß ein kleines Gebiet die Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes für die Zukunft nicht gewährleiste, trifft nicht das Wesen der Sache. Es handelt sich nicht um die größere oder kleinere Zahl von Quadratkilometern, sondern um die Grundlegung und die Anerkennung des Rechtes, auf das der Papst einen unbestreitbaren Anspruch hat."

II.

Historische Entwicklung und juristisch-wirtschaftliche Bedeutung der sog. „kleinen Territorialfrage"

Der ansprechende Vorschlag[1]) des sog. kleinen Territoriums hat eine eigene, nicht uninteressante Geschichte:

Die Ueberlassung der sog. Leostadt (Leonina) auf dem rechten Tiberufer mit dem Vatikan in Rom unter voller Souveränität und Jurisdiktion an den Papst war zuerst am 1. März 1861 im französischen Senate vom Prinzen Jérôme Napoleon, dem Vetter Kaiser Napoleons III., vorgeschlagen worden. Der von letzterem und von Camillo Cavour unterstützte Plan ward dann von der italie-

[1]) Den mir seit Beginn meines langjährigen Romaufenthalts (1893) sehr wohlbekannten Vorschlag habe ich in den oben zitierten früheren Aufsätzen über die „Stellung des Papsttums im Weltkriege" vor allen sonstigen Besserungsvorschlägen eingehend behandelt und, soweit es damals zulässig war, als einzig empfehlenswert darzustellen sowie historisch zu fundieren gesucht.

Digitized by Google

nischen Regierung zu wiederholten Malen der Kurie unterbreitet, nämlich 1860, im Januar 1868 und zuletzt durch des damaligen Außenministers Visconti Venosta Zirkularschreiben an die italienischen Vertreter bei den Mächten vom 29. August 1870. Ein derartiger Vorschlag könnte also für die italienische Regierung selbst unmöglich entwürdigend oder gar einer „Bestrafung" vergleichbar erscheinen.

Dem Papste ein schmales Territorium, nämlich von der Leonina bis zum nächsten Meerhafen, sowie das Schloß Castelgandolfo am See von Albano zu belassen, war bereits die Idee Bettino Ricasolis, des Nachfolgers Cavours, und seines 1867 mit ihm gestürzten Ministeriums gewesen. Gladstone und zwei andere englische Staatsmänner fanden Pius IX. dieser Idee nicht abgeneigt.[1]) Letzterer hat später nach der piemontesischen Okkupierung der übrigen Stadtteile Roms auch die Leonina — unter dem Vorwande, daß der Vatikan vor der gärenden Bevölkerung nicht sicher sei — sowie am 25. September 1870 die Engelsburg durch die Truppen des Generals Cadorna (Vater) besetzen lassen. Dadurch hintertrieb Pius die Absicht der italienischen Regierung, ihm wenigstens in diesem Stadtteil die territoriale Souveränität zu erhalten.[2])

Sieben Monate später aber kam der Papst auf jenen Gedanken selbst zurück, am 26. April 1871 — als zu Florenz im italienischen Parlament das ihm zugedachte Garantiegesetz in letzter Beratung stand —, nach dem Berichte des französischen Botschafters Marquis d'Harcourt: „Alles, was ich wünsche, ist ein kleines Stück Land, wo ich Herr sein würde ... Solange ich diesen Erdenwinkel nicht habe, kann ich meine geistlichen Funktionen nicht in ihrer vollen Ausdehnung ausüben."

Worte von bleibendem Werte, der heutigen Rechtslage vollkommen entsprechend! Sie decken sich inhaltlich mit der einmal vom vatikanischen „Moniteur de Rome" ausgesprochenen Forderung für den Papst: „Einen Winkel freier Erde in einem 28-Millionen-Land" (nämlich Italien) neben den kleinen Territorien von San Marino und Monaco.

Daß jedoch „dem Papste bis auf diese Stunde kein praktisch annehmbarer und ausführbarer Vorschlag zu einem Ersatz jener weltlichen Macht vorliegt, die ihm die ungehinderte und würdige Ausübung seiner notwendigen Souveränität verbürgt und ermöglicht", hatte Kardinal Merry del Val in jener Unterredung vom Januar 1905 hervorzuheben nicht verfehlt.

Ein solcher Vorschlag dürfte aber doch wohl einmal Leo XIII. in sehr vorsichtiger Form gemacht worden sein. Das war jenes Projekt der Abtretung eines

---

[1]) Vgl. Spectator (F. X. Kraus) in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung", 1. Mai 1896, S. 3. — Daß Visconti Venostas Angebot vom 29. August 1870 außer dem leoninischen Stadtteil auch „das unmittelbar daranstoßende westliche Gebiet bis ans Meer" umfaßt habe, behauptet irrtümlich K. Hoeber, a. a. O., S. 59.

[2]) Die Ansichten Soderinis und Bonghis, die Leonina und die Engelsburg seien 1870 nicht eigentlich besetzt worden und daher noch Eigentum des Papstes geblieben, berücksichtigen nicht die Tatsache, daß durch königliches Dekret vom 2. Oktober 1870 der gesamte Kirchenstaat dem Königreich Italien einverleibt worden ist.

Digitized by Google

Gebietsstreifens vom Vatikan bis zum Meere. Es hatte, im Anschluß an einen von idealer Begeisterung getragenen Artikel des dreibundfreundlichen Priesters Bonomelli,[1]) Aufnahme gefunden in das Versöhnungsprogramm der gleichgesinnten Prälaten Tosti, Galimberti, Capecelatro, Hohenlohe. Auf Grund eines derartigen Projekts schien auch Francesco Crispi einer Verständigung zwischen Quirinal und Vatikan geneigt gewesen zu sein,[2]) ebenso gewisse konservativ-adelige Kreise in Deutschland, wie wenigstens in Paris mit Unbehagen vermutet wurde. Bereits im März 1887 war das Projekt in Berlin zur Sprache gebracht worden, zum mindesten zwischen Galimberti, der dort als Abgesandter des Papstes zum neunzigsten Geburtstage Kaiser Wilhelms I. erschienen war, und des letzteren Schwiegersohn, dem Großherzog Friedrich von Baden; des Großherzogs Brief an Galimberti vom 1. Februar 1894 beweist das.[3]) Gegenstand von Verhandlungen soll der Vorschlag ferner gewesen sein bei Crispis Besuch im Hause Bismarcks zu Friedrichsruh am Anfang Oktober desselben Jahres. Aber die Umtriebe Frankreichs, das eine geheime Unterstützung des Projekts direkt von seiten des deutschen Kanzlers argwöhnte,[4]) vereitelten die Verwirklichung. Der greise Papst geriet immer mehr unter den intransigenten Einfluß des franzosenfreundlichen Kardinal-Staatssekretärs Rampolla.

Jetzt ist das Projekt aus dem Dunkel der historischen Erinnerungen wieder in das Licht der Diskussion gerückt. Die Bedenken, die dagegen erhoben werden,[5]) berücksichtigen nicht die notwendigen Modifikationen, welche vor allem die Entwicklung Roms inzwischen mit sich gebracht hat; sie schließt es aus, daß die an die Leonina grenzenden, in den letzten Jahrzehnten fast vollständig bebauten „Prati di Castello“ in die päpstliche Enklave mit einbezogen werden könnten.

Das päpstliche Gebiet soll klein sein, damit Schwierigkeiten und Reibereien mit dem umgebenden italienischen Staatswesen möglichst vermieden werden. Nur in wirtschaftlichem Zusammenhange und in tunlichst friedlichem Einvernehmen zwischen Vatikan und Italien wäre seine künftige Existenz gesichert.

Hierfür böte die Fortdauer der vier Jahrhunderte währenden Tradition, daß das Oberhaupt der Kirche der bodenständigen Nation entnommen wird,[6])

---

[1]) Zuerst anonym erschienen in der Florentiner „Rassegna Nazionale“ vom 1. März 1889 unter dem Titel: „Roma e l'Italia e la realtà delle cose“; Bonomelli, später Bischof zu Cremona, starb bald nach Ausbruch des Weltkrieges.

[2]) Ein Aufsatz Crispis in der „Contemporary Review“ vom August 1891 ließ noch durchblicken, daß Italien auf dem Punkte stände, mit dem Papste einen ‚Modus vivendi zu vereinbaren.

[3]) Abgedruckt von Crispolti ed Aureli, „La politica di Leone XIII.“ (1912).

[4]) Vgl. G. Valbert über Bismarck in der „Revue des deux mondes“, 49 (1882), p. 683.

[5]) Vgl. Mulert, a. a. O., S. 330, und Spectator novus in der „Frankf. Zeitung“ Nr. 302 (31. Oktober 1915).

[6]) Dementsprechend wurden während des sog. avignonesischen Exils 1305 bis 1378 durchweg französische Päpste gewählt, denen dann auf italienischem Boden, mit nur

Digitized by Google

eine fast sichere Gewähr: Die Dauerhaftigkeit des quasi-völkerverwandtschaftlichen Abkommens zwischen beiden Mächten werden gemeinsame, in der Nationalitätsübereinstimmung begründete Interessen und Gefühle garantieren. Ist einmal ein Modus vivendi gefunden, so werden beide Parteien Konflikte möglichst zu vermeiden suchen, da beide in gewisser Hinsicht aufeinander angewiesen sind: Die Kurie will unter erträglichen Bedingungen in Rom bleiben; die italienische Regierung, vor allem das Königtum, hat im eigensten Interesse das staatserhaltende Element, das im Papsttum repräsentiert ist, mit seinen religiösen, geschichtlichen und Kulturwerten nötig. Allerdings liegt da die Gefahr vor, daß das Papsttum immer stärker italianisiert wird. Hierbei braucht man nicht das Endergebnis zu befürchten, daß der Papst etwa schließlich die Stellung eines Patriarchen, eines simplen Erzbischofs in Italien einnehmen werde. Dazu ist Italien doch als Staat und Macht zu unbedeutend, das Papsttum hingegen als ehrwürdige Kulturmacht, als Haupt der katholischen Christenheit, zu gewaltig, und als solches noch dazu in zu enger Verbindung mit den übrigen Nationen, — auch in finanzieller Hinsicht, trotz der ihm dann vermutlich zufallenden italienischen Dotation.

Gegen eine beunruhigende Weiteritalianisierung des seinem eigentlichen Wesen nach nur völlig international und neutral zu denkenden Papsttums als geeignetes Vorbeugungsmittel und sicheres Gegengewicht zu dienen, wäre die große Aufgabe des Kardinalkollegs. Wohl könnte dieses endlich zu einer gerecht verteilten wirklichen Gesamtvertretung der katholischen Kirche ausgebaut werden,[1]) wenn die Mächte energisch auf eine derartige Vertretung für ihre katholischen Untertanen dringen wollten. Dazu würde sich voraussichtlich schon bei der erwarteten Neuregelung der politischen Verhältnisse Europas in irgendwelcher Form eine günstige Gelegenheit bieten.

---

vier Ausnahmen, lediglich Italiener gefolgt sind. Die große Umwälzung in Mittelitalien, welche 1870 die Okkupation Roms durch die Piemontesen mit sich brachte, wäre wesentlich unruhevoller und unter weit gewaltigeren Erschütterungen vor sich gegangen, wenn der damalige Papst ein landfremder Nichtitaliener, womöglich mit Rückhalt in seiner Heimat, etwa bei einer Großmachtsregierung, gewesen wäre. Es war bei dem Italiener Pius IX. die Lebenstragik, daß er, trotz lebhaftem Nationalempfinden, als Papst der Entwicklung der nationalen Einheitsidee Italiens, so wie sie sich herausgebildet hatte, schroff und schließlich ausdauernd feindlich entgegentreten mußte.

[1]) Daß ein wirklich universaler Charakter des „Heiligen Kollegiums" den Ideen so bedeutender Autoritäten der katholischen Kirche, wie Papst Leos IX. und Bernhards von Clairvaux, welche beide als Heilige verehrt werden, und anderer entspricht, habe ich in einem größeren Vortrag über „Die Machtbestrebungen des Kardinalkollegiums gegenüber dem Papsttum" 1913 auf dem Wiener Historikertage dargelegt, abgedruckt in den „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung", 1915, XXXV, Heft 3. — Die Ernennung lediglich französischer Kardinäle, nämlich dreier, neben sieben italienischen, im bevorstehenden Konsistorium (Anfang Dezember 1916) bringt natürlich die bis jetzt unanfechtbare Neutralität des Vatikans etwas in Mißkredit. Frankreich dürfte nunmehr eine Vertretung im Kardinalkollegium besitzen, so stark wie seit langem nicht zuvor.

Digitized by Google

Doch kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu der sog. „kleinen Territorialfrage" zurück.

Die Enklave soll in Wahrheit exterritorial sein, wie das jene Zirkularnote Visconti Venostas vom 29. August 1870 für die Leonina vorgesehen hatte. Durch das Garantiegesetz hingegen ist für die apostolischen Paläste, für die gewöhnliche Residenz oder den derzeitigen Aufenthalt des Papstes lediglich Inviolabilität und Immunität proklamiert worden (Art. 5 und 7).

Das Miniaturgebiet soll dem Papste in erster Linie die unanfechtbare Souveränität geben; von den Schöpfern des Garantiegesetzes war sie ihm ausdrücklich nicht zuerkannt worden.[1]) In zweiter Linie soll ihm im Falle der Bedrohung — sei es in einem wirklichen Kriegszustand, sei es im eher denkbaren Falle des Angriffs verhetzter Pöbelmassen, in allgemeinen Revolutionsunruhen oder bei speziell antipäpstlichen Anarchisten- oder Freimaurerexzessen — die Möglichkeit gewährt sein, sich in dem ihm gehörenden Meerhafen auf ein Kriegsschiff zu retten, um zeitweilig sich ins Ausland zu bringen, vielleicht auf ein dort dem Papste selbst gehörendes Besitztum, etwa an einem vom Mittelmeer bespülten Gestade in Spanien, Frankreich, Malta, Sizilien oder dergleichen, das zu seinem vorübergehenden Aufenthalte ebenso häuslich eingerichtet wäre wie das Achilleion auf Korfu für den Deutschen Kaiser.[2])

Reisen in Friedens- und Ruhezeiten, besonders zu Erholungszwecken, dürften dem Oberhaupte der katholischen Kirche von vornherein nicht versagt sein, am wenigsten, wenn er sie auf dem viele Etiketteschwierigkeiten vermeidenden Seeweg nach eigenen Besitzungen macht, womöglich auf eigenem Fahrzeuge.

Ein Entweichen des Papstes vor Krieg oder Revolution würde für gewöhnlich die Konnivenz der italienischen Regierung voraussetzen, die davon überzeugt sein müßte, daß der Papst sehr bald wieder zurückkehren würde, — sobald Ruhe und Sicherheit wiederhergestellt sind.

Gegen die Bedenken, daß das dem Papst zu überlassende Gebiet[3]) „nicht bis zum Meere gehen dürfe, weil zwischen den vatikanischen Gärten und dem

---

[1]) Gemäß den Erklärungen des späteren Ministers P. Manzini und des Referenten R. Bonghi bei den Parlamentsberatungen über das Gesetz am 28. Januar und 8. Februar 1871. Ueber die Unhaltbarkeit der Souveränitätsthese des Kardinal-Staatssekretärs L. Jacobini vom 11. September 1882, der sie auf dem dem Papste zustehenden aktiven und passiven Gesandtschaftsrecht zu basieren suchte, vgl. meine Schrift „Die Stellung des Papsttums im Weltkriege", S. 39 und Note 54.

[2]) Dem Papste, wie Maja, „Ein neuer Kirchenstaat", in der schweizerischen Zeitschrift „Das neue Europa", II. Jahrgang, Nr. 10 (August 1916), S. 15, vorschlägt, das Trentino als souveränen Besitz zu empfehlen, ist ein unseliger Gedanke. Das Grenzgebiet zwischen zwei sich in politischer Feindschaft befehdenden Völkern würde steten Kämpfen ausgesetzt sein. Fast erscheint der Vorschlag als ein Versuch, das Trentino auf diesem Umwege den Italienern zuzuschieben.

[3]) Einen ersten Anfang zur Erwerbung eines kleinen Territoriums in der angegebenen Richtung soll die Kurie bereits unter Pius X. gemacht haben durch Erwerbung der vatikanischen Gärten mittels Ankaufs des in der Nähe gelegenen Sacchettischen Pinienhains.

Digitized by Google

Meere eine Haupteisenbahnader der italienischen Westküste liegt", ließe sich einwenden, daß jene Bahn Civitavecchia—Pisa—Genua mittels Ueber- oder Unterführung den päpstlichen Besitz nicht wirklich zu berühren brauche, abgesehen von der Sonderstation, durch welche der Vatikan mit der Außenwelt, unter Umgehung des römischen Hauptbahnhofs und des linkstiberischen Teils Roms, an zweiter Stelle in direkte Verbindung treten könnte.

III.

Bedeutung des neuesten „Mindestmaß"-Vorschlags

Ueber die kleine Territorialfrage, welche jenes offizielle Approbationsschreiben der entscheidenden Vatikaninstanz vom 12. März 1916 zu der Schrift K. Hoebers in den Vordergrund gerückt hat, über die römische Frage überhaupt, ist nun eine neue bedeutsame vatikanische Kundgebung erfolgt, von der Wiener „Reichspost" am 4. August 1916 in markanter Weise angekündigt als „eine weitere Veröffentlichung zur römischen Frage, die eine Persönlichkeit zum Verfasser haben wird, die viele Jahre in wichtiger Vertrauensstellung an der Seite der Päpste Leo XIII. und Pius X. stand".

Diese Persönlichkeit ist niemand anderes als der allen Gelehrten und Forschern, die in Rom Studien gemacht haben, rühmlichst bekannte ehemalige Präfekt der Vatikanischen Bibliothek, P. Franz Ehrle S. J. Im September-Heft der „Stimmen der Zeit" (1916) legt er unter dem Titel „Benedikt XV. und die Lösung der römischen Frage" (S. 505—535) die moralische Notwendigkeit einer weltlichen Herrschaft für das Papsttum dar, und zwar mit internationaler Garantie. Denn „ein weniger ausgedehnter Kirchenstaat mit internationaler Garantie kann zuweilen die nötige Unabhängigkeit besser verbürgen als ein ausgedehnterer ohne diese Garantie". Voraussetzung ist auch nach Ehrle dabei „die gottgewollte Eintracht der beiden Gewalten, die concordia sacerdotii et imperii". Dann erfülle seinen Zweck ein minimaler Kirchenstaat, bestehend aus dem Vatikan und einem ergänzenden Stück der Leostadt, begrenzt durch die Fassade der Sankt Petersbasilika, die Porta Cavalleggieri, die Schweizerkaserne, die Porta Angelica und sonst durch die alten Mauern Leos IV., Nikolaus' III. und Pius' IV.

Es ist sehr fraglich, ob — wie M. Claar, a. a. O., S. 360 meint — darin wirklich ein Versuch des Vatikans zu sehen ist, „mit stillschweigender Zustimmung Italiens ausgedehnte Gebiete, die zwischen den vatikanischen Gärten und dem Meere liegen, als privatrechtliches Eigentum" ... zu erwerben und „zunächst rein privatrechtlich und ohne exterritorialen Charakter dieses Gebiet räumlich mit den vatikanischen Gärten" zu verbinden. Denn zwischen einer rein privatrechtlichen Erwerbung und einem exterritorialen Gebiet mit Souveränitätsrechten ist ein himmelweiter Unterschied! Derartige Erwerbungsabsichten der Kurie würden übrigens sehr bald auf eine bedenkliche Hemmung, mindestens Erschwerung stoßen: Die in Betracht kommenden Grundstücke würden schnellstens im Preise wucherhaft in die Höhe gehen, ehe nicht der italienische Staat, über eine „stillschweigende Zustimmung" weit hinausgehend, tatkräftig mit seinen Regierungsmitteln im Interesse des Vatikans einschritte!

Digitized by Google

Bei einer derartigen Gestaltung des zukünftigen päpstlichen Gebiets wären „fast alle mit weltlichem Besitz in der Regel verbundenen Schwierigkeiten: öffentliche Sicherheit, Polizeiaufsicht, Strafgewalt, Steuerwesen u. a. möglichst ausgeschaltet, so daß ein nachbarlich-freundliches Verhältnis mit dem angrenzenden italienischen Gebiet leicht anzubahnen wäre" (S. 522).

Für die Rückgabe und Wiederherstellung eines Kirchenstaates von so bescheidenem Ausmaß, dessen Hauptteil, der Vatikan, dem Papste von vornherein zur Nutznießung überlassen ist, fürchtet P. Ehrle keine erheblichen Schwierigkeiten. Hingegen vermag er Befürchtungen von solchen hinsichtlich einer anderen, seiner Ansicht nach für den Vatikan notwendigen Forderung nicht ganz zu unterdrücken. Er läßt durchblicken, daß die Kurie, nach ihren Erfahrungen mit dem unzureichenden Garantiegesetz, auf eine gewisse Internationalisierung der neuzugestaltenden Lage des Papstes in irgendeiner vertragsmäßigen Form bestehen wird.

Die Mindestforderung in dieser Hinsicht wäre die offizielle Mitteilung eines zwischen dem Papste und der italienischen Regierung getroffenen Uebereinkommens von beiden Seiten an die Staaten mit bedeutender katholischer Bevölkerung. Jedenfalls muß die schließlich gewählte Vertragsform, so verlangt die Kurie weiter, „eine Bitte Italiens an den Heiligen Vater um Kundgebung seiner Erfordernisse und eine Verständigung mit ihm in betreff derselben zur unerläßlichen Voraussetzung haben".

Diesem Verlangen tritt mildernd die schon hervorgehobene weitgehende Rücksichtnahme Benedikts XV. auf die Empfindlichkeit, das Staats- und Nationalgefühl und auf die gegenwärtige Lage seines Volkes („la mia patria diletta") zur Seite.

Die materielle Lage des Papsttums ist, mindestens bis zu einem gewissen Grade, an das Schicksal Italiens gebunden, auch ohne Garantiegesetz, wie im Gegensatz zu Hilgenreiner betont sein soll;[1]) das bedingt schon die geographische Lage des kurialen Zentrums, des Vatikans.

Damit der Papst nicht länger als „Untertan des Königs von Italien", als welchen ihn bereits Bismarck hatte bezeichnen lassen,[2]) oder gar als „staatenloser Fremdling" erscheine, will also der neue Vorschlag den Vatikan exterritorial erklärt und zum souveränen Fürstentum erhoben sehen.

Aber was wird durch die vorgeschlagene Abgrenzung bis zur Porta Cavalleggieri, durch Hinzunahme der Peterskirche mit dem Petersplatze in weiterem Sinne viel gewonnen sein? Doch nur die ehemalige Münze, eine Mühle und derartige Kleinigkeiten, die mehr von privater Bedeutung sind. Eine größere Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit wäre dem Papst dadurch nicht gewährt!

---

[1]) A. a. O., S. 67.

[2]) In den offiziösen Artikeln der „Post" vom Dezember 1881; vgl. meine Untersuchung: „Bismarck und die römische Frage" in der „Deutschen Revue", Mai/Juni 1916, welche, in einer Neubearbeitung auf weiterer Grundlage, demnächst wieder erscheinen wird.

Digitized by Google

Von der gemeinschaftlich durch den Vatikan und durch Italien erfolgenden Notifizierung ihres Uebereinkommens würden die übrigen Mächte Akt nehmen; sie würden hiermit den neuen souveränen Miniaturstaat völkerrechtlich anerkennen, und dadurch wäre — die so viel und so heftig erörterte römische Frage gelöst!

Ja, würde diese Mindestform der Internationalisierung wirklich ihren Zweck auf die Dauer erfüllen? Wäre nicht vielmehr die Uebernahme eines Kollektivschutzes für den neuen Staat durch mehrere, wenn nicht durch alle Großmächte mit starker bzw. überwiegender katholischer Bevölkerung als empfehlenswert wenigstens zu erwägen? Nicht aus Mißtrauen gegen die Absichten der italienischen Regierung, sondern lediglich als Vorbeugungsmaßregel für den Fall, daß einmal jene Umsturzelemente, deren Mithilfe bei der Schöpfung der nationalen Einheit nicht verschmäht worden war, im italienischen Staate überhandnehmen könnten und letzterer nicht mehr imstande wäre, gegen jene die übernommene Garantie für die weltliche Souveränität durchzuführen.

Bei einem Kollektivschutz von seiten mehrerer Großmächte wäre der jeweilige Papst gleichzeitig vor dem Verdacht gesichert, daß er irgendeine derselben, entgegen seinen Neutralitätsprinzipien, zu stark begünstige.

Wohl scheint ein ähnlicher Kollektivschutz schon einmal, und zwar von italienischer Seite in Visconti Venostas bekannter Note vom 29. August 1870, in gewissem Sinne in Aussicht genommen worden zu sein. Trotzdem würde der Gedanke sicher anfangs auf Widerstand bei den Italienern stoßen; denn jegliche Einmischung Fremder erscheint ihnen verhaßt in Erinnerung an die Fremdherrschaften, durch welche ihr Land lange genug geprüft worden ist.[1]) —

Die Darlegungen P. Ehrles[2]) haben eine sachgemäße Würdigung und in manchen Punkten eine schärfere Präzisierung erfahren durch zwei Artikel, welche Justizrat Carl Bachem in der „Kölnischen Volkszeitung" (17./19. September 1916) unter der Ueberschrift: „Ein neuer Kirchenstaat und sein Umfang" veröffentlicht hat.

Während P. Ehrles Darstellung durch einige Wendungen vermuten läßt, daß in ihr ein Programm von höherer Stelle, vielleicht ein höherer Auftrag vorliegt, scheint Bachem sich aus eigener Initiative hier aussprechen zu wollen. Er sucht die von P. Ehrle auseinandergesetzte Idee etwas zu modifizieren, indem

---

[1]) Bei Pius IX., der jene Fremdherrschaften miterlebt hatte, war diese Erinnerung so stark, daß er nie im Ernste an die ihm wiederholt angeratene Herbeirufung ausländischer Hilfe gedacht hat. Ja, könnte denn in Wahrheit ein Papst, der Vertreter der christlichen Friedensidee, wirklich, selbst im ärgsten Falle, daran denken, seinem Lande, seiner Nation die Greuel eines Krieges, wenn auch nur indirekt, zu verursachen?

[2]) Wenn P. Ehrle den von ihm vorgetragenen Vorschlag als eine „Korrektur des Garantiegesetzes" bezeichnet, so ist das meines Erachtens ein wohl diplomatisch gewählter, tatsächlich aber schiefer und leicht zu Mißverständnissen Anlaß gebender Ausdruck. Was er vorträgt, ist in Wirklichkeit etwas ganz Neues.

Digitized by Google

er gewissen praktischen Erwägungen zu ihrem Rechte verhelfen will. Als voll souveränes Territorium denkt er sich den Vatikan mit einem dahinter liegenden angemessenen Bezirk, in welchem der Papst die Gebäude für die zentralen Verwaltungseinrichtungen der Kirche, die beim Vatikan akkreditierten Gesandten ihre Gesandtschaftsgebäude errichten könnten.

Wohlverstanden ist dieses Kirchenstaatsgebilde das denkbar äußerste Mindestmaß. Wünschens- und erstrebenswert ist jedenfalls — nach P. Ehrle und C. Bachem — ein Mehr, „soweit dieses sich innerhalb der vom Kardinal-Staatssekretär gewiesenen Grenzen hält".

Die Idee, dem Papste ganz Rom oder wenigstens den Stadtteil auf dem rechten Tiberufer, also die Leonina mit den nunmehr bebauten Prati di Castello, zu überlassen, lehnen beide Autoren ab; sie ist dem italienischen Nationalempfinden nicht zumutbar und kann deshalb nicht in Benedikts XV. Absichten liegen. Gegen die Abtretung des Gebietsstreifens bis zum Meere fürchtet Bachem den Widerstand des italienischen Parlaments, wenigstens bis dort nicht die Katholikenpartei in guter Organisation maßgebenden Einfluß gewonnen hat.

Auf die „kleine Territorialfrage" werden allerdings unseres Erachtens notgedrungen die Ansprüche des Papsttums immer wieder hinauskommen müssen, sofern es ein Territorium als Basis seiner Souveränität beansprucht — und das muß es in der Tat beanspruchen![1])

Man braucht dabei nicht gleich an einen intransigenten späteren Papst zu denken, der sich etwa darauf steifen möchte, daß die Unterlassung des formellen Verzichts auf den ganzen Kirchenstaat, der Benedikt XV. nicht ausdrücklich auferlegt werden könne, den jeweiligen Inhaber des Heiligen Stuhls zur Erneuerung alter, gewissermaßen verjährter Forderungen berechtigen dürfe. Es genügt schon die Erwägung: Ist auch ein solcher „Korridor" zwischen Vatikan und Meerhafen in Wahrheit vom strategischen Standpunkt bedeutungslos, so gewährt er doch sowohl dem Papste rechtlich unanfechtbare Bewegungsfreiheit, als auch den etwaigen Schutzmächten die Möglichkeit, ihm zu helfen und für ihn einzutreten, ohne unnötig italienisches Gebiet zu betreten oder zu verletzen!

IV.

Der geeignete Zeitpunkt für eine Verständigung, ihre Vorteile für Italien und die Beschlagnahmung des Palazzo Venezia

Die beiden angesehenen Vertreter der deutschen Katholiken verfehlen nicht, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß Italien jetzt eine überaus günstige Gelegenheit habe, die leidige römische Frage durch eine Verständigung mit

---

[1]) Eine dem widersprechende Ansicht, die M. Claar a. a. O., S. 364 darlegt, folgert aus der Entwicklung der politischen Parteien in Italien heraus, daß eher, unter Aufgabe des veralteten territorialen Moments, eine Einigung zwischen Vatikan und Quirinal durch beiderseitige Konzessionen auf dem grundsätzlichen Gebiete, nach Maßgabe der praktischen Erfordernisse und Möglichkeiten der Zukunft, zu erwarten sei.

Digitized by Google

der Kurie aus der Welt zu schaffen. Die Gelegenheit biete die allgemeine Neuordnung Europas anläßlich der Beendigung des Weltkrieges; daß sie für Italien ausnehmend günstig sei, beruhe in der Persönlichkeit und in der entgegenkommenden Gesinnung des gegenwärtigen, wahrhaft italienisch empfindenden Papstes Benedikt XV., — den, wie Claar meint, bei seiner hohen Begabung als Politiker und Diplomat, das schwierige Problem reizt, die viel versuchte römische Frage endgültig zu lösen.

Das für das Papsttum äußerste Mindestmaß der Forderungen liegt jetzt in P. Ehrles Vorschlägen vor. Wie sind sie zusammengeschrumpft gegenüber denen, die Pius IX. und Leo XIII. offiziell verlauten ließen? Welche Vorteile hätte nun Italien durch eine derartige, beinahe möchte man sagen, fast schmerzlose Erledigung der großen Frage?

Wenn sie vor dem Ende des Krieges erfolgt, vor allem schon den, daß die ganze Angelegenheit nicht dem Areopag der übrigen Mächte vorgelegt zu werden braucht. Der würde sehr wahrscheinlich den Italienern die Leitung der Verhandlung zu ihrem Schaden entwinden!

Sodann aber: Die Verständigung zwischen dem gegenwärtigen Friedens- und Versöhnungs-Papst und Italien würde letzteres von dem sich seit Jahrzehnten „immer tiefer eingrabenden Zwist zwischen Staat und Kurie",[1]) von diesem nagenden Uebel, endgültig befreien, den Papst sogar veranlassen, durch feierliche Außerkraftsetzung der Weisung Pius' IX. „Non expedit", die Teilnahme der italienischen Katholiken am gesamten politischen und vor allem am parlamentarischen Leben völlig freizugeben. Diese werden dann die konservativen, die staatserhaltenden Parteien vermehren und wesentlich kräftigen gegen die Elemente des Umsturzes, vor allem gegen die Umtriebe der Freimaurer und Revolutionäre. Also eine folgenreiche Stärkung des italienischen Staatsorganismus nach innen.

Des weiteren würde Italien auch noch eine fühlbare Stärkung nach außen hin durch jene Verständigung mit dem Papsttum zu erwarten haben; denn dessen Bedeutung ist während des Weltkrieges in politischer und ethischer Hinsicht unleugbar gewachsen: Bei ihm unterhalten seit mehr denn Jahresfrist das neutrale Holland und vor allem England, der leitende Staat des Vierverbands, aus eigenen Antrieben Gesandte; letztere Regierung allerdings vornehmlich zur Wahrnehmung der Vierverbandsinteressen und zu indirekter Beeinflussung der gut katholischen Iren![2]) Bulgarien und Rumänien sollen jetzt jenem Beispiel zu folgen beabsichtigen.

Italien, einst das durch den Dreibund gestützte und gestärkte Mitglied desselben, war damals von seinen Mitverbündeten mit der weitestgehenden Rücksicht behandelt worden. Seit seinem Austritt aus dem Dreibund hat es unwiederbringbar schon an moralischem Ansehen verloren. Im Vierverband ist es macht-

---

[1]) F. X. Kraus, Cavour (1902), S. 95.

[2]) Vgl. „Das größere Deutschland", 1916, Nr. 40: „England und der Vatikan", S. 1258 ff.

Digitized by Google

und einflußlos, völlig abhängig von dem Gutdünken und den Interessen seiner jetzigen Verbündeten, in deren Gewalt gegeben, besonders in die Englands, bereits heute, wo das endgültige Ergebnis der Waffenentscheidung noch aussteht. Durch ein Bündnis mit dem Oberhaupte von 270 Millionen Katholiken würde Italien eine ganz andere Stellung gewinnen, — unterstützt von dem staatsmännisch hochbegabten Sohne der Nation auf dem päpstlichen Throne, eine weit selbständigere Rolle beanspruchen und durchführen können bei jener Neuordnung Europas, eventuell auf einem etwaigen Friedenskongreß.

Im besonderen wird Italien für seine Orientpolitik ein freundliches Verhältnis mit dem Papste von Wert und Nutzen sein!

Eine derartige Kräftigung Italiens nach innen und nach außen hin kann nicht im Interesse Frankreichs, nicht im Interesse Englands liegen; denn beide sind Mittelmeerkonkurrenten, die Italiens Aufmerksamkeit mit Mühe und Not von dem eigentlichen Mittelmeerbecken weg in die Adria hinein gegen Oesterreich gelenkt haben.

Daß Frankreich bereits einmal eine anscheinend sich anbahnende Verständigung Italiens mit dem Papsttum hintertrieben hat, lehrt die Geschichte des Pontifikats Leos XIII. in dem Schicksale des oben (S. 333) berichteten Versöhnungsversuchs auf Grund des sog. „Korridor"-Projekts. Die französische Regierung wollte um keinen Preis eine innerliche Kräftigung Italiens durch eine Versöhnung mit dem Vatikan dulden.

So ist es auch heute! Durch Rücksichten auf die den Regierungen Frankreichs und Englands nahestehenden Freimaurer und Republikaner[1]) hat sich Italien gerade in dem Augenblicke, als eine Verständigung mit dem Vatikan in greifbare Nähe zu rücken schien, zu einem politisch unglaublich ungeschickten Schritt verleiten lassen, zu der Besitzergreifung des Oesterreich auf Grund auch von Italien anerkannter Staatsverträge[2]) gehörenden Palazzo Venezia, der einst 1564 aus päpstlichem Eigentum an Oesterreichs Rechtsvorgängerin, an die Lagunenrepublik, durch Schenkung Pius' IV. gelangt war. Die italienische Regierung hat damit ebenfalls den dort residierenden Vertreter des habsburgischen Kaiserstaates bei dem Papste seines Sitzes beraubt, und zwar unter unwiderleglicher Verletzung des Garantiegesetzes in seinem Artikel 11!

Eine so schwere Beleidigung konnte die Kurie nicht ohne energischen formellen Protest durchgehen lassen,[3]) ungeachtet aller Versöhnlichkeit, allen nationalen

[1]) Derartige Rücksichten auf die Freimaurer und die ihnen nahestehenden Elemente haben die italienischen Regierungen schon früher genommen, wenn sie z. B. Beleidigungen des Oberhauptes der katholischen Kirche durch die Presse oder in öffentlichen Versammlungen, entgegen den Bestimmungen des Garantiegesetzes, zuließen oder diese selbst verletzten, wie durch die staatliche Uebernahme der Güterverwaltung der Propaganda fide 1884 u. dgl. Die überaus milde und parteiische Behandlung der maßlosen Exzesse beim Leichenbegängnisse Pius' IX. (1881) gehört ebenfalls hierher.

[2]) Besonders durch den Wiener Frieden vom 3. Oktober 1866.

[3]) Es ist sehr charakteristisch, daß dieser Protest nicht nur den Unwillen italienischer, sondern auch französischer Blätter, wie des „Bonnet-Rouge" vom 4. Oktober 1916, erregt.

Digitized by Google

Verständnisses. Sie beweist aber von neuem diese Eigenschaften, wenn sie sich zu weiteren Verhandlungen trotz alledem — sicher auch in Erwägung der für sie so günstigen Zeitumstände — bereit erklärt: Vom mächtigen Jesuitenorden nimmt nach P. Ehrle jetzt P. Peter Sinthern das Wort. Seine Betrachtungen über die römische Frage in den „Neuen Zürcher Nachrichten" vom 14. Oktober 1916 gipfeln in der Erklärung: Die Reihe des Entgegenkommens ist nunmehr an Italien. Nachdem der Papst der italienischen Regierung wiederholt gezeigt hat, daß er zum größten Entgegenkommen nach Maßgabe seines hohen Amtes geneigt ist, hat er, haben die Katholiken der ganzen Welt, ja alle Staaten mit überwiegend katholischen Untertanen das Recht zu verlangen, daß Italien endlich einlenke! —

Anders als Frankreich und England steht Deutschland dem Streben des Papsttums nach Wiedererlangung einer weltlichen Souveränität gegenüber.

Während die französischen Katholiken in diesem Weltbrande, den sie als religiösen Krieg gegen das barbarische Deutschland zu bezeichnen belieben, sich recht wenig um das Schicksal und um die erhebenden Friedensbemühungen ihres kirchlichen Oberhauptes bekümmern, sich von ihrer gekauften Presse gläubig vorreden lassen, daß der Papst ein parteiischer Freund Deutschlands und Oesterreichs sei, und damit eine überaus unrühmliche Rolle spiele, sind die deutschen Katholiken, wie stets, unentwegt für die politische Selbständigkeit des Papsttums eingetreten, mag auch das Programm langsam modifiziert worden sein.

Mehr noch! Wir Deutsche schauen so oft, und besonders jetzt in diesem schweren Kriege, auf die überragende Rolandsgestalt unseres großen Bismarck als maßgebenden Staatsmannes zurück. Gerade er, der gewaltige und unerschrockene Kämpe im Kulturkampf, ist, wie wir an anderer Stelle in dieser Zeitschrift kürzlich nachgewiesen haben,[1]) kein Gegner der weltlichen Souveränität des Papstes gewesen.

Und auf ihn hörte Italiens größter Politiker der letzten Jahrzehnte, der deswegen bereits oben erwähnte Francesco Crispi — wie Bismarck seinerseits mit ehrfurchtsvoller Anerkennung auf Camillo Cavour zurückzublicken pflegte, der am Schlusse seines Lebens „die Versöhnung des Papsttums mit dem Imperium", d. h. mit Italien, mindestens als Vermächtnis für sein Volk, erstrebt und erhofft hat — allerdings zu Napoleons III. Unbehagen!

Frankreichs damaliger Herrscher hat dem ihm befreundeten Grafen Francesco Arese einmal offen die Befürchtung ausgesprochen, daß durch eine solche Versöhnung „Italiens Macht ins Ungemessene wachsen würde".

Und diese Befürchtung ist in französischen Regierungskreisen auch heute noch nicht überwunden!

---

[1]) Vgl. Mai- und Juni-Heft 1916.

Digitized by Google

Wie übersetzt man Fremdwörter?

Von

Justizrat Dr. Karl Friedrichs (Düsseldorf)

Das Uebersetzen ist keine leichte und einfache Arbeit. Wer sich viel mit dem Uebersetzen von zusammenhängenden Texten beschäftigt, findet bald heraus, daß man nicht Wörter, sondern Gedanken zu übersetzen hat. In Grenzgebieten soll es Leute geben, die beide Sprachen so beherrschen, daß sie sehr wohl einen zusammenhängenden Bericht oder eine zusammenhängende Erzählung, die sie in der einen Sprache vernommen haben, in der andern Sprache wiedergeben können, die aber daneben nicht imstande sind, auf Befragen einzelne Wörter zu übersetzen. Und ich möchte wohl glauben, daß es unsern zweisprachigen Geistlichen (Utraquisten im heutigen Sinne des Wortes) leichter wird, eine neue Predigt in der einen Sprache auszuarbeiten, als eine Predigt aus der einen in die andre Sprache genau zu übersetzen.

Es gibt natürlich Wörter, denen in fremden Sprachen genau entsprechende Wörter von ganz gleichem Begriff gegenüberstehen. Dazu gehören z. B. „vis major", „force majeure" und „höhere Gewalt" und viele philosophische und technische Fachausdrücke, aber gerade die Wörter des täglichen Lebens gehören in den seltensten Fällen hierher. Wie einfach erscheint uns z. B. das Wort „Brot"; und doch ist es nicht ohne weiteres in das Französische zu übersetzen, denn das Wort „pain" hat einen ganz andern begrifflichen Umfang. Wir denken etwa an den Ausdruck: „pain d'épice", den wir etwa mit Leb„kuchen" zu übersetzen haben, und an pain à cacheter, das wir mit Oblate oder Mundlack, aber nicht mit Siegel„brot" wiedergeben. Auch handelt es sich nicht um eine Mehrheit von Begriffen, wie bei dem Wort Marquise, das zwei voneinander vollständig getrennte Begriffe (Edeldame und Sonnendach) umfaßt, sondern es ist ein einheitlicher Begriff, unter dem der Franzose auch Dinge versteht, die nicht unter den deutschen Begriff Brot fallen. Umgekehrt ist es für den Franzosen, namentlich für den Katholiken, unverständlich, wenn Mephisto im „Faust" dem verstorbenen Schwertlein die Worte in den Mund legt:

„Erst Kinder und dann Brot für sie zu schaffen
Und Brot im allerweitesten Sinn."

Wenigstens liegt mir eine Uebersetzung vor, in der es heißt: du pain, il en fallait beaucoup; der Uebersetzer hat also die Anspielung auf die Lutherische Erklärung zur vierten Bitte des Vaterunsers weder erkannt noch verstanden.

Daher gibt uns das Wörterbuch nur eine Hilfe für die Uebersetzung, etwa das, was man ein heuristisches Prinzip nennt, aber niemals die Uebersetzung selbst. Denn diese ist nur dem möglich, der den Sinn und Zusammenhang der zu übersetzenden Sätze vollkommen versteht und außerdem die Sprache, in die er übersetzen soll, ganz beherrscht. Die Uebersetzung eines Dichtwerkes ist gut,

Digitized by Google

wenn sie die Stimmung und die allgemeine Anschauung wiedergibt, ein ängstliches Kleben am Begrifflichen kann ein Fehler sein. Deswegen geben die Uebersetzungen Luthers die dichterischen Stellen des Alten und des Neuen Testaments richtiger wieder als die begrifflich genaueren Uebersetzungen seiner gelehrteren, aber trockeneren Nachfolger. Bei andern Vorlagen kommt es aber um so mehr auf die begriffliche Genauigkeit an. Man muß den Leuten von heute aufs Maul schauen, wie der alte Luther, aber es kommt nicht nur auf die Kunstsprache der einfachen Handwerker an, von denen Luther sich belehren ließ, sondern auf alle Wissensgebiete.

Ich habe in früheren Jahren die Ehre gehabt, für die „Deutsche Revue" Uebersetzungen zu liefern und habe mich nie auf das Wörterbuch verlassen, sondern ich suchte mich bei allen nicht ganz einfachen Stellen mit der Sache selbst vertraut zu machen. Wenn z. B. von einem Strafverfahren in Frankreich die Rede war, habe ich die Französische Strafprozeßordnung durchstudiert, bis ich feststellen konnte, um welchen Vorgang es sich handelte, und habe dann diesen Vorgang mit den Ausdrücken der Deutschen Strafprozeßordnung wiedergegeben, und danach spreche ich entweder von einem Urteil, durch das der Angeklagte freigesprochen wurde, oder von einem Beschluß, durch den er außer Verfolgung gesetzt wurde, oder von einer Verfügung, die das Verfahren einstellte. Ebenso habe ich französische und deutsche Abhandlungen über den Bau des Eiffelturms, über die Werkzeuge und die Arbeitsweise der Steinmetzen in Altägypten und ähnliches durchgesehen, und oft verbrauchte ich mehrere Stunden oder gar mehrere Tage, um einen einzigen Ausdruck zu ermitteln, selbst wenn es sich um eine kurze Bemerkung handelte, die für das Ganze keine entscheidende Bedeutung hatte. Dies war mir möglich, weil ich damals im Vorbereitungsdienste stand; meine Zeit wurde durch meine Dienstverrichtungen nicht völlig in Anspruch genommen, ich wurde außerdem nicht mit der Fertigstellung der Uebersetzungen gedrängt und war auch nicht auf die Vergütung angewiesen.

Aber wer für den Bedarf des Tages arbeitet und außerdem auf den Verdienst angewiesen ist, kann eine solche peinliche Sorgfalt nicht anwenden. Darüber wollen wir uns nicht täuschen. Unser Nachrichtenwesen würde arg rückständig bleiben, wenn man mit der Veröffentlichung einer jeden Nachricht aus dem Auslande so lange warten müßte, bis es dem Uebersetzer gelungen wäre, eine durchaus tadellose und den höchsten Anforderungen entsprechende Uebersetzung herzustellen. Den überpeinlichen Maler Protogenes mußte sein Kollege mahnen, die Hand vom Bilde zu nehmen und es fertig sein zu lassen. Unter unsern heutigen Malern sind viele, die diesen Rat nicht mehr nötig haben oder ihn allzugut befolgen; aber dem Mann, der für die Tagespresse schreibt, wird es täglich und stündlich von dem Drucker, dem Verleger und dem Leser zugerufen. Und in vielen Fällen wird der Wahrheit weniger geschadet, wenn der Uebersetzer ein fremdes Wort stehen läßt, als wenn er ein Wort wählt, das zwar der deutschen Sprache angehört, von dem er aber nicht sicher weiß, ob es in dem gegebenen Zusammenhang denselben oder annähernd denselben Sinn hat wie das Wort

Digitized by Google

der Vorlage. Er muß es natürlich nicht so arg machen wie jener Diplomat, der in einem englisch-französischen Handelsvertrag den Ausdruck droit de timbre (Stempelsteuer) mit duty on timber (Bauholzzoll) wiedergab, er muß z. B. auch wissen, daß das französische Wort amphibie nicht das Amphibium, sondern die Robbe bezeichnet, ebenso daß fantaisie nicht die Phantasie, sondern die Laune, und clavier nicht das Klavier, sondern nur dessen Tastatur, außerdem aber den Schlüsselbund bedeutet, aber die Eile kann vieles entschuldigen und sogar rechtfertigen, was an sich nicht wünschenswert ist.

Auch bei der Verdeutschung der Fremdwörter, die uns im Handel und Verkehr, im häuslichen und geselligen Leben noch immer umfluten, gelten die Erfahrungen, die bei der Uebersetzung zusammenhängender Texte gemacht werden. Das Finden eines richtigen Ausdrucks verlangt oft eine große Kunst, verbunden mit umfassenden wissenschaftlichen Kenntnissen, und ist nicht von heut auf morgen zu erzwingen, und auch hier ist in vielen Fällen nicht ein Wort, sondern ein Gedanke zu übersetzen. Das Fremdwörterbuch kann uns dann etwas nützen, wenn es mit vollem Verständnis benutzt wird. Um es verwerten zu können, muß man sich vorher genau darüber klar sein, was im einzelnen Falle mit dem betreffenden Worte gemeint ist. Man hat neulich spottweise einer fremdwörterscheuen Hausfrau die Worte in den Mund gelegt, ihre Magd solle die Markgräfin aufziehen, die Eifersucht herunterlassen und die Pförtnerin ausklopfen. Dieser Scherz hat vielfach in den Kreisen meiner Freunde Entrüstung erregt, sogar die amtliche Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins hat sich ergrimmt darüber ausgesprochen; das war meines persönlichen Erachtens überflüssig, denn der Witz trifft weder die Bestrebungen der Sprachreinigung noch ihre Mittel; aber es kann uns ständig in Erinnerung halten, daß es nicht darauf ankommen kann, irgendwie zu übersetzen, sondern richtig zu übersetzen, und daß wir unsre Arbeit nicht fördern, wenn wir dem Unkundigen eine Wahl überlassen, die er nicht richtig treffen kann, und ihm ein Hilfsmittel in die Hand geben, das er nicht richtig benutzen kann. Und wenn gar in einem Fremdwörterbuch Dutzende von Uebersetzungen für einen und denselben Ausdruck zur Verfügung gestellt werden, so ist auch den Gebildeten nicht damit gedient.

Man muß vor allen Dingen nicht glauben, daß der Gebrauch der Fremdwörter stets mit Bewußtsein geschehe. Goethe hat einmal gesagt: „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eignen." Und dies Wort gilt auch von dem Fremdwörtergebrauch. Ich erinnere mich, wie ich einmal auf einer Reise einem Wirte vorhielt, daß er sein Haus doch für vornehme Besucher eingerichtet habe und doch so viele französische Wörter brauche. Der Mann antwortete treuherzig und freundlich, er habe keine französischen Wörter gebraucht, und war höchst überrascht, als ich ihm sagte, daß seine Tête de veau en tortue und seine Omelette aux fines herbes à la maître d'hôtel usw. französische Ausdrücke seien. Ueberall wird man finden, daß der Ungebildete (d. h. der nicht fremdsprachlich Gebildete) die ihm anerzogenen Wörter braucht und dabei keine Ahnung oder wenigstens keine klare Vorstellung davon hat, ob es Fremdwörter

Digitized by Google

sind; für ihn sind die von den Gelehrten vorgeschlagenen Ersatzwörter die eigentlichen Fremdwörter, die er nicht kennt und an die er sich nur unter dem Drucke der geistig Ueberlegenen gewöhnt, mit gutem Willen, aber mit demselben Gefühle, mit dem wir uns an neue Schuhe, an Kriegsbrot und an fleischfreie Wochentage gewöhnen.

Die Speisekarten und ähnliche Preisverzeichnisse, in denen sich die Wörter einzeln und nicht im Zusammenhang eines ganzen Satzes aufgezählt finden, lassen eine Wortübersetzung zu, und man kann mit einem Verdeutschungswörterbuch oder einer Verdeutschungsliste etwas erreichen, nur wird es bei längeren Verzeichnissen notwendig sein, sie nach sachlichen Gesichtspunkten zu ordnen, weil das Nachschlagen nach dem Abc eine gewisse Bildung und große Uebung verlangt, aber außerdem muß für jeden zusammengesetzten Ausdruck die entsprechende Verdeutschung gegeben werden; es genügt nicht, wenn man den Beteiligten überläßt, sich die Wendungen selbst zusammenzusetzen. So kann ein und dasselbe Grundwort je nach den hinzugefügten Bestimmungswörtern bald diese, bald jene Uebersetzung verlangen, und unter Umständen ist es wegzulassen, wenn im Deutschen ein andrer, selbständiger Ausdruck, sei es auch nur mundartlich oder landschaftlich, in Gebrauch ist.

Wo es sich aber nicht um reine Wörterverzeichnisse handelt, genügt es nicht, dem Geschäftsmann zu sagen, wie ein fremdes Wort überhaupt übersetzt werden kann. Vielmehr muß man ihm bestimmt angeben, welche Uebersetzung gerade in dem gegebenen Zusammenhange die tauglichste ist; man muß ihm nicht Wörter geben, sondern Worte.

Zu diesem Zwecke haben wir im Düsseldorfer Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins Briefe entworfen, die an den einzelnen Geschäftsmann gerichtet werden, und in denen ihm unter ausdrücklichem Hinweis auf sein Ladenschild seine Anzeigen und Preisverzeichnisse angegeben wird, wie jedes einzelne Wort zu übersetzen sei. Da kann es denn vorkommen, daß für dasselbe Wort an verschiedenen Stellen desselben Schriftstücks verschiedene Uebersetzungen vorgeschlagen werden müssen. So stand in einer Anzeige mehrmals das Wort „Konfektion“. An der einen Stelle mußte es mit „Kleidung“ übersetzt werden (der Zusatz „fertige“ war wegen des Zusammenhanges zu entbehren), an der andern Stelle mit „Machart“. Infolgedessen konnten dem Betreffenden nicht nur das Wort, sondern die betreffenden Satzteile vorgehalten werden. Wenn solche Uebersetzungen Anklang finden und durchdringen, so wird es den Beteiligten später selbst ganz unglaublich vorkommen, daß beide Begriffe früher einmal durch dasselbe Wort ausgedrückt gewesen sind.

Diese Briefe haben bis jetzt guten Erfolg gehabt, weil wir mit der äußersten Vorsicht nur solche Vorschläge machen, die jedem Leser ohne weiteres verständlich sind. Neben den unvermeidlichen dummdreisten Antworten, auf die man gefaßt sein muß, haben wir auch dankbare Anerkennung gefunden, und die Empfänger haben unsern Rat befolgt, sobald die Abwicklung der laufenden Anzeigenaufträge es zuließ. Auch außerhalb Düsseldorfs sind unsre Vordrucke von andern

Digitized by Google

Zweigvereinen übernommen und je nach der Sinnesart der betreffenden bald höflicher, bald eindringlicher gefaßt worden. So hatte ich kürzlich eine innere Genugtuung und stille Freude, als mir ein Berliner Herr in einer Versammlung die Vorzüge und Wirksamkeit des neuesten Werbemittels rühmte, dessen man sich in Groß-Berlin bediene, und dabei einen Briefvordruck aus der Tasche zog, der unserm Düsseldorfer Entwurf nachgebildet war.

Die Einzelarbeit ist mühevoller als jede andre Tätigkeit, aber sie ist unentbehrlich, wenn wir unsre Sprache endlich einigermaßen reinigen wollen. Aber sie kann es nicht allein machen. Die Arbeit in öffentlichen Schriften, Anschlägen und Versammlungen ist als Vorarbeit unentbehrlich. Denn sie ist notwendig, um das Gewissen wachzuhalten. Die einzelnen Zuschriften würden wirkungslos bleiben, wenn die Empfänger nicht das Bewußtsein haben und dauernd behalten, daß die Zuschriften von der Ueberzeugung weiterer Kreise, nicht nur der Gebildeten, sondern des ganzen Volkes getragen sind.

Für den Schriftsteller sei noch folgendes bemerkt. Bei dem ersten Entwurf kann es notwendig sein, zunächst einmal den geläufigsten Ausdruck hinzuschreiben, damit der Fluß der Gedanken nicht unter dem Suchen nach Worten leidet. Auch der Maler oder Bildhauer wirft zuerst seine Gestalten hin, wie er sie im Kopfe hat, und legt erst dann den Maßstab an, um Fehler zu erkennen, und arbeitet, wenn es nötig ist, einen neuen Entwurf aus. So wird auch der Schriftsteller erst bei der Durchsicht auf die Sprachreinheit achten können, die sich nicht nur auf die Vermeidung von Fremdwörtern beschränkt. Da handelt es sich auch darum, das Wort an die Spitze des Satzes zu stellen, durch das der Uebergang vermittelt oder die Aufmerksamkeit des Lesers in die richtigen Bahnen gelenkt wird. Da müssen Beifügungen in Nebensätze, Nebensätze in Hauptsätze verwandelt, lange Hauptsätze zerlegt, kurze Sätze zusammengefügt und nachträgliche Einfälle an die Stelle gebracht werden, in die sie nach dem Zusammenhange gehören. Auch die Vermeidung eines Fremdwortes kann den Umbau eines ganzen Satzes nötig machen, und oft bekommt auf diese Weise der ganze Gedanke eine Klarheit und Schärfe, nach der der Verfasser das erstemal vergeblich gesucht hatte. Je fremder einem das Geschriebene entgegentritt, desto unbefangener steht man ihm gegenüber, und desto erfolgreicher ist die Durcharbeitung. Manchmal gelingt es erst in der zweiten Auflage, das beste zu finden, aber man sollte nichts wissentlich dahin verschieben.

Digitized by Google

Wallenstein und die Besetzung Mecklenburgs im Jahre 1628

Von

Dr. Eberhard Freiherr v. Danckelman (Bensberg)

Christian IV. von Dänemark war am 9. April 1625 zum Obersten des niedersächsischen Kreises nicht ohne Widerspruch und Mühe gewählt worden. Er hatte seine Wahl als deutscher Reichsfürst (Christian war bekanntlich auch Herzog von Schleswig-Holstein) dem Kaiser angezeigt und ihn seiner völligen Devotion versichert. Dennoch ging er alsbald, die Notlage, in der das Haus Habsburg sich befand, benützend, aggressiv gegen dasselbe vor. Christian konnte dies tun im Hinblick auf seine mächtigen Verbündeten. Er verfügte nicht allein über seine eigne Armee, sondern auch über die Heere Mansfelds, Johann Ernsts von Sachsen-Weimar und Christians von Braunschweig. Karl I. von England stand seinem Unternehmen sympathisch gegenüber, und Bethlen-Gábors von Siebenbürgen Hilfe zu gewinnen war Aussicht vorhanden.

So trat Christian IV. auf den Kriegsschauplatz, ein einsichtsvoller und gebildeter Mann, aber wie Mansfeld von einem an Tollheit grenzenden Ungestüm. Wie bald der Stern seines Glückes in dem unglücklichen Jahre 1626, dessen Schlachten (bei Lutter am Barenberge und an der Dessauer Elbbrücke) eine furchtbare Niederlage für die Protestanten bedeuteten, unterging, ist zu bekannt, um hier näher erörtert zu werden. Wallenstein wird der Held des Tages.

Doch trotz seiner ungeheuren Niederlagen war Christians Mut noch nicht gebrochen. Karl I. von England sandte ihm Sukkurs, und die Fürsten des niedersächsischen Kreises hielten wenigstens zum größten Teile an ihm fest. Freilich waren sie ängstlich geworden und scheuten sich, dem Kaiser gegenüber offen Farbe zu bekennen. Sie, und unter ihnen besonders die Herzoge von Mecklenburg, versicherten Ferdinand II. ihrer tiefsten Ergebenheit und suchten auf verschiedenen Kreistagen (zu Braunschweig und Gardelegen) ihren Frieden — wenigstens äußerlich — mit dem Kaiser zu machen. Vor allen Dingen lag ihnen daran, ihre Länder von kaiserlichem Volk, das sie arg bedrückte, zu befreien, und sie baten daher den Kaiser dringend, Tilly den Befehl zu erteilen, ihre Länder zu räumen. Aber Ferdinand war keineswegs gewillt, den Sieg, den er über den Protestantismus errungen hatte, unbenutzt zu lassen. Sein Plan ging dahin, sozusagen als Keil zwischen die norddeutschen protestantischen Fürsten eine katholische, ihm allein ergebene Macht zu schieben.

*

Wie bereits erwähnt, war die Politik der protestantischen Fürsten in Norddeutschland ein halbe. Im Grunde hofften sie immer noch auf einen schließlichen Sieg Christians und hielten deshalb zu ihm; anderseits fürchteten sie die Macht Habsburgs und wagten es nicht, offen sich gegen den Kaiser zu erklären.

Zu den Vertretern dieser halben, man könnte fast sagen Lügenpolitik gehörten auch die beiden Herzöge von Mecklenburg. Daß eine derartige Politik den Verhältnissen ebensowenig entsprechend war wie etwa später die Georg Wilhelms von Brandenburg, werden wir alsbald sehen.

Seit 1610 regierten in Mecklenburg die beiden Herzöge (Brüder) Adolf Friedrich und Johann Albrecht II.; der erstere im Schwerinschen, der zweite im Güstrowschen Teil. Die Verhältnisse, in denen diese Fürsten sich befanden, waren keineswegs glänzende. Sie hatten eine große Schuldenlast übernommen. Unter sich waren die beiden Brüder un-

Digitized by Google

einig. Johann Albrecht hatte es nämlich mit Adolf Friedrich dadurch verdorben, daß er 1617 zum Kalvinismus übergetreten war. Wie schwer Adolf Friedrich die religiöse Differenz mit seinem Bruder kränkte, sieht man aus einer früheren Aufzeichnung dieses Fürsten vom 16. Dezember 1615, welche folgenden Wortlaut hat: „Diese vergangene Nacht hat mich geträumt, daß mein Bruder die schwere Not bekommen und daß ihn der Schlag gerührt; und ich hätte darum mich gegrämt und zu Mr. Behr gesagt, wenn er so stürbe, wäre es eine Strafe Gottes, daß er wäre Calvinist geworden."

Von den beiden Brüdern ist der ältere, Adolf Friedrich, entschieden der begabtere gewesen. Er war in seinem Wesen durchaus originell.

Zur Charakteristik dieses Fürsten führe ich einige Stellen aus seinem Tagebuch an: „— 1614 d. 5 Oct. — wie ich von Matthias Thuns Hochzeitsfest in Lübz fortgeritten, ist mein Edelknabe Christof Ziegler so vollgesoffen gewesen, daß er kaum fortreiten können, den habe ich wacker abgeschmieret und hat mir zu Fuß nachlaufen müssen." — „1620. 19 Mai. — ist der Bischof Ulrich von Lützow hiergewesen, wie seine Gewohnheit gesoffen und schandieret." — „d. 19 Mai spricht mich der Bischof Ulrich an, ich möge den Trompeterjungen Joachim, welchen ich haben lernen lassen, wehrhaftig machen, habe es anfangs difficultieret, aber auf sein vielfältiges Anhalten doch endlich ihm den Degen neben 3 guten Maulschellen angehängt."

Adolf Friedrich war eine energische Persönlichkeit. Er hatte ein offenes Auge für die Schäden in seinem Lande. Lisch (Mecklenb. Urkunden), der die mecklenburgischen Herzöge auf Grund eingehender Quellenstudien schildert, sagt über Adolf Friedrich als Landesherrn: „Dieser Fürst durchschaute klar die Mängel der bestehenden Regierung und hatte den redlichsten Willen, an den Zuständen nach Kraft und Gelegenheit zu bessern. In seinem dreißigsten Lebensjahre schrieb er eigenhändig ein wertvolles und merkwürdiges Buch (69 Folioseiten), welches ungefähr 60 Jahre nach seinem Tode (1719) unter verworfenen Papieren im Archive entdeckt ward." Betitelt war es: „Discours de présent l'estat de Meckelbourg, des desordres en c'est estat et des remedimens". Er stellte darin eine Rechtsordnung auf, die Wallenstein später — allerdings nur für die kurze Dauer seiner Regierung — einführte.

Es läßt sich leicht denken, daß ein reformatorischer Geist wie der Adolf Friedrichs allenthalben in seinen Landen auf Widerspruch stoßen mußte. In der Tat haben die sächsischen und fränkischen Könige keine widerspenstigeren Vasallen in den Fürsten ihrer Länder gefunden, als die mecklenburgischen Herzöge, insbesondere aber Adolf Friedrich, zu dieser Zeit sie in ihren Ständen fanden.

Und doch hat damals (nach den Niederlagen, die Christian erlitten hatte) der zäh am Alten hängende Geist der mecklenburgischen Stände, des mecklenburgischen Volkes, gegenüber ihren Fürsten das Richtige getroffen. Denn nichts Geringeres forderten sie von den Herzögen als den offenen Bruch mit Christian IV. und ein Bündnis mit dem Kaiser.

Nach längerem Zögern erklärten die Herzöge ihren Austritt aus dem Kreisverband und zeigten — mit schwerem Herzen — diesen Austritt Tilly an. Die Folge war, daß der entrüstete Christian zwei Regimenter dänische Besatzung in das ohnedies schon schwer bedrückte Land legte. Dies war der gegebene Moment, gänzlich mit Christian zu brechen und gegen dänische Vergewaltigung die Kaiserlichen zu Hilfe zu rufen. Politisch wäre ein solcher Schritt entschieden klug und heilbringend gewesen. Er konnte um so leichter getan werden, da ja Christian selbst die Kreisordnung durch seinen Beitritt zum Haager Bündnis gebrochen hatte. Aber die Herzöge beharrten bei ihrer unbestimmten, schwankenden Politik. Fortwährend richteten sie an den Kaiser Ergebenheitsbriefe, während sie doch heimlich Christian auf jede Weise Unterstützung zukommen ließen, ja sogar noch um mehr dänische Einquartierung baten. Jetzt forderte Tilly die Herzöge energisch auf, von Dänemark zu lassen und kaiserliche Garnison aufzunehmen. Die Herzöge erteilten gegen den

Digitized by Google

Willen der Stände, die das Schlimmste von seiten der Kaiserlichen befürchteten, eine abschlägige Antwort. Nur auf Unterhandlungen wollten sie sich einlassen. Die Drohungen Christians von Braunschweig blieben erfolglos. Im Gegenteil vereinigten die Herzöge sogar ihr Landvolk mit dem der Dänen.

Der Kaiser, schon längst durch seine Spione und durch Tilly über die Haltung der mecklenburgischen Herzöge aufgeklärt, hielt jetzt den Zeitpunkt, den oben angeführten Plan zu realisieren, mit Recht für gekommen. Er hatte Grund, den Herzögen zu zürnen. Am 3. Juli 1627 richtete er an Adolf Friedrich und Johann Albrecht ein Schreiben, das folgendermaßen lautet: „Wir haben erwartet, daß Unsern mandatis avocatoriis der schuldige Gehorsam geleistet würde; Wir erkennen aber, daß Schreiben, Schicken und Warnen wenig gefruchtet, indem Wir zum großen Befremden vernommen haben, daß d. L. Ihren nochmals ausgesprochenen Erklärungen zuwider zu Unserem und des allgemeinen Wesens höchstem, unwiederbringlichem Schaden Unseren Feinden Ihre vornehmsten Festungen, Städte und anderen Orte, an denen etwas gelegen, freiwillig übergeben und eingeräumt und ihnen mit Munition, Proviant und Volk allen möglichen Vorschub und Beförderung geleistet haben, während den Unsrigen aller Vorteil abgeschnitten wurde. Also vermahnen Wir dieselben noch ein- für allemal, sich gegen Uns realiter zu accomodieren, dänisches und anderes fremde Volk aus ihren Festungen und ihrem Lande zu schaffen, sich Unserer Feinde gänzlich zu entschlagen und Unseren Generälen zu beweisen, daß diesem Unserem Befehl nachgekommen werde, widrigenfalls gemäß der Reichsverfassung die Execution angewendet wird."

Das Schreiben läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Nach Empfang desselben wäre es von den Herzögen unverantwortlich und töricht gewesen, sich noch länger mit Christian IV. einzulassen. Sie begingen diese Torheit! Ohne auf das heiße Flehen ihrer Stände zu achten, ohne auf die Drohungen des Kaisers irgend Rücksicht zu nehmen, rüsteten sie vielmehr gegen Tilly und ließen Boitzenburg dänische Besatzung aufnehmen.

Man hat diese Handlungsweise der mecklenburgischen Herzöge als heroisch hinzustellen versucht, sie als Helden bezeichnet, die im Kampfe für die gute und gerechte Sache des Protestantismus unterlegen sind. Nichts kann falscher als eine solche Darstellung sein. Einem übermächtigen Gegner sich zu einer Zeit widersetzen, die die denkbar ungünstigste war, war für diese kleinen Fürsten gleichbedeutend mit Vernichtung. Es handelte sich dabei gar nicht um das Eintreten für den Protestantismus, sondern um einen politischen Akt der Klugheit. Und diese, gerade jetzt unumgänglich nötige politische Klugheit besaßen die Herzöge nicht.

Fürs erste sollte ihnen jedoch noch eine Gnadenfrist durch den Gang der Ereignisse gewährt werden. Die kaiserlichen Generale Tilly und Wallenstein nämlich hatten die Verfolgung des geschlagenen Christian IV. vorgenommen, die sich bekanntlich bis nach Holstein hinein erstreckte. Damit aber über die Absichten des Kaisers kein Irrtum bestände, hatte Wallenstein bei seinem eiligen Durchzuge durch Mecklenburg hier eine kaiserliche Besatzung unter dem Obersten v. Arnim zurückgelassen.

Seit langem gingen Wallensteins Absichten und Pläne dahin, eine seinem heimlichen, aber erbittertsten Feinde, Maximilian von Bayern, ebenbürtige Stellung als deutscher Reichsfürst einzunehmen. Und da diesen Plan zu realisieren sich dem ehrgeizigen Mann in Kaisers Landen selbst keine Gelegenheit bot, so hatte er schon lange sein Augenmerk auf die norddeutschen Staaten, insbesondere aber auf Mecklenburg gerichtet.

Der Kaiser war ihm, dem jetzt Allmächtigen, zu größtem Dank verpflichtet. Eine Belohnung mußte ihm zuteil werden. Worin anders konnte sie nach den vorher geschilderten Plänen des Kaisers bestehen als in dem mecklenburgischen Herzogshut?

Wir sahen bereits, daß Wallenstein nach Mecklenburg eine Besatzung unter dem Obersten v. Arnim gelegt hatte. Er hatte Grund, sich Mecklenburgs bereits jetzt zu ver-

Digitized by Google

sichern. Denn Tilly hatte von Maximilian geheimen, aber strikten Befehl erhalten, nach der völligen Niederwerfung der Dänen ganz Mecklenburg zu okkupieren.

Wallenstein war nur zu genau über die Absichten seiner ligistischen Feinde informiert. Nur durch Schnelligkeit konnte er ihnen zuvorkommen. Mecklenburg mußte durch seine Truppen völlig besetzt und die Herzöge daraus vertrieben werden. Am Hofe zu Wien war alles vorzubereiten.

An Arnim schreibt er um diese Zeit, daß bald große Veränderungen in Mecklenburg vor sich gehen würden. Ein Eilbrief an seinen Obersten in Mecklenburg, datiert Itzehoe, den 29. September, lautet folgendermaßen: „Cito, cittissime. Dieweil der Herr kein feindt mehr im Landt Meckelburg hatt, so sehe der Herr das er in continenti in alle der Herzogen feste Plätze kayserliche Garnison einbringt, die bei sich habende reyterei im Land daselbst losirt. undt sich mit dem Fußvolk und artollerie heranwärts verfüge der Herr sehe das er in alle feste pläz Kayserliches Volk einbringt werden die Herzoge dam wenigsten difficultieren so thuns der Herr mit Gewalt ohne einiges respects wie ihm denn der Herr wol wird zu thun wissen."

Dringend empfiehlt Wallenstein, das Land — aus naheliegenden Gründen — in jeder Hinsicht zu schonen.

Inzwischen schritten die schon seit langem eingefädelten Verhandlungen mit dem Kaiser rüstig vorwärts. Wallenstein verfügte über eine mächtige Partei am Wiener Hofe. Vor allem waren es die Jesuiten, die er für sich gewonnen hatte. Aber auch die Partei der Feinde des Friedländers war in Wien mächtig. Immerhin war die Sache, als der Kaiser ein Gutachten über die mecklenburgische Frage von den Räten beider Parteien forderte, kaum mehr zweifelhaft. — „Daraufhin," so berichtet Herchenhahn, „Geschichte Albrechts v. Wallenstein", S. 217 ff., „wurde Wallenstein am 19. Januar 1628 vom Kaiser auf seinem Schlosse Brandeis zum Herzog von Mecklenburg erhoben. Bei dieser Gelegenheit haben Ihre Majestät, wie Khevenhiller uns berichtet, als die Tafel gehalten und der Herzog aufgewartet, ihn als einen regierenden Herzog von Mecklenburg den Hudt aufsetzen heißen." Am 26. Januar wurde dann der Kaufbrief ausgestellt, demzufolge die Herzöge Adolf Friedrich und Johann Albrecht gegen eine Entschädigung ihr Land an Wallenstein abtraten. Diesem Kaufbrief folgte alsbald ein Reichspatent, das am 1. Februar, bald nach der Belehnung, den mecklenburgischen Ständen zuging. Darin ist von einem Kauf nicht mehr die Rede. Die Herzöge werden vielmehr wegen Widerstands gegen das Haus Habsburg ihrer Länder entsetzt, die Stände aller Verpflichtungen gegen ihre ehemaligen Herren enthoben und Wallenstein mit allen fürstlichen Gerechtsamen als regierender Herr eingesetzt. Als kaiserliche Kommissarien, denen unbedingter Gehorsam zu leisten war, wurden der Freiherr Johann Altringer und Reinhard v. Walmerode abgesandt. Am 9. Februar 1628 ermächtigte Wallenstein den Obersten St. Julian und die Doktoren beider Rechte Justus Lüder und Heinrich Niemann, in seinem Namen die Huldigung der mecklenburgischen Stände entgegenzunehmen und von dem Herzogtum Besitz zu ergreifen. Zudem befahl Wallenstein — der bis zu der Belehnung in Brandeis in seinen Briefen an die Herzöge einen nicht zu schroffen Ton angeschlagen hatte — jetzt rücksichtslose Vertreibung der beiden Herzöge aus dem Lande. Am 27. Februar schreibt er aus Gitschin an St. Julian: „Sobaldt die Huldigung führüber oder wol zuvor in wehrender oder führgegangener Huldigung nach dem der Herr der notdurfft wirdt vorsehen, so sehe er das beyde Fürsten aus dem landt sich begeben per amor o per forza, denn da muß man alle courtoisie auf die Seit setzen quia salus suadet. Der Herr diferiere damit durchaus nicht."

Die Herzöge hatten schon vor der Entscheidung zu Brandeis von der Absicht des Kaisers erfahren. Johann Albrecht, der bei Ferdinand noch am besten angeschrieben stand, sandte einen vorzüglichen Rechtsgelehrten, Kothmann, an den Kaiser ab, der supplizieren sollte. Doch wurde Kothmann nicht einmal vorgelassen. Die Städte Rostock und Wismar sandten alsdann Gesandte nach Wien, die um Gnade bitten sollten. Aber auch sie wurden

Digitized by Google

vom Kaiser nicht empfangen. Da kam es in Rostock zu einer Demonstration gegen Wallenstein. Diesem wurde hierüber Bericht erstattet. Der neue Regent verfügt die schärfste Bestrafung der Demonstranten.

Inzwischen war der Termin für die Huldigung auf den 2. April von Altringer und Walmerode angesetzt. Auf dem Marktplatz in Güstrow sollten sich die Stände einfinden. Diese hatten bei den Herzögen angefragt, was zu tun sei. Doch die Fürsten wußten sich selbst keinen Rat mehr. Um Unruhen vorzubeugen, hatte Wallenstein die Stadt mit Soldaten besetzen lassen. Am 1. Februar las Walmerode im Rathause zu Güstrow den Ständen das kaiserliche Reichspatent, dessen Inhalt uns bereits bekannt ist, vor. Mit schwerem Herzen, aber der Gewalt weichend, leisteten dann die Stände dem neuen Herrn den Huldigungseid. Am 20. Juni unterzeichnete sich Wallenstein zum erstenmal als Herzog von Mecklenburg. Der Würfel war gefallen, Johann Albrecht und Adolf Friedrich des Landes verwiesen.

Von jetzt ab kleidete sich Wallenstein mit besonderer Pracht und besonders auffallend und umgab sich in seiner Residenz Güstrow mit außerordentlichem Glanz. Kurze Zeit nur hat er in Mecklenburg regiert. Auf dem Fürstentage zu Regensburg sollten — fürs erste wenigstens — die stolzen Pläne des Friedländers zugrunde gehen. Aber während dieser seiner kurzen Herrschaft hat Wallenstein in Mecklenburg Außerordentliches geleistet. Schon vor seinem Einzug in das Land hatte er Rostock und Wismar befestigen lassen und daraus in kurzer Zeit ein paar der festesten Plätze und besten Häfen an der Ostsee geschaffen. Er ordnete die bestehenden Rechtsverhältnisse in der Weise, wie es schon von Adolf Friedrich, wie erwähnt, geplant war. (Wir finden ausführliche Aufzeichnungen hierüber bei Lisch in den „Mecklenburgischen Jahrbüchern".) Der protestantischen Landeskirche gegenüber war er äußerst tolerant. Er erkannte sie in jeder Hinsicht an, wenn er auch an seinem Hofe die Katholiken bevorzugte. Kriegslasten suchte er seinem Lande fast ganz zu ersparen, indem er beinahe alle Regimenter aus Mecklenburg abziehen ließ. Er verkehrte freundlich mit den Ständen, deren volles Vertrauen er sich bald erwarb und deren Rat er bei jeder wichtigen Angelegenheit einholte. In Güstrow errichtete er eine Adelsschule, die hauptsächlich von jungen mecklenburgischen Adligen besucht war. Die Institution, etwa in der Art unsers heutigen Kadettenkorps, war in jeder Beziehung vorzüglich. Die Jesuiten hielt er sich zu Freunden. Sie waren, wie wir schon sahen, seine mächtigsten Bundesgenossen bei Hofe. Gegebenenfalls konnte er jedoch auch außerordentlich schroff gegen sie auftreten. Er war freigebig gegen seine Beamten, aber auch unnachsichtlich streng, wenn er sie unzuverlässig fand. Er verfügte eine besondere Armenordnung. Arme und vor allen Dingen Bettler duldete er nicht in seinem Lande. Besonderes Gewicht legte er auf die Industrie, die er auf jede Weise förderte. Um Pferdezucht, Anlage von Gärten u. dgl. kümmerte er sich persönlich.

So war Wallenstein als Landesherr rastlos tätig. Als Herzog von Mecklenburg hat er sich in seinem glänzendsten Lichte gezeigt. Hier war er nicht der finstere, rauhe Kriegsmann, sondern der fürsorgende Landesfürst. Und wenn etwas uns menschlich diese gewaltige Persönlichkeit näher bringen kann, so ist es seine Herrschaft in Mecklenburg.

*

Im Jahre 1901 erschien in den Jahrbüchern und Jahresberichten für Mecklenburgische Geschichte (Jahrgang 66) ein vortrefflicher Aufsatz von Otto Grotefend: „Mecklenburg unter Wallenstein und die Wiedereroberung des Landes durch die Herzöge", in dem der Verfasser besonders auf die mit Recht zu rühmende Verwaltungstätigkeit Wallensteins, die ich in vorliegender Arbeit nur kurz streife, eingeht. Grotefend weicht in einem wesentlichen Punkte, die Schuldfrage der Herzöge betreffend, von meiner Ansicht ab.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Neue Bücher aus dem Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Auch in diesem Jahre, dem dritten, da wir das Weihnachtsfest in den Stürmen des Weltkrieges begehen, hat die Deutsche Verlags-Anstalt eine Reihe von Werken erscheinen lassen, die als erlesene Festgeschenke die Beachtung aller Bücherfreunde verdienen. Wir nennen hier nur die Titel dieser Werke, soweit sie nicht schon in früheren Heften der „Deutschen Revue" besprochen wurden: Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter und Schriftsteller herausgegeben von Adam Müller-Guttenbrunn. — Pantheon der bildenden Kunst. Eine Auswahl von Meisterwerken aller Zeiten. Herausgegeben von Gustav Keyßner. — Drei neue Romane: Ernst Zahn, Die Liebe des Severin Imboden. — Auguste Supper, Der Herrensohn. — Liesbet Dill, Franziska. — Dora Stieler, Erdhauch. Neue Gedichte. — Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich, Aus Asklepios' Werkstatt. Plaudereien über Gesundheit und Krankheit. — Derselbe, Zwei Jahre kriegschirurgischer Erfahrungen aus einem Berliner Lazarett. — Ueber diese und andre empfehlenswerte Werke enthält nähere Angaben das dieser Nummer beigeheftete Weihnachtsbücherverzeichnis der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Alfred Krupp. Ein Lebensbild für das deutsche Volk. Von Gustav Koepper. Mit Bildnissen und Abbildungen. Leipzig, Verlag von Hesse & Becker. Geheftet M. 1.50, gebunden M. 2.—.

Das vorliegende Buch darf gegenwärtig besonderes Interesse beanspruchen. Es bringt nicht nur ein getreues Lebensbild des Begründers der großen Waffenfabrik in Essen, sondern vermittelt auch einen Einblick in das Werden und Wachsen der Kruppschen Werke und der modernen Waffentechnik überhaupt. Der Verfasser, der schon früher Studien über Krupp veröffentlichte, hat hier ein echtes und gutes Volksbuch geschaffen, das weite Verbreitung verdient und das auch der reiferen Jugend in die Hand gegeben werden sollte. H—n.

Singendes Erz. Zeitgedichte von Richard O. Koppen. Weimar, Weckruf-Verlag.

Die Sammlung des kleinen Bändchens enthält vorwiegend Dichtungen, die schon den Weg durch die große Tagespresse genommen haben. Ihr Thema ist hauptsächlich der Krieg mit all seiner Not, aber auch mit all der Begeisterung, dem Mut und der Tapferkeit, die er hervorruft. Die Gedichte sind aufs beste zu empfehlen. Dr. E. M.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1917. Mit 365 erläuterten, die Geschichte des Weltkrieges 1914/16 chronologisch begleitenden Abbildungen, historisch und geographisch denkwürdigen Landschafts- und Städtebildern, Bildnissen usw. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. M. 2.—.

Daß der bekannte Historisch-Geographische Kalender ein Kriegskalender sein müsse, war selbstverständlich. Wenn auch die Bilder von den Kriegsschauplätzen und alles, was damit zusammenhängt, in den Vordergrund gerückt wurden, so ist doch daran festgehalten worden, daß der Kalender seiner alten Aufgabe treu bleibe und allerlei Wissenswertes, Anregendes und Belehrendes aus den Gebieten der Geschichte und Länderkunde, der Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte usw. in gut erläuterten Bildern zeige. H.

Kriegsliteratur

Einen nicht im guten Sinne populär gehaltenen Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Krieges stellt die Arbeit von Moritz Loeb dar: „Eduards unselige Erben" (Augsburg, Haas & Grabherr). Die Hauptvertreter der gegen Deutschland gerichteten Einkreisungspolitik werden vorgeführt; bezeichnend für das Maß, in dem der Verfasser in seinen Gegenstand eingedrungen ist, ist z. B. die Tatsache, daß unter den englischen Vertretern dieser Politik Sir Artur Nicolson, ihr tätigster Verfechter, keinen Platz gefunden hat. Dagegen bildet die als achtes Heft von Perthes' Schriften zum Weltkrieg erschienene Studie von Severus: „Zehn Monate italienischer Neutralität; was das italienische Grünbuch sagt und verschweigt" (Gotha, M. 1.50), eine brauchbare Einführung, die von einem offenbar wohl informierten Manne herrührt. Im Hinblick auf die heutigen Ereignisse hat H. Conrad aus seinem Buche, das er „Napoleons Leben. Von ihm selbst" zu benennen beliebt hat, die das Verhältnis Napoleons zu England behandelnden Abschnitte besonders zusammengestellt: „Napoleons Haß und Kampf gegen England" (Stuttgart, Robert Lutz, M. 1.20). An Schilderungen von der Front seien erwähnt die das erste Stadium

Digitized by Google

des österreichisch-ungarischen Krieges behandelnden Skizzen von Ludwig Bauer: „Von den Schlachtfeldern in Galizien“ (Leipzig, S. Hirzel) und der Bericht O. E. Schmidts über seine „Fahrt zu den Sachsen an die Front“ (Leipzig u. Berlin, Teubner, M. 1.20). Einen wirklich wertvollen Beitrag zur Kriegsgeschichte bildet Ludwig v. Pastors Arbeit: „Generaloberst Viktor Dankl, der Sieger von Krasnik und Verteidiger Tirols“ (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung). Sie stützt sich im wesentlichen auf die äußerst wertvolle Quelle der Briefe des Feldherrn. Gerade bei uns in Deutschland verdient die Schrift eine starke Beachtung. W. W.

Aus der stillen Zeit. Wiener Roman aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Von Vinzenz Chiavacci. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.40.

Der vor einiger Zeit gestorbene Verfasser war ein Kenner und meisterhafter Schilderer Wiens und der Wiener und namentlich des kleinbürgerlichen Lebens. Er liebte seine Wiener, und wenn er von ihnen erzählte, dann wurde es einem warm ums Herz, und man fühlte sich zu den Leuten hingezogen, deren Hauptcharakterzug die Lebensfreudigkeit ist. In dem vorliegenden Roman wird die Geschichte einer Familie erzählt, getreu und wahr, mit der ganzen Kleinmalerei, über die Chiavacci verfügte. Freilich geht der Verfasser andre Wege als der moderne Roman; wer aber den Weg sucht zum Menschen, um Mensch zu sein und im Alltäglichen den Zauber der Poesie zu empfinden, in trüber Zeit einen sonnigen Strahl vom Gold echten Humors auf seinen Lebenspfad fallen zu lassen, der wird dem Verfasser für seine Gabe dankbar sein. No.

Hamerlings Werke. Auswahl in zehn Teilen. Mit einem Lebensbild und Einleitungen von M. M. Rabenlechner. Leipzig, Verlag von Hesse & Becker. In drei Bänden M. 6.—.

„Seit Hamerling ist keiner mehr aufgestanden, der mit klassischem Schönheitssinn und doch ganz eigner Art so tief aus deutscher Seele heraus und in die deutsche Seele hineingesungen hat als er. Seine Werke, sie mögen nun in Rom oder Athen, Münster oder Paris spielen, oder im Teutoburger Wald oder in den Bereichen modernen Homunkeltums — immer durchwogt sie der ungestüme Pulsschlag des Riesengeisterkampfes der Gegenwart. Keiner ist kundiger in Liebeslust und Seelenleid, keiner bekennt so glühend das menschlich Schöne, so feierlich das göttlich Gute als Robert Hamerling, der einsame Sänger, es getan hat.“ So sagt Peter Rosegger in seinem Geleitwort zu der vorliegenden Auswahl der Werke des Dichters. Wenn wir an Hamerling denken, so erinnern wir uns vor allem an seine zwei Epen „Ahasver in Rom“ und „Der König von Sion“, auf denen des Dichters Erfolg und Ansehen beruht und die in ihrer großen geschichtlichen Auffassung und blendenden, farbenreichen Darstellung auf jeden Leser einen großen Eindruck hinterlassen; dann der große Roman „Aspasia“, das Liederbuch „Sinnen und Minnen“ und „Venus im Exil“. Alle diese Werke sind heute noch ebenso lesenswert wie zur Zeit ihres ersten Erscheinens, und es ist anzuerkennen, daß die Verlagshandlung jetzt eine Auswahl der Werke Hamerlings zu einem so außerordentlich niedrigen Preise der Allgemeinheit zugänglich macht.

Soldatengräber, Kriegerdenkmäler, Erinnerungszeichen. Entwürfe und Vorschläge. Herausgegeben vom Bayerischen Kunstgewerbe-Verein, München. München, R. Oldenbourg. Kart. M. 3.60.

Eine größere Anzahl zum Teil hochangesehener Künstler hat sich zusammengetan, um dem Verlangen der Zeit nach bildlichem Ausdruck pietätvoller Gefühle mit diesem Werke entgegenzukommen. Unverkennbar ist das Bestreben, die Gelegenheit zu benutzen, um im Sinne einer neuen, volkstümlichen Kunstweise zu wirken; manches Schlichte und doch recht Stimmungsvolle ist dabei zum Vorschein gekommen. Anderseits war es vielleicht nicht ganz richtig, neben fleißig und sauber Durchgeführtes auch nur in roher Skizze Dargebotenes zu stellen: das nimmt guten und berechtigten Kunstgedanken wohl oft für weitere Kreise den Wert; auf Laienaugen „wirkt“ so etwas nicht. Durchaus anzuerkennen ist das Bestreben, vor allem für das zunächst Notwendige und Mögliche zu sorgen. Z.

Lille in deutscher Hand. Mit Beiträgen von Gefr. Arnold, Unteroffizier Friedrich, Hauptmann Höcker, Hauptmann de Liagre, Rittmeister v. Ompteda, Hauptmann Schröder, Friedel Merzenich, Kanonier Weiglin u. a. Herausgegeben von der Liller Kriegszeitung. Mit Buchschmuck und Bildnissen. Geh. M. 2.—.

Die in dem Buche vereinigten Beiträge berichten über alle Einzelheiten der Eroberung von Lille und über das Leben und Treiben in der Stadt nach der Besitzergreifung. Es sind prächtige Schilderungen, die uns von den verschiedenen Mitarbeitern dargeboten werden, Schilderungen, die auf den Leser einen tiefen Eindruck machen, weil sie alle aus unmittelbarem Anschauen geschöpft und schmucklos und wahr wiedergegeben worden sind. Von besonderem Interesse sind, um einiges herauszugreifen, die Abschnitte: Von der Arbeit unsrer Feldgrauen; Hygienischer

Digitized by Google

Streifzug; Was man in französischen Kasernen findet; Kaisers Geburtstag in Lille; Militärisches Schauschwimmen; Stimmungsbilder aus dem deutschen Lille und die Kaisergeburtstagsnummer der Liller Kriegszeitung.

Liller Kriegszeitung. Eine Auslese aus Nummer 1 bis 40. Herausgegeben von L. Höcker und Freiherr v. Ompteda. Berlin, Verlag von W. Vobach & Co. Geb. M. 4.—.

Auf diesen Band, dessen Verkauf ebenfalls zugunsten der Liller Kriegszeitung geschieht, bezieht sich auch alles das, was wir bei der Besprechung (s. Novemberheft) der vom Kriegszeitungsverlage selbst herausgegebenen Auslese in drei Bänden gesagt haben. Diese Auslese wird allen denjenigen ein willkommener Ersatz sein, deren Wunsch, eine vollständige Ausgabe der Nummern 1—40, die vollständig vergriffen sind, zu erhalten, unerfüllt bleiben muß.

Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft. Beiträge zur Entwicklung des Unterrichtswesens. Gesammelt und herausgegeben von Jakob Wychgram. Leipzig, Otto Nemnich. Geb. M. 7.—.

Mehr denn achtzig Mitarbeiter männlichen und weiblichen Geschlechts haben zu diesem gewichtigen Werke reichsten Gehaltes beigetragen. Mit unbedingter Unparteilichkeit hat sie der Herausgeber gewählt: oberste Unterrichtsverwaltungsbeamte und Volksschullehrer, konservative und sozialdemokratische Abgeordnete, Norddeutsche und Süddeutsche, Anhänger und Gegner der Einheitsschule, Freunde und Feinde des humanistischen Gymnasiums sind zu Worte gekommen, und auch Anschauungen, die je nach den politischen, konfessionellen, sozialen und wirtschaftlichen Ueberzeugungen ihrer Vertreter voneinander abweichen, gelangten nebeneinander zum Ausdruck. In dieser Unparteilichkeit lag die Gewähr, daß der Leser ein vollständiges und ungefärbtes Bild der bestehenden Richtungen erhielt, und dadurch gewann er zugleich die Möglichkeit, sich ein eignes Urteil zu gestalten. Von der erstaunlichen Vielseitigkeit des gebotenen Stoffes kann hier unmöglich ein auch nur annäherndes Bild gegeben werden: wenn wir die Lehrplanfrage, das Problem der sittlichen Erziehung, die sozialpädagogischen Bestrebungen, die allgemeine obligatorische Fortbildungsschule und die Vorbildung der Volksschullehrer nennen, so greifen wir aufs Geratewohl nur ein paar der wichtigsten Gegenstände heraus. Alle aber werden behandelt unter dem Gesichtswinkel der Frage, welche Einwirkungen der Krieg vermutlich auf das deutsche Unterrichtswesen haben werde, und alle diese Aufsätze schärfen den Blick für den organischen Zusammenhang des gesamten deutschen Unterrichtswesens. Ein Arsenal für die deutsche Pädagogik der Zukunft — gehe jeder und hole sich die Waffen daraus, die er braucht, um zu seinem Teile mitzuwirken an den großen erzieherischen Aufgaben, die uns alle nach dem Friedensschlusse erwarten! Hans Zimmer.

Goethe. Von Georg Simmel. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 264 S. M. 4.— (4.80).

Weder eine Lebensbeschreibung noch eine Untersuchung der Werke Goethes wird hier geboten. Unter scharfer Ablehnung der Modell- und Milieutheorie fragt Simmel: Was ist der geistige Sinn der Goetheschen Existenz überhaupt? Der Philosoph prüft das Wesen Goethes an den großen Kategorien des Seins und Denkens. Er findet — um eins der wichtigsten Ergebnisse hervorzuheben —, daß zwischen seinem natürlichen Triebe zum Schaffen, Bilden, Handeln und den wertentscheidenden Normen für das Geschaffene eine tiefere, selbstverständlichere Harmonie herrschte, als die Menschen sie sonst zu besitzen pflegen, daß sich in ihm das Subjektive und Objektive in staunenswerter Weise ausglichen. In acht Abhandlungen wird der Gedankengang entwickelt: Leben und Schaffen, Wahrheit, Einheit der Weltelemente, Getrenntheit der Weltelemente, Individualismus, Rechenschaft und Ueberwindung, Liebe, Entwicklung. — Es ist gut, daß neben Philologen und Aesthetikern auch einmal ein so geistreicher und scharf zergliedernder Philosoph wie Simmel Goethes Wesen zu deuten sucht. Auch muß man anerkennen, daß seine Ausführungen immer zum Nachdenken anregen und gelegentlich überzeugende Klarheit verschaffen. Aber es bleibt daneben doch viel Fragwürdiges und Bedenkliches. Manche Erörterungen stehen nur in losem Zusammenhang mit dem Gegenstand des Buches. Bei aller Schärfe im einzelnen läßt das Ganze doch eine klare und straffe Gliederung vermissen. Vielfach ist endlich die Sprache so dunkel und wenig anschaulich, daß sie gerade für die Würdigung Goethes unangemessen erscheint und dem Leser erhebliche Schwierigkeiten bereiten dürfte. Br.

Preußische Unterrichtsverwaltung. Von Prof. Dr. Friedrich Giese, Frankfurt a. M. Sonderabdruck aus von Rönne-Zorn, Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie. Dritter Band, zweite Abteilung. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Für die im Erscheinen begriffene fünfte Auflage des altbewährten Rönneschen Preußischen Staatsrechtes hat Professor Giese von der jungen Frankfurter Universität den Abschnitt über das Unterrichtswesen neu bearbeitet und als Sonderabdruck erscheinen lassen. Diese Arbeit verdient, daß besonders

Digitized by Google

auf sie aufmerksam gemacht wird. Zunächst muß man dankbar begrüßen, daß der Stoff, der in den früheren Auflagen des Rönneschen Staatsrechtes über verschiedene Bände verteilt war, sich jetzt im Zusammenhang dargestellt findet. Es ist dies allein schon für den Praktiker ein nicht zu unterschätzender Gewinn. Zusammenstellungen des gesamten preußischen Unterrichtswesens sind kaum vorhanden, was verständlich ist, da durch den Mangel einer durchweg einheitlichen Gesetzgebung die Aufgabe erschwert wird. So hat man nun hier das gesamte umfangreiche Material auf verhältnismäßig engem Raume beisammen, ohne daß dadurch die Ausführlichkeit und Gründlichkeit oder gar der altbewährte wissenschaftliche Charakter des Werkes gelitten hätte. Im Gegenteil, es wird kaum eine noch so in das Einzelne gehende Frage auftauchen, auf die man hier nicht — und zwar für alle Landesteile und auch für die allerneueste Zeit — eine erschöpfende Antwort oder wenigstens einen vollständigen Hinweis auf das Schrifttum und die Gesetzgebung findet. Die Kürze und Schärfe des Ausdruckes gestalten dies noch wertvoller. Es ist anzunehmen, daß dieser Sonderabdruck niemand fremd bleiben wird, der in irgendeiner Weise sich mit Schulangelegenheiten zu befassen hat. Man darf hoffen, daß der Verfasser auch auf andern Gebieten der Gesetzgebung seine Fähigkeit der Darstellung weiter betätigen möge.

Dr. A. L.

Der weimarische Musenhof 1756—1781. Von Wilhelm Bode. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 5.—, geb. M. 6.25.

Dies lebensvolle, umfassende Gemälde des weimarischen Hofes und Landes von der Verheiratung der Herzogin Amalie (1756) an führt uns besonders fesselnd die vor Goethes Erscheinen in Weimar liegende Regierungstätigkeit der früh verwitweten Fürstin vor Augen. Wir erhalten eine anschauliche Darstellung der damaligen Zustände, aus denen heraus die kleine Residenz sich unter der eifrigen landesmütterlichen Fürsorge und den künstlerischen Neigungen der Herzogin Amalie und später ihres Sohnes Karl August zu höchstem Ansehen entwickelte. Beide, Mutter und Sohn, werden nach ihrem Wesen und Wirken gut charakterisiert, nicht minder die Männer und Frauen des Hofes und der Gesellschaft, welche die Umwelt der Klassiker bildeten. Wir sehen die Männer von „schönem Geist und fühlbarem Herzen", denen im Laufe der Zeit zumeist die Hof- und Staatsämter übertragen wurden, und die schönen und bedeutenden Frauen am Hofe, wie Frau v. Stein, Charlotte v. Kalb, Baronin v. Werthern, Gräfin Werthern u. a. Zahlreiche Bilderbeigaben machen das Buch noch anziehender, das die Reihe ähnlicher Veröffentlichungen des bekannten Goetheforschers in wünschenswerter Weise bereichert und vervollständigt.

Wenn sie siegten. Von Wilh. Schmidtbonn. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet 40 Pf.

Wenn sie siegten! Unter diesem Titel hat Wilhelm Schmidtbonn eine Auswahl aus Selbstbekenntnissen der Ententemänner und -blätter zu einem außerordentlich eindrucksvollen Heft zusammengestellt: Zeugnisse eines ungeheuerlichen Hasses und wahnsinniger Vernichtungslust, entnommen nicht etwa nur aus gewerbsmäßigen Hetzblättern und den Reden unverantwortlicher Kriegstreiber, sondern aus Zeitungen, die einen alten guten Namen tragen, und aus amtlichen oder halbamtlichen Aeußerungen der führenden Staatsmänner, dabei aber nicht etwa allein aus der ersten Zeit des Krieges stammend, sondern großenteils neueren Datums. Jedes dieser so furchtbar beredten Zitate ist mit genauer Quellenangabe versehen; das gibt der Sammlung neben der Wucht ihres Inhalts auch gesicherten urkundlichen Wert. Möge sie die Entschlossenheit zum Widerstand bis aufs äußerste festigen, den Willen zum Sieg stählen und unerschütterlich machen!

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064469032

Princeton University Library
32101 064469032

Digitized by Google